This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

46534.2

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

SAMUEL SHAPLEIGH,

(Class of 1789),

LATE LIBRARIAN OF HARVARD COLLEGE.

21 Feb. 1900.

Schriften

zur

Kritik und Litteraturgeschichte

von

Michael Bernays

Erster Band

Zur neueren Litteraturgeschichte

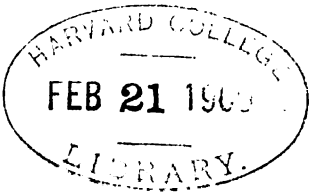
von

Michael Bernays.

I.

Berlin.
B. Behr's Verlag (E. Bock).
1895.

465 H4.2
3



Shaplleigh fund
(1-2, 3-4)

An

Erich Schmidt

in

Berlin.

Dein Name, theurer Freund, ſtellt ſich wie von ſelbſt an die Spitze dieſes Buches. Während ich mich mit ungehemmter Luſt den Arbeiten hingab, aus denen die hier vereinigten Darſtellungen und Verſuche hervorgingen, bliebſt Du mir im Geiſte gegenwärtig. Dem Einzelnen, wie es entſtand, haſt Du Deine prüfende Aufmerkſamkeit gegönnt; Deine warme Theilnahme kam mir ſtets zu gute; Dein bündiges Wort hat mich ermuntert, Dein immer treffendes Urtheil mich gefördert. So nimm nun das Ganze hin als beſcheidene Freundesgabe! Es gelte Dir zugleich als ſpäte Gegengabe für das Geſchenk, das Du mir in Deinen Beiträgen zur Kenntniß der Klopſtockſchen Jugendlyrik dargebracht.

Als berufener Vertreter der Geſamtheit unſerer Wiſſenſchaftsgenoſſen ermahnteſt Du mich wiederholt und nachdrücklich zur Sammlung der kleineren und umfangreicheren Schriften, in denen ich von Zeit zu Zeit einzelne Ergebniſſe litterarhiſtoriſcher Studien vorgelegt. Mit dieſem Bande beginne ich Deiner Mahnung nachzukommen.

Umfaſſendere Mittheilungen aus dem Vorrathe älterer Arbeiten müſſen freilich den folgenden Bänden vorbehalten

bleiben. Diesmal erscheinen nur zwei Aufsätze älteren Ursprungs. Der eine mag uns vergegenwärtigen, wie der Text des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe allmählich gereinigt und vervollständigt worden; zugleich mögen wir uns freuen, daß die Handschriften jener Briefe, als vaterländische Kleinodien, im Weimarischen Schatzhause für immer geborgen ruhen. Der andere begründet die Nothwendigkeit einer Gesamtausgabe der Schillerschen Briefe, einer solchen, wie sie uns Fritz Jonas nun in musterhafter Bearbeitung darbietet; sie ist würdig, sich den Werken Schillers anzuschließen; in ihr besitzen wir sein Selbstbildniß. Es spricht zu uns mit lebendigen Lauten; mächtig blickt es uns an mit seinen lichten, unvergänglich festen Zügen.

Die beiden Abhandlungen, denen dieser Band seinen hauptsächlichen Inhalt verdankt, wurden in der glücklichen Muße der jüngsten Jahre begonnen und ausgeführt. Der ersten blieb alles gelehrte Beiwerk fern; um so reichlicher ward die zweite damit ausgestattet. Doch darf ich hoffen, daß dem gewissenhaft theilnehmenden Leser die Noten weder als Belastung des Textes erscheinen, noch die Uebersicht des Ganzen erschweren werden. Sie sind keineswegs bestimmt, die Darstellung mit gelehrtem Prunke zu verbrämen. Sie führen ihre eigene Sprache; dem selbstthätigen Forscher geben sie Winke und Fingerzeige; sie weisen auf den Weg, auf dem ich selbst, unter ernsten Mühen, vorwärts zu bringen strebte.

Oft wird in diesem Buche die Betrachtung auf die Litteratur des Auslandes hingelenkt: aber stets kehrt sie zur heimischen zurück. Behauptet doch die deutsche Litteratur eine Stellung im Mittelpuncte aller Litteraturen! Wir gewahren hier ein fortdauerndes Wechselverhältniß des Gebens und Empfangens. Der deutsche Geist, jeder fruchtbaren Anregung zugänglich, ergriff in freudiger Anerkennung alles, was groß und bedeutsam in anderen Geistesbereichen sich hervorgethan; er nährte und stärkte sich daran; und wiederum nach allen Richtungen hin

entsendet er die Ausströmungen der eigenen Kraft. Will man sich den Gehalt aneignen, den die Schöpfungen unserer Litteratur in sich bergen, trachtet man vornehmlich nach dem veredelnden, seelenerregenden Genusse, den sie gewähren, so bedarf es keiner Ausblicke in fremde Kunstgebiete. Aber unsere Litteratur in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung zu erfassen, den Gang ihrer Ausbildung mit eindringendem Verständnisse zu überblicken, sie als eine der großartigsten Erscheinungen im Geistesleben der Völker anschauend zu erkennen, — das bleibt eine wissenschaftliche Aufgabe höchster Art. Um ihre Lösung nicht gänzlich zu verfehlen, muß man sich wohl entschließen, die Forschung und Betrachtung weit über die vaterländischen Grenzen hinaus zu leiten. Der Deutsche braucht jetzt nicht mehr zu besorgen, daß er, geblendet von dem Glanze der Schätze, deren die anderen Völker sich rühmen, den Werth der eigenen Besitzthümer geringer anschlage, oder sie gar mißachte. Hat er in vorurtheilsfreier Bewunderung Herz und Geist an den Herrlichkeiten des Auslandes geweidet, so mag er getrost sich sagen:

Und froher kehr' ich, wenn ich sie gemustert,
Zu meinem schönern Eigenthum zurück. —

Fernab vom litterarischen Tagesmarkte und seinem Getümmel sind diese Arbeiten entstanden. Sie widmen sich der Vergangenheit; aber sie konnten mich der Gegenwart nicht entfremden. Ja, vielleicht muß ich mir vorwerfen, daß durch die unabläßige Erwägung, die theilnehmende Betrachtumg dessen, was jetzt im Leben unseres Volkes, was im weiten Umkreise der gebildeten Menschheit sich vollzieht und vorbereitet, meinem Urtheile hie und da eine allzu bestimmte Richtung gegeben und die Ruhe der wissenschaftlichen Anschauung gestört worden. Doch immerhin! Warum müßte ich solchen Vorwurf scheuen? — Dem deutschen Volke bietet sich in seiner Litteratur ein Abbild seines Wesens, ein Sinnbild seiner Geschicke. Wie könnte man sich der Erforschung des längst oder jüngst Ver-

gangenen zuwenden, ohne der Gegenwart zu gedenken, und mit muthigen Hoffnungen in eine noch verhüllte Zukunft hinauszublicken! —

Ich reiche Dir, geliebter Freund, bewegten Herzens dieses Buch. Mir erneuert sich die Erinnerung an alles, was Du mir gewesen; ich überdenke, was Du der Wissenschaft und denen, die ihr angehören, geleistet hast und zu leisten fortfährst. Was Du früh verheißen, begannst Du auch früh zu vollbringen. Mit dem vordringenden Eifer des Jünglings paarte sich in Dir die klare Besonnenheit des Mannes. Jüngeren und Aelteren schreitest Du nun voran, ein begeisternder und zuverlässiger Führer zu den hohen Zielen unserer Wissenschaft, deren nationale Bedeutung nicht länger verkannt werden darf.

Durch Jahrzehnte schon währt unsere Freundschaft. Sie wird unerschüttert fortbestehen, so lange diese Lebenssonne uns leuchtet.

In steter Treue

Dein

M. B.

Karlsruhe, 27. Januar 1895.

Inhalt.

I. Bemerkungen zu einigen jüngst bekannt gemachten Briefen an Goethe. (Ungedruckt.)

1. Die erste Aufführung des Mahomet.

Bedenken der Wiener Censur gegen die Aufführung 3—6. Die Scene 2,5 in den Propyläen 7—9. Frühere enthusiastische Urtheile über diese Scene 10—11, denen dann Geringschätzung folgt 12. Bonaparte und Voltaires Mahomet 13—18.

2. Varnhagens Briefe. Beziehungen Goethes zu Walter Scott.

Varnhagen über Goethes Kunst und Alterthum 19—21. Goethe über Napoleon und Hamann 21—22, Fichte über Napoleon 23—26. Taine über Napoleon 27—28. Die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 29—30. Welche Aufnahme Scotts Life of Napoleon Buonaparte gefunden 31—32. Scotts Brief an Goethe 33. Goethes Brief an Scott 34—35. Scotts Arbeit an der Biographie Napoleons 36—41 (Scotts Wort über Goethe 38—39). Scotts Arbeit über E. T. A. Hoffmann, die Goethes Antheil erweckt 41—46. Scott beendet seinen Napoleon 46—47, schreibt an Goethe 48—53 (Briefe von Manzoni und Luke Howard 49). Scotts Uebersetzung des Götz 54—55. Goethe an Carlyle über Scotts Napoleon 56—58. Carlyles Brief an Scott 59. Die deutsche Kritik über Scotts Napoleon 60—64. Sainte-Beuves, Channings und Prescotts Urtheile 65—68. Goethes Urtheil 69—71. Goethes Anschauung von Napoleons Persönlichkeit 72—75. Mängel und Eigenart des Scottschen Werkes 76—81. Scotts späteste Arbeiten 82—83. Goethes Theilnahme an Scotts Schriften 84—87. Scotts Reise nach Italien 88. Sein Tod 89. Scotts Auffassung der Goetheschen Dichternatur 90—92. Carlyle als Verkündiger Goethes 93—96.

II. Der französische und der deutsche Mahomet. (Ungedruckt.)

1. Schopenhauer über den Schlußvers des Mahomet 99—100. Schopenhauers Verhältniß zu dem bewunderten Voltaire 101—107. Voltaires Beziehungen zur tragischen Bühne 108—112. Wie Schopenhauer citiert 113—114. Ueber den mühseligen Abschluß des Voltaireschen Mahomet 115—119. Das eigentliche Schlußwort des Mahomet 120—123. Wie Voltaire der Schwäche des fünften Actes abzuhelfen sucht 124—132. Wie Goethe den fünften Act behandelt 133—138.

2. Kleine Versehen Goethes, zum Theil von Merkel und Huber berichtigt 139—149. Wie Goethe sich als Uebersetzer zu Voltaire stellen mußte 150—155. La Harpe. Seine Melanie und sein Lycée 156—163. La Harpe als Zögling, Kritiker und Bewunderer Voltaires 164—167. La Harpes Verhältniß zur Revolution 168—171. Seine Schrift über den Fanatisme 172—174. Chateaubriands Essai sur les Révolutions 175—178. J. de Maistres Considérations 179—184. La Harpes Kritiken Voltairescher Dramen 185—187. Ob Goethe diese Kritiken gekannt und benutzt hat 187—191. Goethes Behandlung der von La Harpe getadelten Verse 192—198. Der frühere Commentar La Harpes 199—211. Wie Goethe einzelne, von der Kritik nicht angegriffene Stellen veredelnd wiedergiebt 212—214. Ausblick auf das Theater der Revolution 215—221.

3. Herzog Carl August drängt Goethe zur Arbeit am Mahomet und begleitet sie mit seiner thätigen Theilnahme 222—225. Blick auf Corneille und Racine 226—228. Friedrich Schlegels Uebersetzung des

Bajazet 229—237. Friedrich Schlegels Aeußerungen über Racine 238—240. Schiller und Racine 241—245. Schillers Ueberſetzung der Phädra 246—248. H. J. von Collins und Ludwig Roberts Ueberſetzungen einzelner Stellen der Phädra 249—255. Die Sprache der franzöſiſchen Tragödie 256—257. Der Stil Corneilles 258—261. Der Stil Racines 262—270. Die Kritik befehdet den tragiſchen Stil 271—275. Friedrich der Große kämpft für die Freiheit des dichteriſchen Ausdrucks 276—280. Voltaires Meiſterſchaft in Handhabung der franzöſiſchen Sprache 281. Mängel und einzelne Vorzüge ſeines tragiſchen Stils 282—292.

4. Erſchütterung der Bühnenherrſchaft Voltaires (Geoffroy, Conſtant, Guizot) 293—96. Schillers Urtheil über Voltaire und Begründung dieſes Urtheils 297—300. Blick auf einzelne Tragödien Voltaires 301—305. Grundmangel der Voltaireſchen Tragik 306—310. Welchen Erſatz Voltaire für dieſen Mangel bietet 311-17. Voltaire als dramatiſcher Lehrdichter 318—322. Euripides 323—326. Lehrzweck der Bühnendichtung Voltaires 327—333. Wirkung der kirchenfeindlichen Dramen Voltaires 334—339. Bedeutung und Nachwirkung des Mahomet 340—342. Friedrichs des Großen ablehnendes Verhalten gegen den Mahomet 343—346. Goethes eigentlicher Zweck bei der Ueberſetzung des Mahomet 347. Goethes früheres Urtheil über Voltaire 348—349. Geſchichtliche Bedeutung der Natürlichen Tochter; der Revolutionsgeiſt und der Geiſt wahrer Freiheit 350—353.

Anhang I. Schillers Verſuch einer Ueberſetzung des Britannicus von Racine 354—360. II. Goethe als Leſer Saint-Simons 361.

III. Der Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe in der Ausgabe von 1881.

Der innere Werth dieſes Briefwechſels wird immer entſchiedener anerkannt 365—367. Unvollſtändigkeit der früheren Ausgaben 368—370. Vollmers Verdienſte um die neue Ausgabe 371. Zuſätze der neuen Ausgabe 372—373. Schillers Brief an Süvern 374. Die ſachreichen Regiſter der neuen Ausgabe 375—377. Einzelne Verbeſſerungen des Textes 378—386. (Goethes Brief vom 26. October 1794, 383—86.) Ergänzungen des Textes 387—389. Vertraulicher Ton der brieflichen Aeußerungen; Wiederherſtellung des urſprünglichen Wortlautes 390. Neu hinzugekommene Briefe 391—392. Die verbündeten Freunde 393—394.

IV. Die Urſchriften der Briefe Schillers an Dalberg.

Erſter Druck dieſer Briefe 397—398. Mängel des erſten Druckes 399—400. Erſte Aufnahme dieſer Briefſammlung (Thomas Carlyle) 401—402. Die Handſchriften 403—404. Was ſie bieten und nicht bieten 405. Schillers Rechtſchreibung 406—407. Wie ſie in den früheren Drucken unbeachtet geblieben 408—409. Fehler der früheren Drucke, aus der Handſchrift verbeſſert 410—414. Briefe aus dem October und Dezember 1781, 415—422. Kleinere Verſehen 423—424. Der Brief vom 4. Juni, 1782, S. 424—426. Die Nachricht an das Publikum vor der Aufführung der Räuber 427—428. Der wichtige Brief vom 24. Auguſt 1784, 429—431. Pflicht der philologiſchen Kritik, auch das Kleinſte zu beachten 432. Wie die Franzoſen und Engländer mit den Briefen ihrer angeſehenen Schriftſteller verfahren 433—435. Bedeutung der Briefe für die Erkenntniß des Weſens großer Schriftſteller 436. Briefe der großen Deutſchen 437. Goethes Briefe 438—439. Schillers Briefe 440—441. Biographiſcher Werth der Briefe an Dalberg 442. Dalberg in ſeinem Verhältniſſe zu Schiller 443-444. Schillers Verhältniß zu den Schauſpielern 445—447. Schillers Selbſtbewußtſein. Die Räuber 448—449.

I.

Bemerkungen

zu

einigen jüngst bekannt gemachten Briefen an Goethe.

(1893)

Die Briefe, die der 14. Band des Goethe-Jahrbuchs mittheilt, hat der Herausgeber mit wünschenswerthen Erläuterungen versehen; sie belehren uns vielfach; hie und da fühlt man sich aufgefordert, sie zu berichtigen oder zu ergänzen.

1. Die erste Aufführung des Mahomet.

Am 10. December 1800 (S. 37) klagt Frau von Eybenberg über das Mißgeschick, daß sie den Mahomet nicht aus Goethes Händen erhalten; sie deutet zugleich auf den Grund, der die Wiener Censur bestimmt haben könne, gegen die Aufführung des Trauerspiels Einspruch zu erheben.

Was kann hier den Herausgeber stutzig machen? — Er meint, das erst im Jahre 1802 gedruckte Stück sei auch erst am 3. April 1802 zur Aufführung gelangt. Er beruft sich dafür auf das unverwerflichste Zeugniß, auf einen Eintrag in Goethes Tagebuch. Da findet sich denn allerdings, daß am 1. und 2. April 1802 Proben vom Mahomet abgehalten wurden, denen am dritten die Darstellung folgte. Aber doch nicht etwa zum ersten Mal erschien das französisch-deutsche Drama auf den Weimarischen Brettern an jenem Tage?

Um sich der Zeit der ersten Aufführung zu entsinnen, bedarf es ja nur der Erinnerung an die Stanzen, in denen Schiller den Freund begrüßte und rechtfertigte, als dieser „den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte." Schon in den ersten Band seiner Gedichte hatte er sie 1800 eingefügt; entstanden waren sie in den ersten Tagen des gedachten Jahres. Am 8. und 9. Januar 1800 sehen wir ihn eifrig mit dem

Abſchluſſe des Gedichtes beſchäftigt: denn, wie er ſich kriegeriſch ausdrückt, mit geladener Flinte wollten die verbündeten Freunde das Publikum bei dem Mahomet erwarten.

Der dreißigſte Januar jenes Jahres, der „immer gefeierte" Geburtstag der regierenden Herzogin, war der Tag der erſten Aufführung. Vollſtändig gedruckt erſchien der Mahomet zugleich mit dem Tancred freilich erſt im Spätſommer 1802 (Goethe an Cotta 13. Auguſt und 28. September 1802). Aber ſchon mehrere Wochen, ehe Voltaires Tragödie ſich dem Weimariſchen Publikum darſtellte, war den Leſern der Propyläen ein Vorſchmack der neuen Bearbeitung geboten worden. Das erſte Stück des dritten Bandes, das gegen Ende des Jahres 1799 ausgefertigt war, brachte auf Seite 171—179 den erſten und fünften Auftritt des zweiten Aufzuges als Muſterſtücke, nach denen man ſich ein Urtheil über Art und Haltung des Ganzen bilden ſollte.

In einigen vorſtehenden Sätzen äußert Goethe ſich bündig und beſtimmt über die Abſicht, die er bei dieſem Unternehmen verfolgte. Er giebt zu verſtehen, daß auch dieſe Bearbeitung des Voltaireſchen Stückes dazu beitragen ſolle, einen reineren Kunſtbegriff auf der deutſchen Bühne einzubürgern und Spieler wie Hörer an eine ſtrengere Kunſtübung zu gewöhnen. Er erinnert an ſo manches, was ſchon in dieſem Sinne geſchehen, an Gotters und Eſchenburgs ältere Bearbeitungen Voltaireſcher Dramen, an die Aufführung des dreitheiligen Wallenſtein und des von Schlegel überſetzten Hamlet; er gedenkt einiger in vornehmem Stil gehaltener Darſtellungen Ifflands; mit ſtärkſtem Nachdrucke aber verweiſt er auf Wilhelm von Humboldts Brief über die damalige tragiſche Bühne der Franzoſen, der jenem Hefte der Propyläen das eigentliche Schwergewicht, oder, wie Goethe gegen Humboldt ſelbſt bemerkt, (28. October 1799) die vornehmſte Zierde gab.

Durch Humboldts Brief hatte der Dichter eine lebendige Einſicht in die rühmenswerthen Eigenſchaften der franzöſiſchen

Bühne gewonnen. Er wünschte, daß denkende Freunde des deutschen Theaters erwägen möchten, ob es gelingen könne, diese Eigenschaften auf unsere heimische Schauspielkunst zu übertragen, die dadurch weder in ihrem natürlich freien Entwicklungsgange gehemmt, noch auf fremde Pfade verlockt werden sollte. Er selbst aber bemühte sich, die belehrenden Anschauungen, die er eben im rechten Augenblick durch den fernen Freund empfangen, bei der Nachdichtung des Mahomet thätig auszunutzen.

Die Worte, mit denen Goethe die Proben seiner Arbeit begleitet, stellen sich gleichsam in die Mitte zwischen Humboldts Brief, auf den sie zurückweisen, und das Gedicht Schillers, auf das sie hinausdeuten. So zeigt sich auch hier recht augenscheinlich, wie das Wollen und Wirken der drei Freunde zusammenstimmend ineinander greift. Als Mitgenossen derselben Bestrebungen müssen sie sich, bald unwillkürlich, bald mit bewußter Absicht, in ihrer edlen, von verschiedenen Punkten ausgehenden Thätigkeit wechselseitig fördern.

Wie die Weimarische Ausgabe (9, 516) wieder in Erinnerung gebracht hat, ließ Goethe von dem Bogen der Propyläen, der jene beiden Auftritte enthielt, hundert besondere Abzüge herstellen. Einzelne dieser Exemplare wurden gelegentlich einem Freunde zu weiterer Verbreitung übergeben (an Knebel 10. Januar 1800); andere wurden wohl dazu benutzt, den Direktionen näherer und fernerer Bühnen die neue Arbeit zu empfehlen. So richtete Vulpius (Goethe-Jahrbuch X 148) schon am 27. December 1799 nach Bremen die Anfrage, ob man dort nach einer vollständigen Abschrift Verlangen hege, und übersandte zugleich die schon bekannt gemachten Proben. Ein ähnliches Anerbieten mag, wie nach Dresden, so auch früher oder später nach Wien ergangen sein. Ob nun Frau von Eybenberg gehofft hatte, die vollständige Handschrift zu bequemer Durchsicht zu erhalten, oder ob Goethe ihr die Mittheilung jenes Bogens der Propyläen zugesagt hatte — auf alle Fälle

bleibt ihre Aeußerung in dem erwähnten Briefe vom 10. December 1800 vollkommen begreiflich.

Nicht minder begreiflich scheint es, daß die Wiener Censur, die schon so manches „liebe Gedichtchen durch ihr Verbot bekränzt" hatte, sich der öffentlichen Darstellung des Mahomet widersetzte. Freilich hatte einst das päpstliche Oberhaupt der römischen Kirche das verrufene Werk in seinen Schutz genommen. Benedict XIV. hatte sich's gefallen lassen, daß diese dramatische Satire auf die Grausamkeit und den Irrwahn eines falschen Propheten ihm, als dem Statthalter und Nacheiferer des wahren friedespendenden Gottes, demüthig zu Füßen gelegt ward. Er hatte dem schmeichelnden Verfasser nebst seinem apostolischen Segen die Versicherung ertheilt, daß er das treffliche Trauerspiel mit hohem Vergnügen gelesen (la sua bellissima tragedia di Mahomet, la quale leggemmo con sommo piacere). Der päpstliche Lobspruch konnte jedoch nicht verhindern, daß man durch die schimmernde Oberfläche hindurch dem Werke auf den Grund sah. Man durfte nicht verkennen, daß in dem falschen Propheten, der seinen Lüsten fröhnt und in seinen Verbrechen schwelgt, der Stifter und Verbreiter einer jeden auf Offenbarung gestützten Religion verhöhnt und gebrandmarkt werden sollte.

Befremdlicher klingt es, wenn Marianne von Eybenberg die Vermuthung äußert, das Verbot sei nur deshalb über den Mahomet verhängt worden, weil „man in einigen Zügen Aehnlichkeit mit Bonaparte gefunden". Wie? Mahomet und Napoleon — der erbarmungslose Betrüger, der, geborgen hinter der Larve des Gottgesandten, in seinen Gläubigen den wild glühenden Fanatismus anfacht, um sie zu den frechsten Schandthaten hinzureißen, deren Ausübung er von ihnen gleichsam im Auftrag des Höchsten fordert — und der vergötterte jugendliche Held, der seine frühen Jahre mit beispiellosen Siegen ausfüllt, der eben mit diktatorischer Gewalt die Mächte des Umsturzes in seinem Lande gebändigt hat, und über ganz Europa eine

Zeit des Völkerglücks herauf zu führen verheißt — selbst ein böswilliger Scharfsinn, sollte man glauben, vermöchte hier keine Aehnlichkeit auszugrübeln.

Und dennoch wird man anstehen, jene Vermuthung ohne Weiteres abzuweisen, so bald man auf die eine der Scenen blickt, die Goethe den Lesern der Propyläen vorgelegt. Er hatte sie, die fünfte des zweiten Aufzuges, für seinen Zweck sehr schicklich ausgewählt.

Eben ist, aus fünfzehnjähriger Verbannung, Mahomet nach Mekka zurückgekehrt. Ohne Schwertstreich hat er den Eintritt sich gewonnen. Es vollzieht sich, was der Orakelspruch, was die gemeine Sage des Volkes voraus verkündigt hatte: der Günstling des Schlachtengottes erscheint als Friedensbringer, in der Hand, statt der Waffe, den Oelzweig. Da tritt ihm Sopir entgegen, der greise Scherif von Mekka, der den trugvollen Urheber der neuen Lehre nicht minder heftig als die Lehre selbst verabscheut. In ihm, der, hochsinnig und milde zugleich, auf seinen Ueberzeugungen fest beharrt, in ihm glüht ein unlöschbarer Haß gegen den heuchelnden Verführer der Völker, den Weltverwirrer, der ihm die Seinen gemordet, dem er selbst einen Sohn im Kampfe getödtet. Wie er einst die Vertreibung des falschen Propheten bewirkte, so hat er jetzt alle Kraft aufgeboten, um dessen unheilvolle Rückkehr zu hindern. Vergebens! Er muß ihn empfangen, den Feind der Welt (Cet ennemi du monde), dem er als dem Inbegriff von Lügen und Kühnheit (Assemblage inouï de mensonge et d'audace) unerschrocken Worte der gerechtesten Empörung entgegenschleudert. Aber der Prophet ist nicht gesonnen, in derselben Tonart ihm zu antworten. Er will mit scheinbar überlegener Klugheit den alten Widersacher sich unterwürfig machen, indem er ihn auf seine Seite herüberzieht. Wodurch denn kann er ihn gewinnen oder bestechen? Giebt er sich das blendende Ansehen eines gottgefälligen Menschenfreundes, der, nur auf die Stimme von oben horchend, den Menschengeist aus selbstverschuldeter Erniedrigung

aufrichten und durch Offenbarung ewiger Wahrheiten erleuchten und beglücken will? Sucht er sich als den erkorenen Empfänger und Vollzieher göttlicher Verordnungen darzustellen? Nein, er geräth auf ein ganz anderes, auf ein echt Voltairesches Auskunftsmittel. Im Bewußtsein errungener Macht und persönlicher Größe verschmäht er in diesem Falle die Heuchelei. Vielmehr scheut er sich nicht, den edelsinnigen Gegner in seinen ungeheuren Plan einzuweihen, dessen gleichen kein Herrscher und kein Priester jemals ausgebildet: er enthüllt ihm seine verruchten Absichten; er zeigt ihm, auf welchem Wege und durch welche Mittel er Arabien erheben, die Welt bezwingen und die Menschheit unter sein Joch beugen will. Sopir, so lautet die Aufforderung, solle seinen Vortheil bedenken, solle der Nothwendigkeit wie einer Gottheit folgen, und sich ihm, dem Schöpfer eines neuen Weltreiches, in Ergebenheit beigesellen.

Darf es uns wundern, daß Sopir sich gegen ein solches Ansinnen mit steigender Entrüstung wehrt? — Aber noch ein anderes Mittel, des Gegners standhaften Sinn zu brechen oder zu erweichen, hält Mahomet in Bereitschaft. Der beiden todt gewähnten und schmerzlich beweinten Kinder Sopirs hat der Prophet sich ehedem bemächtigt und sie zu seinem Dienste auferzogen; aus seinen Händen soll sie der Vater zurück empfangen, wenn dieser dem Lockruf des Verführers nachgehen und aus der Bahn der Wahrheit und Gerechtigkeit weichen will. „Frei ist dein Sohn, ich bin dein Eidam!“ ruft der Prophet ihm zu. Einer solchen Versuchung, wie leicht könnte das Vaterherz ihr erliegen! Doch der Schwergeprüfte widersteht dem Versucher. Eher als dem Lügenpropheten sein Vaterland geknechtet auszuliefern, eher ist er bereit, seine Geliebten mit eignen Händen hinzuopfern. Und so endet die bedeutsame Unterredung. Sie führt zu keinem anderen Ergebniß, als daß der Verkündiger des neuen Glaubens, durch die Umstände gedrängt, seinen Sinn zu noch gesteigerter Grausamkeit verhärtet. —

Diese Scene galt vormals den Franzosen als ein Kleinod

ihrer tragischen Dichtung. Kritiker und Moralisten wetteiferten, sie zu preisen. Man rühmte den Gehalt der politischen Erörterungen, in denen sich der Welteroberer mit kühnem Selbstbewußtsein ergeht; man ließ sich rühren durch den ehrwürdigen Greis, den kein Scheinbild irdischer Größe täuscht, der selbst den süßesten Hoffnungen entsagt, um sein Gewissen unbefleckt zu erhalten, um seinem Vaterlande, seinem Glauben die Treue unerschüttert zu bewahren.

Aus dieser Scene stammen die ahnungsvollen Verse, die in der Stimmung der Zeitgenossen Voltaires einen so vielfachen Widerhall fanden (43—44):

Il faut un nouveau culte, il faut de nouveaux fers;
Il faut un nouveau dieu pour l'aveugle univers.

Wohl nicht absichtslos hat Goethe den Vollklang dieser Worte einigermaßen geschwächt, und auch ihre Bedeutung herab- oder vielmehr umgestimmt. Im Urtexte bilden sie einen selbständigen Satz; im Deutschen werden sie verknüpft mit dem voran stehenden Verse, der sich auf die Erhebung Arabiens bezieht (Sur ces débris du monde élevons l'Arabie):

Auf diese Trümmern einer Welt laß uns
Arabien erheben, neuen Gottesdienst
Bedürfen sie, bedürfen neue Hülfe,
Die tiefgesunknen, einen neuen Gott.

Voltaires Mahomet redet von neuen Ketten, der Goethesche von neuer Hülfe; Voltaire nennt die Menschheit blind, Goethe spricht von tiefgesunkenen Menschen.

Ein ähnliches Verfahren beobachtet Goethe gegen den Schluß der Scene. Sopir fragt, um welchen Preis er seine Kinder retten könne, ob er sein Blut für sie geben, ob er die Fesseln mit ihnen tauschen solle. Nein, antwortet Mahomet mit zweckloser Frechheit:

Non, mais il faut m'aider à tromper l'univers.

Das klang einſt der franzöſiſchen Polizei doch zu brutal: die Schauſpieler mußten ſich bequemen, das anſtößige tromper durch das hier gänzlich ungehörige dompter zu erſetzen. Goethe beſeitigt tromper wie dompter; er läßt ſeinen etwas veredelten Mahomet ſagen:

Nein! komm vielmehr und tritt auf meine Seite.
Durch dein Gewicht befeſtige das Reich.

Schon L. F. Huber hat (ſämtliche Werke ſeit dem Jahre 1802. II, 177) in ſeiner Beurtheilung der Goetheſchen Arbeit auf dieſe bedenkliche Stelle hingezeigt mit den Worten: „das im Verhältniß Mahomets zu Zopiren unnatürlich deutliche Bekenntniß wollte dem einſichtsvollen Ueberſetzer nicht aus der Feder fließen.“ Ganz recht! Aber, genau beſehen, entſpringt dieſe eine grobe Unnatürlichkeit nothwendig aus der empörenden Unnatur der ganzen von Mahomet hier geſpielten Rolle.

Das beredteſte Lob hat dieſer Scene Jean Jacques Rouſſeau geſpendet. Als er 1758 ſeine Schrift über die Schauſpiele an und gegen D'Alembert richtete, bot ſich ihm der Mahomet, der ſeit dem September 1751 von der Bühne feſten Beſitz genommen, wie von ſelbſt zur Betrachtung dar. Er ſtellt ihn zuſammen mit einer älteren ſchon 1707 aufgeführten Tragödie des von Voltaire ſo gründlich gehaßten Crébillon, die durch ihren grauſigen Inhalt ſich ihres Titels, Atrée et Thyeste, würdig erweiſt. In beiden Dramen behält das Verbrechen die Oberhand. Ja, der Crébillonſche Blutmenſch beſchließt das Schauerſtück mit dem kannibaliſchen Jubelruf: So genieß' ich endlich die Frucht meiner Frevelthaten! (et je jouis enfin du fruit de mes forfaits.) Ein Schauſpiel, das ſich mit einem ſolchen Schlußverſe krönt, kann natürlich keine Gnade vor Rouſſeaus Augen finden.

Für den Mahomet wird er deshalb günſtiger geſtimmt, weil hier dem ſiegenden Verbrecher, der wohl die Bewunderung der Maſſe auf ſich lenken könnte, in der Perſon des greiſen

Scherifs von Mekka ein lebendiges Abbild der Tugend ſich gegenüberſtellt, auf das wir mit Achtung und Ehrfurcht hinblicken müſſen. Er, der Gegner aller verführeriſchen Bühnenkünſte, weiß es anzuerkennen, daß in dem Auftritte, der jene beiden zuſammenführt, der große Betrüger die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes uneingeſchränkt bewahrt und trotzdem durch des Greiſes ſchlichten Grabſinn und unerſchrockene Tugend in Schatten geworfen, ja, völlig verdunkelt wird — éclipsé iſt Rouſſeaus Wort, das dem La Harpe ſpäter zu ſtark dünkt, trop fort; er hält vaincu für genügend. — Nur ein Dichter, meint Rouſſeau, der ſich ſeiner Kraft vollkommen bewußt war, durfte ſich zu dem Wagniß entſchließen, die ganze Bedeutung eines ſolchen Gegenſatzes in einer ſolchen Unterredung zum Ausdruck zu bringen. Niemals, behauptet er ferner, ſei die volle gebührende Anerkennung dieſer Scene zu Theil geworden. Das franzöſiſche Theater beſitze keine zweite, in der ſich deutlicher die Hand eines großen Meiſters zeigt, in der die Heiligkeit der Tugend ſichtbarer die hochſtrebende Kraft des Genies überwiegt (J. J. Rousseau à Mr. D'Alembert, Amsterdam 1758 p. 41—42). Dies unmäßige Lob, das den deutſchen Ueberſetzer wohl zur frühen Mittheilung grade dieſer Scene veranlaſſen konnte, wird bis in unſer Jahrhundert hinein von den Litteratoren, die in Voltaire einen Führer oder doch ein Muſter ehren, mit geringen Veränderungen umſchrieben oder nachgeſprochen.

La Harpe, in früheren und ſpäteren Jahren, Paliſſot, Marie-Joſeph Chénier und wie manche, die ſich ihnen anſchließen, ſie alle kommen darin überein, die Urſprünglichkeit und Erhabenheit dieſer Scene zu preiſen, in der Voltaire jegliches Hülfsmittel ſeines Genius aufgeboten. Sie alle erbauen ſich an der edlen Sittlichkeit, die der Dramatiker hier predigt; ſie alle bewundern an dieſer Scene Vorzüge, die ſelbſt einen Racine zum Staunen bewegt hätten. Das Geſchlecht jener Kritiker vernahm auch die umfaſſenden politiſchen Anſchauungen,

die Mahomet hier so selbstgefällig entwickelt, mit sonderlichem Behagen. La Harpe zweifelt nicht, daß die geringe Zahl derer, die einen echten Geschmack haben, dieser Unterredung den Vorrang einräumen werde vor dem berühmten Zwiegespräch im Sertorius des großen Corneille, das doch Voltaire selbst als ein Meisterstück bezeichnet.

Allmählich verstummte dies Lob und ließ keinen Nachhall zurück. Die innere Unmöglichkeit des ganzen vielgerühmten Auftrittes ward nachgewiesen. Man mußte einsehen, daß der Eroberer, der Religionsstifter, sich selbst vergißt und sich selbst erniedrigt, indem er durch das offene Eingeständniß seines schrankenlos verbrecherischen Ehrgeizes, seiner auf Unterjochung der schmählich betrogenen Menschheit abzielenden Plane seinen Gegner wehrlos machen und für sich gewinnen will. Die staatsmännischen Erörterungen mit ihrer aufdringlichen Rhetorik — in unserer Zeit konnten sie die Geister nicht mehr anziehen; der sittliche Heldenmuth des standhaften, vom Widerstreit der Empfindungen gefolterten, Sopir vermochte kaum ein Gemüth mehr zu rühren. Wie verächtlich wurden dieser Mahomet und dieser Sopir von Hippolyte Lucas abgefertigt, als er 1843 seine Geschichte des französischen Theaters zuerst herausgab. (Histoire philosophique et littéraire du théatre français p. 243.) Eben so geringschätzig werden die beiden Unterredner neuerdings von Emile Deschanel abgethan, dessen eigenes Urtheil nicht eben in Betracht kommt, der aber die jetzt geläufigen Ansichten und Urtheile wiedergiebt. In seinem Buche über Voltaires dramatische Dichtung (Le romantisme des classiques, cinquième série, Paris 1886 p. 158.) bespöttelt er diesen Propheten, der sich großsprecherisch verräth und das Geheimniß seiner Plane, die er sorglich verhüllen sollte, thöricht genug offenbart. Ja, der Kritiker wagt, im Hinblick auf das viel berufene Gespräch, die unehrerbietige Andeutung, daß dieser Voltairesche Prophet sich in dem Scribeschen Opern-Propheten einen würdigen Abkömmling erzeugt habe.

In der That ist es schwer zu glauben, daß man jemals, wie auch der Geschmack, das Kunsturtheil sich wandeln möge, zur Bewunderung dieser Scene zurückkehrt. Leicht aber läßt sich begreifen, daß im Jahre 1800 diese Scene, obgleich schon sechs Jahrzehnte früher abgefaßt, die Aufmerksamkeit mit dem Reize der Neuheit spannte. Wie sie damals in dem neuen Hefte der Propyläen dem deutschen Leser zuerst vor Augen gebracht ward, konnte sie, losgetrennt aus dem derben und doch verworrenen Gefüge der Voltaireschen Tragödie, wohl für ihn das Ansehen eines selbständigen, leicht faßlichen Ganzen gewinnen. Hier trat der Kriegsheld als Begründer einer neuen Weltordnung hervor. In der Unterwerfung unter sein listig ihnen aufgeschmeicheltes oder aufgezwungenes Joch sollten die entarteten, mit sich selbst entzweiten Völker das Heil finden, das sie bisher vergeblich in Kämpfen und in Leiden zu erringen getrachtet. Ein unheimlicher Schein frembartiger Geistesgröße umkleidete den Weltgebieter. Ein Geschlecht, das die Jahre der Revolution durchlebt und durchduldet hatte, konnte wohl geneigt sein, in einer solchen Größe eine rettende Kraft zu begrüßen, aus den Händen eines solchen Herrschers die Sclavenfesseln mit Begeisterung anzunehmen. Und war nicht eben auf französischer Erde ein solcher Herrscher und Retter aufgestanden? Als man zuerst in den Propyläen jene abgesonderte Scene durchmustern konnte, hatte die republikanische Welt Frankreichs wenige Wochen zuvor sich unter ein ruhmgekröntes Heldenhaupt zu beugen begonnen. Wer konnte wissen, ob diesem Haupte nicht noch ganz andere Kronen bestimmt waren! Noch staunte oder zagte Europa unter den ersten Einwirkungen der vom französischen Volke fast herbei gewünschten Gewaltthat des achtzehnten Brumaire (9. und 10. November 1799). Man ahnte unabsehbare Folgen. Die neuen Auftritte in Saint Cloud, wie Goethe sie in seinem Tagebuche nennt, nachdem er sich mit Schiller über sie besprochen (2, 271; 22. November 1799), diese Auftritte, mit den daran geknüpften

Begebenheiten, boten dem weitblickenden Denker Stoff zu den ernſteſten Betrachtungen, während ſie den beſchränkten Tagesmenſchen mit quälender Beſorgniß erfüllten oder zu freudigen Erwartungen ſtimmten. Wer unter dem unmittelbaren Eindrucke dieſer Ereigniſſe ſtand, der bedurfte nur eines geringen Maßes von Spürkraft, um in jener Scene des Mahomet ein Zerrbild des eben Geſchehenen zu entdecken.

Die neueſte Weltgeſchichte hatte zu dem denkwürdigen Auftritte zwiſchen Mahomet und Sopir einen überraſchend lichtvollen Commentar geliefert. Ein ins Unbegrenzte ſtrebender Herrſchergeiſt hatte ſich ſelbſt den Beruf zugeſprochen und die Fähigkeit ſchon bewieſen, die Geſchicke eines großen Volkes mit ſelbſtändiger Kraft zu leiten; auch die Zukunft dieſes Volkes, ja, aller ihm vertrauenden Völker Europas ſchien er nach ſelbſteigener Einſicht beſtimmen zu wollen. Auch er ſchien gerüſtet, eine Welt aus den Angeln zu heben und in Trümmern zu ſchlagen, um dann auf dem frei gelegten Boden einen neuen Weltenbau zu errichten. Die Aehnlichkeit mit dem Mahomet des Dramas ſprang vielleicht um ſo deutlicher hervor, weil unſer Dichter in dem Voltaireſchen Zerrbilde, obwohl er die Grundzüge beibehielt, den ſchreienden Farbenton gemildert hatte. Und auch die ſchroffen Grundzüge waren ja etwas weicher nachgezeichnet.

Bekenntniſſe, wie man ſie aus Mahomets Munde hier vernahm, dürfte wohl auch der erſte Conſul vor ſeinen vertrauten Mithelfern abgelegt haben:

Je suis ambitieux; tout homme l'est, sans doute.

Selbſt dieſer Grund- und Hauptſatz verliert im Deutſchen etwas von ſeiner groben Faſſung:

Mich treibt die Ehrſucht, jeden Menſchen treibt ſie; —

um dieſer Ehrſucht genug zu thun, will er einen beiſpielloſen Entwurf zur Ausführung bringen:

Von mir geht eine rasche Wirkung aus,
Die auch den Meinen hohes Glück verspricht.

Hätte Bonaparte wirksamere Worte wählen können, um die Seinen zu den verwegensten Thaten anzureizen? In diesem Verspaare aber haben wir einen Zusatz von Goethes Hand.

Blick auf und sieh die neuen Siegestage
Herannahn. Sieh von Norden gegen Süden
Die Welt versunken —

klingt es nicht wie ein imperatorischer Zuruf an die Heere Frankreichs?

Bonaparte will die Menschheit gegen die Verbrechen und Verirrungen des republikanischen Regimentes sicher stellen; er will der Religion eine neue Stätte bereiten. Und Mahomet?

Ein edler Joch biet' ich den Völkern an.
Die falschen Götter stürz' ich; neuer Gottesdienst,
Die erste Stufe meiner Größe, lockt
Die Herzen an.

Ueber alle Völker der Erde will er sein Volk erheben, wenn es nur ihm gegenüber sich jedes freien Willens begiebt:

Wie es mir dient,
So soll es herrlich werden auf der Erde.
(Et, pour la rendre illustre, il la faut asservir).

Zuversichtlich kann er Sieg auf Sieg erhoffen, denn sein Gesetz erschafft sich Helden (ma loi fait des héros).

Noch mancher andere Satz, den Mahomet in dieser Scene verlauten läßt, konnte an den staatengründenden Helden des neuen Jahrhunderts mahnen. Und ebenso konnte man ohne Mühe den Reden, in denen Sopir die Anträge wie die Drohungen des Propheten zurückweist, eine Beziehung auf den weltgeschichtlichen Augenblick abgewinnen. Worte, wie sie aus dem Munde des Greises hier erschallten, hätte ein starrer

Republikaner, hätte ein königstreuer Sprößling des alten Frankreich dem Emporkömmling, der sich zur Alleinherrschaft aufschwang, entgegen schleudern können. Die „Helden", die Mahomet um sich sammelt, will Sopir vielmehr „Räuber" genannt wissen (Dis plutôt des brigands); und wie mancher Italiener, wie mancher Deutsche wäre bereit gewesen, die Kriegerscharen Bonapartes mit einem ähnlichen Namen zu belegen! Man mochte glauben, den Vertreter einer der alten monarchischen Mächte Europas reden zu hören, wenn Sopir dem Friedensanerbieten des Propheten mit den Worten entgegnet:

> Auf deinen Lippen schallt der Friede, doch
> Dein Herz weiß nichts davon. Mich wirst du nicht
> Betrügen.

(La paix est dans ta bouche, et ton coeur en est loin: Penses-tu me tromper?)

Hatte doch eben der erste Consul, über alle Schranken diplomatischer Bräuche sich hinweg setzend, den deutschen Kaiser und den König von England gleichsam persönlich angegangen (26. December 1799, 5 nivôse an VIII)! In Briefen, denen die Zier menschenfreundlicher Redensarten nicht mangelte, hatte er ihnen die Nothwendigkeit ans Herz gelegt, dem wechselseitigen Blutvergießen endlich Einhalt zu gebieten, und den seufzenden Völkern Europas, vor allen den beiden aufgeklärtesten, dem französischen und dem englischen, das schmerzlich entbehrte Heil des Friedens zurückzuschenken. Europa verstand, was diese öffentliche Bitte um Frieden aus dem Munde Bonapartes besagen wollte: es machte sich auf die Fortsetzung des Krieges gefaßt.

Nimmt man an, daß die Wiener Censur Goethes Mahomet nach dieser zuerst erschienenen Scene beurtheilte, so darf man es ihr kaum verargen, daß sie dem öffentlichen Erscheinen des Dramas ihr Verbot entgegensetzte. Daß auch in andern Kreisen aufmerkende Leser die angedeuteten Aehnlichkeiten und

Beziehungen alsbald herausgefunden, dafür dient zum sicheren Zeugniß eine Aeußerung Knebels. Indem er (9. Januar 1800) an Goethe seinen Dank für das neueste Heft der Propyläen sendet, hebt er die mitgetheilte Scene des Mahomet besonders heraus: „Sie ist auch ein Meisterstück von Voltairens Talent — und unendlich passend auf die jetzige Zeit."

Auch in jüngster Zeit haben Franzosen aus den Prunk- und Lügenreden des tragischen Mahomet den Ton Napoleonischer Proklamationen und Manifeste heraushören wollen. In dem früher erwähnten Buche von Deschanel (S. 175) heißt es geradezu, daß man an mancher Stelle Napoleon zu vernehmen glaube. Die Freiheits- und Friedens-Versicherungen, mit denen er die unterjochten oder die noch zu bezwingenden Völker kirren will, könnten manchmal ganz wohl als Umschreibungen Voltaireſcher Verse gelten.

Dem echten Propheten von Mekka, so wie er ihn auffaßte und auffassen konnte, widmete Napoleon gewiß eine ungeheuchelte Bewunderung. Den Mahomet der Bühne stieß er als einen thörichten Betrüger verächtlich bei Seite. Ihn empörte die Erniedrigung, die sich der große Mann unter der tragischen Larve mußte gefallen lassen. „Der Vatermord", hörte ihn Frau von Rémusat ausrufen, „den Mahomet anbefiehlt, ist ein unnützes Verbrechen. Große Männer sind aber niemals grausam ohne zwingenden Grund." — Als der deutsche Bearbeiter des Mahomet am Morgen des 2. October 1808 in Erfurt vor dem Kaiser stand, urtheilte dieser: „Es ist kein gutes Stück", und suchte dies Urtheil zu begründen. Noch in später Zeit, auf St. Helena, ward er zu gewichtigen Betrachtungen durch die mißachtete Tragödie Voltaires angeregt. Wie wäre sein Zorn losgebrochen, hätte der Imperator je zu ahnen vermocht, daß man einst ihn selbst in dem französischen Mahomet wiederfinden, daß man ihn der Geistesgenossenschaft mit diesem Helden des Betruges bezichtigen würde! —

Die ehemalige Wiener Cenſur hat ſich ſtets durch Strenge und Vorſicht ausgezeichnet. Sie verdient aber das Zugeſtändniß, daß ſie dem Goetheſchen Mahomet gegenüber nicht nur, wie immer, Vorſicht und Strenge, ſondern auch einen Spürſinn, einen Scharfblick bewährte, den man ihr ſonſt nicht immer zuzutrauen pflegte.

2. Varnhagens Briefe. Beziehungen Goethes zu Walter Scott.

Varnhagens Briefe, von denen uns das Goethe-Jahrbuch (S. 60—95) eine beträchtliche Zahl vorlegt, gehören, einen einzigen ausgenommen, in die ſpäteſten Jahre Goethes.

Da läßt ſich denn erwarten, daß man in ihnen mehrfachen Aeußerungen begegnen wird, die an den Inhalt einzelner, eben erſchienener Hefte von Kunſt und Alterthum anknüpfen. „Das Erſcheinen eines neuen Heftes iſt für uns ein Feſt", betheuert der Verehrer am 14. Juni 1825 (S. 68).

Nur die enger geſchloſſene Schar derer, die ſich ausdrücklich und unbedingt zu Goethe bekannten, empfand und bezeugte eine ſo hoch geſteigerte Theilnahme an dem Fortſchreiten dieſer Zeitſchrift. Nachdem dieſe ſchon in ihrem zweiten Hefte den Kampf gegen die „Neu-deutſche religios-patriotiſche Kunſt" begonnen, hatten die von der romantiſchen Zeitſtimmung beherrſchten Kreiſe ſich feindlich ihr abgewandt. Alle aber, die entweder mit der Litteratur des Tages vorlieb nahmen, oder die mit jugendlicher Ungeduld in eine neue Welt der Kunſt und Dichtung hinausſtrebten, — ſie alle ſpürten nur ein mäßiges Verlangen nach dieſen Heften, in die, ſorgſam und bedächtig wie in ein Archiv, der Dichter die Denkwürdigkeiten und Urkunden ſeines immer regen Geiſteslebens niederlegte.

Hier übernimmt nun Varnhagen die Rolle eines Vermittlers zwiſchen Goethe und der über Deutſchland verbreiteten Maſſe der Gebildeten. Er ſucht ihnen Verſtändniß beizubringen für den Werth der Gaben, die der Meiſter, von den Vielen ver-

kannt, den Seinen hier bereitet hat. Er will die Zeitgenossen anregen, fort und fort zu horchen auf die Stimme des nie alternden Forschers und Dichters, die überall, nach welcher Richtung hin sie auch vordringen mochte, Leben weckte und Leben verkündete.

So auch im Jahre 1825, als eben von jener Zeitschrift des fünften Bandes zweites Heft ausgegeben worden, übte er seine vermittelnde Thätigkeit im Dienste Goethes. Am 21. Mai (Blatt 81) brachte der Berliner „Gesellschafter" aus Varnhagens geschäftiger Feder eine übersichtliche Würdigung des gesamten Inhaltes aller bis dahin erschienenen Hefte. Sie bilden, nach seinem Ausdruck, „ein Institut der Litteratur und Kunst von ganz eigner Art." Er läßt begreifen, wie all das Manigfaltige, das hier gemischt durch einander steht, aus dem Geiste des einzigen Mannes, der hier als Herausgeber schafft und schaltet, erzeugt wird, und sich um ihn, wie um einen lebendigen Mittelpunkt, naturgemäß wieder zusammenschließt. Als pflichtgetreuer Berichterstatter, den zugleich innere Neigung treibt, begnügt er sich nicht damit, die wichtigsten Beiträge, wie sie in diesen Heften nach einander folgen, aufzuführen und Werth und Zweck eines jeden anzudeuten. Um einen lehrreicheren Ueberblick zu gewähren, will er vielmehr das innerlich Verwandte auch äußerlich zusammenstellen. So ergiebt sich klar, was auf den einzelnen Gebieten der Litteratur und Kunst geleistet worden. Mit löblichem Eifer ist er bestrebt, durch das „rauschende Getümmel der deutschen Tagesbewegung" hindurch (Goethe an Cotta, 30. Mai 1824) dem Goetheschen Worte Bahn zu machen, damit es Ohr und Geist der Empfänglichen treffe. Noch jetzt mag die Varnhagensche Schilderung einem nicht vollkommen eingeweiheten Leser zum Leitfaden dienen, an dem er sich in den verschiedenen Bereichen von Kunst und Alterthum zurecht findet.

In jenem Briefe vom 14. Juni jedoch beruft sich Varnhagen auf eine andere Mittheilung, die gleichfalls in die Blätter des Gesellschafters eingerückt worden. Er beruft sich auf sie,

um an einem neuen Beispiele nachzuweisen, wie er einen gewichtigen Ausspruch Goethes erst sich selbst anzueignen und dann in die Weiten der deutschen Lesewelt hinauszusenden pflegt. Er schreibt: „So haben wir auch die Worte über Napoleon begierig ergriffen; sie sind uns ein Eingang zu vielen Betrachtungen geworden, an denen wir auch Andre nach Gelegenheit Theil zu nehmen im „Gesellschafter" veranlaßt haben." — Dazu bemerkt der Herausgeber: „Goethes Worte über Napoleon finden sich vermuthlich in K. u. A. V" — Wer die einzelnen Hefte der Zeitschrift vor Augen hat, kann diese Vermuthung ohne weiteres bestätigen. Das zweite Heft des fünften Bandes, im Frühling 1825 erschienen, brachte auf S. 159—179 unter dem Titel: Einzelnes eine Reihe von Sprüchen, Betrachtungen und Urtheilen, die dann in den neunten Band der Nachgelassenen Werke S. 87—101 als vierte Abtheilung der Maximen und Reflexionen aufgenommen ward.

Den Anfang der schönen Reihe bildet eine Betrachtung über Madame Roland, die auf dem Blutgerüste noch ihre letzten Gedanken aufzuzeichnen begehrt. Dann folgt eine Hindeutung auf den Ursprung des manigfachen Zwiespaltes, der das Dasein des jüngst geschiedenen Byron so traurig störte. Drei etwas umfangreichere Sätze beschäftigen sich dann mit Napoleon, wie er in der Idee lebte, und dennoch das Idcelle, auf dessen Verwirklichung er fortwährend hinarbeitete, hartnäckig leugnete. Hierauf, mit überraschend kühner und dennoch ungezwungen herbei geführter Wendung, kehrt sich der weit umher schauende Betrachter zu Hamann. Dieser, der nicht nur in der Idee lebte, sondern dessen Persönlichkeit fast ganz Idee war, hegte dennoch, oder vielmehr eben deshalb, einen unbezwingbaren Widerwillen gegen alles Phantastische; er wollte nicht dulden, daß man von Dingen einer andern Welt redete. Im Anschluß an Hamann spricht Goethe über die Geisteskrankheit, in die der Mensch verfällt, wenn er Dinge aus einer andern Welt ahnet, „die aber eigentlich Undinge sind und weder Gestalt noch Be-

gränzung haben." So hat Goethe gemahnt und gewarnt vor siebzig Jahren. Die Warnerstimme sollte scharf auch noch in unsere Zeit hinein tönen, da wiederum Ahnungen und vermeintliche Wahrnehmungen von Dingen einer anderen Welt so manchen Geist umdüstern, der dann in die Bande des Wahnglaubens widerstandslos sich verstricken läßt.

Die Aeußerungen über Napoleon, denen die Mittheilung über Hamann sich so bedeutsam anreiht, verdienten gewiß in Deutschland weithin gehört zu werden. Varnhagen aber benutzt den Anlaß, sie zusammen zu stellen mit dem Urtheil, das ein anderer von Deutschlands Großen, das Fichte über den Korsen gefällt hat. Der Aufsatz „Fichte und Goethe über Napoleon" findet sich im „Gesellschafter" 1825 — aber nicht, wie die Note des Herausgebers anmerkt, Bl. 10, S. 92—94 —; er zieht sich vielmehr von Seite 460 an durch die Blätter 92 bis 94 vom 10., 11. und 13. Juni; dem Abdrucke folgte also unmittelbar der Brief an Goethe.

Fichtes Schilderung stellt sich würdig neben eine andere ähnliche, aber umfassendere Leistung des Philosophen, die Varnhagen auch in Erinnerung bringt, neben die Schilderung des Machiavellischen Geistes, von der ein Bruchstück den Reden an die deutsche Nation vorgesetzt worden, und die man vollständig in den von Fouqué und Neumann herausgegebenen Musen (1813, 2 S. 133—224) hatte lesen können. Sie stellt sich zugleich würdig neben die Sätze Goethes. Das schildernde Wort des Philosophen und das betrachtende des Dichters ergänzen und beleuchten sich wechselsweise. Jener sprach nicht lange vor dem Sturze, dieser bald nach dem Tode des Imperators.

Vorträge verschiedenen Inhalts aus der angewendeten Philosophie, die Fichte im Sommer 1813 an der Berliner Hochschule gehalten, wurden sechs Jahre nach seinem Tode aus seinem Nachlasse herausgegeben, und zwar unter dem richtig bezeichnenden Titel: Die Staatslehre, oder über das Verhältniß

des Urstaates zum Vernunftreiche (Berlin 1820). Aber schon früher war der zweite Abschnitt dieser Vorlesungen in besonderem Druck zu allgemeiner Kenntniß gelangt; er enthielt eine lichtvolle Untersuchung über den Begriff des wahrhaften Krieges (1815). Diesem Abschnitte, der jetzt im vierten Bande der sämmtlichen Werke die Seiten 401—430 füllt, entnahm Varnhagen die Sätze, die er zur Vergleichung mit den Aussprüchen Goethes heranzog.

Wie es Fichte, kraft seiner sittlichen Eigenart, verstand, die letzten Ergebnisse seines strengen Denkens mit den dringenden und höchsten Forderungen der Gegenwart in die nächste und fruchtbarste Berührung zu bringen, das hatte er in den Vorlesungen über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters und, noch machtvoller ergreifend, in den Reden an die deutsche Nation gezeigt. Er zeigt es auch in dieser Erörterung über das Wesen des Krieges. Er beweist seinen Zuhörern, wie nichtig sie sei, die gemeine Ansicht vom Leben, vom Eigenthum, vom Staate. Indem er die wahre Ansicht begründet, schärft er ihnen ein, daß niemals das zeitliche Leben als Zweck gelten dürfe: nur insofern ist es ein Gut, als es ein Mittel wird, der Lösung der sittlichen Aufgabe, dieser „schlechthin unendlichen ewigen, nie erreichbaren" Aufgabe näher zu kommen. Daß aber das Leben ein solches Mittel werde, dafür ist die Freiheit die einzige und ausschließende Bedingung. Für den Einzelnen, wie für das Volk, wird das Leben werthlos durch den Mangel der Freiheit; denn in Folge dieses Mangels hört es auf, ein Mittel zur Sittlichkeit zu sein; es wird eine „leere, täuschende Erscheinung ohne etwas dahinter." Die bedrohte Freiheit zu sichern, die entrissene wieder zu gewinnen — das ist Grund und Zweck des wahrhaften Krieges: denn da wird gekämpft um das Einzige, was das Leben lebenswerth macht. Also (S. 413): „Anstrengung aller Kräfte, Kampf auf Leben und Tod, keinen Frieden ohne vollständigen Sieg, das ist, ohne vollkommene Sicherung gegen alle Störung der Freiheit."

Nun schreitet der mannhafte Lehrer dazu, die ewig gültigen Grundsätze, die er dargelegt, auf die vaterländischen Zustände, auf den begonnenen Krieg anzuwenden. Er glaubt zu begreifen, wie dieser Krieg sich in den Weltplan Gottes einfüge: alle Kraft des Guten, die jemals in der Welt erschienen, soll sich vereinigen, um den Widersacher zu bekämpfen, in dem sich alles Böse, gegen Gott und Freiheit Feindliche zusammendrängt.

Hat alsdann der Philosoph hingedeutet auf den unausgleichbaren Gegensatz, der zwischen der französischen Volkseinheit und der deutschen Stammesart für immer bestehen muß, so gelangt er zu der Folgerung, den Deutschen sei im göttlichen Weltplane der Beruf zugewiesen, eine „Reichseinheit, einen innerlich und organisch durchaus verschmolzenen Staat" zu stiften; nur unter ihnen könne ein Reich des Rechtes sich ausgestalten. Dieser Krieg soll aber nicht nur in seiner erhabenen Nothwendigkeit begriffen werden; alle, die sich diesem Kampfe weihen, sollen auch ungeblendeten Sinnes seinen schreckenden Ernst, seine ganze Furchtbarkeit einsehen. Und so wird denn das Bild des Mannes entworfen, gegen den die deutsche Volkskraft aufgestanden. Er wird gezeigt in seiner unverkümmerten, Schauer erweckenden Größe. Die Bestandtheile dieser Größe werden aus einander gelegt. Da mögen wir fassen, oder wenigstens ahnen, wie aus dem Zusammenwirken solcher Kräfte, solcher Eigenschaften, die grauenvolle Wundererscheinung erstehen konnte. Alle untergeordneten Züge sind hier ausgelöscht; nichts Entstellendes darf sich hinein mischen. Mit Recht mögen wir von dieser Schilderung behaupten, was einst der Dichter von dem Gegenstande dieser Schilderung selbst gerühmt:

Das Kleinliche ist alles weggeronnen.

So manche der laut eifernden und scheltenden Zeitgenossen brachten es nur dazu, mit wildem Ingrimm oder in halber Betäubung an Napoleons Größe hinan zu staunen. Fichte jedoch weilt auf Geisteshöhen, von denen er auf den Zwingherrn Eu-

ropas niederblickt. Von solcher stolzen Höhe herab schauend, erkennt er in zweifelloser Deutlichkeit, wie der Plan der Weltunterjochung in diesem klaren und festen Geiste reifen mußte: in der gigantischen Frechheit dieses Planes offenbart sich das Sinnen und Trachten desjenigen, der seinem persönlichen Willen die Geltung eines Weltgesetzes giebt, ja, der in seinem persönlichen Willen das Weltgesetz erkennt, und vor nichts zurückbebt, um die Menschheit zu der gleichen Erkenntniß zu zwingen.

Das Walten einer unablenkbaren Nothwendigkeit und demgemäß eine ungestörte Einheit gewahrt der Philosoph, wie in dem Plane, so in dem ganzen Leben und Handeln Napoleons. Dieser ist, wie er sein muß. Er kann von seinem Ziel nicht abirren; er kann nicht schwanken in der Wahl der Mittel, die sein einziger großer Zweck erfordert. Früh hatte er die Zustände, die innere Beschaffenheit des Volkes erkannt, dem er sich zum Herrscher aufdrang, und dem er durch Geburt nicht angehörte. Sein scharf berechnender Geist ließ ihn ermessen, welche Kraft ihm dadurch zuwuchs, daß gerade dieses Volk als ein gefügiges, für seine Absichten wundersam taugliches Werkzeug in seine Siegerhand gegeben war. Er fühlt sich als den Erkorenen des Geschickes. Er ist seit den Tagen Karls des Großen der Erste, der wieder zur Herrschaft über eine neu gestaltete Welt berufen worden. Und durch ihn allein soll die neue Gestaltung sich vollziehen. Er soll die Menschheit mit frischen Lebenskräften durchdringen; er soll sie unter dem Zwange seines Willens auf neu eröffneten Lebensbahnen vorwärts treiben und sie in neuen Daseinsformen verjüngen. Seinem Willen gegenüber giebt es kein Recht, auf das die Menschen sich berufen könnten, um sich gegen seine Zwangsmittel aufzulehnen; was die Völker der Erde bisher theuer und heilig gehalten, darf er straflos unter die Füße treten Fichte nennt das „Grille", was Goethe bei Napoleon als Idee bezeichnet. Aber der Denkart, aus der diese gewaltige Grille sich heraus gebildet, will er ein gewisses Maß der Anerkennung nicht vorenthalten. Er sagt von dieser Denk-

art, ſie ſei mit Erhabenheit umgeben, weil ſie kühn ſei und den Genuß verſchmähe. Ja, auch Begeiſterung ſpricht er dem Gegner nicht ab; aber niemals iſt „auch nur eine leiſe Ahnung der ſittlichen Beſtimmung des Menſchengeſchlechts in ſeinen Geiſt gefallen“. — Deshalb kann und muß er überwunden werden durch eine reinere, durch eine heilige Begeiſterung, die zum wahrhaften Kriege antreibt, die aus einem unbedingten Streben nach dem, was das Höchſte iſt und als ſolches gelten muß, eine unzerſtörbare Kraft gewinnt.

So wird hier jedes Wort ein Aufruf zum gerechteſten der Kriege, zum Kriege der Selbſtbefreiung.

Mit Ehren erſcheint Fichte unter den Vielen, die vor und nach ihm das Bild des Weltverwirrers zu zeichnen verſucht haben. Aus ihrer Maſſe ſeien hier nur Gentz und Taine herausgehoben, der deutſche Meiſter diplomatiſcher Redekunſt und der unabhängige franzöſiſche Geſchichtsforſcher. Ich erinnere an die Schriftſtücke, in denen Gentz, während die letzten Stützen des alten Europa zuſammen zu brechen drohten, den litterariſchen Angriffskrieg gegen Napoleon führte, an die Einleitungen zu der Darſtellung des Verhältniſſes zwiſchen England und Spanien und zu den Fragmenten aus der neuſten Geſchichte des politiſchen Gleichgewichts (St. Petersburg 1806). Der durch Verachtung geſchärfte Haß, wie ihn der Bedränger im Gemüthe der hochherzigen Bedrängten erzeugt, hat ſich ſelten ſo eindringlich, ſo hinreißend vernehmen laſſen, wie in dieſen Muſterſtücken einer wahrhaft ſtaatsmänniſchen und doch leidenſchaftlich vordringenden Beredſamkeit.

Taine ſchrieb faſt achtzig Jahre nach Fichte. Weder Bewunderung noch Haß durfte ſein Urtheil mißleiten. Von der ausſchweifenden Verehrung des Napoleoniſchen Genius hatte das zweite Kaiſerreich jeden denkenden Franzoſen nur allzu gründlich heilen müſſen; gehäſſigen Widerwillen aber gegen den längſt dahingegangenen Sohn und Bezwinger der Revolution

ſucht der Hiſtoriker von ſich fern zu halten. Taine will ein ruhig zergliedernder Beobachter ſein; er will Napoleon erklären. Mit dem Anſchein wiſſenſchaftlicher Strenge unterſucht er die Grundlagen, die Elemente, auf und aus denen die gewaltige Natur ſich thürmend aufgebaut. Aus dem herrſchenden Grundtriebe, der über und in ihr waltet, ſoll alles, was ſie in ſich trägt, alles, was von ihr ausgeht, folgerichtig abgeleitet werden. Im fünften Bande ſeines großen Werkes — leider dem letzten, den wir vollendet von ſeiner Hand empfangen ſollten, — hat Taine auf 116 Seiten die Unterſuchung umſtändlich vollzogen. Man wird ihr, wie einem anatomiſchen Akte, mit Aufmerkſamkeit und nicht ohne Gewinn beiwohnen, auch wenn man nicht zugeben kann, daß der Zergliederer hier den eigentlichen Lebensgrund aufgedeckt hat, aus dem die wunderwürdigen Lebenserſcheinungen emporbringen.

Die Vorleſungen unſeres vaterländiſchen Philoſophen und Hippolyte Taines Unterſuchungen — man wird nicht vermuthen, daß ſich etwas Gemeinſames zwiſchen ihnen entdecken ließe. In welche Fernen rücken ſie aus einander, die Werke wie die Männer! Die Verſchiedenheit von Zeit und Ort, die Gegenſätze der Volksart wie der perſönlichen Sinnesweiſe, die veränderte Methode der wiſſenſchaftlichen, insbeſondere der geſchichtlichen, Forſchung, der Wandel, der während eines ſo bewegungsreichen Jahrhunderts in der geſamten wiſſenſchaftlichen Weltbetrachtung vorgegangen — dies alles ſcheint den weiteſten Abſtand zwiſchen jenen beiden feſtſetzen zu müſſen.

Mit wohlthuender Ueberraſchung aber gewahren wir, wie dennoch der jüngere Franzoſe, ohne daß er es will und ahnt, in ſeinem Urtheil, in ſeinen Anſichten mit dem älteren Deutſchen mehrfach zuſammentrifft. Es iſt zu begreifen, daß in unſeren Tagen franzöſiſche Forſcher gern darauf ausgehen, die Geſtalt Bonapartes vom franzöſiſchen Grund und Boden gleichſam loszulöſen; ſie möchten ſich ſelbſt überreden und der Welt die Meinung aufheften, die franzöſiſche Nation dürfe die Verantwortung für

ihn und seine Thaten ablehnen, weil er in und über ihr als ein Fremder dastehe. „Kein Franzose, kein Mann des achtzehnten Jahrhunderts — auf den ersten Blick spürt man in ihm den Fremden, den Italiener" — mit solchen Worten hat Taine ihn eingeführt und ihn sogleich streng abgesondert vom französischen Leben hingestellt. Nicht nur dem Ursprung nach ist er ein Korse; als einen solchen erweist er sich, wie Taine anschaulich darthut, in seiner persönlichen Erscheinung, in seinem anfänglichen politischen Streben, in den ersten mächtigen Regungen seiner jugendlichen Leidenschaft (Le Régime Moderne 1891 5 fgg.). Und Fichte hatte im Jahre 1813 seiner Vorlesung, die so ähnlich einer anfeuernden Predigt lautete, den Text zum Grunde gelegt: „Zuvörderst, er ist kein Franzose — — — er ist aus einem Volke, das schon unter den Alten wegen seiner Wildheit berüchtigt war" u. s. w. Auch aus den folgenden Theilen der Fichteschen Rede hätte sich Taine manches Machtwort aneignen können; und wiederum würden manche der Schlüsse, die Taine aus den von ihm erörterten Thatsachen zu ziehen versteht, den von Fichte vorgebrachten Beweisen zur Bestätigung dienen. Von Fichte zu Taine scheint eine Reihe verwandter Ansichten hinüber zu leiten; und über ihnen schweben vermittelnd in geistiger Höhe die Anschauungen Goethes.

Eben in den ersten Jahren nach dem Abscheiden des Gefangenen von St. Helena begann die Napoleonische Legende sich zu bilden und über das festländische Europa, vor allem über Deutschland, sich verhängnißvoll auszubreiten. Der Stecken des Treibers war zerbrochen; die Furcht, sich ihm noch einmal beugen und knechtisch folgen zu müssen, war von den Völkern genommen. Nun erhob sich die ungeheure Gestalt, wie im Gefolge verführerischer Mächte, durch eine Art von Märtyrerthum verklärt, um die Geister von neuem zu berücken. Löblich war es daher von Varnhagen gehandelt, daß er im Jahre 1825 den Worten Fichtes über Napoleon wieder Gehör verschaffte, den Worten des Mannes, dem ein Theologe wie Mar-

heinecke in das frühe Grab das Zeugniß mitgeben konnte (31. Januar 1814), daß sein Sinnen und Trachten nicht irdisch gewesen, daß er mit immer neuer Kraft dem Ewigen und Unvergänglichen sich zugewandt.

Derselbe Brief vom 14. Juni 1825, in dem Varnhagen sich bescheiden dessen rühmt, was er für Verbreitung der durch Kunst und Alterthum überlieferten Lehren und Ansichten Goethes zu leisten sucht, enthält auch eine Hindeutung auf „den schönen Anfang mit Schillers Briefen". Dazu will sich aber die Anmerkung des Herausgebers keineswegs schicken: „Proben aus dem Schiller-Goetheschen Briefwechsel erschienen in Kunst und Alterthum VI, I, S. 1—7 u. d. T. „Ueber epische und dramatische Dichtung". Unmöglich kann Varnhagen im Sommer 1825 auf den Inhalt des Heftes anspielen, das den sechsten Band eröffnet: denn erst im Frühling 1827 ward dies Heft abgeschlossen (an Zelter 21. April; Knebel an Goethe 20. Mai 1827.). Er blickt vielmehr zurück auf das erste und zweite Heft des fünften Bandes. In diese zuerst ließ Goethe Bruchstücke aus seinem Briefwechsel mit Schiller einrücken; sie waren dem Jahre 1802 entnommen. Dann, um die Erwartung auf das Ganze der Correspondenz noch höher zu spannen, hat er im sechsten Bande als dritte Probe die wichtigen Verhandlungen vorgelegt, die gegen Ende des Jahres 1797 er und der Freund ernstlich gepflogen, um sich über das Wesen und die äußeren Bedingungen epischer und dramatischer Dichtung wechselseitig aufzuklären und über die Grundsätze ihrer poetischen Thätigkeit ein festes Einverständniß zu gewinnen. Er suchte, wie er an Cotta bedächtig schreibt, (26. Januar 1827) abermals und zwar von der theoretischen Seite den Blick auf jene Correspondenz hinzuleiten. — Ist Varnhagen in diesem Briefe auf Kunst und Alterthum näher eingegangen, so muß er in den folgenden häufig Bezug nehmen auf die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. In diesen hatte der Kreis, der sich in der Nähe und von ferne her um Hegel sammelte,

ſich eine wirkſame litterariſche Vertretung geſchaffen: durch ihre Vermittlung ſollte dem Hegelſchen Geiſte, der Hegelſchen Lehre ein ſiegreiches Vordringen auf allen Lebensbahnen deutſcher Wiſſenſchaft und Kunſt ermöglicht werden. Daraus ergab ſich von ſelbſt, daß ſie auch das innigere Verſtändniß, die Anerkennung der Goetheſchen Denk- und Dichtweiſe zu fördern ſuchten. Einem ſolchen Beſtreben durfte Goethes ſchützende Gunſt nicht mangeln; ja, man mußte ſich um ſeine mitthätige Beihülfe bewerben. Mit dem Jahre 1827 hatte die Zeitſchrift ihr Daſein begonnen; im Namen des wiſſenſchaftlichen Vereins, von dem ihre Stiftung ausgegangen, richteten ſchon am 6. März Hegel und Varnhagen an Goethe das ehrerbietige Anſuchen, er möge der Geſellſchaft, die ſo würdige Abſichten verfolge, nicht nur den Glanz ſeines Namens gönnen, ſondern ſie auch durch eingreifenden Antheil an ihrem Unternehmen ſtärken und ermuthigen. Ohne Zögern gab Goethe ſeine Zuſtimmung kund (an Varnhagen 15. März 1827); vor dem zweiten Jahrgange 1828 erblickte man ſeinen Namen in der Reihe der Mitarbeiter. Er widmete dann dem Jahrgange 1830 eine reichliche Beiſteuer; und noch im Todesmonate, im März 1832, brachten die Jahrbücher die zweite Hälfte der Abhandlung (an Zelter 31. October 1831), in der, lebhaft und eifrig, als ob er über ſeine eigenen, nächſten Angelegenheiten ſich äußerte, der zwei und achtzigjährige Forſcher den in der franzöſiſchen Akademie zwiſchen Cüvier und Geoffroy de Saint-Hilaire ausgebrochenen Streit erſchöpfend beſprach und ſeiner ganzen Bedeutung nach mit geſchichtlichem Weitblick würdigte.

Daß eine Zeitſchrift, die ſich über die ausgedehnteſten Kunſt- und Wiſſensgebiete verbreitet, und dazu der Mithülfe Vieler bedarf, immer nur das Echte und Rechte, immer nur Ganzes und Tüchtiges aufnehme, das bleibt ein unerfüllbares Begehren. Goethe ſelbſt, als er der friſch aufſtrebenden Jenaiſchen Litteratur-Zeitung ſeine leitende Sorgfalt zuwandte, hatte wohl erfahren müſſen, daß, ungeachtet aller Strenge und Behutſam-

keit, doch das Schiefe und Halbe, das Verwirrende und Unzulängliche sich unvermeidlich einschleicht. So wird er denn auch wohl seinen Berliner Anhängern nicht allzu ernstlich gegrollt haben, wenn ihm in ihren Jahrbüchern, denen an innerem Werth sich damals keine andere Zeitschrift Deutschlands gleichstellen konnte, auch Mißfälliges und Verfehltes aufstieß. Indeß wurden die Berliner doch durch die Kunde betroffen, manches in ihren Blättern hätte ihn unzufrieden gestimmt und seinen Tadel hervorgerufen. Seine Gunst durfte nicht gleichmüthig aufs Spiel gesetzt werden. Varnhagen fühlte sich gemüssigt, ihn zu begütigen. In dem Entschuldigungsbrief vom 25. October 1827 (S. 72) sucht er einige nicht weg zu leugnende Mißstände zu beschönigen und eigentliche Vorwürfe von den Leitern des Unternehmens abzulenken. In ihm selbst regte sich das Gewissen. Er hatte sich der unwillkommenen Aufgabe, Walter Scotts biographisches Werk über Napoleon zu beurtheilen, nicht entziehen können. Er behauptet, daß er sich ihrer so entledigte, wie seine Empfindung, seine Ueberzeugung, es ihm geboten; aber ihn ängstigt die Besorgniß, er könnte durch den Ton, den er gegen den berühmten Schotten angeschlagen, Goethes Mißfallen auf sich gezogen haben. Noch war die Recension nicht öffentlich bekannt: sie erschien erst im December; Varnhagen aber möchte sich schon im voraus der Nachsicht Goethes versichern und so verhüten, daß dieser künftig der kritischen Thätigkeit seines Verehrers jedes Zutrauen versage.

Als Goethe diese vorzeitige Abbitte des Recensenten vernahm, hatte er sich in das weitschichtige Werk selbst noch nicht hineingefunden. Erst seit den letzten Tagen des Novembers hat es ihn ernstlich beschäftigt und ihn dann bis zum Schluß des Jahres festgehalten.

Unfreundlich genug ertönten die kritischen Grüße, mit denen das Leben Napoleon Buonapartes von denen bewillkommt ward, die in den Bereichen der Litteratur und Politik als Stimmführer anerkannt waren, oder als solche sich ge-

berdeten. In hämischem Mitleid ward der Erzählungsmeister beklagt, dem das abenteuerliche Unterfangen, den Geschichtsschreiber der jüngsten Vergangenheit zu spielen, so übel ausgeschlagen. Belacht oder gescholten ward der kleinsinnige Schotte, der als Söldling der britischen Regierung deren Todfeind, den großen Mann des Jahrhunderts, verständnißlos oder verleumderisch herabzuwürdigen getrachtet. Dieser Darstellung des Napoleonischen Lebens ward jeder innere Werth wie jeder äußere Reiz abgesprochen; sie ward gebrandmarkt als eine geflissentliche Fälschung, zum Frommen der englischen, ja der europäischen Aristokratie begangen an dem Heldenbilde des Herrschers, der die völkerbefreienden Gedanken der Zukunft im Geiste getragen. Unglimpf und Schmähungen solcher Art konnten Goethe in seinem Vorhaben, sich dem Eindrucke des Werkes mit völliger Unbefangenheit hinzugeben, keinen Augenblick stören. Ruhig und erwartungsvoll schickte er sich an, dem Erzähler zu lauschen, dem alle Welt aufzuhorchen pflegte, von dem er selbst schon oft sich willig hatte fesseln lassen, und der nun die Pflicht übernommen, den Zeitgenossen die eben durchlebten weltgeschichtlichen Wunder und den großen Wundermann selbst (most wonderful man) wahrheitsgetreu vorzuführen.

Die Stimmung, in der Goethe sich dem Buche genähert, klingt uns deutlich aus den Sätzen entgegen, die mit dem Datum des 21. Novembers 1827 versehen, erst im sechsten Bande der Nachgelassenen Werke S. 233—36 zum Vorschein gekommen. Sie wurden niedergeschrieben, als er das Werk ernstlich vorzunehmen begann. Daher gebührt ihnen auch kaum der Name einer „Anzeige", der ihnen in den Noten zu Varnhagens Briefe beigelegt wird. Höchstens könnten sie zur Vorbereitung auf eine solche dienen. Sie geben vorläufig nur Betrachtungen, die dann während des fortschreitenden Lesens sich vervollständigen sollten; sie deuten auf die Grundsätze und Anschauungen hin, nach denen er bei der schließlichen Beurtheilung zu verfahren gedachte. Sie blieb uns leider vorenthalten; in ein-

gehenden brieflichen Aeußerungen jedoch ist uns ein Ersatz geboten, mit dem wir uns wohl begnügen mögen.

Das Exemplar der umfangreichen Lebensbeschreibung, das ihm in winterlichen Abend- und Nachtstunden vor Augen lag, war ihm als Gabe des Verfassers selbst zugekommen. In einem Briefe vom 9. Juli 1827 hatte Scott das Geschenk angekündigt. Deutsche Litteratoren wollen uns glauben machen, dieser Brief sei ungedruckt. Scotts Biograph, Felix Eberty, gesteht noch in der zweiten verbesserten Auflage seines „Lebensbildes" (1871, 2, 196), das Schreiben sei ihm leider nicht zu Gesichte gekommen; er wagt nur die Vermuthung, es werde „gewiß einen erwünschten Beitrag zu der Autographensammlung des achtundsiebenzigjährigen Dichterfürsten gebildet haben." So spricht denn auch das Goethe-Jahrbuch XIV 136 von dem ungedruckten Briefe, der nur in einer deutschen Uebersetzung im Goethe- und Schiller-Archiv zu finden sei.

Unbegreiflich lautet Ebertys Geständniß für jeden, der mit dem wahren und eigentlichen Lebensbilde Sir Walter Scotts vertraut ist. Dies hat sein Schwiegersohn, J. G. Lockhart, uns aufgestellt. Die biographische Litteratur rühmt sich weniger Werke, die bei gleicher Reichhaltigkeit eine gleiche Anziehungskraft bewahren, und, trotz einer scheinbar störenden Ueberfülle des Stoffes, den einzigen Hauptzweck einer solchen Darstellung so sicher verfolgen und so glücklich erreichen. Eberty durfte nur auf das bescheidene, aber nicht zu mißachtende Verdienst Anspruch machen, für den deutschen Leser einen brauchbaren Auszug aus diesen „Denkwürdigkeiten" zu verfertigen. Diese Denkwürdigkeiten aber, aus denen er unabläßig schöpfen mußte, bieten in ihrem 73sten Kapitel den Text jenes vermißten Schreibens fast unverkürzt und in vollkommen zuverläßiger Fassung. Ja, es folgt dort unmittelbar auf ein Schreiben Goethes, das Eberty vollständig wiedergiebt. Wie konnte er das eine bemerken und an dem andern achtlos vorübergehen?

Offenbar hat es Eberty versäumt, sich Raths zu erholen.

aus den späteren Auflagen seiner wichtigsten Quellenschrift. Und der ersten Auflage hatte Lockhart allerdings dieses Schreiben seines Schwiegervaters noch nicht einverleiben können. Denn erst im Jahre 1839 ward es ihm abschriftlich zugestellt, und zwar durch Mrs. Jameson, die sich im Weimarischen Kunst- und Lebenskreise gründlich und mit liebevoller Aufmerksamkeit umgesehen, dieselbe Mrs. Jameson, deren Carlyle am 14. Mai 1834 im Briefe an Eckermann erwähnt, und aus deren Munde er viel über Weimar zu hören erwartet (Goethe's und Carlyle's Briefwechsel. Berlin 1887 S. 172; vgl. S. 254).

Mochte aber immerhin jede der späteren Ausgaben Lockharts dem deutschen Bearbeiter verborgen bleiben! War denn Eckermann nicht zur Aushülfe bereit? Hat dieser im dritten Bande der Gespräche unter dem 25. Juli 1827 nicht eine Uebertragung des Scottschen Briefes geliefert? Sie war entstanden auf den Wunsch Goethes, dem es beschwerlich fiel, in der Urschrift die Züge der schon geschwächten Hand zu entziffern. Durch den Herausgeber der Varnhagenschen Briefe hätten wir gern erfahren, ob mit der im Archiv aufbewahrten Uebersetzung die Eckermannsche wesentlich zusammenstimmt. Oder wären diese zwei Uebersetzungen eigentlich nur eine? —

Wie Eckermann richtig vermuthete, war das Schreiben Scotts durch ein Goethesches hervorgerufen. Am 12. Januar 1827 hatte der deutsche den schottischen Dichter brieflich angesprochen. Diesen Brief Goethes kannten wir und kannten ihn auch nicht, oder wenigstens nur zur geringeren Hälfte. Lockhart (Edinburgh 1882, 9, 92) giebt ihn in englischer Uebersetzung; und diese mußte dann wieder unter der Hand Ebertys eine Umschreibung ins Deutsche erleiden. Ist das Original noch in irgend einem Abbotsforder Winkel versteckt? Hat es sich aus Lockharts Papieren verloren, um in die gierigen Hände eines Sammlers zu gerathen, der es eifersüchtig verbirgt? Genug, als Strehlke in das Verzeichniß, das jeder Mitforscher so dankbar benutzt, auch diesen Brief eintragen wollte, stand ihm nur

eine von Kanzler Müllers Archiv dargebotene Abschrift zur Verfügung; — denn ich irre wohl nicht, wenn ich unter dem Worte „Original", das er hier anwendet, nichts anderes als die ursprünglich deutsche Abfassung verstehe. Aus diesem Schriftstücke durfte Strehlke nur zwei Sätze zur öffentlichen Mittheilung herausheben; für die Ergänzung des Fehlenden sah er sich auf Ebertys Buch angewiesen. Aber schon diese beiden Sätze bestätigten den Verdacht, daß es dem englischen Dolmetscher, dem der deutsche gehorsam nachsprechen mußte, nicht durchaus gelungen, den Sinn des Originals zu erfassen. Dies ward uns endlich im achten Bande des Goethe-Jahrbuchs (S. 3—4) unverstümmelt vorgelegt.

Goethe giebt zunächst der Trauer um Lord Byron Ausdruck: sie sei von neuem in ihm geweckt worden durch ein wohlgetroffenes Bildniß des Hingeschiedenen, das durch Schenkung eben in seinen Besitz gelangt ist. Dann läßt Lockhart ihn in etwas verzwickter Satzfügung sagen, die Ueberlebenden trösteten sich durch die Erwägung, daß, wie Byron nun vereinigt sei mit der edlen Geisterschar hochherziger Menschen, die vor ihm abberufen worden, so auch sie, die noch auf der Erde weilten, ein Recht hätten, sich brüderlich verbunden zu fühlen mit verwandten Geistern, wenn diese ihnen auch nicht sichtbarer würden, als die seligen Schatten vergangener Zeitalter. — Sollte Goethe bei diesem Anlasse wirklich die Betrachtung auf das Jenseits hingelenkt haben und auf die seligen Schatten, die es bevölkern? Nichts von dem allem enthalten die echten deutschen Worte. Sie besagen nur, die Ueberlebenden könnten Trost gewinnen durch die Ueberzeugung, daß, wie der Abgeschiedene im Leben nicht allein gestanden, sondern gar manchen Guten in Liebe und Zutrauen an sich gezogen, so auch sie nicht allein stehen, sondern sich der geistigen Vereinigung mit den Trefflichen, die einst auch ihm verbunden waren, erfreuen dürfen. Eine dem Original fremde Wendung zeigt noch der Schlußsatz, in dem Goethe dankbar zurückblickt auf Scotts früheres

Bemühen, den Götz von Berlichingen in England einzubürgern.

Den Empfang dieses Briefes hat Scott am 15. Februar 1827, freudig gestimmt, in seinem Tagebuche vermerkt. Die Freude war ihm zu gönnen. Mußte doch jeder Lichtstrahl ihm willkommen sein, der auch nur für flüchtige Momente das Dunkel jener Tage aufhellte. Im Januar des vorhergehenden Jahres war das große, nicht unverschuldete Mißgeschick über ihn herein gebrochen. Er wollte ihm ungebeugt begegnen. Nie ermattende Arbeit sollte ihn befähigen, die lastende Schuld von hundert und zwanzig tausend Pfund Sterling abzuwälzen. Und auch der lastende Gram durfte ihn nicht niederdrücken, als vielfaches Leid ihn im Inneren seiner Familie heimsuchte, als im Mai 1826 sein Weib ihm von der Seite genommen ward, die vertraute, liebreiche Genossin seiner glücklichen Jahre, die nun vor dem Andrang ungewohnter Kümmernisse kraftlos erlag. Im Juni empfing die Lesewelt erwartungsvoll den Roman Woodstock. Der Verfasser des Waverley, rüstig und emsig wie immer, hatte ihn ausgearbeitet, eben da er unter der Schwere seiner Bedrängnisse und Verpflichtungen zu leiden begonnen; in den letzten Tagen des März hatte er ihn zu Ende gebracht. Nun ward er für die nächsten Monate gänzlich in Beschlag genommen von seinem Boney — mit diesem volksmäßigen, aber nichts weniger als freundlich gemeinten Kosenamen bezeichnet er vertraulich seinen korsischen Heldenmann. Der Wunsch, über manche wichtige Einzelheiten seines großen Stoffes zuverlässigere Belehrung zu gewinnen, führte ihn im October und November nach London und Paris. Dort ward ihm mit Ehren- und Freundschaftsbezeigungen aller Art gehuldigt, die hie und da ihn belästigen mochten, aber doch in ihm die wohlthuende Empfindung bestärkten, daß die gebildete Welt Europas sein Leben wie sein mühevolles Thun mit bewundernder Theilnahme begleitete. Heimgekehrt mußte er sich wieder in die Knechtschaft fügen, die sein Boney über ihn verhängte. Wollte er auf kurze

Zeit sich Erholung von diesem strengen Dienst gewähren, so konnte diese nur darin bestehen, daß er sich einer anderen litterarischen Beschäftigung zuwandte. Denn neben dem Hauptwerke ließ er fortwährend eine Anzahl geringerer Arbeiten kritischen und dichterischen Inhaltes einhergehen. So entwarf er damals die Reihe der Erzählungen, die er dann unter dem Titel der Chronicles of the Canongate zusammen faßte.

Unfreundlich und düster genug begann für ihn das Jahr 1827. Von rheumatischen Leiden gefoltert, sah er, der immer bewegungslustige, sich in die Enge von Haus und Zimmer gebannt. Der Gebrauch von Camillen-Umschlägen, der Gebrauch von Feder und Tinte — dadurch ward, wie er es einmal ausdrückt, sein ganzer Tag in Anspruch genommen. Während die Arbeit in unbegreiflicher Eile vorwärts schritt, konnte er sich doch noch Zeit abmüßigen, um das Andenken eines fürstlichen Gönners, des Herzogs von York, zu feiern (Miscell. Works 4, 400—16), der den Tories von der strengsten Observanz mit Recht als festeste Stütze in der Nähe des Thrones gegolten hatte. Der lange voraus gesehene Tod dieses königlichen Prinzen war am fünften Januar eingetreten.

Um die Mitte des Monats ward Sir Walter durch die Pflichten seiner juristischen Stellung nach Edinburgh gerufen. Aber weder das Amt, noch die Anforderungen der hauptstädtischen Gesellschaft durften ihn von seinem Buonaparte abziehen. Im Februar muß er ihn nach Rußland geleiten, wobei er den Aerger über die Unaussprechbarkeit der dortigen höllischen, zahnbrecherischen Namen nicht unterdrücken kann. Eben hat er seinen gewaltigen Abenteurer glücklich nach Smolensk gebracht; am 15. Februar richtet er ein ergebenes Dankschreiben an den Sieger von Waterloo, indem er dessen handschriftliche Bemerkungen über den russischen Feldzug zurücksendet, die man seitdem unter den diplomatischen Papieren Wellingtons gedruckt hat. Da werden durch das Erscheinen des Goetheschen Briefes die Gedanken und Betrachtungen des Biographen

auf einige Augenblicke von Rußlands Schneefeldern hinweggelenkt.

Fürs erſte, bis ein Anderer den Vorleſer macht, muß er ſich beſcheiden, den Brief des „Baron Von Goethe“ (vgl. Byron an Murray 17. October 1820) nur freundlich anzublicken. Denn er kennt zwar das Deutſche, obſchon es ihm damals minder geläufig war als früher; aber das geſchriebene kann er nicht mehr enträthſeln. Freilich hat er ſonſt für ſich die Regel aufgeſtellt, Briefe von auswärtigen Litteraten ſelten zu leſen und niemals zu beantworten. Wozu dies Federballſpielen mit Complimenten? Aber mit Goethe ſteht es anders; er iſt ein erſtaunlicher Menſch — a wonderful fellow — er iſt — und nun erfahren wir zu unſerer lächelnden Verwunderung, wie Sir Walter ſich die Dichternatur ſeines großen Zeitgenoſſen für ſeine Auffaſſung bequem zu deuten verſucht — er iſt zugleich der Arioſto und faſt der Voltaire Deutſchlands.

Glaubten vordem nicht manche Deutſche, in ihrem Wieland bald einen Arioſt, bald einen Voltaire zu beſitzen? Und war Scott nicht ſelbſt von Lord Byron als Arioſto des Nordens gerühmt und Arioſto als der Scott des Südens neben ihn geſtellt worden? Kam ihm nicht in den Sinn, was Childe Harold im vierten Geſang, den er ſelbſt ſo ernſt und ſo liebevoll beurtheilt hatte (Miscell. Works 17, 337—66), zu ſeinen Ehren gedichtet?

The southern Scott, the minstrel who call'd forth
A new creation with his magic line,
And, like the Ariosto of the North,
Sang ladye-love and war, romance and knightly worth. st. 40.

Schön läßt Gildemeiſter im Deutſchen dieſe Verſe nachtönen:

Der Scott des Südens, deſſen Zauberſtanze
Neu eine Schöpfung aus dem Nichts beſchwor,
Er, der wie Schottlands Arioſt, vom Glanze
Der alten Zeiten ſang, von Minne, Schwert und Lanze.

Aber Byron, der sich zweimal bei Murray erkundigt (7. August und 17. September 1817), ob dem gepriesenen Schotten der ihm zugedachte Ehrenname auch behagen werde, bemerkt ausdrücklich, er habe nicht gesagt: der Schottische Ariost, weil diesem Lobeswort der Beigeschmack des Provinziellen anhaften würde, sondern: Ariosto des Nordens, womit er den ganzen Umfang der nordischen Welt, im Gegensatze zu der des Südens, bezeichnen wollte.

Wenn nun auch Scott in den angeführten Worten seine Unfähigkeit zum Verstehen und Erfassen des Goetheschen Geistes gleichsam urkundlich bezeugt, so versteht er doch wohl, welche Bedeutung im Gesamtleben der Litteratur dem Manne zukommt, den er sich als einen germanischen Voltaire vorstellen mag. Den Aeußerungen im Tagebuche kann man anmerken, wie sein Selbstgefühl sich hebt bei dem Gedanken, daß Goethe sich ihm wie einem Gleichstehenden nähert. Wer hätte mir's, ruft er sich zu, vor dreißig Jahren sagen können, daß ich mit dem Autor des Götz in Briefwechsel treten, daß ich mit ihm gewissermaßen auf gleichem Fuße stehen würde! —

Doch Monate vergingen, ehe Scott die so eröffnete Correspondenz seinerseits fortführte, — qual- und drangvolle Monate, in denen bald seine Gemüthskräfte von schmerzlich erregten Stimmungen bedenklich angegriffen wurden, bald sein männlicher Sinn eine ruhige Fassung annahm, die beinahe an Heiterkeit grenzte. Dazwischen kamen aus der umgebenden Außenwelt erfreuende und erhebende Anregungen, geeignet, ihn dem Druck der Gegenwart zu entziehen und den angeborenen muthigen Frohsinn wieder hervor zu locken. So ward, bald nach dem Eintreffen des Goetheschen Briefes, am Freitag, dem 23ten Februar, zum Besten der Bühnenkünstler Edinburghs eine festliche Zusammenkunft zahlreicher Vertreter der Wissenschaft und Kunst veranstaltet, bei der Sir Walter selbst das Amt des Vorsitzenden übernommen. Hier umrauschte ihn der Jubel der Seinen. Hier konnte er von neuem gewahren, mit welchem Stolz sie

auf ihn blickten, und wie schwer es ihnen ward, sich selbst in dem Ausdruck ihrer dankbaren Liebe genug zu thun. Längst hatte man vermuthet, behauptet, und neuerdings aus den Verhandlungen, zu denen seine Geschäftsgenossen nach eingetretenem Bankrott sich genöthigt sahen, mit Sicherheit erfahren, er sei der große Unbekannte, der mächtige Zauberer, der ein neugeschaffenes Gebiet der Erzählungskunst so überschwänglich bereicherte. An jenem Tage nun entschloß sich Sir Walter zu dem so lange zurückgehaltenen öffentlichen Geständniß, ihm, ihm einzig und allein, als dem Verfasser des Waverley, sei die Urheberschaft aller der Werke zuzuschreiben, die in langer Reihenfolge dieser Erzählung sich angeschlossen.

Deutschen Lesern ward im Morgenblatt vom 9ten und 10ten April 1827 ein farbloser Bericht über diese Festlichkeit erstattet. In der Einleitung zu den Chronicles of the Canongate hat Scott selbst die Erinnerung an jenen Tag aufbewahrt. Wer sich den ganzen Vorgang durch eine anschauliche und genaue Schilderung vergegenwärtigen will, der findet eine solche im Anhang zu der eben erwähnten Einleitung mitgetheilt. Einer der vornehmsten richterlichen Beamten, Lord Meadowbank, erklärte an jenem Tage unter der Zustimmung der aufjauchzenden Hörer, Schottland habe schon dadurch einen unvergänglichen Ruhmestitel erlangt, daß es dem Dichter, der es darstellend verherrlicht, dem großen vaterländischen Minstrel, das Dasein gegeben.

Wie auch die Eindrücke von außen, die Empfindungen im Innern wechselten, der Biograph blieb an sein schweres Tagewerk festgeschmiedet. Er vergleicht sich wohl selbst mit einem Automaten. Von sieben Uhr Morgens bis Abends um zehn dreht er sich ihm im Kopfe herum, der verwünschte Boney, der im Tagebuche auch wohl gelegentlich als Mister Nappy auftritt. Das Ergebniß der ungestörten täglichen Arbeit beläuft sich nicht selten auf dreißig, ja vierzig Druckseiten. Und auch jetzt kann er der Lust zu litterarischen Abschweifungen nicht

widerstehen. Unter den kritischen Arbeiten, die fünf Bände seiner Vermischten Schriften anfüllen, begegnen wir einer Abhandlung über John Home, den Dichter der noch unvergessenen Tragödie Douglas. Gestalten und Zustände einer schon vergangenen Epoche der schottischen Litteratur werden hier klar beleuchtet (Miscell. Works 19, 283—367); die litterar-historische Schilderung wird durch persönliche Erinnerungen des Verfassers ergänzt. An die Ausarbeitung dieses umfänglichen, belehrenden Aufsatzes, der uns jetzt so lebensfrisch anmuthet, konnte er um die Mitte des März nur wenige Tage wenden: da rückte der eben bei Seite geschobene Bonay rasch wieder in den Vordergrund, um gebieterisch eine ungetheilte Hingebung für sich allein zu erzwingen.

Etwa fünf Wochen später verstattete sich der Gequälte eine abermalige Zerstreuung. Damals war sein Buonaparte schon „eingekeilt in das knotige Eingeweide" von St. Helena (and peg thee in his knotty entrails, Shakesp. Tempest I 2, 295). Eine kurze Pause schien erlaubt. Nun ward schnell eine Kritik über Defoe entworfen, und — was uns näher angeht — eine umständliche Untersuchung über den Lebensgang und die Geistesart unseres E. T. A. Hoffmann angestellt. Diesen Aufsatz, der ihm ein Honorar von hundert Pfund hätte einbringen können, gab er unentgeltlich als beträchtliches Almosen in die Hand eines bedürftigen litterarischen Zunftbruders, R. P. Gillies, der das von ihm geleitete Foreign Quartely Review damit ausstattete (Juli 1827. Miscell. Works 18, 270—332). In Scotts Tagebuche finden wir den Wunsch verzeichnet: „Ich möchte ihm helfen, dem armen Burschen, wenn ich könnte, denn ich selbst bin arm." (7. Mai) Nicht einfacher und nicht rührender kann man den Inhalt der Vergilischen Herzensworte wiedergeben:

Non ignara mali miseris succurrere disco.

Indem er in das Geister- und Gespensterreich Hoffmanns einging, schien er anzuknüpfen an frühere Bestrebungen, die ihn

zu einer liebevollen und nicht unfruchtbaren Beschäftigung mit den derber und wilder gearteten Erzeugnissen der deutschen Schauspiel- und Balladendichtung hingeleitet hatten. Nicht ungern nähert er sich nun den germanischen Schauerbildern — Germanic horrors. Er will für die Beurtheilung der Hoffmannschen Dichtungsweise eine breitere Grundlage gewinnen. Er zieht daher in Betracht, wie das Element des Uebernatürlichen in den Litteraturen der verschiedenen Völker zur Anwendung gekommen, wie das Märchen bald künstlich ausgebildet und verbildet, bald in volksmäßiger Schlichtheit bis auf unsere Tage rein überliefert worden. So redet er, Verwandtes und Fremdartiges durcheinander mischend, von den Feen und Wundergeschichten des Morgen- und Abendlandes, vom Grafen Hamilton und von Wielands Oberon, von Musäus und Fouqué; sogar Chamissos Schlemihl vergißt er nicht. Er thut Blicke auf den gemeinsamen Ursprung, auf den inneren Zusammenhang der in den Märchen aller Völker festgehaltenen Anschauungen und Stoffe; einen vorzüglichen Werth muß er der Grimmschen Sammlung zusprechen; — er nennt zwar die Deutschen Sagen (p. 281: The Deutsche Sagen of the brothers Grimm, is an admirable work of this kind); offenbar jedoch will er unter diesem Titel die Kinder und Hausmärchen verstanden wissen.

Ist er nun auf dem Wege dieser Betrachtungen zu Hoffmann selbst gelangt, so fühlt er sich, wie das Tagebuch bezeugt, in Unbehaglichkeit versetzt. Das ausgelassene phantastische Getreibe, worin der novellistische Callot fort und fort sich gefällt, kann den Autor des Waverley auf die Dauer nicht ergetzen. Auch fürchtet er, sein Deutsch sei ihm abhanden gekommen. Kleine Versehen laufen wohl mit unter, wenn er aus seinen deutschen Quellenschriften größere Abschnitte englisch mittheilt; doch weiß er die eigentlich groben Mißgriffe zu vermeiden. Aus der Erzählung „das Majorat" (Schriften V, 172—245) giebt er längere Proben, aus denen sich Hoffmanns Darstellungsart erkennen läßt. Hoffmannscher Spuk in der

Sprache Walter Scotts vorgetragen — das müßte deutſche wie engliſche Leſer reizen. An einer Stelle müht er ſich zwecklos, ins Engliſche zu übertragen, was ſelbſt aus der edelſten engliſchen Dichterrede genommen worden. Hoffmann ſchreibt S. 245: „ja mich den Verliebten, der wie ein Ofen ſeufzt, mit Jammerlied auf ſeiner Liebſten Braue.“ Das ſind Schlegelſche Worte, nicht unwürdig des Shakeſpeareſchen Worts in As you like it 2, 7, 147:

And then the lover,
Sighing like furnace, with a woeful ballad
Made to his mistress' eyebrow.

So ſpricht Jaques, wenn er Welt und Bühne vergleicht und die wechſelnden Akte des Menſchendaſeins ſchildert. Wer hegte ſeinen Shakeſpeare feſter in Kopf und Gemüth als eben Sir Walter? Wem war jene ſprichwörtlich bekannte Rede des Jaques geläufiger als ihm? Und doch mißkennt er unter der deutſchen Hülle das Wort ſeines Dichters: er überſetzt Schlegels Ueberſetzung mit den unſhakeſpeareſchen Worten (S. 322): „the very image of the lover sighing like a furnace, who tunes his sonnets to his mistress's eyebrows.“

Während er widerwillig fortſchreibt, bemerkt er, daß der kritiſche Theil ſeiner Arbeit ihm gar nicht gelingen will; verzweifelt muß er ſogar eines Tages die Hand von ihr abziehen. Faſt ſcheint es, daß er nur aus Rückſicht auf den armen Gillies ſie gleich darauf dennoch zum Schluſſe führt. Wie er hernach (8. Juni) die Correcturbogen prüfend durchgeht, äußert er ſich wohlgefälliger über den Eindruck des Ganzen.

Dieſer Bericht von Hoffmanns Leiſtungen und Irrungen verdiente die Aufmerkſamkeit Goethes und erhielt ſie. Sie ward noch geſchärft durch den Umſtand, daß er zuerſt über den Verfaſſer im Unklaren blieb. So viel Einſicht und Billigkeit, als ſich hier in Beurtheilung auch der wunderlichen und bedenklichen Erzeugniſſe der deutſchen Litteratur bewährte — bei wem konnte er ſie vorausſetzen, wenn nicht bei Carlyle? In-

dem er die Abhandlung dieſem zuſchrieb, verrieth er freilich, daß er die eigenthümlichen Grundzüge der geiſtigen und litterariſchen Phyſiognomie, durch die ſeine engliſchen Freunde und Bewunderer ſich ſo merklich einer vom andern unterſchieden, nur höchſt unſicher aufgefaßt hatte. Der Dichter von Marmion und Waverley und der Verfaſſer des Sartor Reſartus, zeitverwandt und demſelben Volke entſproſſen, ſcheinen doch ihrer geiſtigen Abkunft und Ausbildung nach zwei verſchiedenen, weit von einander entlegenen Welten anzugehören. Carlyles ſpäterer Aufſatz über Sir Walter (1838) zeigt mit hinlänglicher Deutlichkeit, daß und warum es unmöglich war, den zwiſchen ihnen beſtehenden Gegenſatz jemals auszugleichen. Aber ſchon bei Goethes Lebzeiten trat dieſer Gegenſatz in der Denk- und Schreibweiſe beider Männer unverkennbar zu Tage. Wird er uns doch gleich erſichtlich, ſobald wir nur die Aufzeichnungen über denſelben Hoffmann durchblicken, die Carlyle dem von Goethe beachteten und belobten Sammelwerke German Romance (Kunſt und Alterthum VI, 2, 279) eben damals einverleibte.

Hatte Goethe erſt einmal, unbekümmert um alle Unterſchiede des Stils, ſeine Vermuthung nicht auf Scott, ſondern auf Carlyle gelenkt, ſo ward er in dieſer Selbſttäuſchung vielleicht dadurch beſtärkt, daß in jenem Aufſatze (S. 308) von dem ſchottiſchen Dichter wie von einer dritten Perſon geſprochen und der Bailie Macwheeble aus dem Waverley mit dem Character des Juſtitiarius in Hoffmanns Majorat verglichen ward. Kurz, im Briefe an Carlyle vom erſten Januar 1828 äußert er unbewunden die Meinung, dieſer Aufſatz, neben einigen andern in gleichem Sinne verfaßten Artikeln über deutſche Litteratur, müſſe von dem Edinburgher Freunde herrühren; denn unmöglich könne man doch annehmen, daß England Menächmen erzeugt habe, die ſich in der liebevoll gründlichen Auffaſſung und Beurtheilung eines fremden Litteratur- und Culturlebens ſo vollkommen gleichen ſollten. Carlyle aber antwortete am 18ten April, man müſſe doch wohl an das Daſein ſolcher Menächmen glauben;

er nannte den wirklichen Verfasser. Nur flüchtig ward dann der Aufsatz berührt im nächsten Hefte von Kunst und Alterthum (VI, 2, 397) dessen Erscheinen sich bis in den Sommer verzögerte — es war das letzte, an dem Goethe die Pflichten des Herausgebers übte.

Erst aus dem Nachlasse (VI, 270—74) konnte man erfahren, daß Goethe den Inhalt dieses Aufsatzes theilnehmend erwogen. Er empfiehlt ihn den deutschen Landsleuten; diese sollen daraus erkennen, wie der heimische Autor, dessen fratzenhafte Wahn- und Spukgebilde als Schöpfungen einer reichen Einbildungskraft bewundert wurden, sich einem klardenkenden, unbefangenen Kritiker des Auslandes darstellte. Wörtlich überträgt er einige Hauptsätze, in denen der Engländer, ohne die Fruchtbarkeit der Hoffmannschen Phantasie zu verkennen, doch den Erfinder solcher Grauen- und Greuelmären als einen des Arztes bedürftigen rettungslosen Kranken mehr bemitleidet als verurtheilt. Es mag Goethe nicht wenig erheitert haben, daß der englische Kritiker hier den würdigen Schatten des Prokto-phantasmisten heraufbeschwor. Scott erinnert nämlich an die Kur, der einst der berühmte (celebrated) Nicolai sich unterzogen, um sich des Ueberschwangs phantastischer Vorstellungen zu entledigen. Er giebt sich alles Ernstes die Miene, als sei er überzeugt, eine ähnliche Kur würde dem armen Hoffmann zu Heil und Frommen gereicht und seine geistige Gesundheit wieder hergestellt haben. Der höhnende und unbarmherzig verhöhnte Gegner Schillers und Fichtes wird sogar als that celebrated philosopher bezeichnet; — mit erlaubter Freiheit sagt hier der Uebersetzer mildernd: „jener bedeutende Schriftsteller".

Das englische Urtheil über Hoffmanns verwirrenden Gespenster- und Märchenwust führt ihn dann auf Betrachtung seiner eigenen, von Märchenanmuth umflossenen, Novelle die neue Melusine. Daran reiht sich zum Schluß die preisende Erwähnung des Märchens von einem, der auszog, um das Fürchten zu lernen (Grimm, Nr. 4). „Goethe hat sich sinnvoll über

dieses Märchen geäußert", sagt Wilhelm Grimm in den Anmerkungen. So hat der betrachtende Dichter uns auch hier von mark- und ideenloser Phantastik zu Wahrheit und Natur zurückgeführt.

Scott konnte nicht ahnen und hat niemals erfahren, daß sein, unter peinlichen Umständen mit innerem Widerstreben rasch niedergeschriebener, Aufsatz in so hohem Maße die Theilnahme Goethes erregte. Was hat aber diesen abgehalten, seiner Anzeige in dem letzten Hefte von Kunst und Alterthum, das er selbst noch besorgte, einen Platz einzuräumen? — der Raum war wohl durch die andringende Stoffmasse schon überfüllt. Wie der Augenschein zeigt, und wie Goethe selbst an Zelter berichtete (5, 54), mußte für die letzten vier Bogen kleinere Schrift gewählt werden. Aber auch ein anderer Grund kann Goethe bestimmt haben, die Anzeige zurückzuhalten. Als er sie verfaßte, sah er noch in Carlyle den Urheber des besprochenen Aufsatzes. Denn nur auf ihn kann er zielen, wenn er den Kritiker als einen merkwürdigen Mann bezeichnet, dem wir noch gar manche Aufklärung über uns selbst und andere verdanken werden. Auch im Folgenden schildert er rühmend ein kritisches Verfahren, wie es gerade Carlyle der deutschen Litteratur gegenüber beobachten wollte. Diese Andeutungen nun erwiesen sich als verfehlt, sobald er über die Persönlichkeit des Kritikers aufgeklärt worden. Wollte er die Anzeige nicht umgestalten, so mußte er sie fürs erste bei Seite legen.

Zu der Zeit, da sich Goethe dem Kritiker Scott so beifällig anschloß, hatte der Biograph den märchenhaften Schicksalslauf seines Helden bis zum tragischen Ende begleitet. Im Mai war er noch zu harter Arbeit verurtheilt. Aber schon vor dem Schlusse dieses Monats erquickte ihn ein Vorgefühl der Freiheit. Am 24. beschäftigt ihn schon der Gedanke, die wichtigsten Begebenheiten der schottischen Geschichte in einer für Alt und Jung gleich zugänglichen und gleich anziehenden Form darzustellen. Er entwarf den Plan zu den „Erzählungen eines Groß-

vaters", die sich zu einem der fesselndsten historischen Lesebücher ausbilden sollten. Er richtete sie an sein Enkelkind, das dann noch vor dem Großvater hinstarb und nur in der den Tales of a Grandfather vorgesetzten Dedikation als Hugh Littlejohn, Esqu. noch fortlebt.

Obgleich Boneys Ende nunmehr in naher Aussicht stand, so bereitete doch die Sichtung der Schriftstücke, die über St. Helena und die dortigen Vorkommnisse gründliche Auskunft geben sollten, noch manchen unbehaglichen Aufschub. Am 3ten Juni hat er den Schreckensmann glücklich zum Sterben gebracht (I have killed kim to-day). Nun blieb noch übrig, in einem Schlußkapitel die Summe seines Lebens und seiner Thaten zu ziehen und ein überschauliches Bild seines Wesens und seiner Eigenschaften in festem Umriß hinzustellen.

Der siebente Juni dämmerte als ein Freudentag auf; er brachte die Stunde der Erlösung: Boney war fertig (This morning finished Boney). Ein freieres Aufathmen war nun dem Ermüdeten vergönnt. Wohl forderten unverzüglich andere Aufgaben seinen beharrlichen Fleiß. Aber lockende Spiele dünkten ihm diese Arbeiten, wenn er sie mit dem Werke verglich, das der Inhalt seiner Tagesträume gewesen, das ihn im nächtlichen Wachen geängstigt. Zwei Jahre zuvor hatte er sich zu diesem Werke verpflichtet, als er sich noch im ungefährdeten Besitze der ganzen Fülle seiner erworbenen Glücksgüter wähnte. Wie manche Wochen und Monate mußten inzwischen auf die übrigen nebenher gehenden, größeren und kleineren Schriften, sowie auf die nöthigen Reisen verwandt werden! Die Ausarbeitung des ungeheuren Stoffes, den die neun enggedruckten Bände des biographischen Werkes in sich fassen, hatte er, nach Lockharts Berechnung, in einem Zeitraume von wenig mehr als zwölf Monaten vollführt. Die Summe von achtzehntausend Pfund hatte er damit erschrieben.

In dieser ersten Zeit der wieder erlangten Freiheit fühlte er sich denn auch ermuntert, Goethes entgegenkommende Be-

grüßung endlich zu erwidern. Schon früher, ehe dieſe an ihn gelangt war, hatte er aus eigenem Antrieb einen brieflichen Verkehr mit Goethe einzuleiten geſucht; aber ſein damaliges Schreiben war ihm wieder zurückgeſtellt worden, weil die Freunde, die es überbringen ſollten, von dem Plane einer Reiſe nach Weimar abſtehen mußten. Aus ſeinem jetzigen Briefe — er trägt bei Eckermann das Datum des neunten Juli 1827 — ſpricht einfach und offen die liebenswürdige Gutmüthigkeit ſeines Weſens, die Heiterkeit eines männlich gefaßten, in ſich befriedigten Sinnes. Man vernimmt auch nicht den leiſeſten Anklang an die Schmerzens- und Klagelaute, an die Töne der Wehmuth und des Unmuths, die ſein Tagebuch ſo manigfach durchziehen. Halb ſcherzend gedenkt er der rheumatiſchen Plagen, die ihm nicht mehr geſtatten, ſich wie ehedem als Reiter, Jäger und Schütze mit ungehemmter Luſt zu bewegen. Im Tone ruhiger Ergebung ſpricht er von dem Verluſte ſeiner Gattin; er erzählt, welche Lebensſtellung ſeine Söhne gefunden haben, wie die jüngſte Tochter ſeinem Hausweſen vorſteht. Er verſichert, daß ſein Beſitzthum, trotz erlittener ſchwerer Einbuße, ihm genüge, um völlig ſeinem Wunſche gemäß zu leben. Er rühmt auch ſein Abbotsford, das wohl mit Berlichingens Jaxthauſen wetteifern darf, und das bereit iſt, jeden Freund des deutſchen Dichters gaſtlich zu empfangen.

An der ſchlichten Herzlichkeit, mit der das alles vorgebracht ward, mußte Goethe ſein Wohlgefallen haben. Er äußert es denn auch nachdrücklich gegen Eckermann; und wenn er ſpäter (15. Januar 1828) an Carlyle ſchreibt, ſo wünſcht er, daß dieſer ſeinen Dank übermittle „für den lieben heitern Brief, gerade in dem ſchönen Sinne geſchrieben, daß der Menſch dem Menſchen werth ſeyn müſſe".

Hätte er dieſen Brief nicht auch, gleich den früher von Manzoni (23. Januar 1821) und Luke Howard (21. Februar 1822) empfangenen, der Oeffentlichkeit übergeben ſollen? Die Ueberſetzung des einen hatte er in Kunſt und Alterthum

(IV. 1, 98), die des anderen an schicklicher Stelle in den Naturwissenschaftlichen Heften mitgetheilt. (Zur Naturwissenschaft überhaupt 2, 7—19). Jene beiden Briefe jedoch gaben sich gleichsam als Aktenstücke zur Geschichte der Poesie und der Wissenschaft. Aus dem italienischen Schreiben brauchte Goethe nur den Satz zu streichen, der ihn als den Allbewunderten feiert (ad un uomo avvezzo all' ammirazione d'Europa —); im Uebrigen lieferte es eigentlich nur einen bestätigenden Nachtrag zu den aufschlußreichen Erörterungen, durch die Goethe dem Dichter des Conte di Cormagnola die ehrende Theilnahme der litterarischen Welt gewonnen hatte. Manzoni legt hier Zeugniß ab für die gewichtige Thatsache, daß ihm, den die heimische, an herkömmlichen Grundsätzen starr festhaltende Kritik mißkannt und befehdet hatte, von dem deutschen Meister Heil und Erleuchtung gekommen. Er bekundet, daß Goethe nicht nur durch öffentlich ausgesprochene warme Anerkennung ihn geschützt und gehoben, sondern auch seine Absichten tiefer als irgend einer, selbst der freundlich gesinnten, Beurtheiler durchdrungen, ihn in der Richtung seines poetischen Arbeitens bestärkt, und ihn ermuthigt habe, seine künstlerische Selbständigkeit auch ferner zu behaupten. Luke Howard, dessen Lehre von der Wolkenbildung Goethe sich angeeignet und als freudig überzeugter Schüler in Vers und Prosa verkündigt hatte, Luke Howard erstattet in seinem Sendschreiben einen umständlichen, geordneten Bericht über den Gang, den sein Leben und seine Forschung genommen. Es ist die unverhohlene Selbstschilderung eines Mannes, dem weltliche Wirrnisse die Ruhe des befriedigten Gemüthes nicht mehr stören können, eines Mannes, der im thätigen Christenthum den Mittelpunkt wie die Grundlage seines Daseins erblickt, und der sein Glück wie seinen Ruhm darin findet, den Menschen, seinen Brüdern, den Glaubensweg zu zeigen und zu ebnen, auf dem er selbst so beseligt einherwandelt. Auch in diesem Falle bedenkt sich Goethe nicht, einer reinen, echten, auf religiösem Grunde erwachsenen und

mit sich selbst übereinstimmenden Sinnes- und Empfindungsweise seine Anerkennung, ja seine Ehrfurcht zu zollen. Diesem in Briefform verfaßten autobiographischen Abrisse gab er weitere Verbreitung, damit man hier, wie an einem schönen Beispiel, erkenne, „welchen Geistern die Natur sich gern offenbart, mit welchen Gemüthern sie innige Gemeinschaft fortdauernd zu unterhalten geneigt ist."

Scott aber spricht hier mit Goethe so einfach menschlich, er plaudert so unbefangen, daß man fast hätte besorgen müssen, durch öffentliche Mittheilung dies vertrauliche Gespräch verletzend zu stören. Auch wechselt er den Ton nicht, wenn er Goethe, den alle Schriftsteller als ihr väterliches Oberhaupt ehren sollten, wegen eines so ruhmvollen Alters glücklich preist, wenn er von Byrons frühgebrochener Lebenskraft und dann von den Gegenständen seiner eigenen litterarischen Thätigkeit spricht. Er läßt merken, daß es ihn noch immer freut, trotz ungenügender Kenntniß der deutschen Sprache, einst das jugendliche Wagniß einer Uebersetzung des Götz unternommen zu haben. Ob er sich auch des eben vollbrachten Wagestückes der Lebensgeschichte Napoleons mit innerer Befriedigung rühmen dürfe, das lassen seine Worte unentschieden: indem er Goethe auf das baldige Eintreffen des Werkes vorbereitet, erhofft er Nachsicht für die Fehler, die es aufweisen wird.

Als Lockhart diesen Brief zum Abdrucke brachte, hielt er es für schicklich, den größeren Satz, der von ihm selbst handelte, stark zu verkürzen; in Eckermanns Uebertragung haben wir ihn vollständig. Scott erinnerte hier an den Besuch, den Lockhart, einer der ergebensten Bewunderer des deutschen Dichters, vor Jahren in Weimar abgestattet. Eine lebhafte Schilderung dieses Besuches hatte, wie Lockhart selbst in einem früheren Theile (5, 318) der Biographie berichtet, der Verfasser des Waverley mit freudigem Antheil vernommen, als er mit seinem künftigen Schwiegersohn zuerst im Mai 1818 in Edinburgh zusammentraf. Dieser erzählte zur Belustigung des Hörers, daß

der Kellner des Weimarischen Gasthofes ihn mit verdutzten Mienen angeblickt, als er nach Goethe sich erkundigte, nach Goethe, dem großen Dichter, und daß hernach die Wirthin ihm zu Hülfe gekommen, indem sie verständnißvoll vermuthete, der Reisende wolle wohl nach dem Geheimen Rath von Goethe fragen. Mit Bewunderung hatte Lockhart von der majestätischen Schönheit des Goetheschen Antlitzes gesprochen; kein edleres glaubte er je geschaut zu haben. Er erzählte ferner, wie er des Dichters zuerst ansichtig geworden: dieser war gerade von einer, zu botanischen Zwecken unternommenen, Ausfahrt zurückgekehrt und verließ eben den Wagen, in dem eine Menge wilder Pflanzen und Kräuter aufgeschichtet lag. Scott freute sich damals zu erfahren, daß sein alter Meister (his old master) ähnlichen Neigungen wie er selbst nachhange; er sei zwar kein eigentlicher Botaniker, warf er ein; aber wohl wünsche er einmal mit Goethe ein Gespräch über Bäume zu führen. Was war natürlicher, als daß er sich der Erzählungen seines Schwiegersohns erinnerte in dem Augenblicke, da er seinen alten Lehrmeister selbst anredete?

Wie leicht und behaglich aber Scotts briefliches Geplauder dahin fließt, läßt sich aus der Uebersetzung Eckermanns kaum errathen. Erich Schmidt tadelte schon (Goethe-Jahrbuch VIII 103), sie sei stellenweise recht steif. Jedoch ist sie stellenweise auch keineswegs treffend oder genau. Um diesen Mißstand zu entschuldigen, darf man nicht annehmen, daß Eckermann einen anderen Text als den uns bekannten vor Augen gehabt. Dagegen ist die Annahme gestattet, er habe sich in den Krähen- und Krakelfüßen der Handschrift nicht immer zurechtfinden können. Schilt sie doch Scott selbst in seinem Tagebuche (27. April 1827) als völlig unleserlich! Er wenigstens, behauptet er mit wehmüthigem Scherz, er könne sie selbst nicht mehr entziffern.

Manchmal begnügt sich Eckermann, den Inhalt andeutend und abschwächend zu umschreiben. Wie feierlich läßt er Scott

den Napoleon ankündigen: „Ich habe mir die Freiheit genommen, die Herren Treuttel und Würtz zu ersuchen, Ihnen meinen Versuch einer Lebensgeschichte jenes merkwürdigen Mannes zu senden, der so viele Jahre lang" — — Sir Walter hingegen schreibt mit heiterer Selbstironie, indem er dabei auf seine juristische Thätigkeit anspielt, er habe von neuem bewiesen, daß ihn, gleich manchem anderen Advocaten, die Bescheidenheit nicht allzu schwer drücke, da er die genannten Buchhändler ersuchte, das biographische Werk an Goethe gelangen zu lassen. Und wie bezeichnet er das Werk? Mit Worten, von denen Eckermann auch die letzte Spur getilgt hat. Er nennt es „a hasty, and, of course, rather a tedious attempt to give an account of that remarkable person Napoleon." Uebereilt und weitschweifig oder gar langweilig — hasty und tedious! — hat er nicht durch diese Selbstkritik von vorne herein alle künftigen, noch so böswilligen, Kritiken übertrumpft?

Gegen den Schluß des Briefes läßt Eckermann ihn sagen, „er wünschte gegen das Andenken jenes außerordentlichen Mannes so aufrichtig zu verfahren, wie seine insularischen Vorurtheile nur immer erlauben wollten." Aber Scott will seine Vorurtheile gar nicht für insularische ausgeben, die sonach den Geist eines jeden Engländers mehr oder weniger beherrschen müßten. In der That fand ja auch Napoleon in England, außer dem Kreise der Tories, rückhaltlose Bewunderer! (Vgl. Carlyle an Goethe 18. April 1828). Dem bescheidenen Tone gemäß, der durch den ganzen Brief hindurch geht, spricht er auch hier nur von den Vorurtheilen, die ihm selbst eigen sein mögen (his own prejudices).

Nicht minder entstellt, oder vielmehr entfärbt, zeigen sich die Worte, in denen der frühen Uebersetzung des Götz gedacht wird. Die Wahl eines solchen Vorbildes, sagt er ungefähr, bezeugte meinen guten Geschmack und ebenso meine vollendete Dreistigkeit. Ich bewunderte, was Bewunderung verdiente; aber aus den schrecklichen Schnitzern (terrible blunders), zu

denen mich mangelhafte Sprachkenntniß verleitete, ergab sich deutlich genug, daß diese Art, meine Bewunderung zum Ausdruck zu bringen, nicht eben die beste war. — Eckermann nun ist zu schüchtern, dies heitere Eingeständniß der begangenen Mißgriffe in seinem ehrbaren Deutsch dem Wortlaute nach zu wiederholen; so darf denn bei ihm Sir Walter weder von der vollendeten Dreistigkeit, (consummate assurance) noch von schrecklichen Schnitzern sprechen.

Und wahrlich, Sir Walter hatte guten Grund, diese vormaligen Schnitzer nach Verlauf von dreißig Jahren zu belächeln. Wohl waren sie ebenso belachenswerth wie schrecklich. Weshalb sie dem Uebersetzer so reichlich zufließen mußten, das erklärte uns Alois Brandl, als er unterrichtend schilderte, wie Goethes Jugendwerke in England beurtheilt, ausgenutzt und nachgeahmt worden. (Goethe-Jahrbuch III 27—76). Der achtundzwanzigjährige Scott hatte nämlich geglaubt, durch seine Kenntniß des Angelsächsischen und Schottischen auch das Verständniß des Deutschen erzwingen zu können; er fühlte sich der Verpflichtung überhoben, in zweifelhaften Fällen den nützlichen Rath des Wörterbuchs einzuholen. Zuversichtlich hat er sich seinem Ahnungsvermögen überlassen und demgemäß ganz unerhörte Deutungen zu Stande gebracht. Zwei possierliche Beispiele solcher eigenmächtigen Deutungsversuche hat Brandl herausgegriffen (S. 63). Eine Reihe ähnlicher Schnitzer breitet sich durch das ganze Stück; aber wie unersprießlich bliebe die Mühe, eine gründliche Musterung über sie zu halten!

„Ich bin unmuthig," sagt der Kaiser Maximilian. Scott nimmt das für muthlos, und so muß sich der letzte Ritter mit dem unritterlichen Geständniß einführen: „I want courage." — Götz schildert die trefflichen Fürsten als gute Menschen, die in sich und ihren Unterthanen glücklich waren. Da werden die „Unterthanen" zu „Unternehmungen": Men happy in their own minds and in their undertakings. — Elisabeth ermuntert den trübsinnigen Ritter, in seiner angefangenen Lebensbeschrei-

bung fortzufahren: „verſchaff' einer edeln Nachkommenſchaft die Freude dich nicht zu verkennen.“ Nachkommenſchaft, meint Scott, das werden wohl Nachbarn ſein: „make thy noble neighbours acquainted with thy real character.“ — Auf Weislingens Frage: „Seyd ihr mich ſchon müde?“ antwortet Adelheid: „Euch nicht ſo wohl als euern Umgang.“ Umgang — das erinnert vielleicht an den Ausdruck: unentſchloſſen um eine Sache herumgehen; und ſo wird denn überſetzt: „Not so much of you as of your irresolution.“ — Adelheid ſagt von Götz: „ich wollt' ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen“; aber eine ganz andere Art von Gerechtigkeit zeigt ſich in den engliſchen Worten: „J would Justice knew that Goetz.“ — Hänſel der Wirth empfängt von Metzler die Mahnung: „Nur nit viel geſchimpft, Hänſel, ſonſt kommen wir dir über die Glatze.“ Glatze — wäre das etwa eine andere Form für Glas, und ſollten hier nicht die Wirthshausgläſer mit Verderben bedroht werden? Alſo: „No bad names, Hansel! your glasses may suffer.“ — Götz darf nicht, wie er erzählt, im Wirthshaus zum Hirſch in Heidelberg die Trepp hinaufgehen; das Gaſthaus wird ſeines altehrwürdigen Namens beraubt, und er iſt „going up stairs to the venison in the inn at Heidelberg.“ — Die Aehnlichkeit des Klanges verleitet dazu, billig durch willing, müßig durch moody, Kinnbacken wohl gar durch straight back wiederzugeben. — Daß Weislingen, nach Adelheids Stichelrede, melancholiſch ſein ſoll wie ein geſundes Mädchen, das verſteht der geſunde, junge Schotte nicht; er muß ſagen: „as melancholy as a forsaken damsel.“

Der bunten Muſterkarte ſolcher Fehler ließen ſich freilich auch manche Sätze gegenüberſtellen, in denen die Eigenart des deutſchen Ausdrucks richtig gefaßt und glücklich umgebildet wird. Wie friſch und volksmäßig klingt es, wenn Berlichingen ſagt: „And then I first saw that I had put my hand into the wolf's mouth.“ (Da ſah' ich erſt, daß ich mit der Hand in die Kohlen geſchlagen hatte); oder wenn er ausruft: „It would have been

a thorn in my very heart had I remained long their debtor." (Es hätte mir das Herz abgefressen, wenn ich's ihnen hätte lang' schuldig bleiben sollen). Die Redensart vom Sattelhenken, der Lebensbeschreibung Götzens entnommen, war leicht dem Mißverständniß ausgesetzt; aber ganz passend sagt der Bauernführer Kohl: „We have no time for dallying and useless speeches." (Wir haben nicht Sattelhenkens Zeit, und langer unnöthiger Discurse).

Doch anstatt Gelungenes und Verfehltes gegen einander abzuwägen, sollte man lieber die Anschauung würdigen, aus der das Ganze hervorgegangen, und sich an dem Sinne genügen lassen, der dies Ganze belebt. Denn wirklich trägt es eine gesunde Lebensfarbe; es ist nicht ängstlich nachgekünstelt. Die Umrisse scheinen aus freier Hand entworfen; Form und Haltung verrathen keinen Zwang. Scott hatte einige Abweichungen von der Urschrift für nöthig erachtet, die aber den Gesamteindruck nicht schädigten. Aus dieser Uebersetzung empfing der Engländer keinen genügenden Begriff von der sinnlichen Fülle, die im Dichterworte des jungen Goethe quillt; wohl aber gewann er daraus eine bestimmte Ansicht vom Stil des Götz. Die Verstöße gegen die Bedeutung so mancher Wörter und Sätze zerstören doch nicht die Einheit des Grundtones, der unter so vielfach wechselnden Klängen in dieser langen Scenenreihe so glücklich festgehalten wird. Ehe der letzte große Minstrel Schottlands, der Sammler und Erneurer der schottischen Volksgesänge, seine Thätigkeit selbständig zu entfalten begann, stärkte er sich durch die innige Berührung mit dem Geiste, der im Götz die Gestalten einer gleichsam neu entdeckten Vergangenheit mit so frischer Lebenskraft ausgestattet. Da ward ihm kund, wie das freie dichterische Bilden durch geschichtliches Anschauen seine Richtung erhalten kann. Hiermit ist der Werth bezeichnet, den man dem übersetzten Götz auf alle Fälle zugestehen muß. So ward ihm denn auch, nach einiger Ueberlegung, ein Platz in der abschließenden zwölfbändigen Sammlung der poetischen Werke

Scotts eingeräumt. Kaum ist es zu billigen, daß er erst am Ende des letzten Bandes, und zwar, wie ein verschüchterter Nachdringling, in verkleinertem Druck erscheint.

Der Brief nun, in dem Sir Walter so heiter auf die Mängel seiner Jugendarbeit zurückwies, konnte nicht verfehlen, bei Goethe eine günstige Stimmung für die jüngste Leistung des großen Erzählers vorzubereiten. Aus längst bekannten Briefen an Sternberg, Reinhard, Zelter hatte man erfahren, daß während der sorgsamen Beschäftigung mit dem Werke diese Stimmung anhielt, ja sich in gewissem Sinne steigerte. Noch ein anderes nachdrückliches Zeugniß dafür besitzen wir erst seit wenigen Jahren. Es ist aufbewahrt in dem Schreiben an Carlyle, das am ersten Januar 1828 begonnen und am fünfzehnten fortgesetzt ward.

Einigermaßen verwundert war der junge schottische Freund, als er durch diesen Brief den Auftrag empfing, im Namen Goethes dem Verfasser des Waverley zwei Medaillen mit den verbindlichsten Grüßen einzuhändigen. Und mit derselben Verwunderung mag er dann die Sätze gelesen haben, in denen der große Deutsche sein Urtheil über Scotts Napoleon zusammenfaßte. Auch hier legt Goethe das Hauptgewicht auf die Punkte, die er stets als die bedeutendsten heraushebt, sobald er das Eigenthümliche dieser Leistung für sich selbst und Andere ins Klare bringen will. Er läßt die Darstellung, die von dem „ersten Erzähler des Jahrhunderts" ausgeht, ruhig an sich vorüber ziehen: er will dabei nie vergessen, daß er es mit einem ganz und gar vaterländisch gesinnten Briten zu thun hat; er begreift, warum dieser den weltgeschichtlichen Verlauf des Napoleonischen Daseins, wie es aus der Revolution emporsteigt, nicht schildern kann, ohne daß die eigenen längst gefesteten Ueberzeugungen, wie die im englischen Volke geltenden Anschauungsweisen, aller Orten durchdringen. Er findet es natürlich, daß der britische Autor dem gewaltigen Widersacher Englands gegenüber den Standpunkt des rechtlichen Staatsbürgers behauptet,

der auch da, wo das Ungeheure sich zeigt und das Außerordentliche geschieht, auf den Forderungen der Sittlichkeit beharrt, durch deren Befriedigung allein das Glück des Menschen, wie des Staates, verbürgt wird. Sodann betont Goethe sein ganz persönliches Verhältniß zu dieser Darstellung. Er fühlt sich ihr vor allem dadurch verpflichtet, daß sie ihm, dem älteren Zeitgenossen Napoleons, eine bequeme und vielfach neu belehrende Ueberschau über das Selbsterlebte gewährt, daß sie ihm seine eigene Vergangenheit wieder entgegenbringt, insofern sich diese mit den vorgeführten großen Weltbegebenheiten berührt. Um dies auszudrücken, wählt er ein Bild, dessen Anwendung ihm damals geläufig sein mußte; denn es begegnete uns schon früher in dem Briefe an Reinhard vom 28ten Januar 1828. Dort wird es folgendermaßen gefaßt: „Ich habe das Werk als ein wohlgestricktes Netz betrachtet, womit ich die Schattenfische meiner eigenen Lebenstage aus den anspielenden Wellen des letheischen See's wieder herauszufischen in den Stand gesetzt ward." Die Worte an Carlyle aber lauten: „Es ist dieses Werk mir zu einem goldnen Netz geworden, womit ich die Schattenbilder meines vergangenenen Lebens aus den letheischen Fluthen mit reichem Zuge heraufzufischen mich beschäftige."

Man hat schon bemerkt, daß Goethe hier auf das Gemälde der Unterwelt anspielt, mit dem Polygnot die linke Seite der Lesche zu Delphi geschmückt. Die ernstliche Beschäftigung mit diesem Gemälde oder vielmehr mit der Beschreibung, die uns Pausanias davon überliefert hat, fällt aber schon in das Jahr 1804. Blieb etwa seitdem gerade dieser besondere Zug der bildlichen Darstellung dem Gedächtnisse Goethes so fest eingeprägt? Nein; er ward eben damals, im Beginne des Jahres 1828, in seiner Erinnerung wieder aufgefrischt. Denn eben damals verfaßte Heinrich Meyer, natürlich nicht ohne Mitwissen und vielleicht nicht ohne Mitwirkung Goethes, eine etwas ausführlichere Beurtheilung des Riepenhausenschen Versuches, nach dem Berichte des Pausanias das Polygnotische Gemälde wiederherzustellen. Diesen Aufsatz seines trefflichen Kunstberathers

ließ Goethe im zweiten Hefte des sechsten Bandes von Kunst und Alterthum erscheinen (S. 287—94). Die Worte des Pausanias, denen er seine Deutung unterlegt, finden sich im zehnten Buche 28, 1: *καὶ ἀμυδρὰ οὕτω δή τι τὰ εἴδη τῶν ἰχθύων σκιᾶς μᾶλλον ἢ ἰχθῦς εἰκάσεις.*" Auch aus diesem Beispiele lernt man, wie treffende Gleichnisse, überraschende Bilder, die er aus entlegenen Weiten herzuholen scheint, gerade aus dem nächstliegenden Kreise seiner Erlebnisse oder seiner geistigen Beschäftigungen stammen und sich ihm ungesucht darbieten.

Die Aeußerungen, die er im Briefe an Carlyle niedergelegt, gedachte er damals noch öffentlich in Kunst und Alterthum zu wiederholen. Zunächst aber schien er doch zu wünschen, daß Sir Walter sie aus diesem Briefe kennen lernen und so sich unmittelbar an ihnen erfreuen möchte. Er setzte voraus, der jüngere kühn aufstrebende Schotte sei dem hochgepriesenen älteren Landsmanne persönlich verbunden und in Verehrung zugethan. Hatte er doch gegen Eckermann seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß Sir Walter in seinem Briefe Carlyle unerwähnt gelassen!

Dieser nun fühlte sich weder geneigt noch geeignet, zwischen Goethe und Scott als Mittelsmann aufzutreten. Doch war es nicht schicklich, sich dem Ehrendienste zu entziehen, zu dem jener ihn offenbar berufen. Er konnte denn auch zu eigener Genugthuung am 18ten April 1828 an Goethe berichten, ein Brief an Sir Walter Scott sei schon abgegangen (Vgl. Froude, Carlyle's early life, 1890, I, 449). Später meldet er (25ten September 1828; vgl. Froude, 2, 30; 33), durch Jeffrey, den hochgeachteten und gefürchteten Leiter des Edinburgh Review, habe Sir Walter die für ihn bestimmten Medaillen empfangen und auch bei diesem Anlasse die Dankbarkeit bezeugt, die er seinem Meister widme (one of his Masters in Art).

Welche Aufnahme aber hat Carlyles briefliche Mittheilung bei Scott gefunden? — Sie blieb unbeantwortet. Froude hat sogar gezweifelt, ob sie ihm jemals zu Handen gekommen. Seit-

dem aber ward dies Schreiben — es ist vom 13ten April 1828 — unter den Papieren Scotts entdeckt. Es war ihm in London zugestellt worden, zu einer Zeit, da im Gewirre des weltstädtischen Lebens Alles, was der Tag ihm brachte, schattengleich aufstieg und wieder schwand. Als 1890 das schon von Lockhart reichlich benutzte Tagebuch Sir Walters vollständig nach der Urhandschrift herausgegeben ward (Edinburgh, David Douglas) erhielt dieser Brief seine Stelle im Anhang zum zweiten Theil S. 483—85. Oft genug hat Carlyle gehaltvollere Briefe geschrieben, selten aber einen liebenswürdigeren als diesen, der den vielgeschmähten und mit Vorwürfen aller Art heimgesuchten Biographen Napoleons wie mit einem ermuthigenden und erhebenden Zurufe begrüßen sollte.

Einen wesentlichen Bestandtheil des Briefes bilden die uns bekannten Goetheschen Sätze; sie werden genau in ihrem unveränderten deutschen Wortlaute vorgelegt. Unverzüglich theilt er sie mit, ohne erst auf das Glück einer persönlichen Begegnung mit Scott zu warten; denn er erwägt, wie selten ein solcher Schriftsteller einen solchen Kritiker finden kann; er will daher ohne Aufschub beide zusammen führen. Hingegen hoffte er damals noch, die Medaillen persönlich zu überreichen. Er betrachtete sich als einen Gesandten, den ein König der Poesie an den andern abgeordnet. Er wünscht sich seines Auftrages mit geziemender Feierlichkeit zu entledigen. Es schmeichelt ihm und dünkt ihn zugleich wundersam, daß er durch Vermittlung eines Fremden, den er niemals gesehen, Zutritt erlangen soll zu seinem angestammten Oberherrn. Diesen hat er freilich oft von ferne mit Augen geschaut; wie gern aber hätte er schon lange ein Anrecht besessen, sich ihm zu vertraulicherem Verkehr nähern zu dürfen, ihm, dem er in Gemeinschaft mit Millionen seiner Zeitgenossen so vieles schuldet. —

Diese persönliche Annäherung erfolgte niemals. Niemals hat Carlyle ein Wort mit Scott gewechselt. Er selbst hat diese Thatsache zweimal in seine Tagebücher eingetragen (Froude

2, 214. 321). Daß der Mann, dem er gleichsam auf Goethes Geheiß und mit dessen Vollmacht ausgerüstet, eine so erfreuende Botschaft überbracht, ihn ohne jede Antwort gelassen, hat ihm ein gewisses Mißvergnügen erregt. Dies bricht sogar noch aus den Trauerworten seines Tagebuches hervor, in denen er Scotts Leiden und Tod beklagt und auf die tüchtigen Eigenschaften hindeutet, die auch er dem Abgeschiedenen nachrühmen muß.

Nirgends giebt Scott zu erkennen, ob er Goethes Aeußerungen über seinen Napoleon nach ihrem Gehalte zu schätzen gewußt, ob ihr Werth ihm eingeleuchtet habe. Und doch waren es wohl die einzig tröstlichen, auf die er damals horchen konnte; sie hätten ihn für die herben Unbilden, die das Werk ihm eintrug, einigermaßen entschädigen müssen. Wohin er sonst hören mochte, klang ihm überall nur, lauter oder gedämpfter, ein mißtöniges Schelten entgegen. Das Geschichtswerk erfuhr keine gewissenhaft eingehende Prüfung, die das Ganze umfaßt und das Einzelne gesichtet hätte. Zu einer solchen fühlten sich gerade die am wenigsten aufgelegt, die sich als zürnende Verächter am entschlossensten geberdeten. Selbst in England, wo die großen kritischen Zeitschriften für die anziehendsten und langweiligsten Beurtheilungen merkenswerther Arbeiten den breitesten Raum bieten, selbst dort hegte man Scheu, die neunbändige Masse zum Behufe einer belehrenden Zergliederung mit wissenschaftlicher Strenge gründlich durchzuarbeiten. Warum sollten die Gegner in Deutschland eine derartige Mühe sich aufbürden? Oder hätte etwa Varnhagen sich ihr unterzogen, bevor er jene Anzeige zu Papier brachte, durch die er, wie wir sahen, sich dem Unmuth Goethes auszusetzen fürchtete? — Wie auch sonst, wenn er sich mit der Würde des Urtheilssprechers bekleidet, sucht er einen Ton gemessener Vornehmheit zu behaupten, der aber sich ins Anmaßende versteigt, bald ins Schwächliche sinkt. Er spricht mit frostigem Hohn; aber das markloſe Wort überzeugt nicht. Ohne das Verhältniß dieses Autors zu diesem Stoffe in Betracht zu ziehen, versagt er

jenem das Recht einer eigenartigen, wenn auch begrenzten, Auffassung; ohne uns von dem verurtheilten Werke eine bestimmte Ansicht zu geben und ohne für sich selbst eine solche gewonnen zu haben, lehnt er es mit scheinbarem Gleichmuth ab, als unwürdig eines Zeitalters, das durch philosophisches Bestreben und geschichtliche Bildung über die platte Moral des Schotten längst hinausgehoben worden.

Kurz ehe Varnhagen in den Berliner Jahrbüchern seinen Spruch mit richterlicher Miene vorgetragen, hatte F. L. Lindner im Stuttgarter Literatur-Blatt 1827 Nr. 88—91 seine schrille Stimme erhoben. Er redete in grellen Hohneslauten gegen den engköpfigen und hartnäckigen Briten, der, unempfindlich gegen die Forderungen einer rastlos vorwärts eilenden Zeit, mit kleinlicher Vorliebe am Veralteten und Abgestorbenen sich fest anklammere. Um sich nach seinem Bankerot einen neuen Gewinn mit wünschenswerther Schnelligkeit zu sichern, hat Scott, wie Lindner beweisen zu können glaubt, die Revolution und den Kaiser in neun schlechtgeschriebenen Bänden herabgewürdigt und verleumdet. In der Gemeinheit der Scottschen Schreibart tritt gleichsam die Gemeinheit seiner Absichten zu Tage; durch niedrige und widerliche Gleichnisse entstellt er seine Sprache; „thierische Bilder" wechseln ab mit „biblischen Reminiscenzen". Indem Lindner auf den Romanschreiber, der niemals einen großen Charakter habe fassen können, allen Schimpf zu häufen versucht, wird er zum eifernden Lobredner des Kaisers. Denn er spricht im Namen des Liberalismus, der — seltsam genug! — durch jede vermeintliche Herabsetzung Napoleons sich gekränkt und tödtlich beleidigt wähnte. In welchem Tone der Kritiker einzelne Sätze seines mißachteten Autors zurückweist, mag man aus folgendem Beispiel entnehmen. Scott sagt im Vorworte von sich selbst: „He will be found no enemy to the person of Napoleon". Das ward übersetzt: „man wird finden, daß der Verfasser kein persönlicher Feind Napoleons ist" — persönlicher Feind! höhnt Lindner. „Der Ausdruck ist

lächerlich in Beziehung auf die Person des Sir Walter. Eine Fliege, die einen Elephanten stechen will, wird darum von keinem verständigen Menschen für einen Feind der Person des leztern angesehen werden." — Nachdem der Kritiker über den einseitigen Patriotismus, über die gesamte politische Sinnesweise Sir Walters mit behaglicher Umständlichkeit Gericht gehalten, glaubt er, den „Hauptgegenstand des Werkes" um so kürzer abthun zu können. Aber wie vieles weiß er in enge Sätze zusammenzubringen! Da werden wir belehrt: „den erhabensten Conceptionen des Kaisers sezt der Verfasser grinzend und schielend die Sprüchelchen seiner jämmerlichen Moral entgegen." Lindner umgeht die schwierige Aufgabe, die einzelnen Irrthümer, Entstellungen und Verleumdungen zu widerlegen; denn das erschiene als „eine Art von Verrath an der Größe des Helden." Um litterarisch gebildeten deutschen Lesern recht verständlich zu werden, wagt er die überraschende Vergleichung: „Napoleon gegen einen Walter Scott vertheidigen, hieße den Shakespeare gegen einen Schikaneder oder Clauren in Schutz nehmen."

Als Gesinnungsgenosse der eben vernommenen Kritiker zeigt sich im vorliegenden Falle ein Historiker, der sonst wohl jede Gemeinschaft mit diesen beiden verschmähen würde, ein Historiker, den auch solche dankbar in Ehren halten, die weder seine Anschauungsweise theilen, noch seine Methode billigen oder seine Urtheile unterschreiben mögen: es ist Fr. Christoph Schlosser. In dem großen Aufsatze: Zur Beurtheilung Napoleon's und seiner neusten Tadler und Lobredner, dessen erste Abtheilung er 1832 in den dritten Band des Archivs für Geschichte und Literatur S. 1—253 einrückte, sehen wir ihn beflissen, an der Geschichte der Gegenwart, über die er ja auch aus verborgenen Quellen Belehrung schöpfte, nach seiner Weise Kritik zu üben. Er übt sie zuvörderst auch an den Geschichtswerken, die er benutzt oder der Benutzung unwerth achtet; und so kann denn auch Scotts Napoleon der Verdammniß nicht entgehen. In polterndem Ingrimm fährt der Vertheidiger ge-

ſchichtlicher Wahrheit über den verwegenen Vielſchreiber her, der die Hiſtorie als einen Halbroman behandelt. Mit unvermeidlicher Schloſſerſcher Derbheit werden ihm dann die ſchlimmeren Vorwürfe entgegengeſchleudert, daß er es nicht unter ſeiner Würde halte, ſich auf jede Weiſe und durch jedes Mittel ein großes Publikum zu verſchaffen, daß er ſein rhetoriſches, ſophiſtiſches oder poetiſches Talent dazu mißbrauche, die Leidenſchaften ſeiner Leſer anzuregen und dem unbefangenen Sinn für Wahrheit zu ſchaden (S. 15—18). Doch man weiß ja, wie Schloſſer um ſich zu hauen pflegt, wenn er einmal in ſeinen ehrlichen Zorn hineingerathen.

Unter den damaligen deutſchen Sachwaltern des Kaiſers Napoleon konnte niemand ſeiner Anklagerede gegen Scott eine ſo weite Verbreitung und eine ſo dauernde Nachwirkung ſichern, wie Heinrich Heine. Schon bei der Ankündigung des Werkes hatte ihn ein ahnungsvolles Mißtrauen beſchlichen. Im zweiten Theile der Reiſebilder (1827 S. 99—105) hat er den Grund angegeben, warum er dem bewunderten Schotten das Vermögen nicht zutraue, das Weſen Napoleons zu erfaſſen. Dieſer ſei „der neue Mann, der Mann der neuen Zeit, der Mann, worin dieſe neue Zeit leuchtend ſich abſpiegelt“; Scotts Dichtung jedoch habe eben dadurch bei allen Völkern das Menſchengemüth ergriffen und gefeſſelt, daß aus ihr ein mächtig rührender Grundton hervorklingt, der die Sehnſucht weckt nach den entſchwundenen Herrlichkeiten der Vergangenheit. Er fürchtete daher, jenes verheißene Buch könne leicht „der ruſſiſche Feldzug des Scottſchen Ruhmes werden.“

Dem Abſchnitt der Reiſebilder, der dieſe unfreundliche Prophezeihung enthielt, hatte man ſchon früher verdiente Aufmerkſamkeit geſchenkt. Er war im Mitternachtblatt für gebildete Stände gedruckt worden, er war von dort in die Politiſchen Annalen übergegangen, und im Literatur-Blatt S. 362 wies Lindner auf das zurück, was „der geiſtreiche Herr Heine“ vorausgeſagt. Als das Werk vor Aller

Augen balag, konnte Heine nicht bezweifeln, daß vollständig eingetroffen ſei, was er fürchtend geahnt. Er, der ſich begeiſterte an den Dictaten Napoleons, in denen dieſer „die geheimſten Rathſchlüſſe ſeiner göttlichen Seele offenbarte“ (Reiſebilder 4, 173), er konnte die Scottſche Darſtellung nur verabſcheuen als eine ununterbrochene Läſterung, ausgeſtoßen gegen den Gott, den kleinmeiſterliche Anhänger herkömmlicher Sittlichkeit verkennen müſſen. Seine Kritik, die man erſt in den Politiſchen Annalen las und dann im vierten Bande der Reiſebilder (1831 S. 182 bis 197) wiederfand, beginnt mit höhniſchem Mitleid, das dem armen Walter Scott, ehemals Britanniens größtem Dichter, geſpendet wird; und ſie ſchließt mit Hymnentönen auf den heiliggeſprochenen kaiſerlichen Märtyrer, der in St. Helenas meerumrauſchter Grabesſtätte ſchlummert.

Ernſt Elſter, der gründlich gewiſſenhafte und alles erſchöpfende Herausgeber Heines, lehrt in ſeinen kritiſchen Noten (Bd. 3, 525. 571), wie in der franzöſiſchen Bearbeitung der Reiſebilder dieſe Abhandlung mit jenem früheren Aufſatze über das noch nicht erſchienene Werk Sir Walters zu einem anziehenden Ganzen verſchmolzen worden. Heine ſagte ſeinen franzöſiſchen Leſern, das litterariſche Geſtirn des großen Unbekannten ſei erloſchen, ſeitdem dieſer die zwölfbändige Gotteslästerung verſchuldet (ce blasphème en douze volumes); ſie aber ſollten erfahren, wie ein deutſcher Schriftſteller über Walter Scott vor und nach begangener Miſſethat geurtheilt. Wer möchte es nun dem geiſtvollen Georg Brandes verdenken, wenn er (Hauptſtrömungen 4, 31) das Werk des Schotten „berüchtigt“ nennt? Den Franzoſen durfte mans am erſten verzeihen, wenn ſie, gleichſam zum Schutze der kaiſerlichen Leiche, mit harten und ſcharfen Stößen auf den britiſchen Gegner eindrangen. Fenimore Cooper ſchrieb ihm tröſtend am 12ten September 1827: Unmöglich kann man bei dieſem Volke Beifall finden, wenn man dieſen Stoff wahrheitsgemäß behandelt. Und doch verfuhren ſie in ihren Angriffen zuweilen ſchonender und maßvoller als manche Deutſche.

Im Globe, durch dessen Vermittlung vornehmlich Goethe damals die Stimmungen und Leistungen des jungen, der Romantik und einer neuen Revolution zustrebenden Frankreichs kennen lernte, — im Globe hatte um jene Zeit Sainte-Beuve seine schnell reifende Beurtheilungskraft an den Werken von Thiers und Mignet geprüft. So war ihm denn auch die Pflicht zugefallen, dem Scottschen Napoleon gegenüber die Empfindungen der litterarischen Jugend Frankreichs zum Ausdruck zu bringen. In das von allen Seiten her erschallende Verdammungsurtheil muß auch er einstimmen; aber nur das Werk selbst soll davon betroffen werden. Eine umfassende Beurtheilung erklärt er sogar für überflüssig: um diese unselige Schrift zu vernichten, genügt es, einige Stellen aus ihr vorzulegen. Die beiden Aufsätze vom 28. Juli und 25. August 1827, die man jetzt im ersten Bande der Premiers Lundis S. 241—67 bequem durchblickt, hat Sainte-Beuve entworfen und ausgearbeitet, als er noch ganz unter der Herrschaft der ersten widerwärtigen Eindrücke stand, die das unwillkommene verhaßte Werk ihm und seinen Freunden erregte. Aber selbst in diesen ersten Augenblicken des geschärften Mißmuthes ließ er sich keineswegs zur Verhöhnung, zur hämischen Verunglimpfung des Autors fortreißen, der auch ihm so oft Sinn und Herz bezwungen. Mit feiner Empfindung fragt er: Wenn der ehrwürdige Goethe, seiner gewohnten Weisheit zuwider, sich zu einem Fehlgriffe in seinem künstlerischen Thun verleiten ließe, hätten wir dann den Muth oder vielmehr die Feigheit, ihm harte, beleidigende Worte zu sagen, und so die weihevolle Stille zu stören, in der ihn der Genuß seines Ruhmes beglückt? — Er will Scott nicht den allerhöchsten Genien gleichsetzen; aber er will doch nie vergessen, wer es ist, über den er seine Rüge hier ergehen läßt.

Selbst in die schneidenden Tadelsworte mischt sich daher ein leiser Ausdruck der Wehmuth, des Bedauerns: warum mußte ein solcher Geist einer solchen Versuchung erliegen, in solche Irrungen verstrickt werden? Sainte-Beuve nimmt sich aus-

drücklich vor, zu verhüten, daß die Strenge, die er gegen den Historiker üben muß, seiner Bewunderung des Dichters irgend welchen Abbruch thue. Ein ernstes Bedenken freilich muß hier dem Kritiker aufsteigen. Der Schöpfer des historischen Romans hat, wie so viele Mitlebende überzeugt sind, sich unfähig erwiesen, den Geist und die Erscheinungen seiner eigenen Zeit erkennend zu durchdringen. Sollte er nun wirklich die tiefe Einsicht, das Vermögen klarer unbeirrter Anschauung besitzen, um das Wesen, die Gestalten vergangener Zeiten mit geschichtlicher Wahrheit und Treue zu erfassen und nachzuschaffen? Die Gebilde, an denen man bisher zumeist diese geschichtliche Wahrheit und Treue zu preisen pflegte, hat er sie nicht oft genug nach dem Gebote seiner schöpferischen Laune umgemodelt? hat er nicht vor allem seine Einbildungskraft in ihrem erfinderischen Spiele frei gewähren lassen? — Müßte man dies aber auch zugestehen — so etwa schließt der junge Sainte-Beuve seine kritische Trauerrede — so würde der Bewunderung nichts entzogen, die dem bezaubernden Genie der Gegenwart gebühre (au plus enchanteur des génies), und die auch ferner unverkümmert ihm bleiben solle.

Kamen die mißgünstigen oder enttäuschten Zeitgenossen dem Scottschen Napoleon zuerst mit Schelten und Zürnen, mit Hohn und Klagen entgegen, so mußte die anfängliche Erregung allmählich einer unbefangeneren Betrachtung weichen. Schon früh, im Jahre 1827, äußerte sich mit ruhig abgewogener Anerkennung der edle amerikanische Unitarier William C. Channing, dessen helles und kräftiges Wort wohl damals erst wenige europäische Hörer fand. Seine Bemerkungen über Charakter und Leben Napoleon Bonapartes (Works of Channing. Thirteenth edition, Boston 1854. I. 69—166) eröffnet er mit einem kurzen treffenden Urtheil über Sir Walters Leistung. Die von andern schonungslos gerügten oder belachten Mängel in Anlage und Ausführung werden auch von ihm nicht verschwiegen. Um so offener bekennt er dann seine Bewunderung

der Fähigkeiten, durch die so schnell ein Werk von solchem Umfang, von so mannigfaltigem Inhalte entstehen konnte, ein Werk, das so vielfache Belehrung, so frischlebendige Schilderungen bietet und so manche Vorzüge eines gefälligen und kraftvollen Stils aufweist. In schroffem Gegensatz zu deutschen Kritikern behauptet Channing, der Biograph habe völlige Unparteilichkeit bewahrt und sich frei gehalten von Vorurtheil und Leidenschaft; nur sei er, aus löblicher Besorgniß, dem Feinde seines Landes Unrecht zu thun, in der Unparteilichkeit zu weit gegangen, und habe die Verbrechen seines Helden, dessen glänzende Eigenschaften auch ihn geblendet, mit ungerechtfertigter Milde behandelt.

Ein noch höher gesteigertes Lob empfing das Werk etwa zehn Jahre später von dem amerikanischen Historiker Prescott (Critical and Historical Essays. Fourth edition. London 1856 p. 142). Und ihm sollte man doch wohl glauben, wenn er von dem malerischen Reize der Scottschen Erzählung mit Wärme spricht. Hatte ihn ja seine eigene erfolgreiche Thätigkeit hinlänglich vertraut gemacht mit allen Mitteln, wodurch der Geschichtsschreiber, ohne sich an der Wirklichkeit der Thatsachen zu vergreifen, den Bericht des Geschehenen in eine fesselnde Darstellung umwandelt! Doch eher noch als der beiden Amerikaner sollte hier eines Deutschen gedacht werden, der selbst die Forschung über Napoleon gefördert; seinen Worten über die Arbeit des ruhmvollen Vorgängers wird man also ein doppeltes Gewicht beilegen. Fünfzig Jahre nach Scott gab uns Arthur Böhtlingk sein frisches, auf selbständig gewonnenen Anschauungen beruhendes Buch: Napoleon Bonaparte. Seine Jugend und sein Emporkommen (Jena 1877). Wo er im Vorwort S. VII des Scottschen Napoleons erwähnt, giebt er sein Urtheil ab mit jener Billigkeit, die aus der Einsicht nothwendig folgt. Unbekümmert um die scheinbar herrschende ungünstige Meinung, die von der Mehrzahl gleichgültig nachgesprochen wird, erkennt er an, der meisterliche Erzähler habe über ein „fleißig gesammeltes, keineswegs unbeträchtliches Material" verfügt, das er mit „anerkennens-

werther Objectivität" ausgenutzt. Die Forschung habe denn auch erst nach längerer Zeit Scotts Werk zu überholen vermocht. „Bei dem bisher einflußreichsten Biographen Napoleons, bei Ad. Thiers, hat dieselbe in wesentlichen Punkten sogar einen Rückschritt gemacht." — Mich dünkt, diesem wohlüberdachten Urtheile müßten alle, oder vielmehr die wenigen, Deutschen beipflichten, die nach Goethes Vorbilde die reichlich belohnte Mühe nicht scheuten, die dreitausendachthundert Seiten des englischen Druckes mit opferwilliger Aufmerksamkeit zu durchmustern.

Den Aeußerungen, die allmählich zu Gunsten des übelberufenen Buches laut wurden, hat Goethes früh ausgesprochenes, wohlwollendes Urtheil in jedem Sinne vorgegriffen. Die Engländer haben es nicht überhört. Lockhart, der in seiner biographischen Arbeit nur die äußeren Schicksale des Werkes andeutet, das durch alles Gewirre böser Nachrede dennoch im Laufe der Zeit zur verdienten Anerkennung hindurchgedrungen, Lockhart glaubt am richtigsten zu verfahren, wenn er die Worte des erlauchtesten (most illustrious) unter Scotts litterarischen Zeitgenossen mittheilt (9, 118). Diese Worte aber stammen nicht, wie Lockhart angiebt und Eberty unbesehens nachschreibt, aus Kunst und Alterthum; sie sind vielmehr den am 21. November 1827 niedergeschriebenen Sätzen entnommen, die wir schon früher in Betracht gezogen, und die erst in die Nachgelassenen Werke Eingang fanden. Diese selbigen Worte wurden dann, und zwar mit richtigerer Bezeichnung der Quelle, jeder späteren Ausgabe des Napoleon vorangesetzt. Und bildeten sie nicht in der That die schicklichste Einleitung, ja die lockendste Aufforderung zum Studium des Werkes? Sie erwecken in uns die Stimmung, in der einst Goethe sich ihm zuwandte; und diese ist auch für uns noch die förderlichste, falls wir uns vorsetzen, zu unserem eigenen Frommen dankbar hinzunehmen, was das Werk uns bietet, und nicht eigensinnig von ihm zu heischen, was es unter keinen Umständen gewähren kann.

Goethes Worte, wie sie jetzt den englischen Lesern an der Spitze der neun Bände entgegentreten, deuten auf das, was er von dem Inhalte erwartete; sie sagen nicht aus, ob er es darin gefunden. Eine solche Aussage liefern nun freilich die Briefe, in denen diese Aufzeichnungen gewissermaßen sich fortsetzen, liefert vor allem der Brief an Carlyle, den wir oben eingehender beachtet. Aber auch aus ihnen erfahren wir eigentlich nur, wie Goethe sich zu dem Autor zu stellen wußte, von dem so viele in wirklichem Mißmuth oder erheucheltem Groll sich abkehrten, wie er vermittelst dieses Werkes in einen fruchtbaren Geistesverkehr mit ihm trat, und welche Art von Gewinn er aus diesem Geistesverkehre davontrug. Diese Aussagen gehören in die Reihe seiner Selbstbekenntnisse, nicht unter seine Kritiken. Und wie oft giebt er uns in der Form einer Kritik fremder Arbeiten ein leicht verschleiertes Selbstbekenntniß!

In der ersten seiner Episteln spricht er von dem gewaltigen Leser, der in das Buch sich hinein liest, und sich das Fremde amalgamirt. — Zu einem der gewaltigsten solcher Leser hatte Goethe sich im Verlaufe eines langen Lebens ausgebildet. Zwischen ihm und dem Autor entstand ein Wechselverhältniß von Geben und Empfangen. Den Schriftstellern, denen er sich einmal freundlich genähert hatte, mußte die Fülle seiner eigenen Anschauungen, mit denen er sie unwillkürlich ausstattete, zu gute kommen; er zwang sie, ihm für seine eigenen höheren Bildungszwecke behülflich zu sein; auch dem Fremdartigen entnahm er, was ihn innerlich bereicherte. Als ihm Zelter Nachricht gab, wie man in Berlin über „Scotts Roman vom todten Löwen" schalt und stritt, legte Goethe (20. Februar 1828) dem Freunde noch einmal dar, wie er sich zu seinem eigenen Besten mit diesem Napoleon ins Einvernehmen gesetzt; er lieferte somit wieder „ein Beyspiel seiner egoistischen Leseweise." Aber bei diesem rühmlichen Egoismus bewahrt er doch die Sicherheit unbefangener Beobachtung. Deutlich erkennt und bezeichnet er die Grenzen, in die das Werk und sein Verfasser, in die zu-

gleich der Geiſt der engliſchen Politik gebannt bleiben. Er ſchreibt dem Freunde nach Berlin, was damals und ſpäter jeder Staatsmann Europas hätte beherzigen können: „Daß Walter Scott geſteht: der Engländer thue keinen Schritt, wenn er nicht ein english object vor ſich ſieht, iſt ganz allein viele Bände werth". —

Es ſcheint ein verzweifeltes Unternehmen, in den mit Reflexionen aller Art überfüllten neun Bänden die Stelle oder Stellen ausſpähen zu wollen, auf die Goethes Bemerkung zielt. Ohne dafür bürgen zu können, daß ich auf die richtige Spur gerathen, möchte ich auf den Anfang des fünfundvierzigſten Kapitels hinweiſen (Misc. Works 13, 100). Dort wird geſchildert, welchen Antheil das britiſche Volk an dem Heldenkampfe nahm, in dem das ſpaniſche ſich des franzöſiſchen Bedrängers zu erwehren trachtete. Vor allem wird, wegen ſeines mannhaften Sinnes, Canning gerühmt, der im Namen des Miniſteriums, dem er angehörte, ſich zur kräftigſten Unterſtützung Spaniens verpflichtete. Der edle Staatsmann, fügt Scott hinzu, habe ſomit der falſchen und kleinlichen Politik entſagt, die ſtets ihr Hauptziel in der Wahrung der eigentlich britiſchen Intereſſen erkannte. — Mit noch entſchiedeneren Worten wird das Geſtändniß, dem Goethe ſo großen Werth beimaß, auf den erſten Seiten des neunundvierzigſten Kapitels abgelegt (13, 228). Der Geſchichtsſchreiber zeichnet hier mit raſchen Strichen, wie ſich im Jahre 1809, während Oeſterreich und Frankreich in furchtbar ernſtem Kampfe mit einander rangen, Rußland und England zu den ſtreitenden Mächten verhielten. Rußland hätte gern dem Kriege vorgebeugt; nachdem er ausgebrochen, mußte es ſich, wenn auch mit Widerſtreben, den Verträgen gemäß, an Frankreichs Seite ſtellen. England hingegen führte den Kampf gegen Frankreich nach größtem Maßſtabe und mit dem Aufgebot ſtaunenswürdiger Kräfte. Was es unternahm, wollte es zum Heile der Menſchheit unternommen haben. Ueberall war es bereit, einzugreifen, wo es die unterdrückten Völker

ſchirmen oder aufrichten, die große Sache Europas wohlthätig fördern, die Plane Napoleons durchkreuzen und ihn am empfindlichſten ſchädigen konnte. Aber hinter dieſem hochherzigen Verfahren lauerte doch der Wunſch, für England einen beſonderen, ihm allein zu ſtatten kommenden Vortheil zu erlangen; ein eigentlich britiſcher Zweck ſollte erreicht werden (to secure the accomplishment of what was called a British object). Die Staatsmänner, die ſich von dieſem altüberlieferten Grundſatze der engliſchen Politik nicht losreißen konnten, vergleicht Scott den älteſten, aus dem Bereiche des Judenthums hervorgegangenen, Chriſten, die, obſchon ſie den neuen Glauben erfaßten, ſich doch noch gebunden fühlten durch die religiöſen Vorſchriften und Vorurtheile, die das jüdiſche Volk von der übrigen Menſchheit ſcheiden.

Daß Goethe ſich in dies Werk mit anhaltender Theilnahme vertiefen konnte, dieſe Thatſache allein bezeugt die Nichtigkeit der Behauptung, im Drange der Geldnoth habe Sir Walter eben nur eine eilig zuſammengeſtoppelte vielbändige Schmähſchrift auf den Kaiſer geliefert. Für eine ſolche hätte Scott ſicherlich vergebens die Aufmerkſamkeit ſeines deutſchen Meiſters erbeten. Gewiß hatte dieſer von Napoleons Perſönlichkeit und Weltſtellung ein großartigeres Bild im Geiſte feſtgehalten, als der britiſche Biograph ihm vor Augen ſtellen konnte. Für das, was in Napoleons Weſen und Thun den Anſchein der Größe hatte, oder ſich als wirklich groß offenbarte, beſaß ja Goethe die regſte Empfänglichkeit, ein ſchnell und leicht entgegenkommendes Verſtändniß. Sie beide ſchienen auf den Höhen des Weltdaſeins zuſammenzutreffen. Goethe hat dem vermeintlichen Bändiger der Revolution, dem Unterjocher Europas, dem Zwingherrn Deutſchlands ſeine Bewunderung nicht vorenthalten. Daß er eine ſolche Empfindung in ſich aufkommen ließ und kein Hehl daraus machte, das ward und wird von manchen Deutſchen oft genug zu Zwecken der Verleumdung ausgebeutet. Hell denkende Franzoſen dagegen ſtaunen wohl über die Schärfe

unbefangener Beobachtung, mit der Goethe das Phänomen des Napoleonischen Wesens an- und durchschaut; sie erfreuen sich seines ergründenden Tiefblicks, der das Gesetz herausfindet, nach dem die wirkenden Kräfte dieses Wesens aufbauend oder zerstörend sich regen müssen. Erst jüngst (Revue des deux mondes, 15ten Mai 1893; p. 457) hat es E. M. de Vogüé ausgesprochen, daß nach allem Belehrenden und Aufklärenden, was über Napoleon gesagt worden, Goethes Aeußerungen doch die aufschlußreichsten bleiben: sie treffen blitzartig. Der französische Akademiker bezeichnet bei diesem Anlasse unsern Dichter als einen der wissenschaftlichsten Geister, die jemals das All forschend betrachtet (un des esprits les plus scientifiques qui aient jamais contemplé l'univers). Er will wohl damit zu verstehen geben, daß Goethe seine zur Fertigkeit gediehene Fähigkeit wissenschaftlicher Beobachtung auch an der Naturerscheinung Napoleons geübt und bewährt habe.

Aber wenn Goethe auch die genialischen Kräfte der Napoleonischen Natur erkennend bewunderte, so hat er sich in späteren Jahren doch niemals herbeigelassen, die Zwecke zu preisen, denen diese ungeheuren Kräfte dienten, und niemals erhob er Klage über das Scheitern der weltumfassenden Plane des Gewaltherrschers. Hat ihn, solange der Kaiser als Ordner einer umgestalteten europäischen Welt dazustehen schien, das dämonische Element des Napoleonischen Charakters wie mit geheimem Zauber umfangen, so hat sein Urtheil über den sittlichen Gehalt des Napoleonischen Thuns doch hernach niemals geschwankt. Nicht nur eine geschichtliche Nothwendigkeit erblickte er in dem Sturze des Kaisers; er sah in diesem Sturze auch ein unentbehrliches Heil für die endlich aus langer Betäubung zum Bewußtsein ihrer wahren Lebensaufgaben wieder zurückkehrenden Völker. Durch diese Einsicht geleitet, traf er zusammen mit den schlichten sittlichen Ueberzeugungen Walter Scotts, den aller Glanz, der von dem Afterbilde Karls des Großen ausstrahlte, nicht blenden konnte. Durch diese Einsicht

trennte er ſich von den gläubigen Verehrern, die, im wirklichen oder vorgeblichen Vertrauen auf den imperialiſtiſchen Liberalismus, den Kaiſer als den gemordeten Heiland einer nach Freiheit ſchmachtenden Welt mit ungeberdiger Klage betrauerten. Die Darſtellung und Auffaſſungsweiſe des ſchottiſchen Biographen konnte ihn nicht abſtoßen: denn gleich dieſem erkennt auch er in dem Untergange Napoleons einen Triumph des ewigen Rechtes. Hierüber kann niemand Zweifel hegen, der den Epimenides vorurtheilsfrei zu leſen verſteht. Welch einen treffenderen und tröſtlicheren Wahrſpruch hätte Scott an die Spitze ſeines Werkes ſtellen können, als das Wort der Sieg und Befreiung verheißenden Genien:

Doch, was dem Abgrund kühn entſtiegen
Kann durch ein ehernes Geſchick
Den halben Weltkreis überſiegen,
Zum Abgrund muß es doch zurück.

Umfaſſen dieſe mächtigen Verſe nicht den Inbegriff aller ethiſchen Lehre, die ſich aus der Wahrheit der Geſchichte Napoleons ergiebt, und zwar ſo deutlich ergiebt, als wäre ſie aus einer großartig entworfenen, Furcht und Mitleid, Schrecken und Bewunderung erregenden tragiſchen Schickſalsfabel abgezogen worden? Keine andere Lehre wollte Scott aus ſeiner Darſtellung gezogen wiſſen. Und wollte der Biograph ſeine Erzählung in eine ernſte Warnung ausklingen laſſen, ſo hätte ſich ihm zum wirkſamſten Abſchluß jene in Verbindung mit dem Epimenides gedachte Strophe dargeboten, die freilich erſt nach dem Tode Goethes und Scotts an die Oeffentlichkeit gelangte:

Verflucht ſey wer nach falſchem Rath,
Mit überfrechem Muth,
Das was der Corſe-Franke that
Nun als ein Deutſcher thut.
Er fühle ſpät, er fühle früh
Es ſey ein dauernd Recht;
Ihm geh' es, trotz Gewalt und Müh',
Ihm und den Seinen ſchlecht.

Der abmahnende Fluch, den Goethe hier gegen deutsche Machthaber richtet, er hätte auch ans Ohr und ins Gewissen englischer Staatsmänner dringen sollen.

Nicht bloß in Stunden patriotischer Feier verkündet Goethe in dichterisch gehobenem Worte, mit welchen Empfindungen er zurückblickt auf jenes „Reich des Uebermuths", das durch die Befreiungskriege zerstört worden. Dies Empfinden wird in jenen Jahren auch gleichsam unvorsätzlich laut, wenn er seinen Geist über ganz andere Gebiete schweifen läßt, wenn er die Manigfaltigkeiten künstlerischen Strebens beurtheilt, oder die großen Angelegenheiten des Völkerlebens bespricht, wenn er seine Betrachtungen auf Alterthum oder Gegenwart hinlenkt. Im Morgenblatt 1816 (18. März) berichtete er über die Entstehung des Festspiels zu Ifflands Andenken. Der Aufsatz war im Mai des vorhergehenden Jahres abgefaßt worden, (vgl. Goethe an Levezow 15. October 1815 mit der Anmerkung des Herausgebers Ernst Elster). Er empfiehlt hier den deutschen Dramatikern, sich besonders zu Gelegenheitsdichtungen, die auf der deutschen Bühne so häufig gefordert werden, gesellig zusammenzuthun, so daß die verschiedenen Fähigkeiten mehrerer auf einen Punkt vereint wirken, und aus der gemeinsamen Arbeit ein in seinen Theilen genau verbundenes, wohl gefügtes Ganzes hervorgeht. Er beleuchtet die Vortheile, die aus einem solchen Verfahren entspringen. Aber mit Recht besorgt er, daß man in Deutschland seinem Vorschlage durch die That nur selten zustimmen würde. Denn der deutsche Künstler sei geneigt, sich abzusondern und das Ursprüngliche seiner Persönlichkeit, unberührt vom Einflusse Anderer, zur Geltung zu bringen. Wie fest diese Neigung begründet sei, habe sich erst eben während des Befreiungskampfes gezeigt. Die Gelegenheit, die hier zu ergreifen war, nennt Goethe die „größte, ja ungeheuerste, wo die ganze Nation mit einem Sinn und Muth wirkte und mit verschlungenem Bestreben, ohne irgend eine Rücksicht, das höchste Ziel erreichte." Und selbst in solchem Augenblicke spürten die

Dichtenden kein Verlangen, sich einander anzuschließen; jeder trat meist einzeln aus der Gesamtheit vor, um durch den Ausdruck seiner eigensten inneren Empfindung die Gleichgestimmten anzufeuern und die noch Unentschlossenen zur That aufzurufen. Doch, setzt Goethe entschuldigend hinzu, wie hätte ein gemeinschaftliches dichterisches Unternehmen gelingen sollen gleich nach der Zeit des Druckes, in der ein jeder Ursache gefunden, sich im Verfolgen höherer Zwecke ernst in sich zusammenzunehmen? Nun aber, da man sich der Erlösung vom Drucke dauernd erfreue, nun dürfe man auch auf das frohe Gedeihen eines vereinten künstlerischen Bestrebens hoffen. So betont er selbst in der dramaturgischen Erörterung die Größe und folgenreiche Bedeutsamkeit des Kampfes, den das Vaterland gegen Napoleon bestanden.

Nicht minder wahrnehmbar mahnen die Noten und Abhandlungen zum west-östlichen Divan an die Zeit, in der sie verfaßt worden. Diese Zeit gab den Worten Goethes einen besonderen Nachdruck, wenn er das Lob der gemäßigten, bedingten Regierungen anstimmte, und die Völker selig pries, „deren Monarch sich selbst durch ein edles sittliches Bewußtsein regiert." (Weimar. Ausg. 7, 205). Und schien er nicht auf den Napoleon der hundert Tage hinzublicken, wenn er andeutet, wie selbst die Despotie es für nützlich erachten kann, die Freiheit als Losungswort zu gebrauchen? —

Stimmungen, wie sie kurz nach dem Abschlusse des Befreiungskampfes in ihm rege waren, mögen wieder erwacht sein, als er sich 1827 die langwierigen Decemberabende durch Scotts Napoleon verkürzen ließ. Ihm war genug gethan, wenn das Selbsterlebte wieder als Ganzes vor ihm aufstieg. Einzelne Lücken konnte er aus eigener Erfahrung ergänzen. Er stieß sich nicht an einzelnen Ungenauigkeiten. Daß dergleichen manche ihm entschlüpft waren, gab Scott mit gewohnter Aufrichtigkeit zu; in allen wesentlichen Punkten hoffte er jedoch das Rechte getroffen zu haben. In vertraulicher Unterhaltung setzte er

dann wohl mit ſtiller Wehmuth hinzu: bei größerer Muße, bei größerer Ruhe des Gemüthes hätte er beſſeres leiſten können (Lockhart 9, 132). Ueber die Vorwürfe und Anſchuldigungen, die er einzelner Verſehen wegen zu hören bekam, hat er ſich keineswegs gleichgültig hinweggeſetzt. Schon im Januar 1828 begann er eine Durchſicht und Säuberung der Biographie. Mit einem ernſten Tone, wie er ihn ſonſt in Bezug auf ſeine eigenen Arbeiten nicht leicht anzuſchlagen pflegt, äußert er in ſeinem Tagebuche (2, 109), ſein Ruf als Schriftſteller und als Mann von Ehre hänge davon ab, daß er jenes Werk ſo fehlerfrei wie möglich mache (on my making that work as correct as possible). Sein Nachlaß enthielt zwei durchſchoſſene Exemplare mit eingetragenen Verbeſſerungen. Das Teſtament beſtimmte, welches Verfahren bei einem künftigen neuen Abdrucke zu befolgen wäre.

Von den ſpäteren Ausgaben ſind mir zwei genauer bekannt, beide dem rechtmäßigen Verlage von A. & C. Black angehörend: die neunbändige, die der Reihe der Miscellaneous Works eingefügt iſt (Bd. 8—16), und eine zierlich, faſt allzu zierlich gedruckte in fünf Bänden (1876). Der Text beider Ausgaben läßt die überwachende Thätigkeit eines ſorgſamen Herausgebers vermiſſen. Nicht nur beläſtigt uns eine unbillige Menge von Druckfehlern; hie und da werden wir auch im Fluſſe des Leſens unterbrochen durch eine verkehrte Satzeintheilung oder durch Verſtümmelung eines Satzes. Der Herausgeber war nicht berufen, den Stil Sir Walters anzutaſten; aber nach dem Rechte, das ihm des Verfaſſers letzter Wille eingeräumt, war er wohl befugt, aus einem in drängender Eile niedergeſchriebenen Texte eine ſtiliſtiſche Ungehörigkeit wie die folgende zu entfernen: had he permitted the existence of a power expressive of the national opinion to exist. (11, 60). Manchmal hätte ein Federſtrich genügt, um ſtatt der Donau die Elbe und Leipzig ſtatt Dresdens richtig einzuführen. Es erinnert an die heiteren Jugendſünden, die der Ueberſetzer des Götz begangen, wenn bei der Schilderung der Leipziger Schlacht

Richters Garten die feierliche Bezeichnung erhält (14, 391): a place called the Judges' Garden. In einer Note 12, 254 hören wir gar von einem Kurfürsten (elector) von Baden; und dieser badische Kurfürst empfängt sogar nach der Schlacht bei Friedland einen Brief von seiner Tochter, der unglücklichen Königin von Preußen.

Mochte Sir Walter offenherzig eingestehen, daß er im Drange der beschleunigten Arbeit sich unwissentlich manches Versehens schuldig gemacht, so hat er dagegen beharrlich und entschieden geleugnet, daß er geheimen Zumuthungen oder Einflüsterungen des englischen Ministeriums gefolgt sei. Er leugnete, daß er durch die Rücksicht auf die Wünsche der Regierung, auf die Gunst oder Ungunst der herrschenden Partei sich jemals habe bestimmen lassen, Menschen und Thaten, Ereignisse und Zustände, anders zu schildern als sie seinem Geiste sich darstellten. Ein Zeugniß, das Sir Walter über sich selbst und sein Verhalten ablegt, ist über jede Möglichkeit eines Zweifels hinaus beglaubigt. Wie tapfer wußte er die Treue und Zuverlässigkeit seiner Mittheilungen dem großsprecherischen General Gourgaud gegenüber zu behaupten! Dieser mußte wünschen, sich von dem Makel zu reinigen, daß er an seinem verbannten kaiserlichen Herrn im Verkehr mit den britischen Ministern doppelzüngig Verrath geübt. Anstatt sich selbst überzeugend zu rechtfertigen, schien es ihm wirkungsvoller und vor allem leichter, auf Sir Walter mit der hämischen Verdächtigung loszurücken, dieser habe dienstgefällig den Anschlag ausgeführt, den die Minister Englands ersonnen, um ihn, den General, den ergebenen Anhänger des von den Briten gemarterten Kaisers, durch Verleumdungen zu entehren. Ohne seiner körperlichen Schwäche, ohne der Abmahnungen zagender Freunde zu achten, war Sir Walter bereit, diesen Angriff auf seine Ehre mit den Waffen in der Hand zurück zu schlagen. Er glaubte zugleich den Ruf seines Landes verfechten zu müssen.

In einem frischen kecken Briefe, der heiteren Muth und

Entschlossenheit athmet (27ten August 1827), richtete der alte Kämpe an den vielbewährten Jugendfreund William Clerk die Aufforderung, ihm in diesem Ehrenhandel beizustehen. Doch kein blutiger Zweikampf ward gefochten; und der Wortkampf, auf den der General sich beschränkte, ward von Sir Walter bald aufgegeben. Am 14ten September ließ er die Erklärung öffentlich ausgehen, daß er die Lebensgeschichte Napoleon Buonapartes begonnen und fortgeführt, ohne mit den Ministern den geringsten Verkehr gepflogen, ohne von ihnen oder von irgend Jemanden, der ihnen nahe gestanden, eine Aufmunterung oder Unterstützung empfangen zu haben; erst als die Arbeit schon sehr weit vorgeschritten, sei ihm verstattet worden, eine große Zahl von Aktenstücken zu Rathe zu ziehen, die über Napoleons Aufenthalt auf St. Helena urkundliche Auskunft ertheilten. Was Sir Walter schlicht und glaubwürdig betheuerte, konnte durch die gereizte Beredsamkeit eines Napoleonischen Generals nicht widerlegt werden.

Wer jetzt die lange Wegstrecke durch die neun Bände des Scottschen Werkes zurücklegt, der verfolgt wohl selten nur die Absicht, geschichtliches Wissen anzusammeln. Weniger den dargestellten Helden als den darstellenden Autor sucht er in dieser Lebensbeschreibung. Aber mag ihr ein noch so geringes Maß wissenschaftlichen Gehaltes zukommen, so läßt sich ihr doch immer noch, besonders wenn man sie in den späteren, mit reichen Zugaben versehenen Auflagen benutzt, ein höchst schätzbarer Ertrag anschaulicher Belehrung abgewinnen. Lehrreich vor allem aber wird sie uns dadurch, daß sie erkennen läßt, bis zu welchem Grade das Urtheil über Napoleon sich gewandelt. Als sie erschien, galt sie der überwiegenden Mehrzahl der Leser aller Nationen als ein schmähliches Pasquill, als ein abschreckendes Musterstück eben so einseitiger wie böswilliger Auffassung. Jetzt werden wir eher von Erstaunen betroffen, wenn uns der Verlauf des Werkes immer bestimmter davon überzeugt, daß hier nirgends die Absicht vorwaltet, die Person Napoleons ins

Niedere zu ziehen, seine Bedeutung zu verdecken, seine Thaten zu verkleinern. Selbst wo Scott sich gemüssigt sieht, zu tadeln und zu verwerfen, wo er einer ungünstigen Auffassung Raum giebt oder seinen Widerwillen nicht verhehlt, selbst da bricht nichts von dem Hasse hervor, den die Worte so mancher ihm geistig verbundenen Landes- und Kunstgenossen so heiß ausathmen. Gedichte von Wordsworth und Southey können als Ausdruck der Gesinnungen gelten, die Sir Walters Partei gegen den gefallenen Napoleon hegte. In des Ersteren kunstreichem Dankeshymnus (Thanksgiving Ode), der am 18ten Januar 1816 die endgültige Niederwerfung des Despoten feiern sollte, erscheint dieser gleich einem Auszug aller tödlichen Kräfte, gleich dem verkörperten Bösen, in dessen Vernichtung sich die Allmacht Gottes, sowie seine gnadenvolle Liebe zum Menschengeschlechte bethätigt hat. In Southeys Ode, die im Januar 1814 während der mit Bonaparte gepflogenen Verhandlungen entstand, wird auf England Weh und endlose Schmach herabgerufen, wenn es der Hand des mit ungeheuerlichen Verbrechen aller Art überladenen Gewaltmenschen den Oelzweig darreicht (hold out the olive to the Tyrant's hand!); und an Frankreich ergeht die dreifach wiederholte Mahnung, sich des treulosen Korsen zu entledigen und Rache zu nehmen für sich selbst und für die Menschheit:

Take vengeance for thyself and for mankind!

Kein schriller Anklang oder Nachklang solcher Empfindungen darf in Scotts Erzählung eindringen. Bei Schilderung der einzelnen Thaten seines Helden, besonders der früheren, übernimmt der Biograph willig die Rolle des Bewunderers. Mit sichtlichem Wohlgefallen verweilt er beim Lobe, wo er Lobwürdiges anzutreffen glaubt. So versucht er im achtunddreißigsten Kapitel, nach seiner, allerdings unzulänglichen, Einsicht abzuschätzen, was während der Regierungszeit des Kaisers im Innern Frankreichs und zum dauernden Nutzen der Franzosen

Großes und Heilsames geschaffen worden; und gewiß kargt er nicht mit dem Zoll der Anerkennung, den er dem kaiserlichen Regimente darbringt. Ebenso weiß er manche Züge der persönlichen Eigenart Napoleons, sowie das Ganze seines Familienlebens in ein helles und freundliches Licht zu setzen.

Selten gestattet er sich ein eigentlich schmähendes Wort; er vermeidet es, Handlungen und Gesinnungen, die eine verschiedene Beurtheilung zulassen, mit absichtlicher Gehässigkeit auszulegen. Vielleicht enthält der letzte Band Lanfreys, der fünfte, der uns nur bis an die Schwelle des Jahres 1812 heranführt, eine größere Anzahl von unmittelbar feindseligen Aeußerungen gegen Napoleons Persönlichkeit, als Scott uns in allen seinen Bänden zu vernehmen giebt.

Wenn Lanfrey (Histoire de Napoléon Ier 3, 129—148) die Geschichte des am Herzog von Enghien verübten Mordes vorträgt, so wird der Hauptmörder, der einzige Verbrecher, der schlau berechnende und frech heuchelnde erste Consul gleichsam durch jedes Wort des Historikers gebrandmarkt. Wie viel ruhiger und mäßiger zeigt sich Scott, wenn er über den Hergang der auch von ihm verabscheuten Missethat ausführlichen und vollauf genügenden Bericht erstattet! (11, 317—32). Zu Ehren des großen schottischen Erzählers muß freilich bemerkt werden, daß seine maßvollere, mit gelinderen Mitteln sich begnügende Darstellung einen tieferen Eindruck hinterläßt, ja, eine lebhaftere Empörung hervorruft, als der in advocatorischer Redefertigkeit glänzende Vortrag des heftigen Franzosen, dem die Herabwürdigung Napoleons als Pflicht erscheint. Und auch das mag zu Ehren des Schotten hervor gehoben werden, daß er die Anklage, durch die Napoleon später seinem Talleyrand einen so wesentlichen Antheil an der Unthat zuschieben wollte, mit denselben Gründen zurückweist, die manches Jahrzehnt hernach auch Lanfrey vorbrachte, zur Entlastung des gewissenlosen aber sicherlich nicht blutdürstigen Diplomaten, der unmög-

lich sich zur Vollführung eines für ihn unnützen, ja zweckwidrigen Verbrechens herbeidrängen konnte.

Bösartige Gerüchte, die ehemals nicht häufig einem Zweifel begegneten, und die jetzt wieder erneuten Glauben finden, sucht er von dem Imperator abzuwehren. Er bestreitet (12, 128), daß Bonaparte sich den blutschänderischen Verirrungen hingegeben, deren man den schrankenlosen Verächter alles Herkommens und aller geheiligten Sitte, wie einen zweiten Tiberius oder Nero, bezichtigte. Taine dagegen (5, 52) wiederholt und bekräftigt neuerdings die schauderhaften Anschuldigungen, die Frau von Rémusat, auf Josephinens Aussagen gestützt, ihren Denkwürdigkeiten einverleibt hat.

Der heutige Leser wird nicht verkennen, daß Sir Walter beflissen war, gegen Napoleon Gerechtigkeit zu üben; er wird den Biographen auch wegen der störenden Ungenauigkeiten, die hie und da der Zuverlässigkeit der Darstellung Eintrag thun, nicht allzu mißgünstig verurtheilen. Waren diese Ungenauigkeiten zu vermeiden in einer Lebensbeschreibung, die vier Jahre nach dem Abschlusse eines solchen Lebens unternommen worden? Und sind spätere lobrednerische Biographen des Kaisers, denen die reichsten Quellen der Belehrung offen standen, nicht auch zu den gröbsten Mißgriffen verleitet worden? Im dreizehnten Bande seiner Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs, der 1856 herausgegeben ward, erzählt Thiers mit würdigem Ernste, (S. 67) im Sommer 1811, als Napoleons Plane gegen Rußland immer merklicher hervortraten, habe der Wiener Hof in der Absicht, die deutsche Gesinnung zu heben und zu stärken, mit ungewohnter Beflissenheit die Schriftsteller an sich gezogen und ihnen eine glänzende Aufnahme bereitet. Und wer waren sie, diese vom Wiener Hofe herangezogenen berühmten Schriftsteller, denen die Wiener Gesellschaft so viel Weihrauch opferte? (brûlant beaucoup d'encens devant les écrivains illustres.) Es waren die Herren Schlegel, Goethe, Wieland und noch andere. — Kaum mag uns im ganzen Umfange des

Scottschen Werkes ein Satz aufstoßen, aus dem sich so unwidersprechlich ergiebt, daß dem Geschichtsschreiber von den Zuständen und Verhältnissen, deren Bild er zeichnen will, nur eine schwankende Vorstellung beiwohnte.

Als Sir Walter die neun Bände seines Napoleon vor sich liegen sah, fühlte er wohl, daß er mit dieser Arbeit seinen Kräften das Härteste zugemuthet. Dennoch wurden sie auch in den folgenden Jahren zur unabläßigen und vielseitigsten Regsamkeit angespornt.

In drei umfangreichen Abschnitten erzählte Sir Walter seinem Enkel schottische Geschichten, die er mit der Schilderung der Rebellion von 1745 abschloß. In derselben klaren und behaglichen Erzählungsform ward dann die französische Geschichte bis zum Jahre 1414 behandelt. Ueberdies ward in einem höher gehaltenen Tone die Geschichte Schottlands vorgetragen (The History of Scotland 1829—30, 2 vols.), und zwar bis zu dem Zeitpunkte, da mit Jacob VI. das unselige Geschlecht der Stuarts auf den englischen Thron gelangte. Diesen historischen Arbeiten gingen die dichterischen gleichen Schrittes zur Seite. Unter den vier Romanen: Das schöne Mädchen von Perth, Anna von Geierstein, Graf Robert von Paris und Castle Dangerous, lassen wenigstens die beiden ersten den Verfasser des Waverley hie und da deutlich erkennen. Daneben entstand ein Gedicht in dramatischer Form (Auchindrane), das die Ansätze zu einer grausen Tragödie enthält. Aber es blieb auch ferner noch Zeit übrig für zahlreiche Abhandlungen bedeutenden Umfangs, in denen die Fülle seines geschichtlichen, antiquarischen und litterarischen Wissens sich mit gewohnter Leichtigkeit ausbreitete. Er schrieb über Gartenkunst, über die ältesten Epochen der schottischen Geschichte und über einige der jüngsten Novellen, über denkwürdige strafrechtliche Fälle, über Volksballaden und deren neuere Nachbildungen. Der „Spenser des Volks," John Bunyan und dessen Biograph Robert Southey lieferten den Stoff zu einem höchst unterhaltenden Artikel, der

auf wichtige Vorgänge im religiösen Empfindungsleben Englands Bezug nimmt, und den man mit Macaulays fast gleichzeitigem Aufsatze über Bunyans allegorisches Hauptwerk vergleichen mag. Den Anlaß zu einem hübschen übersichtlichen Bericht über Molières Leben und Dichten gab Taschereaus biographisches Werk, das auch Goethe zu einigen bedeutsamen Zeilen angeregt hat. Auf ein anderes, dem großen Kenner volksthümlicher Ueberlieferungen wohlvertrautes Gebiet führte die in Briefform abgefaßte und zu dem Umfange eines Bandes sich erweiternde Schrift über Dämonologie und Hexenwesen (Letters on Demonology and Witchcraft), die zur Belustigung des deutschen Lesers, den berühmten, von Phantasmen geneckten Buchhändler Nicolai abermals zur Erscheinung bringt. Unter dem Gewirre dieser verschiedenen Arbeiten hielt er doch sein Augenmerk fest auf die eine Hauptarbeit gerichtet, auf das Magnum Opus, die Gesamtausgabe jener Erzählungen, auf die sein Weltruhm sich gründete, und die er nun mit belehrenden und ergetzlichen Einleitungen und Noten, sowie mit geschichtlichen und litterarischen Nachrichten aller Art verschwenderisch bereicherte.

Eine solche ungeheuerliche Arbeitsmasse war in etwa vier Jahren bewältigt. Kein längerer Zeitraum blieb ihm noch für seine Thätigkeit vergönnt. Und diese Thätigkeit übte er mit schon völlig gebrochenen körperlichen Kräften. Aber auch die schleunige Abnahme der geistigen konnte weder ihm selbst noch den Seinen verborgen bleiben. Was aus der rastlosen Feder hervorging, bezeugte immer deutlicher das Schwinden des eigentlich schöpferischen Vermögens. Auch aus der Sprache, die sich niemals durch strenge Fassung und grammatische Reinheit hervorgethan, scheint die lebendige Frische, von der sie stets durchströmt war, allmählich zu weichen. Mit dem sechzigsten Lebensjahre näherte sich die Gewißheit des Endes. Wohl leuchtete noch über manchen seiner Tage ein Schimmer der alten Heiterkeit. Aber wiederholte drohende Anzeichen einer

unvermeidlichen Auflösung verscheuchten jede dämmernde Hoffnung.

Goethe besaß keine genauere Kunde von dem hoffnungslosen Hinsiechen Scotts. Seitdem er sich mit dessen Napoleon so ernstlich eingelassen, steigerte sich seine Theilnahme an allem, was von dem bewunderten Schotten ausging. Wie manche unfreundliche, ja herbe Aeußerung über Scott hatte der Kanzler Müller in den vorhergehenden Jahren zu verzeichnen! Aber fortan, wenigstens in den Gesprächen mit Eckermann, bleibt der Ton der Bewunderung vorherrschend. Wohl hätte sich Goethe die Worte aneignen können, mit denen Lord Byron einst in seinem Tagebuche (12ten Januar 1821) sich von seinem persönlichen Verhältnisse zu Sir Walter, „dem wundervollsten Schriftsteller des Tages," Rechenschaft gegeben. Er hätte mit Byron sagen können, daß die großen Erzählungen für sich selbst eine Litteratur bilden, und daß er über kein Buch mit so freudiger Hast herfalle, wie über ein Werk von Scott. Hat es ihm doch sogar das schöne Mädchen von Perth angethan! Selbst diese liebenswürdig fesselnde Erzählung, die aber vor älteren kraftvolleren Erzeugnissen der Scottschen Muse zurückstehen muß, hat Goethe mit so gründlicher Theilnahme betrachtet, daß er bis ins Einzelne das Verfahren des Darstellers würdigen, und die dünner oder gröber gesponnenen Fäden aufzeigen kann, durch die, mehr oder weniger künstlich, das Ganze zusammengehalten wird. Weit höher an Werth stehen natürlich auch ihm die großen früheren Werke, wie Waverley und Rob Roy, die, wenn auch mit ihrem Stoffe an die Vergangenheit geknüpft, aus dem Reichthum einer unmittelbar sinnlichen Anschauung mühelos entsprungen scheinen. Spricht er von ihnen, so kann man seinen Worten die jugendliche Lust anmerken, die sich ungeschwächt auch immer noch in dem Greise regt, wenn er sich dem Genuß des Vortrefflichen überläßt und es mit unbedingter Anerkennung begrüßt.

Nicht nur nach den erzählenden Werken griff er begierig:

ihn lockte alles, was Scotts Namen trug. Die oben erwähnten Briefe über Geister- und Hexenwesen waren von den englischen Buchhändlern im December 1830 ausgegeben worden. Als der Kanzler Müller am fünften Januar 1831 Goethe besuchte, hatte dieser mit der Schrift sich schon bekannt gemacht. Daß er, wie Müller angiebt, sie sehr gelobt, würde wahrscheinlich der Verfasser selbst mit halb ungläubigem Staunen vernommen haben: denn sie gehörte in die Reihe der Arbeiten, zu denen Scott nur um des leidigen Gewinnstes willen sich gezwungen. Im Tagebuche (27ten Juni 1830) nennt er sie scheltend infernal. Er sagt dort, mit einer von dem Herausgeber nicht wahrgenommenen Anspielung auf die Worte des Apothekers in Romeo und Juliet, daß seine Armuth und nicht sein Wille ihn bei diesem Frohnwerk festhalte: V. 1, 75

My poverty, but not my will, consents.

Doch hat er in keiner anderen seiner spätesten Schriften so frisch erzählt und so anziehend geplaudert wie in diesen von schmerzlich empfundener Geldnoth ihm abgepreßten Briefen. Sie verdienten in hohem Grade Goethes Wohlgefallen; wäre ihm der zwingende Anlaß ihrer Entstehung bekannt gewesen, so hätten sie in demselben Grade sein Mitgefühl mit dem Verfasser wecken müssen.

Goethes Aussprüche über Scott hat Eckermann im Ganzen gewiß richtig erfaßt und glaubwürdig wiedergegeben. Zuweilen freilich erschallt das Lob, wie es uns jetzt bedünkt, in allzu starken Tonen. Aber Goethe redet zu dem ergebenen Jünger, dem er selbst die Größen der englischen Litteratur zum eingehenden Studium empfohlen hat. Sollen doch seine Worte nicht als ein umsichtig erwogenes Urtheil gelten! Den eben empfangenen Eindruck, der in ihm beglückend noch fortlebt, sucht er, nach seiner schönen und großen Art, gleichsam zu vergelten durch freigebige Anerkennung. Da kümmert es ihn denn nicht, wenn der Dank auch etwas zu voll überströmt.

Man spürt das echte Wort Goethes, wenn Eckermann ihn

im Gespräche über das schöne Mädchen von Perth sagen läßt (neunten October 1828): „Sie werden im dritten Theile noch einen Kunstpfiff der ersten Art finden.“ Aber der treue Zuhörer will auch vernommen haben, daß Goethe den Kunstverstand an Scott gerühmt; ja, er läßt den Meister gar bekennen (8ten März 1831), daß dieser im Verfasser des Waverley und des Ivanhoe eine ganz neue Kunst entdeckte, die ihre eigenen Gesetze habe.

Vielleicht ist man nicht befugt, die völlige Zuverlässigkeit der Eckermannschen Aufzeichnung hier anzuzweifeln. Doch schwer fällt es zu glauben, daß Goethe seinem damaligen schottischen Lieblinge einen „sehr großen Kunstverstand“ zugeschrieben. Thut sich dieser nicht kund in einer durchaus gleichmäßigen Durchbildung eines vielgliedrigen Ganzen? Muß dieser nicht danach streben, die Schöpfung der Einbildungskraft nach dem Gebote innerer Nothwendigkeit auszugestalten, so daß uns das vollendete Kunstwerk umfängt gleich einer gesetzlich in sich beruhenden und in sich abgeschlossenen Welt? Neben dem Mangel einer vertieften oder großartig erhebenden Anschauung von Leben und Menschheit ist es ja eben der Mangel oder die ungenügende Entwickelung jenes Kunstverstandes, der Walter Scott, trotz allem einzig Köstlichen, was er besitzt und was er hervorbringt, von den höchsten Kunstgeistern trennt. Die Scheidelinie ist schmal gezogen, aber sie bleibt ihm unüberschreitbar.

Erwägt man seine eigenen liebenswürdigen Bekenntnisse über Richtung und Zweck seines litterarischen Schaffens, die er bald vor sich selbst ablegt, bald seinen Freunden und der Welt mittheilt, so überzeugt man sich, daß er auf jenen, im höchsten Sinne bildenden, Kunstverstand selbst keinen Anspruch erhob. Vornehmlich in der Einleitung zu den Fortunes of Nigel (1ten April 1822) hat er sich eine ehrenvolle Urkunde der Selbsterkenntniß ausgestellt. Der Autor, den die überschwängliche Gunst der entzückten Zeitgenossen umschmeichelt, gesteht hier unverhohlen, daß ihm die sicher bildende Kraft abgeht, die Ge-

schöpfe, denen er ein eigenartiges Leben eingehaucht, nun auch völlig zu bändigen, so daß sie gefügig sich ihm unterordnen und seinem künstlerischen Hauptzwecke dienen. Den gutmüthigen Scherz, den er sonst über Menschen und Dinge hinspielen läßt, wendet er hier gegen sich selbst, indem er ausführt, wie seine lebensvollsten Hauptpersonen ihm über den Kopf wachsen, ja, mit ihm durchgehen, so daß er den vorgezeichneten Pfad verliert und über Hecken und Graben springen muß, um sich nur auf die rechte Straße zurückzufinden. Er kann keinen strengen Plan entwerfen oder bei dem entworfenen streng beharren; deshalb wagt er sich nicht an die Form des echten Dramas. In heiterer Verzweiflung verzichtet er darauf, ein Dichter zu werden, der als selbstherrschender Künstler mit seinem Geiste ruhig bildend über seinem Stoffe schwebt.

Stand Goethe wirklich so ganz unter dem Zauber jener hinreißenden Erzählungen, daß er im Banne des Zauberers die höchsten Forderungen der Kunst außer Acht ließ? — Eckermann wünschte, Goethe möchte mit seinen Ansichten über Scottsche Dichtung öffentlich hervortreten. Der Wunsch ward abgewiesen. Der lehrende Meister hätte ihm nicht genügen können, ohne auch Scott gegenüber jene höchsten und letzten Forderungen in gerechter Strenge geltend zu machen, ohne in die Geheimnisse der Darstellungskunst hineinzuleuchten. Schon durch das eine, dem Ivanhoe entnommene Beispiel, das er im Gespräche mit Eckermann erörtert, leitet er zur Erkenntniß des Gegensatzes, der zwischen Beschreibung und Darstellung, zwischen gewissenhafter Wahrnehmung und lebendiger Anschauung unaustilgbar besteht.

Hat Goethe gerade in seiner spätesten Zeit die Erscheinungen der Scottschen Welt mit wachsender Theilnahme beschaut, so ward Scott in seinem letzten Leidensjahre an Goethe schmerzlich erinnert.

Endlich im Herbste 1831 hatte er sich den Entschluß abgerungen, seinem geliebten Abbotsford den Rücken zu kehren

und den vaterländiſchen Boden zu verlaſſen. Völlige Geneſung war nicht mehr zu erhoffen. Aber er durfte ſich der Pflicht nicht entziehen, wenigſtens den Verſuch zu wagen, ob unter dem Einfluſſe eines milderen Himmels der Geiſt ſich wieder klären werde und der gänzliche Verfall der Kräfte noch aufzuhalten ſei.

Am 17ten December war Neapel erreicht. Wordsworth hatte dem Scheidenden, als dieſer ſich am 23ten September von ſeinem Abbotsford trennte, eines ſeiner innigſten Sonette zum Reiſegeleite mitgegeben. Es ſpricht ſorgende Wehmuth aus und Trauer. Es ruft den Trauernden zu, ihr Haupt zu erheben: denn Ihn, den wunderſamen Herrſcher über die Gemüther der Menſchen, umſchweben die Wünſche der ganzen Welt; er zieht dahin mit einem edleren Gefolge, als es ein König oder ein lorbeergekrönter Held kennen mag, mit einem Gefolge von Segnungen und Gebeten. — Aber die Segenswünſche konnten keine Erhörung mehr finden. Der Himmel Italiens konnte ihm kein neues Kraftgefühl einflößen, die weiche Parthenope ihm keine Erquickung zuhauchen. Eine ſchmerzliche Sehnſucht lockte ihn zurück in die nordiſche Heimath. Eine täuſchende Hoffnung wollte ihn bereden, daß ihm dort, in gewohnter Umgebung, die gewohnte Arbeit wieder gelingen würde.

Um dieſe Zeit, da ſein Empfinden zwiſchen wehmuthsvoller Ergebung und unſicheren Ahnungen ſchwankte, fühlte er ſich auch an den gemahnt, den er ſeinen alten Meiſter zu nennen liebte. Das Geiſtesbild Goethes trat ihm vor die Seele. Seine Heimreiſe ſollte ihn über Weimar führen. Er wollte ſich erfriſchen und erheben am Anblick Goethes. Aber er ſo wenig wie Lord Byron und Thomas Carlyle ſollte je dieſes Anblicks froh werden.

Die Todeskunde vom 22ten März 1832 fiel überwältigend auf Sir Walters Gemüth. Der Leidende konnte eine ſolche Erſchütterung nicht mehr verwinden. Nun, da ſeinem Lebens-

tage das nahe Ziel gesetzt war, nun mochte sein Sinnen und Denken sich zurückwenden in die Zeit der heiteren Lebensfrühe, da Goethes Dichtergeist durch den Götz erregend zu ihm gesprochen, da er, wie zur Vorübung auf selbständiges Schaffen und Bilden, sich in der dichterischen Nachbildung Goethescher Lyrik gefiel, da er das Lied vom untreuen Knaben übertrug, den Erlkönig und den morlackischen Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga:

What yonder glimmers so white on the mountain —

Mit verstärkter Sehnsucht trieb es ihn heimwärts. Wenn er um Goethes Tod klagte, pflegte er, mit einem Rückblick auf sich selbst, hinzuzusetzen: Aber wenigstens starb er zu Hause. — Als er selbst im Juli nach Hause gelangt war, folgte bald der herbste Schmerzenstag, da die Hand, unvermögend, die Feder zu fassen, todtmüde auf das unbeschriebene Blatt niedersank. —

Den fünfzehn englischen Freunden, die Goethe zum letzten Geburtstag 1831 aus der Ferne begrüßten, hatte sich natürlich auch Sir Walter beigesellt. In dem gemeinsamen, von Carlyle ausgegangenen Schreiben bekennen sie sich zu Goethe, ihrem Wohlthäter, wie geistige Schüler zu ihrem geistigen Lehrer. In diese Worte anerkennender Verehrung durfte Scott einstimmen. Immerhin stand er mit Goethe in näherer geistiger Berührung als Wordsworth und Southey, die sich der erlesenen Schar der englischen Freunde gleichfalls angeschlossen.

Aber von dem, was Goethe als Dichter und Forscher, mittelbar und unmittelbar, die Menschheit lehren sollte, konnte Scott nur wenig begreifen und noch weniger sich aneignen. Wie der deutsche Meister zum Leben, zur Kunst und Wissenschaft stand, blieb ihm verborgen. Ja, durch einen näheren, dauernden Anschluß an Goethe hätte Scott nur seine eigene Selbständigkeit gefährdet und die naturgemäße Entfaltung der nur ihm verliehenen Eigenschaften gehemmt. Wollte der Sänger

Marmions, der Verfasser von Guy Mannering und der Braut von Lammermoor dem Schöpfer der Wahlverwandschaften, der Wanderjahre und der Helena ein geläutertes Verständniß, ein reges Mitgefühl entgegenbringen, — wahrlich, er hätte aus der Schranke seines Wesens heraustreten, vielleicht das Beste seiner Dichternatur preisgeben müssen; vor allem wäre die köstliche Unbefangenheit seines Schaffens verhängnißvoll gestört worden, wenn er sich Goetheſcher Kunstauffassung hätte anpassen wollen. Sein tüchtiges Wesen wußte in glücklicher Sicherheit auf seinen eigenen Grundlagen sich zu behaupten.

Scotts Verhältniß zu seinem deutschen Meister muß als ein durchaus praktisches begriffen werden. Es entsprang nicht aus Verwandschaft der Geister; es ergab sich aus der Förderung, die der jüngere von dem älteren empfangen. Was der junge Goethe geschaffen, hatte etwa zwanzig Jahre später den jugendlichen Scott berührt wie mit einem kräftigenden Anhauch, unter dem sein eigener Dichtersinn zu lebhafterer Beweglichkeit erwachte und zu unaufhaltsamer Thätigkeit erstarkte. Scotts Jugendzeit war zugleich die Werdezeit der neueren englischen Dichtung, die, wie durch inneren Trieb gedrängt, eine Annäherung an die deutsche suchte, dann wieder eigenwillig ihr auszuweichen schien, bis endlich doch zwischen dem Dichten und Denken der beiden urverwandten Volksgeister das unvermeidliche Bündniß sich vollzog.

Dem jungen Goethe hatte Scott in berechtigtem Streben abgewonnen, was er in seine eigene Dichtung verweben konnte. Dann vollbrachte er sein ihm angewiesenes Lebenswerk. Wie hätte er sich in die verschiedenen und doch mit einander verbundenen Gebiete hineinfinden, ja, wie hätte er nur in sie hineinblicken können, die Goethes Geist mit immer wachsender Ausdehnungskraft gleichmäßig umfaßte? Eben so wenig konnte er die Wandlungen der in sich stets gleichen und einigen Poesie Goethes mit erkennendem Blick verfolgen. Wordsworth sagte von der Iphigenie, sie gelte ihm weniger als die fünfzehn bis

ſechszehn Verſe, in denen Lucretius die Opferung der Tochter Agamemnons ſchildert. (1, 84—100). Scott, dem ſich der Geiſt des Alterthums niemals erſchloſſen, mag die ergreifende Herrlichkeit der Lucreziſchen Verſe nicht ſo tief empfunden haben, wie Wordsworth ſie empfand; jenes Urtheil aber hätte ſeinem Sinne zugeſagt. — Gerade am 28ten Auguſt 1833 erzählte Wordsworth dem Amerikaner Emerſon, er ſei von dem erſten Buche des Wilhelm Meiſter einſt ſo angewidert worden, daß er den Band ergrimmt durchs Zimmer geſchleudert. Der liebe Sir Walter hätte einen ſolchen Act der Mißachtung wohl nicht ausgeübt und noch weniger ſich der Mißhandlung gerühmt: der Anſicht jedoch, die Wordsworth durch eine ſo nachdrückliche Geberdenſprache kund gab, würde er wohl beigepflichtet haben.

Niemals hat Scott ſich ernſtlich bemüht, einen Ueberblick über die Geſamtheit des Goetheſchen Dichtens zu erlangen. Nur durch einen Zufall lernte er im Herbſte 1818 den erſten Theil des Fauſt in der Geſtalt kennen, in der Deutſchland ihn ſchon ſeit 1808 beſeſſen. Er äußerte ſein Entzücken über die einzelnen, ihm neu entgegen leuchtenden Schönheiten; aber die Bedeutung des Weltgedichtes war ihm nicht aufgegangen. Der Prolog im Himmel rief die halb ſpöttelnde Bemerkung hervor, Goethe, wenn auch ein vollendeter Künſtler, ſei doch eben ein Deutſcher; und kein anderer als ein Deutſcher würde die Vergleichung mit dem Buche Hiob herausgefordert haben, „dem großartigſten Gedichte, das jemals geſchrieben worden.“ Auch wähnt er, der Deutſche habe, weil er daran verzweifelte, es mit der Schlußſcene des Marloweſchen Fauſtus aufnehmen zu können, das Ende der Geſchichte im Dunkel gelaſſen. Bei dieſer Gelegenheit entfiel ihm die Bemerkung, Coleridge würde als Dolmetſcher am Fauſt das Gleiche leiſten, was er am Wallenſtein geleiſtet: er würde ihn weit ſchöner wiedergeben als er ihn vorgefunden. Bedarf es noch fernerer Zeugniſſe, um zu beweiſen, daß der Verfaſſer des Waverley mit ſeinem

Blicke an die Lebens- und Kunsthöhe deutscher Dichtung nicht hinauf reichte?

Ohne Befremden erfahren wir daher aus den Aufzeichnungen eines guten Beobachters, Edward Cheney, daß Sir Walter, wenn er während seines Römischen Aufenthaltes, also in der letzten Zeit seines Lebens, über Goethe sprach, manchen von dessen Werken nur ein geringes Maß der Bewunderung gönnte. Es wollte den vormaligen Uebersetzer des Götz bedünken, daß Goethe seine Popularität (popularity) zum guten Theil solchen Sachen verdanke, die er später wohl gern zurückgenommen hätte. Ihn selbst, wie er in tiefer Bewegung aussprach, ihn selbst, den Trefflichen, erfüllte es mit innigster Befriedigung, daß er, einer der bändereichsten Schriftsteller seiner Zeit, niemals etwas geschrieben, was Menschen an ihrem Glauben irre oder von ihren heilsamen Grundsätzen abwendig machen könne; er durfte das beruhigende und tröstliche Bewußtsein hegen, daß keine Zeile von ihm ausgegangen, die er auf seinem Sterbelager zu bereuen hätte.

Auch wir preisen an den Schriften Scotts die sittliche Lauterkeit, die herzerquickend aus ihnen hervorscheint, als eine ihrer edelsten Eigenschaften, als einen ihrer herrlichsten Vorzüge. Wenn aber Scott in manchen Bezirken der Goetheschen Welt die Herrschaft hoher sittlicher Mächte vermißt, so bezeugt er hierdurch abermals, daß er den Zugang in das Innerste dieser Welt nicht zu finden vermocht. Kein unbefangener, wahrhaft inniger Verkehr war möglich zwischen ihm und dem kühnen und weisen Dichter, der vor keinem dunklen Räthsel des Menschenlebens zurückschrak, weil er in der gesetzlichen Einheit alles Seins, die seinem Blicke offenbart worden, die Lösung schaute, der die düstern Wirrnisse der Welt und des Herzens darstellte und über ihnen das unverrückbare und doch liebevolle Walten himmlischer Mächte mit hellem Auge gewahrte. —

Zur Zeit da Goethe und Scott aus dem Leben schieden,

beſaß England nur einen Mann, der zur vollen Erkenntniß Goethes vorgedrungen. Es war Thomas Carlyle. Auf dem Wege, der ihn zu dieſer umfaſſenden und erſchöpfenden Erkenntniß führte, ſind ihm, auch außerhalb Englands, bisher nur wenige mit ſelbſtändiger Einſicht gefolgt, wenige ſelbſt unter denen, die ſich mit den läppiſchen Namen der Goethekenner, Goetheforſcher oder Goethevereehrer belegen und belegen laſſen.

Welch ein Muth, welch ein unerſchütterliches Vertrauen auf die Wirkſamkeit des noch unerkannten Wahren und Echten mußte den Engländer beſeelen, der vor ſiebenzig Jahren, nicht etwa wie Byron dem deutſchen Dichter überſchwängliche litterariſche Huldigungen darbrachte, ſondern wie Carlyle in feſter Ueberzeugung öffentlich ausſprach, Goethe ſei unter den lebenden Geiſtern der erſte, der begabteſte und mächtigſte. Nicht nur die Kleinen unter den Kritikern und Litteratoren Alt-Englands wollten außer ſich gerathen über eine ſolche Verkündigung. Ward ſie nicht auch von einem Schriftſteller wie De Quincey, der in jüngſter Zeit zu immer höheren Ehren emporgeſtiegen, mit wahrhaft unbezähmbarer Wuth aufgenommen? — Für dieſelbe Zeitſchrift, in der Carlyle ſein Leben Schillers bruchſtückweiſe zuerſt erſcheinen ließ, verfertigte Thomas De Quincey (Auguſt 1824) einen jener kritiſchen Artikel, die beſtimmt ſind, einen Autor mit mörderiſchen Schlägen für immer zu Boden zu bringen. Aus Carlyles Ueberſetzung des Wilhelm Meiſter ſollte der Beweis geführt werden, daß man in Goethe einen Götzen verehre, hohler und erbärmlicher als ſelbſt ein betrunkener Caliban ihn ſich zu ſchaffen vermochte (De Quincey ed. Masson 11, 223).

Unerſchrocken vernahm Carlyle dies wüſte Toben. Es hallte noch fort, als er (1828) mit dem Aufſatze über Helena die Reihe der Arbeiten begann, in denen er vor einem neu heranwachſenden Geſchlechte das Weſen Goethes enthüllte.

Nicht eigentlich von Seiten der Kunſt iſt Carlyle an

Goethe herangekommen; nicht den Künstler hat er vornehmlich in ihm gesucht. Durchaus treffend sagt Schulze-Gaevernitz in seiner eindringlich belehrenden Schrift Thomas Carlyles Welt- und Gesellschaftsanschauung (Dresden 1893): „Carlyle ist eine durchaus unkünstlerische Natur und zu sehr von dem Ernste der Zeitprobleme erfüllt." — Früh hatte er geahnt, immer bestimmter hatte er sich überzeugt, Goethe sei — darf ich es französisch sagen mit den Worten Taines? — le maître de tous les esprits modernes (histoire de la littérature anglaise 5, 304). Andachtsvoll nahm er gerade deshalb die letzten Offenbarungen des Meisters in sich auf, die damals — und nicht nur damals — im deutschen Vaterlande meist dem Unverstand, der Gleichgiltigkeit, dem frechen Hohne begegneten. Das fortschreitende Jahrhundert mit seinen Bestrebungen und Leistungen, mit seinen Umwälzungen und Großthaten, mit seinem vielartigen Reichthum und seinem unergründlichen Elend, es verlieh dem schottischen Denker, der über jede nationale Beschränkung hinaus gewachsen war, eine immer klarere Anschauung von Goethes Verhältniß zu Welt und Menschheit. Manches Gedicht, das man in Deutschland auch jetzt kaum zu nennen pflegt, wie das schwerwiegende Symbolum, ward ihm zu einem Psalm, der in sein Leben mit erhebendem Ernste hineintönte. Mit der Uebersetzung dieses Gedichtes schloß er die Ansprache, die er 1866 als Rector der Universität Edinburgh an die Mitglieder der Hochschule richtete. In dieser selben Rede gedachte er der Lehren, die Goethe in den Wanderjahren ertheilt. Er gedachte besonders der Stellen, in denen der Poet, als ein wahrer Vates, das Wesen der Religionen entwickelt, die verschiedenen Ehrfurchten erklärt, und die Herrlichkeit der christlichen Religion als der höchsten preist, von deren Gipfel die Menschheit nicht mehr auf die Dauer herabsinken kann. (Misc. Essays 7, 191.) Carlyle betheuerte damals seinen alten und jungen Hörern, daß, wenn er bloß dem Triebe des Ehrgeizes folgen wollte, er die paar Seiten, auf denen

dieſe Anſchauungen dargelegt worden, lieber möchte geſchrieben haben als alle Bücher, die ſeit ſeiner Geburt im Druck erſchienen.

Carlyle erkannte an Goethe eben das, was ſich dem freundlichen Blicke Sir Walters unter allen Umſtänden hätte entziehen müſſen. Scott konnte Goethes Weltſtellung ſchon deshalb nicht begreifen, weil er niemals die Bedeutung der Litteratur begriffen hat. Er, ganz der litterariſchen Betriebſamkeit hingegeben, hat doch ſtets der geiſtigen Thätigkeit des Schriftſtellers einen niedrigeren Rang angewieſen, als den auf unmittelbar praktiſche Zwecke gerichteten Leiſtungen des Staatsmannes, des Kriegers und aller derer, die ihre Kräfte in den Dienſt des Staates ſtellen oder ſie auf irgend eine Weiſe der öffentlichen Wohlfahrt widmen. Carlyle hingegen dachte und ſagte mit rückſichtsloſer Beſtimmtheit: „Die Litteratur iſt uns jetzt nahezu Alles in Allem; nicht unſere Sprache allein, ſondern unſere Religion und unſere Geſetzgebung; unſer beſter Prieſter muß fortan unſer Dichter ſein.“ Dieſe Ueberzeugung, die er im Briefe an Goethe (22ten Januar 1831) ausſpricht, bekennt er zu gleicher Zeit öffentlich in dem Aufſatze, der W. Taylors Buch über deutſche Poeſie mit vernichtendem, aber gerechtem Urtheil trifft. (Misc. Essays 3, 250.) Der Dichter, der durch Eingebung von oben begeiſterte Denker, iſt ihm der eigentliche Führer der Menſchheit. Er iſt noch immer der Orpheus, der die wilde Thierheit mit gelinder, aber unwiderſtehlicher Gewalt bändigt; er iſt noch immer der Amphion, auf deſſen melodiſches Gebot die rohen Steine ſich zum hehren Wunderbau aneinander ſchließen. So wird für Carlyle der weiſe Goethe mit ſeinem Einblick in die Gefahren und Bedürfniſſe der Zeit, mit ſeinem weiten Ausblick in unausmeßbare Zukunft, — ſo wird er für ihn der Vates, der prophetiſch leitende Geiſt des Jahrhunderts. Und ſo theilte und ſteigerte der hochſinnige Jünger die hochſtrebenden, vielleicht niemals zu erfüllenden Hoffnungen, zu denen der Meiſter durch die Ahnung einer Weltlitteratur angeregt ward.

„Auf eine wunderſam-innige Weiſe," rühmt Goethe, „hat Carlyle ſich mit der deutſchen Litteratur vertraut gemacht." Ein andermal ruft der Dichter aus: „Und wie iſt es ihm Ernſt! und wie hat er uns Deutſche ſtudiert!" — Hiermit iſt die unerläßliche Vorbedingung für jedes Verſtändniß Goethes einfach und ſcharf bezeichnet, eine Vorbedingung, der Scott nicht genügen konnte. Wer deutſches Weſen am innerſten erfaßt hat, wird am ſicherſten Goethe faſſen. Nur wer Luther und Friedrich und damit die weltgeſchichtliche Aufgabe des deutſchen Volkes begriffen hat, wie Carlyle ſie begriff, nur der wird, wie Carlyle, der Welterſcheinung Goethes gerecht werden. Hat man Goethe ganz als den Sohn ſeines Volkes erkannt, dann weiß man auch, was er der Menſchheit bedeutet; dann weiß man, warum aus ſeinem Gedankenleben, aus dem Reichthum ſeiner offenbarenden Anſchauungen fort und fort den bildungsfähigen Völkern die fruchtbarſten Anregungen zuſtrömen.

II.

Der franzöſiſche und der deutſche Mahomet.

(1893—94.)

1.

Kenner des Schopenhauerſchen Hauptwerkes, in denen der Sinn für Kunſt lebendig iſt, laſſen ſich gern erinnern an das „der Betrachtung der Künſte hauptſächlich gewidmete“ dritte Buch. Manchem aber wird unter den Paragraphen dieſes Buches der einundfünfzigſte als beſonders eindrucksvoll im Gedächtniſſe haften.

Dort ſpricht der Philoſoph von dem Trauerſpiel als dem „Gipfel der Dichtkunſt“;[1]) er ſpricht von dem Zweck dieſer „höchſten poetiſchen Leiſtung“; er erkennt ihn in der Darſtellung der ſchrecklichen Seite des Lebens. Mit kraftvoll einſchneidenden Worten ſchildert er, wie die Erſcheinungen eines und desſelben Willens, der in allen Individuen lebt, ſich ſelbſt bekämpfen; er ſchildert, wie die Erkenntniß geläutert und geſteigert wird durch das Leiden ſelbſt, und wie die endlich zur Vollkommenheit gelangte Erkenntniß des Weſens der Welt die Reſignation herbeiführt, „das Aufgeben, nicht bloß des Lebens, ſondern des Willens zum Leben ſelbſt.“

Alsbald wird klar, daß, ſo gefaßt, das Trauerſpiel, ſeinem Namen entſprechend, der Weltanſchauung Schopenhauers beſtätigend entgegenkommt, auf ſeine Lehre gleichſam das künſtleriſche Siegel drückt. Er ruft denn auch die tragiſchen Dichter als Zeugen, oder richtiger als Bundesgenoſſen, auf. Calderon mit ſeinem ſtandhaften Prinzen, Goethe mit ſeinem Gretchen,

[1]) Sämmtliche Werke 1, 334 fg. — Ich citiere nach der ſechsbändigen Ausgabe von Eduard Griſebach, der vor kurzem erſt Kuno Fiſcher das verdiente Lob gezollt.

Shakespeare mit seinem Hamlet, Schiller mit der Jungfrau von Orleans und der Braut von Messina, — sie alle müssen den tiefsten Sinn seiner Lehre bekräftigen, oder vielmehr sie alle stellen das Endergebniß dieser Lehre anschaulich dar; sie haben es der Empfindung der Menschen unauslöschbar eingeprägt.

Und diesen hohen und höchsten Dichtern wird schließlich noch Voltaire angereiht; ja, sein Zeugniß soll als eines der deutlichsten und nachdrücklichsten gelten. Uns wird gesagt: „im „Mohammed" von Voltaire spricht sich Dieses sogar wörtlich aus in den Schlußworten, welche die sterbende Palmira dem Mohammed zuruft: „Die Welt ist für Tyrannen: Lebe du!"[2])

Daß hier Voltaire neben Calderon und Goethe, neben Shakespeare und Schiller als Gleicher steht, kann den mit Schopenhauer befreundeten Leser nicht überraschen. Denn ein solcher ist schon gewohnt, Ehren- und Lobsprüche auf den Vielgeschmähten zu vernehmen, der im achtzehnten Jahrhundert die Litteratur nicht bloß seines eigenen Volkes beherrscht hat. Zur Zeit, da Schopenhauer seine Lehre selbständig ausbildete, um sie dann in der ersten Auflage seines Hauptwerkes der Welt mitzutheilen, die so lange ihrer nicht achten wollte, — zu jener Zeit hätten wohl nur wenige namhafte Philosophen es mit ihrer Würde verträglich gefunden, dem Alten von Ferney hohe Verdienste zuzugestehen, geschweige ihm Worte der Bewunderung zu gönnen. Der Verfasser der „Welt als Wille und Vorstellung" eiferte auch hier geflissentlich gegen das Verhalten und die öffentlich ausgesprochene Meinung seiner älteren philosophischen Zeitgenossen. Von ihm erhält Voltaire einen Platz angewiesen unter den „Heroen, den Zierden und Wohlthätern der Menschheit"; und wie er denn seinem Lobe gar leicht eine kräftige polemische Würze beimischt, so gesteht er mit behaglicher Offenherzigkeit, daß er diesen großen Mann, den er entschieden

[2]) Vgl. Kuno Fischer, Arthur Schopenhauer S. 337.

über Rousseau stellt, „den Schmähungen feiler Deutscher Tintenklexer gegenüber, so gern lobe.“ Dabei scheint er vergessen zu wollen, daß die gründlichsten und feindseligsten Schmähungen, die jemals auf Voltaire gehäuft worden, gerade von französischen Schriftstellern herrühren, unter denen wenigstens ein Joseph de Maistre und mancher seiner Geistesverwandten den Ehrentitel, mit dem hier die deutschen Verächter Voltaires gescholten werden, ruhig lächelnd ablehnen könnte.

Die Verehrung Voltaires war dem Philosophen von seinem Vater gewissermaßen angeerbt. Ein Ausspruch des Franzosen wird beifällig angeführt in der Dedikation an Heinrich Floris Schopenhauer, deren verschiedene Fassungen uns jetzt die Ausgabe Grisebachs bietet: dort heißt es: „Dein verehrter Voltaire“; und in einer der abweichenden Lesarten wird Voltaire gar der „große, edle“ genannt.[3])

Mögen wir immerhin dem Philosophen gern zuhören, ja zustimmen, wenn er an seinem Voltaire so viel des Großen und Edlen zu rühmen weiß! Aber der Frage können wir uns

[3]) Werke 3, 216. 2, 689. 6, 268. 384. — Ist schon gesagt worden, woher der Voltairesche Ausspruch stammt, dem Schopenhauer nachleben wollte? — Er findet sich am Schlusse des Briefes an Helvetius vom 16. Juli 1760 (éd. Moland 40, 467). Dieser Brief bezieht sich auf die Angriffe und Verfolgungen, von denen Helvetius bedroht ward, nachdem er im August 58 das Buch De L'Esprit herausgegeben. Man erkennt hier deutlich, wie Voltaire damals sein Verhältniß zu den Encyclopädisten auffaßte. Dem von Schopenhauer citierten Ausspruche folgt der Satz: ne comptez pour votre prochain que les gens qui pensent, et regardons le reste des hommes comme les loups, les renards et les cerfs qui habitent nos forêts. — Das ganze Schreiben ist beachtenswerth, wie denn überhaupt die Voltaireschen Briefe des Jahres 60 zu den anziehendsten und frischesten gehören. Natürlich! Am zehnten März dieses Jahrs hatte Le Franc de Pompignan in der Akademie seine vielberufene Antrittsrede gehalten, in der die herrschende Philosophie des Tages als eine für Religion und Staat gleich verderbliche Macht angegriffen ward. Voltaire witterte eine ernste Gefahr für sich und die philosophische Gemeinde. Er fühlte sich zur Nothwehr aufgestachelt. Mit jugendlich unerschöpflicher Lebendigkeit fiel er den Gegner immer von neuem an, bis er ihn durch ein Uebermaß von Spott und Hohn

nicht enthalten, ob er denn auch berechtigt sei, diesem die tragische Weltansicht zuzuschreiben, die sich in den Schlußworten des Mahomet so unzweideutig kund zu geben scheint und die mit dem Wesen seiner eigenen Lehre ungesucht zusammentrifft. Dürfte man, fragen wir sonach, in dem verehrten Franzosen einen Dichter erkennen, der in unwillkürlicher Vorahnung die Grundanschauungen der Schopenhauerschen Philosophie erfaßt und sie bei Behandlung des Trauerspiels bewußt oder unbewußt geltend gemacht hätte?

Nun ja, Voltaire hat an der Einrichtung der Welt vielerlei auszusetzen gehabt; er hat auch den Urheber und Beherrscher dieser Welt, den er nicht leugnen wollte, mit seinen sarkastischen Ein- und Ausfällen nicht verschont. Er hat das Erdendasein hämisch bekrittelt; er hat über die Mängel und Unzulänglichkeiten, die es aufweist, über die Qualen und Kümmernisse, die auf ihm lasten, seinen mitleidslosen Spott ergossen. Oft weiß er ein edles, aus höheren Antrieben entsprungenes, durch tiefere Bedürfnisse des Geistes hervorgerufenes Bestreben, dessen eigentliches Ziel nicht im Bereiche des Irdischen zu finden ist, nur mit grinsendem Hohne zu belächeln; er kann es nicht begreifen, weil er es nicht zu theilen vermag. Erfüllt von der Ueberzeugung, daß jedes bestimmte und zwingende Glaubensbekenntniß den Keim unfehlbaren Verderbens in sich trägt, bekämpft er mit edlem und oft nicht erfolgloſem Eifer den Fanatismus, wenn dieser, unter Beihülfe der Gesetze, mit

---

zu Boden gedrückt. Er schrieb in diesem Jahre (25. April) an die Marquise du Deffant: „Je n'ai jamais été moins mort que je le suis à présent.“ — Den Voltaireschen Ausspruch, der die Dedikation schmückt, hat Schopenhauer auch am Schlusse des Kapitels *von dem, was Einer hat* (4, 395) wirkungsvoll angebracht; und hier giebt er, wie man es von ihm gewohnt ist, den ganz genauen Wortlaut: Nous n'avons que deux jours à vivre: ce n'est pas la peine de les passer à ramper sous des coquins méprisables. — In den verschiedenen Fassungen der Dedikation steht: il ne vaut pas la peine statt ce n'est pas; und zweimal *devant* des coquins méprisables statt *sous*.

verheerenden Waffen auf Glück und Leben der Einzelnen losbringt. Wie gegen die religiösen Ueberlieferungen, schnellt er auch gegen philosophische Dogmen seine Witzespfeile, oft mit vergifteter Spitze versehen. In unaufhörlich wechselnden Angriffsformen bekriegt er alles, was, wie er fürchtet oder zu fürchten vorgiebt, den Menschengeist einengen und dessen immer weiter treibende Forschungslust hemmen könnte. Dem Optimismus, wie er sich mit seinem oft recht schalen Troste über die unvermeidlichen Uebel und das aus der Welt nicht wegzubannende Böse bei der damaligen Menschheit so sanft eingeschmeichelt hatte, dem selben Optimismus, der unter dem Schutze des Leibnitzischen Namens ein so würdiges Ansehen genoß, ward im Candide ein wahrhaft tödtlicher Stoß beigebracht.[4])

Aber mag Voltaire das Bild des irdischen Elends noch so grell beleuchten, mag er die menschliche Schwäche beklagen oder mit scharf durchdringenden Tönen bespötteln, so wird doch niemand, der anhaltend und unbefangen mit ihm verkehrte, den Ausdruck einer eigentlichen Weltverachtung von ihm vernommen und noch weniger eine entwickelte Neigung zur Welt- und Lebensflucht in seinem Denken und Thun ausgespürt haben. Wer hat bis zum letzten Hauche eines langen, mit Thätigkeit, Genuß und Mühe überfüllten Erdendaseins sich mit zäherer Ausdauer an dies Leben festgeklammert als eben Voltaire? Beständig und unermüdlich bejaht er den Willen zum Leben. Was ihm also mißfällig und störend erscheint, was seinen Wünschen oder Ueberzeugungen sich widersetzt, die Verderbnisse und Mißbräuche, die er mit schonungslosem Eifer bloßlegt, das Böse und Niedrige, das heuchlerisch unter der Maske des Edlen einherschleicht, — das alles bekämpft er bald launig,

[4]) Kann doch Schopenhauer 2, 686 „der Theodicee, dieser methodischen und breiten Entfaltung des Optimismus, in solcher Eigenschaft, kein anderes Verdienst zugestehen, als dieses, daß sie später Anlaß gegeben hat zum unsterblichen Candide des großen Voltaire."

bald mit ingrimmiger Verachtung, damit durch dessen Vernichtung das wirklich oder vermeintlich Bessere, das zurückgedrängte oder verkannte Gute Raum und Geltung gewinne. Er will dieser Welt nicht das Prädicat der besten unter den möglichen zugestehen;[5]) aber an der Besserungsfähigkeit dieser vielfach erkrankten Welt zweifelt er ernstlich keinen Augenblick. Inzwischen läßt er sich durch beschwichtigende und erheiternde Trostgründe gern abziehen von der betrübenden Mitempfindung des Unheils, das sich auf dem Erdenschauplatze ausbreitet. Er weiß als Mondain sich zu beruhigen bei den Zuständen, die ihn im eisernen Zeitalter umgeben; denn, mag man diesem auch noch so viel Schlimmes nachreden, so gilt doch das Sprüchlein:

O le bon temps que ce siècle de fer!

Er, allezeit empfänglich und genußfähig, versteht es in kluger Berechnung, sich einen ausreichenden Theil von dem manigfaltigen Guten dieser Welt zu sichern. Ueber diese Erdenbreite ist so viel des Erfreulichen und Lieblichen verstreut; — warum sollte er den Reizungen, mit denen es ihn an sich lockt, Widerstand leisten? Warum sollte er den süßen Täuschungen, mit denen die Erscheinungen einer oft so glänzenden Außenwelt ihn blenden wollen, warum sollte er sich ihnen nicht behaglich hingeben, auch wenn er sie unbestochenen Blickes als Täuschungen durchschaut hat? Wie reich weiß das erfinderische Menschengeschlecht mit Hand und Geist dies Dasein auszuzieren! Sollte er den Schmuck, mit dem das Leben behängt worden, wieder

[5]) Unser Uz beschloß 1755 die neue Auflage seiner Lyrischen Gedichte mit der Theodicee:

Eh ihn die Morgensterne lobten,
Und auf sein schaffend Wort des Chaos Tiefen tobten,
Erkohr der Weiseste den ausgeführten Plan — u. s. w.

(In Sauers trefflicher Ausgabe S. 137; vgl. S. XV). — Etwa vier Jahre später, im März 1759, erschien der Candide, den Friedrich der Große im Briefe vom 28sten April mit den Worten charakterisirt: c'est Job habillé à la moderne — — — — le meilleur des mondes possibles est très-mechant et très-malheureux. Voilà la seule espèce de roman que l'on peut lire.

abreißen? Oder sollte er auch nur die Echtheit der einzelnen Edelsteine mit unnöthiger Schärfe prüfen? — In heiter schillernden Witzesspielen preist und vertheidigt er den Luxus samt allem, was dieser im Gefolge nach sich zieht. In einem seiner geistreichsten Verse lobt er

Le superflu, chose très-nécessaire.

Wenn Voltaire die Massen des in der Welt verbreiteten Bösen und Guten gegen einander abwog, so mochte er wohl das Endergebniß einer solchen Untersuchung, wie er sie oberflächlich genug angestellt, in dem Satze zusammenfassen, in den die Vision des Babouc ausläuft: Si tout n'est pas bien, tout est passable. [6])

Dieser Mann ist offenbar noch ganz im principium individuationis befangen; dicht hält ihn der Schleier der Maja eingehüllt, so daß kein Strahl jener hohen und befreienden Erkenntniß, die Schopenhauer zu begründen unternahm, hindurchzuleuchten vermag. Man verweile einen Augenblick in Gedanken bei der Möglichkeit, daß Schopenhauers Hauptwerk vor die Augen Voltaires gekommen! Stellen wir uns den Franzosen vor, wie er sich in den großartigen Paragraphen 68 des ersten Bandes zu vertiefen beginnt, und dann, der gegebenen Weisung folgend, sich zum Zwecke einer noch deutlicheren Belehrung an das 48ste Kapitel des zweiten Bandes wendet! Von dem, was er hier fände, würde er vieles als unverständlich oder der Beachtung unwerth bei Seite lassen; von dem, was er zu verstehen glaubte, würde ihm die eine Hälfte ein Aergerniß, die andere eine Thorheit sein. Könnte

[6]) Le Mondain, Oeuvres 10, 83. Man muß, um die ganze Bedeutung des Gedichtes zu fassen, die Défense du Mondain und die Verse Sur l'usage de la vie dazunehmen. (p. 90—96.) Voltaire scherzt hier gleichsam zum voraus über Rousseaus so viel spätere Anpreisung des Naturstandes. — Le monde comme il va, Vision de Babouc, Oeuvres 21, 16. — Auch der Anfang des Crocheteur borgne 21, 17. ließe sich hierher ziehen. — Vgl. Boswell's Life of Johnson, ed. G. B. Hill, Oxford 1887, 1, 344.

er in der Verneinung des Willens zum Leben etwas anderes gewahren, als eine wunderliche Spielart des Selbstmordes? Von dieser Ansicht würde er nicht abzubringen sein, wenn der Philosoph ihm auch noch so entschieden betheuerte, daß man im Selbstmord vielmehr „ein Phänomen starker Bejahung des Willens" (1, 510) erblicken müsse. Hörte er diesen Weisheitslehrer nun gar den Preis der Mystik verkünden oder das begeisterte Lob der Askese, als der wahren Quelle innerer Beseligung, anstimmen, so würde er mit verächtlichem Achselzucken ihm jede fernere Aufmerksamkeit verweigern. Und würde Voltaire etwa befriedigt lauschen, wenn Schopenhauer das Grundwesen des Christenthums offen darzulegen sucht,[7]) wenn er (2, 710) „dem durch das Christenthum erleuchteten Dichter Calderon" eine tiefere Erkenntniß als den Weisen des Alterthums zuspricht, wenn er (1, 488—9) die „wundervollen Schriften" Meister Eckharts rühmt oder Verse des „bewunderungswürdigen und unabsehbar tiefen Angelus Silesius" mit freudigster Zustimmung anführt? — Ehrfurcht und Rührung erfüllt den Philosophen, wenn er im Geiste hinblickt auf die Gestalt der Madame Guyon „jener heiligen Büßerin;" (1, 493. 501). Voltaire kann ihren Namen nicht nennen, ohne daß der Spott sich auf seinen Lippen einfindet. Im 38sten Kapitel des Siècle de Louis XIV. giebt er einen unterhaltenden, aber einseitig abgefaßten Bericht über den Streit, den Madame Guyon als Predigerin des Quietismus erregt hat: dort nennt er die ekstatische Dame eine femme à révélations, à prophéties et à galimatias, qui suffoquait de la grâce intérieure.[8])

[7]) Wenn Schopenhauer hie und da Voltaires Kritik des Alten Testaments noch zu überbieten scheint, so bringt er doch der Dogmatik des Christenthums einen ganz anderen Sinn entgegen als der Franzose. Ich verweise nur auf die bedeutsame Stelle im zweiten Bande der Parerga und Paralipomena (5, 381): „Versteht man die christliche Dogmatik sensu proprio; so behält Voltaire Recht. Hingegen allegorisch genommen, ist sie ein heiliger Mythos" — — u. s. w.

[8]) Er fährt fort: qu'on était obligé de délacer, et qui se vidait (à ce qu'elle disait) de la surabondance de grâce pour en faire

So läßt ſich der Gegenſatz zwiſchen den beiden Geiſtern, auf die wir hier unſer Augenmerk gerichtet, durch das Ganze ihrer Anſchauungen hindurch verfolgen und in ſo vielen einzelnen Aeußerungen nachweiſen. Und gerade in ihrer Auffaſſung vom Weſen des Tragiſchen ſollte die unerwartete Einhelligkeit beider hervortreten? Einem tragiſchen Verſe Voltaires ſollte ſich die deutliche Erläuterung einer Schopenhauerſchen Grundlehre zwanglos abgewinnen laſſen?

---

enfler le corps de l'élu qui était assis auprès d'elle. Oeuvres 15, 65. — Hier trifft Voltaire mit Boſſuet zuſammen, der ungläubige Spötter mit dem gallicaniſchen Kirchenvater. In der Relation sur le quiétisme (1698) hatte der Prälat den verzückten Zuſtand der Dame nach deren eigenen Angaben geſchildert: Je trouvai dans la Vie de cette dame, que Dieu lui donnait une abondance de grâces dont elle crevait; au pied de la lettre il la fallait délacer: elle n'oublie pas qu'une duchesse avait une fois fait cet office. — Wie ſie ferner ſich dieſes Ueberſchwangs der Gnaden zu entledigen ſuchte, ſehe man bei Boſſuet ſelbſt Oeuvres compl. (Nancy 1863) 10, 302. — Da Schopenhauer 1, 496 auch Fénélons Maximes des Saints ehrend erwähnt, die durch den Streit über den Quietismus hervorgerufen worden, ſo will ich doch hindeuten auf den Brief an Frau von Maintenon vom 7. März 1696, in dem Fénélon die ehemalige Gönnerin über ſein Verhältniß zu Madame Guyon aufzuklären ſucht. Zur Vergleichung mit dieſem Briefe bietet ſich das Schreiben des großen Predigers Bourdaloue vom 10. Juli 1694, gleichfalls an Frau von Maintenon gerichtet; man findet es am bequemſten bei Bausset, Histoire de Fénélon (1817) 1, 400—6. Ruhig, aber beſtimmt erklärt er ſich gegen die Art von Devotion, zu der Madame Guyon in ihrem Moyen court et très-facile pour l'oraison die Anweiſung ertheilt. — Die Nouvelles Études critiques (1882) von Brunetière enthalten eine belehrende Abhandlung über den Quietismus p. 27—68; ſie entſtand auf Anlaß des Buches von L. Guerrier, Madame Guyon, sa vie, sa doctrine et son influence (Paris 1881). Neuerdings ſprach über den Verlauf des Streites kurz, aber klar der treffliche A. Geffroy in der Einleitung zu Madame de Maintenon d'après sa correspondance authentique (Paris, Hachette 1887) 1, XXXVIII—XLIII. — In Deutſchland iſt es wohl nur wenigen bekannt, daß William Cowper eine größere Anzahl der Gedichte, die unter dem Namen der Guyon erhalten ſind, nach dem Wunſche ſeines Freundes William Bull übertragen hat. Dieſe freien Nachdichtungen — er ſelbſt bezeichnet ſie als translations of a few of the spiritual songs of the excellent Madame Guion — waren zumeiſt im Sommer 1782

Seltsam! — Vom November 1718 bis in den Frühling 1778 hat Voltaire unermüdlich die Erzeugnisse seines tragischen Geistes auf die französischen Breter gesandt. Vielversprechend begann die lange Reihe mit Oedipe; sie endete kläglich mit Irene und Agathocle. Zwischen diesen beiden äußersten Endpuncten steht das Verschiedenartigste buntgemischt durcheinander. Das Herkommen, die dramatischen Stoffe dem griechisch-römischen Alterthum oder der Geschichte des jüdischen Volkes zu entlehnen, hatte fast die bindende Kraft einer gesetzlichen Vorschrift erlangt. Voltaire durchbrach dies Hemmniß. Eigentlich hatte er nur — und dies gereiche ihm keineswegs zum Vorwurfe! — französische Menschen des achtzehnten Jahrhunderts auf die Bühne zu stellen. Aber er wußte sie in frembartige Trachten zu vermummen. Er versetzte sie unter beliebige wilde und civilisirte Völker. Als Schauplatz der Begebenheiten nennt er Mekka und Syrakus, Lima und das mittelalterliche Jerusalem, Scythien und China. Nicht nur durch neue Figuren, durch neue Orts- und Völkernamen will er die Aufmerksamkeit reizen: er will auch dem Drama ein reicheres, äußeres und inneres, Leben mittheilen, die entscheidenden Momente der Handlung wirkungsvoller herausarbeiten; durch künstlich ersonnene, neue

---

ausgeführt worden, erschienen aber erst 1801, nach Cowpers Tode. Vgl. Life and Works of William Cowper by Robert Southey (London, Bohn 1854) 1, 261. 2, 439. 3, 35. In einem Briefe an William Unwin vom 7. September 1783 (3, 39) giebt er, der alle Qualen eines an der göttlichen Gnade verzweifelnden Gemüthes durchgekostet, eine Schilderung der inneren Zustände, aus denen eine solche mystische Poesie naturgemäß hervorgeht, und zugleich eine Hinweisung auf die Gefahren, die in ihr lauern. Er sagt: Gott will unser Vater genannt sein; also können wir uns in unbefangener Zärtlichkeit ihm als Kinder nähern. Doch fügt er hinzu: indulgence encourages us to encroach, and while we exercise the rights of children, we become childish. — In Cowpers innigen Versen fließen diese mystischen Ergüsse viel reiner daher, als im französischen Wortlaut. Der Engländer hat sie gesäubert von dem Widerlichen und Anstößigen, das sie dort unvermeidlich mit sich führen; die reinigende und veredelnde Uebersetzung dient ihm mehrfach zum Ausdrucke eigenen Empfindens.

Verwickelungen will er die Erwartung spannen, die Zuschauer in Athem erhalten und sie zu leidenschaftlicher Theilnahme zwingen; er will durch überraschende Theaterstreiche die Empfindung stark und nachdrücklich treffen. Er scheint eben auf seine Weise leisten zu wollen, was Horatius als die Aufgabe des tragischen Poeten bezeichnet:

inritat, mulcet, falsis terroribus inplet
ut magus, et modo me Thebis, modo ponit Athenis —[9])

wobei man denn zu bemerken hat, daß die falsi terrores im schlimmen Sinne vorherrschen und dem Magus häufig der Zauber versagt. Aber mag er sich abmühen, etwas, das er für neu ausgiebt, an den Tag zu fördern, oder mag er das Alte geschickt und ungeschickt ummodeln, damit es sich dem vorwaltenden Zeitsinne anpasse, — niemals im langen Laufe seiner dramatischen Bestrebungen hat er ein Trauerspiel zu Stande gebracht, dessen Katastrophe den Punct berührte, wo, nach Schopenhauers schönem Worte (1, 503), aus der läuternden Flamme des Leidens der Silberblick der Verneinung des Willens zum Leben, d. h. der Erlösung, plötzlich hervortritt. Und noch weniger vermag er seine tragischen Helden jemals zu befähigen, daß sie „alle Leiden der Welt als ihre eigenen erkennen" und vermittelst einer solchen Erkenntniß sich zur Verneinung des Willens emporheben. Sie gehen unter, weil ihr leidenschaftliches Trachten, meist auf Aeußeres gerichtet, das Verderben auf ihr Haupt herabzieht; sie werden in schlimme Täuschungen und Irrthümer verstrickt; sie werden durch die unwahrscheinlichsten bösen Zufälle vernichtet, mit denen ein sogenanntes Schicksal sie verdientermaßen heimsucht, oder denen sie ohne ihre Schuld traurig erliegen müssen. Die Voltairesche Tragödie kennt Unglück, Tod und Jammer; aber sie kennt

[9]) Ep. 2, 1, 212. Schade, daß die früher von Wakefield vertheidigte und jüngst von Adolf Kießling wieder empfohlene Lesart Et magus ut durch die Ueberlieferung nicht beglaubigt ist!

nichts, was mit Sicherheit darüber hinaushebt. Sie ist angefüllt mit Großmuth, Menschenliebe, Edelthaten und hochtönenden Sittensprüchen; aber sie weiß nichts von einem geläuterten, gebrochenen, verklärten Willen.

Der Bühne thätig zu dienen, auf der Bühne siegreich sich zu behaupten, war ein Lebenserforderniß für Voltaire. Unzweifelhaft besitzt er viel von dem, was den wahren Dramatiker macht. Was er davon besitzt, ist gerade genügend, um in ihm und den meisten seiner Zeitgenossen den Wahn zu nähren, als sei er berufen, in dem erschöpften Drama der Franzosen neue Lebenskräfte anzufachen oder wenigstens das Trauerspiel aus herkömmlicher Enge und Starrheit in eine freiere und bewegtere Welt hinauszuführen.[10]) Der Bühne verdankt er denn auch seine offenkundigsten Triumphe. Niederlagen hat sie ihm gleichfalls bereitet; aber diese wurden entweder bald verschmerzt, oder sie konnten ihn auf die Dauer nicht abschrecken. Verlangende Blicke richtete er immer von neuem nach den Bretern, von denen er sein rührendes Wort oder seine unheilige Predigt am wirkungsvollsten in die Menge der Gebildeten und Halbgebildeten hinaussenden konnte. Auf diese rasch und weit sich verbreitende Wirkung war es vornehmlich abgesehen. Am willkommensten waren ihm die tragischen

---

[10]) Nach vieljähriger Bekanntschaft mit dem Theater Voltaires trage ich kein Bedenken, mit Brunetière zu sagen: que Voltaire est vraiment un auteur dramatique (Les Époques du théatre français, 1892, p. 242). Auch den darauf folgenden Sätzen muß ich zustimmen, in denen der Kritiker behauptet, Voltaire habe die dramatische Kunst um ihrer selbst willen geliebt und sie nicht ausschließend zu Zwecken seiner philosophischen Propaganda gebraucht. Unhaltbar dagegen ist die Behauptung John Morleys (Voltaire, 1888, p. 130): Neither, however, in Zaïre nor anywhere else is the law of perfect dramatic fitness violated for the sake of a lesson in heterodoxy. With Voltaire tragedy is, as all art ought to be, a manner of disinterested presentation. — Mit geistreicher Schärfe spricht über den Grundmangel aller Voltaireschen Dramen Emile Faguet, Dix-huitième siècle, 1890, p. 250—65.

Gestalten, die dramatischen Verwickelungen, die am tauglichsten schienen, eine derartige Wirkung hervorzubringen. Bei der Auswahl dieser Gestalten, bei der Anlage dieser Verwickelungen verfuhr er mit der bewußtesten Absicht, die zuweilen freilich auch fehlschlug. Was hätte ihm jene „künstlerische Urerkenntniß" frommen sollen, die allem Wirken des Genies zum Grunde liegt, die von Schopenhauer (5, 443) willensrein und willenslos genannt wird? Voltaire mußte froh sein, daß sie stets ihm versagt blieb; sie hätte seine zweckbewußten dichterischen Bemühungen nur durchkreuzen können. Und wie hätte er von einem Geschlechte, das leicht, frech und üppig dahinlebte, das sich durch öden Materialismus entnerven ließ, bald sich einer lähmenden Zweifelsucht hingab, bald sich in einer gemüthsleeren Empfindelei gefiel — wie hätte er von einem solchen Geschlechte Mitgefühl und sinniges Verständniß erwarten dürfen für die Helden der wahren Erkenntniß, der Entsagung und Selbstverleugnung, die durch Verneinung des Willens zum Leben, wie der Philosoph lehrt, sich des beseligenden Heils versichern, ja zur Heiligung gelangen?

Wie für Voltaire selbst, so hat auch für die Geschöpfe seiner tragischen Welt das Leben eine hochgesteigerte Wichtigkeit. Warum es verneinen? Genau betrachtet, wird es samt seinen Genüssen und Leiden als das Wichtigste geschätzt, worauf sich alles Thun und Wollen bezieht. Gerade weil dem Leben, wie man schon mehrfach mit Recht bemerkt hat, hier stets eine so überwiegende Bedeutung beigemessen wird, eben deshalb zeigt sich in der Voltaireschen Tragödie so oft die Menschheit herabgesunken von der Höhe, auf der sie der echte Tragiker so gern festhält. Wäre der angeführte Schlußvers des Mahomet im Schopenhauerschen Sinne gedacht, wäre er geeignet, der Weltansicht Schopenhauers zur Bekräftigung oder Erläuterung zu dienen, so müßte sich in Voltaires Gesamtnatur eine gründliche Umwandlung zugetragen haben, bevor er sich gedrungen fühlte, sein Trauerstück von den vater-

mörderischen Greueln des Fanatismus mit einem solchen Verse zu krönen.

Innere Gründe zwingen uns demnach zu der Annahme, daß, wenn dieser Vers auch wirklich von Voltaire ausgegangen, er von seinem Urheber doch keinesfalls den Gehalt empfangen hat, den der Philosoph in ihm findet und nachweist. Der einsichtige Leser wird nicht tadeln, daß diese inneren Gründe in einer so ausführlichen Erörterung dargelegt worden. Warum sollten wir nicht den gebotenen Anlaß nutzen, uns Rechenschaft zu geben von dem Verhältnisse Schopenhauers zu dem außerordentlichen Schriftsteller, dem er ein so reiches Maß von Dankbarkeit gönnte, und der mit seiner weithin sich erstreckenden Wirksamkeit über das Zeitalter hinausgreift, das man fast mit seinem Namen bezeichnen könnte? Verfolgten wir bloß die Absicht, den vielbesprochenen Vers auf seinen wahren Ursprung zurückzuführen, so hätten wir der Entwickelung dieser inneren Gründe billig entrathen dürfen. Denn schon ein äußerer entscheidet hier unwidersprechlich.

Jener Schlußvers des Voltaireschen Mahomet, findet er sich denn wirklich unter den Alexandrinern der französischen Urschrift? — Der Zweifel freilich scheint verwegen. Sollte sich ein Citat, auf das Schopenhauer unverkennbar Gewicht legt, so unbedenklich aus dem Wege räumen lassen?

Der Philosoph versteht sich auf die Kunst des eindrucksvollen Citierens. Kein Schriftsteller sollte sie mißachten, der seine Leser, indem er ihnen seine Ueberzeugungen mittheilen will, zugleich für die Annahme dieser Ueberzeugungen empfänglich stimmen möchte. Schopenhauer übt diese Kunst als Meister. Der abgebrauchteste Vers empfängt frischen Glanz, ja eine ungeahnte Bedeutung, sobald er ihn, und zwar immer an schicklicher Stelle, seinen eigenen Worten einfügt. Und wie glücklich weiß er gar solche Citate zu verwenden, die durch Neuheit überraschen und reizen! Wohl noch niemals sind sie einem philosophischen Vortrage eingewebt worden.

Ihr Fundort bleibt selbst den Belesenen verborgen, wenn der belesenere Philosoph ihn nicht vorsorglich angezeigt hat.[11]) Schopenhauer verfügte eben noch, wie über ein selbsterworbenes Besitzthum, über jene Gelehrsamkeit, die man nur dann sich aneignet, wenn man mit den Schriftwerken alter und neuer Zeit, mit den geistigen Erzeugnissen der verschiedenen Völker um ihrer selbst willen ruhig, anhaltend und in unbefangener Hingebung verkehrt; er gebot noch über jene litterarische Erudition, die seit einigen Jahrzehnten bei unsern Gelehrten und Gebildeten in bedenkliche Abnahme, — fast möchte man sagen: in Verruf gekommen ist. Er braucht den Verdacht nicht zu scheuen, als wolle er durch Citatenfülle den Mangel eigener Gedanken ersetzen oder überdecken. So hat er denn gediegenen Sprüchen, machtvollen Worten der Weisen und Poeten aller Zeitalter den Eingang in seinen Text offen gehalten, ja, manchmal, wie am Schlusse des sechsundvierzigsten Kapitels im zweiten Bande des Hauptwerkes (2, 690), macht es ihm Freude, diese sinnschweren Sätze und Aussprüche in ganzen Scharen zu versammeln, „nicht zur Bestätigung", wie er weislich bemerkt, „sondern bloß zur Verzierung". Er ruht aus vom eigenen Denken in der stärkenden Genossenschaft der großen Geister, denen er sich verwandt und verbunden fühlt.

[11]) Im ersten Bande des Hauptwerkes kann gleich das Titelblatt durch das Goethesche Motto, mit dem es prangt, manchen verehrungsvollen Leser zu vielem erfolglosen Nachschlagen verleiten. Denn nur ein glücklicher Zufall kann ihn entdecken lassen, daß die verhängnißvolle Frage: „Ob nicht Natur zuletzt sich doch ergründe" dem Gedichte an Voigt zum 27. September 1816 entnommen ist (Weimar. Ausgabe 4, 15). Das nämliche Citat kehrt wieder 5, 60. — Im zweiten Bande der Parerga und Paralipomena (5, 121) spricht er von den Weltkörpern,

„wie sie spielen
nach den lockenden Zielen."

Hoffentlich merkt der deutsche Verehrer Schopenhauers sofort, daß diese Worte dem erhabensten unter Schillers frühen Gedichten angehören. Wird er aber auch sogleich gewahr werden, daß die herrlichen englischen Verse 4, 446 Fame is the spur, that the clear spirit doth raise u. s. w. aus Miltons Lycidas stammen?

Nicht nur reichlich giebt er die Citate; er giebt sie auch genau. Treulich bleibt den Worten ihre echte Fassung bewahrt. Wie er mit zorniger Strenge verbot, daß in seinen Schriften jemals „eine Silbe, ein Buchstabe, ein Interpunktionszeichen" (6, 281) geändert werde, so sollte auch das schriftliche Wort Anderer sich unter seinen Händen völlig unversehrt erhalten. Nur äußerst selten, wenn er, im Vertrauen auf seine gründliche Kenntniß des „Dichters der Deutschen", Verse seines Goethe aus dem Gedächtnisse anführt, nur dann geschieht es wohl, daß sich ihm ein Wörtchen für das andere unterschiebt,[12]) und so, ihm unbewußt, eine geringfügige Abweichung von dem ursprünglichen Wortlaute sich einstellt.

Sollte nun etwa bei dem Citat, das uns hier beschäftigt, das sonst so zuverlässige Gedächtniß des Philosophen eine harmlose Tücke gegen ihn verübt und ihn zu einer irrigen Angabe verleitet haben? — Er gedenkt hier der Schlußworte des

---

[12]) So citiert er 5, 180 den Vers aus dem Elfenchor im zweiten Faust: „Schlaf ist Schale, wirf sie weg"; dagegen steht richtig 2, 285: „wirf sie fort". — In der kleinen dialogischen Schlußbelustigung 5, 292 wird an das Reimpaar aus dem Satyros erinnert:

Mir geht nun auf der Welt nichts über mich:
Denn Gott ist Gott, und ich bin ich.

Goethe jedoch schreibt: „Mir geht in der Welt nichts über mich." Schopenhauer selbst führt der dänischen Akademie zu Gemüthe, „daß man durch Hinzufügung, oder Wegnahme, einer Silbe die ganze Energie einer Sentenz vernichten kann." (3, 656) — Wir lesen in dem Kapitel Zur Logik und Dialektik 5, 32 den Spruch aus dem Divan:

Laß Dich nur zu keiner Zeit
Zum Widerspruch verleiten:
Weise verfallen in Unwissenheit,
Wenn sie mit Unwissenden streiten.

Es heißt aber; „in keiner Zeit"; und es heißt nicht: verfallen, sondern fallen. Goethe fand in seiner Quelle schon die Worte: „Weise fallen in Unwissenheit". — Das Kapitel Ueber Lesen und Bücher schließt mit den letzten Worten der Schillerschen Jungfrau:

Kurz ist der Schmerz, unendlich ist die Freude.

Es läßt sich doch kaum annehmen, der Philosoph habe das Dichterwort hier wissentlich umgeändert.

Voltaireschen Mahomet. Des Voltaireschen? Schließt denn das französische Trauerspiel mit den Verwünschungen, die Palmire sterbend dem „Henker", dem „verruchten Mörder ihres ganzen Hauses" entgegenschleudert? Keineswegs. Sie hat den Todesstoß gegen sich selbst geführt; sie hat mit schon entschwindenden Lebenskräften ihre Verachtung, ihren Abscheu gegen den Lügenkünstler, den siegreichen Verbrecher ausgehaucht; da muß dieser sich von Gewissensqualen ergreifen lassen. In einer bis auf zwanzig Verse ausgedehnten Rede beklagt er zuvörderst die ihm entrissene Geliebte, in deren Besitze allein er den Preis für seine Verbrechen gefunden hätte. Vor dem Gotte, den er zum Werkzeuge seiner schändlichen Absichten erniedrigte, den er gelästert hat und den er doch fürchtet, vor diesem mißbrauchten Gotte bekennt er dann, daß er in seinem Innern die Verdammniß fühlt, mag auch das Weltall ihn, den mörderischen Heuchler, anbeten: die Sterblichen trog er, sich selbst kann er nicht betrügen. In den vier Schlußversen aber wendet er sich an Omar, den ergebenen und stets bereiten Mithelfer; dieser soll die Erinnerung an so viel Schmach austilgen; er soll den Ruhm des Propheten retten, er soll dessen Schwäche verbergen. Als Gott muß Mahomet die Welt regieren:

Mon empire est détruit si l'homme est reconnu.

Noch eine andere tragische Schlußformel hat der Dichter seinen Freunden zur Wahl vorgelegt. Der gewichtige Brief an den Grafen D'Argental vom 19. Januar 1741 (36, 9) hat sie uns erhalten.[18]) In dieser wünscht Mahomet, seine zu

[18]) Ich darf nicht unterlassen, dankbar der Ausgabe des Mahomet zu erwähnen, mit der K. Sachs 1884 die Weidmannsche Sammlung bereichert hat. Die Ausgabe so wie die selbständig erschienenen Zusätze bieten dem Deutschen reichliche Mittel zum eindringlichen Studium dieser Tragödie. Die Erläuterungen gelten sowohl dem sachlichen Inhalte wie der Sprache des Stücks. Leider ist der Text mit zwei schlimmen Druckfehlern behaftet: III, 6, 38 Étouffant par son Dieu statt pour, und V, 2, 11 humble statt noble. — Wie konnte doch dem sorgsamen Herausgeber das Versehen begegnen, daß er Lessing zum unbedingten

theuer erkaufte Herrschaft, seine Religion, er selbst und sein Gedächtniß mögen dem Untergange geweiht sein; ja, er verlangt von Omar den Tod: sein Ruhm wenigstens soll gerettet werden; vor aller Augen verborgen bleibe die Schwäche, das Unglück des schuldbeladenen Mahomet —

Délivre moi du jour; mais cache à tous les yeux
Que Mahomet coupable est faible et malheureux.

Was verschlägt es indeß, ob der Dichter diese oder jene Worte wählt, um den Meister des Trugs und der Verstellung seine Reue, seine Verzweiflung bekennen zu lassen? Die innere Unschicklichkeit eines solchen Bekenntnisses bleibt immer die gleiche. Und Voltaire hat sie wohl empfunden, diese innere Unschicklichkeit. Wie hoch er auch den Gehalt eben dieses Werkes anschlagen mochte, so hat er doch mit seinem Scharfblicke die Puncte wohl ausgespäht, wo den Charakteren Gewalt geschieht, oder die einzelnen Theile der Handlung nur mit äußerlichen Mitteln lose an einander geknüpft werden. Es war ihm eine liebe und löbliche Gewohnheit, bei der Ausarbeitung seiner Dramen bühnenkundige Freunde zum Rathe heranzuziehen.[14])

Lobredner des Voltaireschen Mahomet macht? Die Worte, die er in den Zusätzen S. 16—17 aus dem achtzehnten Stück der Dramaturgie anführt, stammen ja aus der Abhandlung eines „französischen Kunstrichters", dessen Ansichten Lessing im Beginne des neunzehntes Stückes sogar zum Theil widerlegt.

[14]) Dieser Gewohnheit seines vormaligen Günstlings erinnerte sich Friedrich der Große, als er im Herbste 1778, während des bayrischen Erbfolgekrieges, im Lager von Schatzlar die Lobrede auf Voltaire verfaßte, die sodann am 26. November in einer, zu diesem Zwecke berufenen, feierlichen Versammlurg der Berliner Akademie vorgetragen ward. Indem er der letzten Pariser Tage Voltaires gedenkt, sagt der König: (Oeuvres historiques 7, 66): Son usage était d'assujettir ses pièces a la critique la plus sévère avant de les exposer en public. Conformément à ses principes, il consulta à Paris tout ce qu'il y avait de gens de goût de sa connaissance, sacrifiant un vain amour-propre au désir de rendre ses travaux dignes de la postérité. — Ganz richtig schildern diese Worte Voltaires Verfahren, das er stets befolgte, sobald er für die Bühne arbeitete.

Der Mahomet rief naturgemäß durch die Schwierigkeit der hier gestellten Aufgabe die lebhaftesten Verhandlungen hervor. Jahre hindurch, zwischen 1739 und 42, wurden im brieflichen Verkehre mit männlichen und weiblichen Berathern alle Zweifel, die sich meldeten, erwogen, abgewiesen und von neuem geltend gemacht. Jedes aufsteigende Bedenken gab dem Unermüdlichen Anlaß zu wiederholter Prüfung. Da ward die Wirkung der Hauptscenen genau berechnet. Da ward untersucht, wie durch zweckmäßige Anhäufung von Schrecken, durch gehörige Steigerung des Mitleids der Tragiker am sichersten die Gemüther der Zuschauer bewältigen könnte. Die wechselnden, oft sich einander widersprechenden Rathschläge und Mahnungen der Freunde vernimmt er stets gelehrigen Sinnes; fügsam und geduldig ist er stets bereit, die kritischen Weisungen, wenn er sie nicht befolgen kann, doch wenigstens zu prüfen und zu erörtern. Er scheint geflissentlich bestrebt, den Regeln zu gehorchen, die Boileau, als Gesetzgeber des französischen Parnasses, im Einklange mit Horaz den Poeten vorschreibt, die etwas Dauerndes leisten wollen:

sans perdre courage,
Vingt fois sur le métier remettez votre ouvrage:
Polissez-le sans cesse et le repolissez;
Ajoutez quelquefois, et souvent effacez.
(Art Poétique 1, 171—4).

Immer von neuem setzt er an, um seinen erfinderischen Geist zu spornen; er ändert und feilt, er glättet und glättet wieder; Besseres wird angestückt, Mißfälliges wird ausgemerzt. Wer das Grundwesen der Voltaireschen Tragödien durchschaut, ja ich möchte sagen, wer die Grundanlagen des Voltaireschen Geistes richtig zu schätzen versteht, der begreift, warum dennoch keine dramatischen Kunstwerke großen Stils unter den immer rührigen Händen sich bilden wollten.

Konnte der Rath der Freunde ihn vor manchen Fehlschritten behüten, so hat er doch zuweilen ihn auch auf Ab-

wege gedrängt. Nicht aus dem Inneren seines Dramas entnahm der Dichter des Mahomet die Beweggründe, die ihn bestimmten, seinem verbrecherischen Helden zum Lohn verabscheuungswerther Thaten Gewissensqualen aufzubürden. Das Schreiben an Pont-de-Veyle von 11. Juli 1740 mag uns darüber belehren, wie schwer es dem Tragiker fallen mußte, in der Seele seines „erlauchten Schurken", seines „Spitzbuben von Propheten"[15]) Schmerz und Verzweiflung zu wecken. Aber die Freunde wollten sich die Genugthuung, den Missethäter wenigstens auf diese Weise gestraft zu sehen, nicht rauben lassen. Mehrfach hatte er auch versucht, ob das Stück nicht ohne Liebe bestehen könnte; doch es wollte nicht gelingen, sie zu beseitigen. Als im April 1741 die ersten Aufführungen des Trauerspiels, und zwar in Lille, erfolgten, machte er die erfreuliche Wahrnehmung, daß gerade durch Palmirens Zärtlichkeit und Naivetät die Zuschauer gerührt und daß sie mit unbeschreiblicher Gewalt durch den Auftritt des vierten Acts ergriffen wurden, in welchem die harmlos Liebenden sich über den grausigsten Mord berathen, durch dessen Vollführung sie ihr ersehntes Liebesglück zu sichern hoffen. Das Publikum, das diese Liebe so wohl aufnahm, verlangte nun auch durchaus, wie Voltaire dem Freunde Cideville bekennt (19. Juli 1741), daß zu allgemeiner Erbauung das Stück mit ein paar kleinen Gewissensbissen endigte.[16]) So durften sie denn dem Propheten nicht erspart bleiben. Der verständige Dichter aber nahm stets Aergerniß

[15]) Mon fripon de Prophète, — mon illustre coquin — so heißt er im Briefe an Formont vom 10. August 1741 (36, 92). Eine größere Anzahl von Ehrentiteln empfängt er in den Versen, die Voltaire an den Schauspieler La Noue, der sich selbst an einen Mahomet den Zweiten gewagt hatte, im Jahre 1741 richtete (10, 526). Da zeigt er sich als apôtre, prêtre, fripon, dévot, brigand — man hat die Auswahl.

[16]) Il faut que je vous dise encore pourtant que tout le monde a exigé absolument quelques petits remords à la fin de la pièce, pour l'édification publique. 36, 86. — In demselben Briefe lesen wir: J'aurais voulu pouvoir retrancher l'amour; mais l'exécution de ce projet a toujours été impraticable u. s. w.

an diesem herbeigezwungenen Schluße. Noch im Jahre 1751, als das Stück im Triumph auf die Pariser Breter zurückkehrte, schrieb Voltaire an D'Argental (28. August), es sei ein Unglück für diesen Mahomet, daß er mit einer Gaukelposse schließe (qu'il finit par une pantalonnade).

Inzwischen hatte sich ein großer, eingenartig entwickelter Schauspieler, ein Zögling Voltaires, ein würdiger Vorgänger Talmas, der Rolle des Mahomet bemächtigt. Henri Louis Lekain (1729—78) durfte sichs zum Ruhme anrechnen, daß er, unter Führung des Dichters selbst, in das Gebiet der Tragödie, das dieser nach so manchen Richtungen hin erweiterte, eingedrungen war, um es hernach vollständig zu erobern. Schien er doch dazu geboren, den oft unsicher schwankenden Gestalten Voltaires Haltung und Kraft zu geben, ihnen gleichsam bestimmte Gesichtszüge aufzuprägen, überzeugende Leidenschaft ihnen mitzutheilen und die Gluth wahrer Empfindung ihnen einzuhauchen. Mißgünstige oder allzu scharf urtheilende Kunstgenossen wollten sogar beobachtet haben, daß ihm nur in Tragödien Voltaires vergönnt gewesen, zur Vollkommenheit zu gelangen.[17]) Lehrsprüche und allgemeine Be-

[17]) So sagt die Clairon in ihren Mémoires (Paris, an VII de la République), p. 258: Il ne savait pas débiter Corneille; les rôles de Racine étaient trop simples pour lui. — — — Sa perfection n'était complette que dans les seules tragédies de Voltaire. — Seinen eigentlichen Bewunderern dagegen war er der alles vermögende tragische Künstler. In der Épitre à M. le comte de Schowaloff hat La Harpe dem eben gestorbenen nachgerufen (Oeuvres choisies Paris 1819, 2, 203):

Tu portois dans ton sein la sombre tragédie,
Acteur à nos plaisirs enlevé pour jamais,
O sublime Le Kain! dont les rares succès
Déceloient de ton art l'étude approfondie!
Melpomène est assise auprès de ton cercueil;
Pour qui la chérissoit ta perte est un long deuil.
Des passions en nous tu fis passer la flamme — etc.

Vgl. Lemazurier, Galerie historique des acteurs du théatre français, (Paris 1810) 1, 368 und Talmas Réflexions sur Lekain et sur l'art théatral vor den Mémoires de Lekain (Paris 1825).

trachtungen, die der Dichter reichlich ausgestreut, Worte, die er aus künstelnder Berechnung um bestimmter Wirkungen willen angebracht hatte, der Schauspieler wußte sie in unmittelbare Ausdrücke des Gefühls umzuwandeln. Dieser Liebling Voltaires hat zugleich mit der Clairon die neuere Entwickelung der ernsten französischen Schauspielkunst eingeleitet. Ihm ist es denn auch geglückt, die Verzweiflung, die Reue und Zerknirschung Mahomets glaubhaft zu machen. Einen neuen gewichtigen Inhalt verlieh die Stimme des Künstlers dem nun berühmt gewordenen Halbverse:

Il est donc des remords![18])

Die allgemein gültige Wahrheit dieses Satzes erklang aus dem Munde Lekains gleich einem mahnenden Weheruf der von dem Bewußtsein ungeheurer Schuld in sich zusammengepreßten Creatur. Der erschütterte Hörer vergaß zu fragen, ob dieser Ruf aus Mahomets Innerm aufsteigen, ob solche Laute die Lippen Mahomets überschreiten konnten. Hier ward der Schauspieler durch seine vergegenwärtigende, unmittelbaren Glauben fordernde und erzwingende Kunst nicht nur zum rechtfertigenden Ausdeuter, er ward der Retter des ihm vertrauten Dichters.

Goethe hätte auch unter den Erlesenen seiner Weimarischen Künstlerschar vergebens nach einem Lekain gesucht. Hielt er Musterung unter seinen Graff und Cordemann, Vohs, Becker und Haide, so konnte er nicht erwarten, daß irgend einer von

---

[18]) Den oben mitgetheilten Worten an D'Argental fügt Voltaire hinzu: mais Lekain dit si bien: Il est donc des remords! — Der Mahomet wird stets erwähnt, wo von Lekains größten Leistungen die Rede ist. La Harpe rief ihm 1762 zu (Oeuvres choisies 2, 126):

Les talents peuvent tout: tu sais être à la fois
Ce sublime imposteur armé contre Zopire — —

Der Schauspieler Molé sagt in seinen Mémoires (Paris 1825) p. 51: Néron, Vendôme, Mahomet, Ladislas et beaucoup d'autres, prirent dès lors en lui la teinte de cette largeur d'exécution qui le faisait s'emparer de la scène entière.

ihnen dem Poeten aus eigenen Mitteln zu Hülfe kommen und den Hörer zum Antheil an den unerwarteten Qualen des großen Betrügers hinreißen würde. Und mußte die innere Unnatur dieser abschließenden Tirade, über die selbst der französische Verfasser sich kaum beruhigen mochte, dem deutschen Nachdichter nicht vollends widerlich auffallen?

Die Schlußgaukelei jener zwanzig Verse schwand also aus dem verdeutschten Mahomet. Demgemäß stieg die Bedeutung der Schlußrede Palmirens. Die todgeweihte Unschuld behielt das letzte Wort.

Konnte aber dies letzte Wort dasselbe sein, mit dem Voltaire seine Palmire hinscheiden läßt? Dies Lebewohl besitzt die erforderliche rhetorische Wucht:

Je cesse de te voir, imposteur exécrable.
Je me flatte, en mourant, qu'un Dieu plus équitable
Réserve un avenir pour les coeurs innocents.
Tu dois régner; le monde est fait pour les tyrans.

Eine ganz leidliche Probe des Voltaireschen Tragödienstils! Erst die herzhafte Verwünschung des obsiegenden Verbrechers; dann ein unsicherer Blick in ein Jenseits, wo ein nach Billigkeit richtender Gott die poetische Gerechtigkeit, die auf der Lebensbühne so häufig verletzt wird, vielleicht wieder zu Ehren bringt; endlich eines jener herkömmlichen, immer gern vernommenen tragischen Epigramme, nicht besser und nicht schlechter, als es manche der dichtenden Zeitgenossen Voltaires hätten zuspitzen können: „Du mußt regieren; für Tyrannen ist die Welt gemacht.“ — Dieser Vers war doch sicherlich nicht geeignet, einen poetischen Beleg für Schopenhauers Kunst- und Weltanschauung abzugeben.

Ganz anders ertönt im Deutschen der herbe Scheidegruß Palmirens. Von den vier Alexandrinern benutzt Goethe nur zwei; und er benutzt sie, indem er sie umbildet:

Dich nicht zu sehen ist das größte Glück.
Die Welt ist für Tyrannen, lebe du!

Hier meidet also die sterbende Palmire das tobende Scheltwort; hier entsagt sie der schmeichelnden Aussicht auf eine lichtere Zukunft: freiwillig geht sie von hinnen. Denn nichts kann sie zurücklocken in ein Dasein, das der Unschuld keine Stätte bietet, das der frechen List, der Bosheit und der mörderischen Tücke Raum gewährt und Sieg vergönnt. Ihren ganzen Abscheu vor dem triumphirenden Meister der Heuchelkunst, ihre ganze Mißachtung des irdischen Seins und Treibens drängt sie machtvoll zusammen in den Vers:

Die Welt ist für Tyrannen, lebe du!

Das Leiden hat sie zur Erkenntniß geführt. Sie hat des Lebens Elend durchschaut; sie hat das Nichts des Lebens erkannt. Hier ist wirklich ein letztes Wort gesprochen, das keinen weiteren Nachtrag duldet. Voltaire hätte wohl niemals es in diesem Sinne sprechen wollen oder können. Dieser Vers ist würdig, eine Tragödie zu beschließen.

Das sind also die Schlußworte, nicht Voltaires, sondern Goethes, aus denen Schopenhauer die Bestätigung seiner Ansicht vom Wesen des Trauerspiels heraushörte, des Trauerspiels, dem er eben deshalb einen so hohen Werth beilegte, weil es uns die ewige Trauer des Seins, den nie beschwichtigten Jammer der Menschheit ganz eigentlich vorspielt und uns sonach durch künstlerische Mittel anreizt, den Willen zum Leben in uns zu ertödten.[19]) Die Voltairesche Palmire sprach

---

[19]) In dem Sinne, in dem Schopenhauer diese Worte auffaßt und anwendet, könnte Leopardi sie gesprochen haben. Es würde uns nicht wundern, einem solchen Verse in einem jener schmerzlich mächtigen Gedichte zu begegnen, die in Paul Heyses wunderbarer Nachbildung ihre hehre Macht bewahrt haben. — Ich möchte diesen Anlaß benutzen, deutsche Leser nachdrücklich hinzuweisen auf die in Gesprächsform verfaßte Abhandlung des edlen De Sanctis: Schopenhauer e Leopardi. Man findet sie jetzt in dessen Saggi critici (Quarta edizione) p. 246—99. Wichtig scheint mir besonders der große Absatz, der auf S. 297 mit den Worten beginnt: Perchè Leopardi produce l'effetto contrario a quello che si propone.

vom Herrschen, die Goethesche spricht vom Leben.[20]) Jene läßt ihrem Satze Tu dois régner die Begründung folgen: le monde est fait pour les tyrans — und das tragische Epigramm ist fertig. Goethe kehrt die Reihenfolge um; und aus den Tiefen der tragischen Erkenntniß, aus dem Abgrunde menschlichen Wehes klingt das Wort herauf, in dem Verachtung und Entsagung sich mischen: lebe du! —

Dieser Vers, von dem hier eine so weit umherschweifende und doch immer auf einen bestimmten Punct zurückgeführte Erörterung ausgegangen, dieser einzige Vers mag uns anschaulich lehren, wie Goethe da, wo er selbständig eingreift, das Voltairesche Wort umdichtet oder vielmehr es in eine höhere Region hinaufdichtet. Die zärtliche Palmire, die bildsame, die dem Propheten einst in gläubiger Verehrung anhing, sie macht sich frei vom Hoffen und Fürchten, sie zerstört die Blendwerke, die sie über das Nichts des irdischen Daseins täuschen wollten; sie erwacht aus dem Traume des Lebens in dem Augenblicke, da sie dem Erdenkreise entflieht.

Wie Goethe dieses Schlußwort bedeutsam gehoben, so hat er auch in den vorhergehenden Versen dieses letzten Auftrittes sein dichterisches Empfinden selbständiger walten lassen. Aber durch einzelne Aenderungen, und wenn sie noch so glücklich ausfielen, konnte er weder diesem letzten Auftritte, noch dem ganzen fünften Aufzuge wesentliche Hülfe bringen. Wollte er hier gründlich helfen, so hätte er sich entschließen müssen, zu Gunsten des Mahomet das zu leisten, was er später zu Gunsten des Tancred leisten wollte und gleichfalls nicht ausführte: er hätte sich entschließen müssen, dem Stücke „noch einiges Belebende anzudichten" (an Schiller 1. August 1800). Und wer weiß, ob selbst ihm es gelungen wäre, dem innerlich Abgestorbenen mehr als ein Scheinleben einzuflößen! Dieser fünfte

[20]) Der Gegensatz zwischen Herrschen und Leben wird von Racine wirksam ausgedrückt in der Bérénice 4, 5:

Mais il ne s'agit plus de vivre, il faut régner (v. 1102).

Act war durch die Anlage der Handlung einer unheilbaren Schwäche verfallen. Das hat Voltaire eingesehen und eingestanden. Lange hatte er nach einer schicklichen Fassung dieses Actes gesucht. Im April 1739 glaubte er sie gefunden zu haben (an die Quinault 19. April; 35, 256); aber noch am 26. Januar 1740 (35, 373) mochte er dem Kronprinzen Friedrich diesen Act nicht senden: so wenig befriedigte ihn die Ausführung. Am 2. Februar (35, 377) drückt er im Briefe an D'Argental die Ueberzeugung aus, der schwache fünfte Act würde immer schwach bleiben. Statt *schwach* hätte er auch sagen können *leer*. Denn mit dem Schluße des vierten Actes war der eigentliche Stoff der Schreckensfabel aufgebraucht. Der Vatermord war vollbracht. Der grauenvoll hingeopferte Greis hat sterbend in seinen Mördern seine Kinder erkannt, zu denen ein dunkler Herzensdrang ihn hingezogen. Sohn und Tochter werden mit Entsetzen inne, daß ihre unschuldige Wechselneigung sie der Blutschande nahe gebracht. So deutlich oder, wenn man will, so nüchtern wie möglich giebt die zarte Palmire sich und uns Rechenschaft von der inneren Verkettung dieser Abscheulichkeiten:

L'inceste était pour nous le prix du parricide (4, 5).

Seide hatte schon kurz vorher vom Vater den Dolch, mit dem die That verübt worden, zurückverlangt:

Rendez, rendez ce fer à ma barbare main.

Bei Goethe wird dies Verlangen weislich unterdrückt, dafür steht das Schmerzenswort:

O! daß zu deinen Füßen ich verginge.

Nun muß Seide den hinsterbenden Alten, dem das Blut aus der Todeswunde strömt, gar auffordern, einen Schlag gegen die Mörder zu führen:

Le ciel n'a point pour nous d'assez grands châtiments.
Frappez vos assassins —

worauf Sopir, ebenso von Schmerz wie von väterlicher Zärtlichkeit überwältigt, erwidert:

J'embrasse mes enfants.

Bewahrheitet sich an einem solchen Verse nicht auf das einleuchtendste Schillers Bemerkung über die „zweischenkligte Natur des Alexandriners?“[21]) Hier stellt sich der Ausdruck der Empfindung sichtbar unter „die Regel des Gegensatzes.“ Goethe mußte dem Ausdrucke eine andere Richtung ertheilen und das künstliche Gefüge des Verses zerstören. Die Verzweiflung des Jünglings bricht aus in die Worte:

Des Himmels Rache ruf' auf uns hernieder,
Verfluche deine Mörder! —

und Sopirs Antwort sprengt die Einheit des Verses, während sie doch den Gegensatz „Mörder — Kinder“ — klar genug hervortreten läßt:

Meine Kinder
Umarm' ich.

In der grellen Beleuchtung dieses grauenvollen Verhältnisses konnte Voltaire offenbar sich nicht genug thun. Der vierte Act durfte nicht enden, ohne daß den Hörern noch einmal die Betrachtung jenes Gegensatzes gleichsam aufgedrängt ward. Der Alte jammert mit ersterbender Stimme:

O forfaits! ô nature!... Allons, soutiens mes pas!
Je meurs. Sauvez, grands dieux! de tant de barbarie
Mes deux enfants que j'aime, et qui m'ôtent la vie.

Glücklicher Weise hat Goethe dem Bemühen entsagt, die Dürre dieses gereimten Pathos durch irgendwelche dichterische Hülfsmittel anzufrischen: jede Spur dieser Verse ist aus der Uebersetzung verschwunden.

Nachdem Sopir in seinen Mördern seine so lange vergebens herbeigesehnten Kinder erkannt hat, nachdem zugleich

[21]) An Goethe 15. Oktober 1799. Vgl. Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare 120.

die Enthüllung des vom Propheten ausgesonnenen Schand- und Mordplanes erfolgt ist — welche neuen Greuel ließen sich nun noch zu leiblicher Ausstattung des fünften Actes herbeischaffen? — Die einmal erzielte Wirkung war nicht zu überbieten; sie konnte auch nicht in unverminderter Stärke den vierten Act überdauern und noch dem folgenden zu gute kommen.[22])

Hätte indeß die Erkennung zwischen dem Vater und den Kindern sich nicht für den fünften Act aufsparen lassen? — Dazu rieth die Schauspielerin Quinault, vielleicht auch der umsichtige D'Argental, den Voltaire seinen Schutzengel zu nennen pflegte. Diesen Vorschlag jedoch mußte der Autor zurückweisen (an die Quinault 4. Febr. 1740; 35, 380). Er wußte zu gut, daß eben aus der unmittelbaren Verbindung des Grauens und Schreckens mit der schmerzlichsten Zärtlichkeit jener Eindruck erzeugt würde, dem das Gemüth des Zuschauers wehrlos erliegen sollte. Die Erkennungsscene von der Scene des Mordes trennen, das hieß die erschütternde Gewalt beider beeinträchtigen, wenn nicht gar völlig aufheben. Die Erkennung muß vor sich gehen, während das väterliche Blut noch warm aus der von Sohneshand geschlagenen Wunde rinnt. Ja, Voltaire glaubt, er habe auf diese Weise dem vierten Acte einen rührenden Schluß gegeben anstatt eines gräßlichen.

Inzwischen erneuert er mit steigendem Eifer die Versuche, die Leere des fünften Actes wirkungsvoll auszufüllen oder wenigstens zu verbergen. Er versichert einmal der Quinault

---

[22]) In seinen Ébauches d'une poétique dramatique handelt Chamfort (Oeuvres compl. Paris 1824; 4, 198) auch von der horreur, durch die man vielfach crainte und pitié zu ersetzen suche. Da kommt ihm natürlich der Mahomet in den Sinn. Er sagt: On ne peut guère aller, en ce genre, par-delà le quatrième acte de Mahomet, le cinquième acte de Rodogune, le cinquième acte de Sémiramis. — Von den drei Beispielen also zwei dem Theater Voltaires entnommen. Aber in der Rodogune wie in der Semiramis ist es erst der abschließende fünfte Act, der zum Gipfel der horreur gelangt.

(3. Juli 1740), er werde, falls es nöthig sei, zehn Jahre am Mahomet arbeiten, bis er diese freundliche Beratherin und sich selbst zufrieden gestellt. Aber selbst die vieljährige Anstrengung eines erfinderischen Kopfes würde kaum genügt haben, um dem gebrechlichen fünften Acte gründlich aufzuhelfen. Der Künstler ist immer übel daran, wenn er durch herkömmliche äußere Bedingungen sich genöthigt sieht, die Darstellung über die Grenzen hinaus zu erweitern, die ursprünglich durch den Umfang des Stoffes ihr angewiesen worden. Eine ähnliche Erfahrung, wie Voltaire sie hier beim Mahomet machte, sollte sich ihm später (1755) beim Orphelin de la Chine wiederholen. Dies Drama, das man zu jener Zeit als ein philosophisches pries, war in drei Acten entworfen; sie reichten vollkommen hin zur ausgiebigen Behandlung des Stoffes. Die kritischen Freunde bestanden auf dem Gewohnheitsrechte der fünf Acte. Er gab ihnen nach; er quälte sich ab, den Stoff so lang zu dehnen und zu strecken, bis die einzelnen Theile kaum noch lose aneinander hingen.[88])

Immerhin belohnte sich die Sorgfalt, die Voltaire an den tragischen Aufputz seines fünften Actes wandte. Der Prophet bietet hier die frechste Leistung seiner abgefeimten Schauspielerkunst. Mußte nicht den Zuschauer, selbst wenn die Vorgänge des vierten Actes seine Empfindung für das Gräßliche abgestumpft hatten, mußte nicht ein neues Grauen ihn erfassen in dem Augenblicke, da Seide, schon lange das Gift in

---

[88]) Dieser Mißstand ward gleich nach den ersten Aufführungen des Orphelin empfunden und gerügt. Grimm berichtete in der Correspondance 3, 83: „il n'avait pas de quoi fournir cinq actes, il l'avait mis en trois. Les amis en ont exigé cinq, et lui ont fait allonger sa pièce inutilement. On sent ce défaut au premier coup d'oeil. C'est là la raison pourquoi la pièce languit en tant d'endroits, quoique les acteurs disent les plus belles choses du monde.“ — Uebrigens hatte Voltaire schon früh eine Tragödie in drei Acten gewagt, la mort de César, die selbe, die Napoleons Schauspieler am 6. October 1808 in Weimar dargestellt.

seinen Adern hegend, mit geschwungenem Dolche auf Mahomet losstürzt und betäubt zu dessen Füßen, wie von der Hand Gottes geschlagen, niedersinkt, so daß sein Tod die göttliche Sendung des trügenden Verbrechers zu bestätigen scheint? Der Dramatiker, endlich seiner Nöthe ledig, schmeichelte sich mit der Hoffnung, dieser Moment, der wohl die Bezeichnung einer belle horreur verdiente, würde den angemessenen Schlußpunct so vieler Abscheulichkeiten bilden.

Dennoch blieben Anlage und Ausführung dieses fünften Actes immer noch mehrfach erschwert. Wie sollte Palmire wieder vor Mahomets Augen gebracht werden? Sie hätte ja die Nähe des Verruchten aus allen Kräften fliehen müssen. Sollte er sie vor sich berufen lassen? Sollte sie freiwillig vor ihm erscheinen? Und wie konnte man der Armen den Dolch in die Hände spielen, mit dem sie sich entleiben mußte?

Um Palmire auf die Bühne zurückzubringen, gab es ein einfaches Mittel, ein einfaches und grobes: Mahomet, der nach ihr Verlangen trug, mußte sie zu sich bescheiden. Dies Mittel hatte denn auch der Dichter zuerst nicht verschmäht. Alsbald jedoch wollte es ihm selbst nicht zusagen. Nachdem im Frühling 1741 das Stück in Lille die ersten Aufführungen erlebt hatte, empfand er die Nothwendigkeit, auf eine andere Auskunft zu denken. Das wichtige Schreiben an Cideville vom 19. Juli 1741 (36, 85) zeigt ihn mit solchen Bedenken und Erwägungen beschäftigt. Er schilt sich selbst wegen des begangenen Mißgriffs. Er überlegt, ob es nicht schicklicher sei, daß die Unglückliche sich aus eigenem Antriebe in die Nähe des Propheten begebe, um für den Bruder Gnade zu erflehen. Von einem solchen Auftreten Palmirens verspricht er sich eine entschiedene theatralische Wirkung.

Die hier angedeutete Absicht einer nothwendigen Verbesserung hat Voltaire indeß nur ungenügend ausgeführt. Mahomet läßt freilich nun Palmiren nicht herbeiholen; aber wenn sie jetzt in der zweiten Scene des fünften Actes erscheint,

ſo iſt es keineswegs ihr freier Entſchluß und Wille, der ihre Schritte leitet. Der gefällige Omar hat die Geliebte ſeines Oberherrn bewachen und behüten laſſen. Er verkennt ſie ſo ſehr, daß er ihm verheißt, ſie werde ſich ihm gehorſam erweiſen:

Palmire à tes desseins va même encor servir:
Croyant sauver Séide, elle va t'obéir.
Je lui fais espérer la grâce de Séide.

Er kann nicht glauben, daß ihr gelehriges Herz, geſchaffen, um den Gottgeſandten zu verehren, auch nur im Geheimen zu murren wage; er eröffnet ihm die Ausſicht auf volles Liebesglück:

Palmire achèvera le bonheur de ta vie.

Und nun wird ſie herbeigeführt:

Tremblante, inanimée, on l'amène à tes yeux.

Sie zeigt ſich mit ihrem Gefolge. Aber ſie iſt überraſcht, ſie iſt entſetzt, ſich an dieſem Orte zu finden. Sie hat guten Grund, auszurufen:

Ciel! où suis-je? ah, grand Dieu!

Mahomet will in längerer Rede die Wirniſſe ihres Inneren beſchwichtigen. Sie ſoll, verlangt er, Seidens Geſchick nicht mehr beweinen; nur an ihr eigenes Schickſal, das ſie zu beneidenswerther Höhe emporheben will, ſoll ſie denken. Frei und glücklich ſoll ſie ſich fühlen und ihm die Sorge für das Loos der Sterblichen anheimſtellen. Mit lockenden Farben malt er ihr das glanzvolle Leben, das ihrer an ſeiner Seite harrt, wenn ſie mit unbedingter Hingebung ſich ihm anvertraut. Und ſie? — Sie vergißt ganz und gar, Schonung für Seide zu erbitten. Sie überläßt ſich ſchrankenlos dem leidenſchaftlichſten Ingrimm. Man könnte vermuthen, ſie ſei nur zu dem Zwecke auf die Bühne zurückgekehrt, den ehemaligen Abgott mit dieſen unbändigen Fluchreden anzufallen. Jedes ihrer Worte verkündigt ihm die Gewißheit, daß die Bande des Truges, mit denen er das argloſe Geſchwiſterpaar umſchlungen

gehalten, für immer zerrissen sind. Diese Verwünschungen bilden das vornehmste rhetorische Prunkstück des fünften Actes. Auch verlangte der Dichter, es solle von der Darstellerin der Palmire ins hellste Licht gesetzt werden. Lekain erzählt, (Mémoires 434) wie einst in einer Probe des Dramas einer jungen schüchternen Schönen diese Declamationen, die den Tyrannen niederschmettern sollen, gar zu sanft und weich über die Lippen flossen. Da suchte Voltaire dem verschämten Mädchen vermittelst der derbsten Schilderung begreiflich zu machen, mit welchen Empfindungen eine Palmire auf den Verabscheuten hinblicke, der, um alle früher verübten Schändlichkeiten krönend abzuschließen, jetzt noch gar die Liebe seines jungfräulichen Pfleglings an sich reißen wolle. Dann, um der zitternden Kunstjüngerin seine Belehrung noch eindringlicher beizubringen, zeigte er ihr durch seinen eigenen kraft- und nachdrucksvollen Vortrag, mit welchen Accenten die Verzweifelnde diese Schmähungen ausstoßen müsse.

Mit welcher Lust mag Voltaire diese Schmähungen erst abgefaßt und dann gelegentlich selbst vorgetragen haben! Richteten sie sich doch gegen einen angeblichen Gesandten Gottes, den Stifter einer erbarmungslos vordringenden Religion, der nun durch den Mund einer bisher gläubig ergebenen Jungfrau mit den erlesensten Verwünschungen überhäuft wird! Ein derartiges dichterisches Freudenfest konnte selbst ein Voltaire sich nicht häufig bereiten. Uebrigens mußte ihn auch sein künstlerischer Ehrgeiz antreiben, in dieser Tirade, die sich von den übrigen Reden Palmirens grell abhebt, die Vollkraft seiner blendenden Rhetorik zu entfalten. Für solche Schmerzens- und Wuthausbrüche empörter Frauenseelen hatte schon hundert Jahre zuvor Camille in Corneilles Horace (4, 5) den französischen Dramatikern ein Muster geliefert, dem diese in immer erneuten Nachahmungen sich anzunähern wetteiferten. Auch Racines Britannicus bot (5, 6) ein mit Recht vielbewundertes Vorbild in der Straf- und Drohrede, in der Agrippina ihrem

Nero, dessen wahre Natur endlich hervorgebrochen, seine Thaten und die seinem Namen anhaftende ewige Schmach vorausverkündigt. Aber dem Dichter der Henriade, der Zaire und der Pucelle, der sich gern in neuen oder von den Meistern noch unausgebildeten Tonweisen versuchte, — weder stand ihm das Machtwort des großen Corneille zu Gebote, noch konnte er sich den überall gleichmäßig vertheilten Wohllaut der Racineschen Sprache aneignen, deren vornehme Einfachheit mit der Stärke des treffenden oder leidenschaftlich gehobenen Ausdrucks, mit der Kühnheit in Wendungen und Bildern sich wohl verträgt. Voltaire weiß seine tragische Rede seinen Stoffen, noch häufiger seinen außerhalb der Kunst liegenden Zwecken anzupassen; aber sie entbehrt der festen Haltung wie der sinnlichen Fülle. Sie kann sich nicht immer der Herrschaft der lehrhaften Zeit- und Tagesphrasen erwehren. Bei allem Streben nach Pomp und hoher Würde hütet sie sich nicht genug vor einem Rückfall ins Platte. Wie weit diese Sprache mit ihren Mitteln reichte und wo diese Mittel versagten, das gewahrt man dann am deutlichsten, wenn sie, wie hier, um den wüthenden Sturm in Palmirens Gemüthe auszudrücken, ein Höchstes leisten und, wohl nicht die reinsten, aber doch sicherlich die lautesten Töne anschlagen will.[24])

[24]) Wenn man solche declamatorische Ergüsse furioser Frauen oder Geliebten bei verschiedenen Dramatikern vergleichend nachliest, so beobachtet man leicht eine gewiße Aehnlichkeit in Ausdrucksform und Satzbildung. Ich wähle nur ein Beispiel:

Voilà les sentiments qu'on doit à tes bienfaits,
L'hommage, les serments et les voeux que je fais!

So schließt Palmirens Tirade.

Et que la foudre soit le prix de tes forfaits.
Ce sont là mes désirs et les voeux que je fais.

So schließt Poppäa ihre dem Nero zugeschleuderten Verwünschungen in der Tragödie Arie et Pétus, die Gilbert 1659, also zehn Jahre vor Racines Britannicus, hatte aufführen lassen. — Aber solche Wiederholungen gehen keineswegs immer aus bewußter Nachahmung hervor: es waren unwillkürliche Anklänge. Die gleichen Stimmungen forderten den gleichen Ausdruck.

Ueber die Frage, wie Palmire zu der erforderlichen Mordwaffe gelangen könne, brauchte Voltaire nicht gar ernstlich zu grübeln. Blieb ihm doch noch der Dolch zur Verfügung, durch den Seide auf Mahomets Geheiß an Sopir zum Vatermörder geworden! Ausgerüstet mit diesem selben Dolche, eilt der schuldbeladene Unschuldige herbei an der Spitze des wuthentbrannten Volkes, das zur Vernichtung des Propheten heranstürmt. Aber noch ehe der Jüngling das Werk der Rache vollführt hat, bricht er zusammen. Mahomet bändigt den Geist der empörten Massen; zitternd weichen sie vor ihm, dem neu beglaubigten göttlichen Sendboten, dem Natur und Tod gehorchen und dem fortan auch die Menschheit Anerkennung und verehrenden Gehorsam nicht weigern darf. Da wirft sich Palmire auf den Dolch, den der Bruder vergeblich gegen den Anstifter aller Verbrechen gezückt: elle se jette sur le poignard de son frère, et s'en frappe.

Hat Voltaire nicht triftigen Grund, über die Schwächen dieses fünften Actes so lebhafte Klage zu führen? — Auch aus der Uebersetzung waren sie nicht zu tilgen. Doch hat eben in diesen Act Goethe mit künstlerischer Selbständigkeit am entschiedensten eingegriffen. Ein festgefugter Bau ließ sich nicht errichten; aber an dem schwanken Gebäude ließ sich hie und da eine haltbarere Stütze anbringen. Auf dem Titelblatte der ersten Ausgabe des deutschen Mahomet las man: „nach Voltaire von Göthe." Vornehmlich durch diesen fünften Act wird eine solche Fassung des Titels gerechtfertigt.

Gleich im Beginn läßt uns Goethe durch Omars erste Worte die Folgen, die Sopirs gewaltsamer Tod für Mahomet und dessen Widersacher nach sich zieht, deutlicher überblicken:

> Gelungen ist der Plan, Sopir verscheidet,
> Der ungewisse Bürger starrt und schwankt —

Wenn der französische Mahomet, bis zum Verdruß der Hörer, mit dem Bekenntnisse seiner Listen und Ränke, seiner verbrecherischen Mittel und Absichten schamlos prunkt, so muß

hingegen der deutsche den nackten Ausdruck gewissenloser Frechheit schicklich verhüllen; wenigstens verweist Goethe aus dem Dialog jene naturwidrigen Prahlereien des Lasters, jene Kundgebungen des verruchtesten Trachtens, durch die der Betrüger gleichsam Verrath an sich selbst übt und auch vor seinen ergebensten Parteigängern sich gefährlich bloßstellt. Schon mehr als einmal im Verlaufe des Dramas hatte der Bearbeiter, um das Abscheuliche wenigstens glaubhaft zu machen, die unkluge Offenherzigkeit des Propheten mäßigend einschränken müssen. Nachdem im sechsten Auftritte des dritten Actes der Mordbefehl an Seide ergangen, und dieser zu zweifeln schien, ob der Vollzug eines solchen Gebotes dem Höchsten wohlgefällig sein könne, herrschte Mahomet ihn mit den Worten an:

Loin de moi les mortels assez audacieux
Pour juger par eux-mêmes et pour voir par leurs yeux!
Quiconque ose penser n'est pas né pour me croire.
Obéir en silence est votre seule gloire.

Goethe läßt den Sinn dieser Worte ungeschwächt bestehen; aber so wie sie jetzt bei ihm lauten, begreift man, daß sie aus dem Munde des Propheten kommen, begreift man, wie sie auf den glaubenslustigen Jünger wirken und ihn zum Verbrechen hinreißen konnten:

Fern von mir
Vermeßner Sterblichen beschränkter Zweifel,
Die eignen Augen, eignem Urtheil traun.
Zum Glauben ist der schwache Mensch berufen,
Ein schweigender Gehorsam ist sein Ruhm.

Auch hier, in der ersten Scene des fünften Actes, muß sich ein anstößiger Vers eine ähnliche Umstimmung gefallen lassen. Omar berichtet, das erwartete Heer sei nächtlicher Weile herangezogen: da läßt sich Mahomet einen Ausruf entschlüpfen, der zugleich eine sein ganzes Thun zusammenfassende Betrachtung enthält:

Faut-il toujours combattre ou tromper les humains!

Kräftig und doch maßvoll läßt Goethe den Religionsstifter und Eroberer sagen:

Zur Ueberredung füge sich die Macht.

Auch ein Theil der nun folgenden Rede Omars wird mit künstlerischer Einsicht zu bestimmtem Zwecke umgebildet: sie soll Palmirens nahes Erscheinen nicht nur vorbereiten, sie soll es uns auch erklärlich machen. Der eifrige Satellit begnügt sich nicht, durch mehr oder minder deutliche Verheißungen die Hoffnung zu erwecken, die Geliebte werde dem gefürchteten und stets verehrten Gebieter sich demuthsvoll hingeben und dessen Wünschen und Absichten dienstbereit entgegenkommen; unzweideutig verkündigt er vielmehr, daß und warum Palmire, nachdem sie Zeugin so grauenhafter Ereignisse geworden, sich dem königlichen Propheten, der ihr Schutz und Freude gewähren soll, alsbald nähern wird:

Der Irrthum führt sie bald in deinen Arm.
Seiden zu befreyen ist ihr Wunsch.
Ich hab ihr diese Hoffnung nicht geraubt.
Noch geht sie schweigend und verhüllt in sich,
Doch ihr gelehrig Herz, dich anzubeten
Gewohnt, es wird in deiner Gegenwart,
An deiner Brust, zur Freude sich beleben.
Du bist zum Gipfel deines Glücks gelangt, —

Ungeleitet kommt sie herbei, Erbarmen heischend, trostbedürftig:

Hier kommt sie, leblos, zitternd; sprich ihr zu!

Da sie, wie man nun annehmen muß, aus eigener Bewegung sich dem Propheten nähert, so kann sie durch das Unerwartete seines Anblickes nicht wohl überrascht werden; ihr Ausruf:

Wo bin ich? großer Gott!

entspringt vielmehr der Verwirrung ihres noch fassungslosen Gemüthes. Ihre freiwillige Annäherung erneuert und bestärkt nun in Mahomet den Wahn, daß jetzt sich verwirklichen werde,

was er früher in der Trunkenheit seiner erregten Sinne sich vorgespiegelt. Um genau zu wissen, was er jetzt von ihr zu erhoffen wagt, braucht man sich nur die schauerliche Vision zu vergegenwärtigen, die er in der ersten Scene des vierten Actes mit brennenden Farben ausgemalt. Sie ist fast durchaus das Werk Goethes, der hier dem Franzosen freigebig die eigene Poesie geliehen. Voltaire füllt die erwähnte Scene 4, 1 durch ein Zwiegespräch zwischen Mahomet und Omar. Herr und Diener, einer des andern würdig, verständigen sich über die schon erfolgte oder gleich beginnende Ausführung der für nöthig befundenen Greuelthaten. Hierauf unterhält Mahomet den Vertrauten mit einer völlig zwecklosen Erörterung über die Macht der Gewohnheit: diese trage den sichern Sieg davon über die angeblich von der Natur den Menschen eingepflanzten Gefühle, die Kinder und Eltern an einander knüpfen. Blutsverwandtschaft werde durch keine innere Stimme offenbart oder bezeugt; kenne man seine Eltern nicht, so habe man keine (On n'a point de parents alors qu'on les ignore). Demnach hofft er, Palmire werde über die Asche der unerkannt bleibenden Ihrigen hinweg in seine Arme sich begeben.

Diesen einen Zug hat Goethe aus dieser Rede des Propheten beibehalten, während er die widerlichen Gemeinplätze bei Seite ließ. Und *wie* hat er diesen Zug ausgenutzt, wie reich hat er ihn ausgebildet! — Er theilt jene Scene in zwei Hälften, so daß (nach dem zwanzigsten Verse des französischen Textes) dem Zwiegespräche ein Selbstgespräch Mahomets folgt. Sobald dieser von dem eingeweihten Beförderer seiner Plane die Zusicherung erhalten, daß hinfort nichts den Lauf der Verbrechen hemmen könne, entläßt er ihn mit dem Gebote, auch ferner zu wachen und zu wirken. Nun erst, im unbelauschten Verkehre mit sich selbst, nun verstattet er seiner Einbildungskraft einen verwegenen Flug. Sie eilt vorauf in eine Zeit, in der Verbrechen, zu denen jetzt erst die Einleitung getroffen worden, schon zu Ende geführt sind; sie gewährt ihm den Vor-

genuß der Früchte, die er erst nach glücklich gelungenen Frevelthaten wird einernten können. Er schwelgt in der Aussicht auf eine vollkommene Befriedigung seiner Begierden, seiner Rache und seiner Liebe. In den einunddreißig Versen dieses Monologs hat Goethe das Gemälde eines nächtlichen „Schauderfestes" aufgestellt, an dem selbst der Blick einer Erichtho ein Genügen fände.

Willkommen, Finsterniß! willkommen Blut!
Der Leichen, der Lebendgen starre Bläße!

Mit steigendem Behagen gefällt sich Mahomet in der ausführlichen Schilderung der von ihm bereiteten Schreckniße, vor denen die ahnungslose Palmire nur an seiner Brust Schutz und Sicherheit suchen und erlangen kann. Er erquickt sich an der Vorstellung, wie sie über ihren eigenen Vater wegfliegt, um dann, „halb im Traum, am Rande der Vernichtung", in seinen Armen vom Glück der Liebe beseligt zu werden.

Hoffnungen solcher Art also umfangen die Sinne des Bethörten, wenn hernach im fünften Acte die Jungfrau ihm entgegenkommt. In dieser Bethörung muß er seine Hoffnungen vor ihr verrathen, muß von ihr kindliches Vertrauen und bräutliche Liebe fordern. Erst Palmirens wuthflammende Worte zerstören seine grobe Selbsttäuschung.

Voltaire läßt das Mädchen in Tönen rasen, die einer entmenschten Furie anstehen würden:

Puissé-je de mes mains te déchirer le flanc,
Voir mourir tous les tiens, et nager dans leur sang!

Goethe kann sich nicht entschließen, einen so ausgelassen blutdürstigen Wunsch der einst so sanften Palmire in den Mund zu legen; in den Versen, die er ihr zum Ersatz giebt, verleugnet sich ihr Wesen doch nicht bis zu völliger Unkenntlichkeit:

Dich selbst, die Deinen seh ich hingestreckt,
Und über euren Leichen athm' ich wieder.

Haben wir hier nicht das treffende Gegenstück zu dem Bilde

des Grauens, bei dem der Prophet in jenem Monolog mit wilder Lust verweilte?

Und zwischen den Gefahren bebend sucht
Palmire Schutz bei ihrem einzgen Herrn — — — —
Kein Blut, kein Leichnam hemmet ihren Fuß,
Und über ihren eignen Vater fliegt sie weg —

Später, in der vierten Scene, erläßt Goethe ihr und uns das unschöne Epigramm, mit dem sie den Bruder, der schon, vom Gift entkräftet, schwankt, antreiben will, mit dem Dolche, der den Vater tödtlich getroffen, nun auch den wirklichen Mörder zu strafen:

N'auras tu pu verser que le sang de ton père?

Ist dann Seide dem in seinen Adern wirkenden Gifte erlegen, so gönnt Voltaire der Schwester nur noch fünf Verse, in denen sie dem Propheten, der durch gehäufte Verbrechen sich zum Gott gemacht, die Aufforderung zuschleudert, er solle auch sie selbst den Ihrigen im Tode nachsenden:

Ote-moi de tes mains ce reste de lumière.

Sogleich, ohne weiteren Verzug, bemächtigt sie sich des Dolches mit den Worten:

O frère! ô triste objet d'un amour plein d'horreurs!
Que je te suive au moins!

Der Zuruf an Mahomet: Tödte mich! ist im französischen Texte eigentlich nur ein declamatorisches Flickwort. Palmire benimmt sich ja auch so, als ob die Aufforderung gar nicht erfolgt wäre. Goethe hat dem Verse einen stärkeren Nachdruck gegeben und zugleich den Moment, da Palmire den Dolch an sich reißt, mit größerer Sorgfalt vorbereitet. Sie ruft:

Du scheinst ein Gott, nur weil du Laster häufest.
Verruchter Mörder meines ganzen Hauses,
Auch mir, der letzten, raube dieses Licht.

Sie meint es ernstlich, wenn sie verlangt, von seiner Hand als letztes Opfer zu fallen. Sie hält inne; sie erwartet, ob er, zum Lohn für ihre Schmähungen, seine Mörderhand gegen sie erheben werde. Aber es scheint, als könne der Prophet

die Hoffnung, ſie für ſich zu gewinnen, ſogar jetzt noch nicht völlig fahren laſſen. Sein Auge blickt nicht Haß und Zorn; es iſt nicht der beleidigte, der zürnende Herrſcher, der vor ihr ſteht. Sein Blick ſucht ſie zu begütigen:

Du zauderſt, blickeſt mich mit falſcher Milde,
Die mir verhaßt iſt, an!

Nur auf das Antlitz des geliebten Todten will ſie hinſchauen:

Des Todten Züge,
Die viel geliebten, reißen mich dahin.

So wird ſie gleichſam herangeführt an die Leiche des Bruders, deſſen erſtarrte Hand ihr die Waffe zu bieten ſcheint, mit der ſie alle Qualen verſcheuchen, von allen Bedrängniſſen des irdiſchen Seins ſich befreien kann.

Voltaires Palmire hat, wie wir vernahmen, ſterbend die Erwartung einer beſſeren Zukunft angedeutet. Iſt aber hier der Ausdruck einer Sehnſucht, die ſich auf ein beſtimmtes Ziel richtet, nicht ergreifender und den Empfindungen des Mädchens angemeſſener? Die Schweſter ſehnt ſich nach der nun erlaubten Vereinigung mit dem Bruder. Den Bruder ſelbſt redet ſie an, dem ſie nun im Tode folgen will und darf. Ihn und ſich mahnt ſie an die unſelige Neigung, in die ſie auf Erden verſtrickt waren; aber:

Jetzt darf ich wieder jenem Zuge folgen.
Veredelt und verbunden ſehen wir
Uns wieder.

Nun entzieht ſie der rettende Todesſtoß der Obmacht des Tyrannen, der ſie an ſich feſſeln wollte; und wie von der Schwelle des Jenſeits klingt der Ruf herüber:

Die Welt iſt für Tyrannen, lebe du!

So ſtrebte Goethe hier überall, die ſchreiende Rhetorik zu dämpfen, den Ausdruck der Empfindung zu läutern und zu verſtärken, und über das Ganze der vereinfachten und vertieften Darſtellung, wo möglich, eine reinere dichteriſche Färbung zu verbreiten.

2.

Von jenem Schlußverſe, dem Goethe einen ſo bedeutſamen Gehalt verliehen, möchte ich jetzt den Blick rückwärts lenken in die belebte Mitte des Dramas. Dort, in der letzten Scene des zweiten Actes, wird die Aufmerkſamkeit feſtgehalten durch einen Vers, dem die Ueberſetzung den eigentlichen Sinn verkürzt oder verkehrt hat. —

Friedlich, nach abgeſchloſſenem Waffenſtillſtande, iſt Mahomet in Mekka eingezogen. Er verſchmäht die Zwangsmittel; als Beglücker des Volkes tritt er auf. Durch lockende Anerbietungen will er die Gegner beſtechen; durch Ueberredung will er ſie für ſich gewinnen. Sie aber wollen ſich weder beſchwichtigen noch entwaffnen laſſen. Sopir rüſtet ſich mit den ihm treu gebliebenen Anhängern, gleich, nachdem die Friſt des Waffenſtillſtandes verſtrichen, Hand an den Betrüger zu legen: man hat das Urtheil über ihn gefällt; ohne Aufſchub, bereits am folgenden Tage, will man es vollziehen. Omar hat ſich durch Mittel, wie ſie ihm geläufig ſind, den Einblick in dieſe Plane verſchafft; dem Propheten, der eben die fruchtloſe Verhandlung mit Sopir geendigt, bringt er die bedenkliche Kunde. Auf das deutlichſte giebt er an, was zu befürchten ſteht:

Demain la trêve expire, et demain l'on t'arrête:
Demain Zopire est maître, et fait tomber ta tête.

Die That, deren ſich die Widerſacher vermeſſen wollen,

bezeichnet er als einen Meuchelmord, den sie wagen, da sie den offenen Kampf scheuen:

N'osant pas te combattre, on ose t'assassiner.

Diesen Gedanken spinnt er dann weiter in den beiden antithetisch geschraubten Versen, in denen er von Mahomet, den er doch unmittelbar selbst anspricht, wie von einem Dritten zu reden scheint:

Ce meurtre d'un héros, ils le nomment supplice;
Et ce complot obscur, ils l'appellent justice.

Mit diesen Worten schließt Omars Meldung, die auf acht Alexandriner ausgedehnt ist. Wie der Inhalt, so bleibt auch die Zahl dieser Verse in der Uebersetzung unverändert. Dagegen hat Goethe den ganzen Ton der Rede theils zu größerer Einfachheit, theils zu schicklicherer Würde gestimmt und dabei die Folge der Sätze passender geordnet. Die eben vernommenen Antithesen läßt er gänzlich fallen. Omar faßt seinen Bericht in der bündigen Mittheilung zusammen:

Morgen,
Gleich wenn der Stillstand endet, soll Sopir
Und seine blutge Rache triumphiren.

Dieser Kunde begegnet Mahomet mit der Androhung der Rache, die er selbst üben wird:

Ereilen soll sie meine Rache! Fühlen
Soll dieses widerspenst'ge Volk die Wuth
Des Manns, der zu verfolgen weiß. Sopir
Soll untergehn.

Im französischen Texte hatte Omar zuletzt von justice gesprochen: demgemäß erwiderte Mahomet, indem er an dies Wort anknüpfte:

Ils sentiront la mienne; —

wie er in seiner Gerechtigkeit zu verfahren gesonnen wäre, zeigt dann der andere Halbvers:

ils verront ma fureur.

Goethe verletzt also keineswegs den eigentlichen Sinn der

französischen Worte, wenn er hier nur von Rache und Wuth reden läßt. Wie seltsam aber muß Mahomet, der doch seine Urtheilskraft so entschieden wie seine Thatkraft zu bewähren pflegte, wie seltsam muß er seine augenblickliche Lage verkennen, wenn er sich im nächsten Verse bezeichnet als „den Mann, der zu verfolgen weiß"! — Jetzt ist er ja der Verfolgte. Man will den Vernichter des altüberlieferten Glaubens, den Begründer eines neuen Reiches nicht länger im Umkreise Mekka's dulden; in der Stille waffnet man sich wider ihn; die aufgereizten Gegner harren nur noch auf die nahe Stunde, in der sie den Verhaßten greifen, in der sie den Verfehmten tödten können. Und er, von lauernden Feinden umdrängt, beruft sich darauf, daß er geübt und erfahren sei im Verfolgen? —

Ein Blick auf den französischen Text eröffnet uns das Verständniß der wirklichen Worte Mahomets und erklärt zugleich den Ursprung des Mißverständnisses, dem sie in der Uebersetzung zum Opfer fielen. Mahomet rühmt sich in vollem Selbstgefühl:

La persécution fit toujours ma grandeur.

Er ist sicher, auch jetzt den Gefahren die Stirn bieten zu können. Ueber die Bedrängnisse des Augenblicks erhebt ihn die Erinnerung an die Siege, die er so oft eben da zu erringen gewußt, wo feindselige Mächte ihm den anscheinend unvermeidlichen Untergang bereitet hatten. Der Satz ähnelt so manchen andern und schlimmeren Bekenntnissen, die der Prophet, aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz, nicht, wie Richard und Jago, im Monolog, sondern im Zwiegespräch gar zu bereitwillig über sich selbst ablegt. Man denke an Verse wie:

Je sais comme on écarte un témoin dangereux (4,1,11)

oder:

Mon triomphe en tout temps est fondé sur l'erreur (4,1,28).

Gewahrt man nicht ohne weiteres, daß der persécution

hier eine passive Bedeutung zukommt? Nicht vom Verfolgen spricht Mahomet; er spricht vom Verfolgtwerden, von der erduldeten Verfolgung. Er behauptet von sich, daß gerade durch die Verfolgungen, die man über ihn verhängte, seine Größe immer deutlicher zu Tage getreten sei. Die Kunst des Verfolgens zu üben, sich in ihr groß zu erweisen, das vermögen auch andere, das vermögen auch seine Gegner; aber den Anschlag der Feinde so zu nichte zu machen, daß auf ihre eigenen Häupter das Verderben zurückfällt, der Verfolgung nicht nur entrinnen, sondern aus ihr immer größer, in immer anwachsender Stärke hervorgehen, diese Kunst besitzt und übt nur er. In dieser Kunst wird er auch jetzt als Meister sich offenbaren; nicht er wird dem verfolgenden Sopir weichend unterliegen, Sopir wird untergehen.

So nach seinem wahren Inhalt aufgefaßt, bildet dieser Vers einen kaum zu entbehrenden Bestandtheil der Selbstschilderung Mahomets.

Aber nicht mir darf ich das geringfügige Verdienst zusprechen, die wahre Bedeutung dieses Satzes aufgedeckt zu haben. Es ist längst von einem andern vorweg genommen worden, von einem Manne, der sonst sich dem Kritiker und Forscher nicht eben als vertrauenswerther Führer darstellt. Dieser Mann hat an die Befehdung Goethes und alles dessen, was von dem Dichter ausging oder zu ihm hinstrebte, unverdrossen den selben Eifer gewandt, mit dem er rühmlich tapfer für die Befreiung der Leibeigenen seines Volkes kämpfte. Ich weiß nicht, ob man nach dieser Andeutung auf Garlieb Merkel rathen wird.[25])

[25]) Welche warme Anerkennung zollte Herder den patriotischen Bestrebungen Merkels, als er dessen Uebersetzung von Humes und Rousseaus Abhandlungen über den Urvertrag in den Erfurter Nachrichten von gelehrten Sachen 1797 St. 55 anzeigte. — Als am 9. Juni 1797 Caroline Herder dem alten Gleim den Besuch Merkels ankündigte, meldete sie, daß „in dem stillen, sanften Menschen eine Heldenseele zu finden sei." Gleim nennt ihn dann (17. Juni) „einen Sprecher der Menschheit und zugleich einen deutschen Mann."

Nicht nur in jenen Jahren, da Goethe als Schirmherr der Romantiker galt, hat Merkel in regelmäßig fortgesetzten Schmähungen den bittersten Groll gegen ihn ergossen. Auch in späterer Zeit fröhnt er gern der Lust, Großes und Kleines an dem Verhaßten hämisch zu rügen. Hat er es doch dem Dichter, als dieser sich von der Leitung der Weimarischen Bühne zurückgezogen, öffentlich als schlimme Schuld angerechnet,[26]) daß er das Theater, sein Spielwerk, allzu ernstlich genommen, und dadurch auch das Publikum verleitet habe, „zu viel Bedeutung darauf zu legen". Da muß man denn dem geifernden Krittler schon die Freude gönnen, den oft so widersinnig Geschmähten einmal eines wirklichen, und wenn auch noch so winzigen, Fehls zu überführen.

Einen sonderbaren Platz hat er sich erlesen, um seine kritische Bemerkung unterzubringen. Der Zeitung für die elegante Welt, als deren Herausgeber damals K. L. Methusalem Müller thätig war, hatte Merkel einzelne Abschnitte aus seinen Lebenserinnerungen übergeben. Sie erschienen im Juli 1826 unter dem Titel: Meine Chronika. In der

---

[26]) Es geschah dies in dem noch immer anziehend gebliebenen Buche Ueber Deutschland, wie ich es nach einer zehnjährigen Entfernung wieder fand. (Riga 1818). Der Vorwurf gegen Goethe kleidet sich in folgende Worte (1, 311): „Zürnen Sie nicht darüber, daß ich das Theater ein Spielwerk nenne. Einer der gegründetsten Vorwürfe, die man jenem großen Dichter machen kann, ist, daß er durch die Wichtigkeit, die er darauf legte, das Publikum verleitete, zu viel Bedeutung darauf zu legen. Ehre jeder schönen Kunst! Aber sie muß nirgend mehr seyn, als eine unterhaltende Gesellschafterin. Wo sie die erste Rolle spielt, ist — eine Maitressen-Regierung, und die ist in der Literatur ein so großes Uebel, als sonst überall." — Im Uebrigen bietet das Buch manches treffende Urtheil über die frühere und spätere Gestaltung der deutschen Dinge. In dem Tone freilich, in dem er auch seine begründeten Urtheile vorträgt, verräth sich allzu deutlich die Eigenart wie der Bildungsgrad des Verfassers. — Ein sprechendes Zeichen seiner damaligen Gesinnungen gegen Goethe besitzen wir in dem Entwurfe des Briefes, aus dem Hirzel den drohenden Anfang mitgetheilt hat im „Neuesten Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek" (1874) 221.

Nummer vom zehnten Juli schildert er seine Begegnung mit einem jungen anziehenden Manne, der ihm, zur prüfenden Durchsicht, eine Uebersetzung des Addisonschen Cato vorlegt. Da die Prüfung zu Gunsten des „interessanten Jünglings" ausfällt, belobt Merkel die Arbeit. Unter ihre Vorzüge rechnet er insbesondere ein feines Auffassen der eigentlichen, wie er sich ausdrückt, charakteristischen Nüancen der Gedanken. Mit Recht nimmt er an, daß dieser etwas unbestimmte Ausdruck einer Erläuterung bedürfe; und so folgt denn die Note:

„Ein Beispiel mag zeigen, was ich meine, und wie leicht hierin „Fehlgriffe sind. Voltaire's Mahomet sagt irgendwo:

La persécution fit toujours ma grandeur.

„Das übersetzte — Göthe einst: „Ich bin ein Mann, der zu „verfolgen weiß." Es heißt aber: „So oft man mich verfolgte, „ward ich größer." Man schlage nach und prüfe, wer Recht hat." —

Ja, nur beim Nachschlagen, nur wenn man Inhalt und Gang der Scene scharf überblickt, wird man zu der richtigen Auffassung unweigerlich hingedrängt. Der Wortlaut allein gewährt hier keine zuverlässige Entscheidung.

Die Commentatoren gehen an diesem Verse meist schweigend vorüber; nur Geruzez läßt eine tadelnde Bemerkung verlauten. Wäre Mahomet, so meint er, immer nur verfolgt worden, ohne selbst jemals verfolgt zu haben, so könnte man über den Sinn des Verses nicht im Ungewissen bleiben; da jedoch der Prophet Verfolgung eben so wohl ausgeübt wie erduldet habe, so mangle dem Verse, der sich überdies auch nicht durch Feinheit des Ausdrucks hervorthue, die völlige Klarheit.[27]) — Kann der

[27]) Hier sind die Worte: Si Mahomet n'avait jamais été que persécuté et non persécuteur, on n'aurait pas à hésiter sur le sens de ce vers: mais comme il a tour à tour éprouvé et employé la persécution, le vers, qui d'ailleurs n'est pas élégant, manque un peu de clarté. — (Théatre choisi de Voltaire, Paris, Hachette, 1876, p. 371.)

geborene Franzose hier zweifeln, so wird dem Deutschen der Fehlgriff um so leichter zu vergeben sein.[28])

Für die eben erwiesene Bedeutung des mißverstandenen Wortes liefern sogar die prosaischen Schriften Voltaires bestätigende Belege. Gleich einen doppelten Beleg dieser Art entnimmt man dem Kapitel über den Quietismus, dem achtunddreißigsten im Siècle de Louis XIV. Dort wird erzählt, welche Verfolgung der König über Fénélon verhängte, wie er die Verdammung des Fénélonschen Buches, der Maximes des Saints, von dem römischen Stuhle gleichsam erzwang, und wie alsdann der edle Prälat sich dem Urtheilsspruche ruhig und würdevoll fügte: die Freunde, die ihn vertheidigen wollten, hielt er zurück, er, qui pouvait se faire un grand parti par la persécution même (Oeuvres 15, 71). Wenige Zeilen weiter findet sich der selbe Ausdruck; wir lesen, daß die Geistes- und Gemüthsart Fénélons jeden, der sich ihm nahte, ihm zum Freunde gemacht: La persécution et son Télémaque lui attirèrent la vénération de l'Europe. — An beiden Stellen spricht Voltaire von einer Verfolgung, die gegen Fénélon ins Werk gesetzt worden und die der verletzte Kirchenfürst so hochsinnig erduldete.

Doch wozu noch Beispiele häufen, da ein einziger Satz aus Voltaires weltgeschichtlichem Werke uns jeder ferneren Erwägung überhebt! — Das sechste Kapitel des Essai sur les moeurs handelt von Arabien. Man sollte nicht unterlassen,

[28]) Ob Goethe, wie einer meiner Freunde vermuthet, fut statt fit gelesen? — Aber auch wenn der Bearbeiter den seltsamen französischen Satz La persécution fut ma grandeur hätte gelten lassen, so wäre doch dadurch die passive Bedeutung von persécution nicht aufgehoben worden. — Im herkömmlichen Sinne steht das Wort im Mahomet 1, 4, 78. Dort sagt Omar zu Sopir, der die Anhänger Mahomets verfolgt:

Ta persécution si vaine et si cruelle,
Nos frères gémissants, notre dieu blasphémé —
daß
Du grausam unser Volk verfolgest, unsre Brüder
Mit Freuden quälst und lästerst unsern Gott.

die Geschichtsdarstellung Voltaires neben sein Drama zu halten. Nachdem er die ersten entscheidenden Ereignisse aus dem Leben Mahomets rasch vorübergeführt, schreibt er geradezu (11, 206): S'il n'avait pas été persécuté, il n'aurait peut-être pas réussi. Dieser Satz giebt in unzweideutigster Prosa den Commentar zu dem Verse:

La persécution fit toujours ma grandeur.[29])

Die Rüge, die Merkel in seinem Winkel ausgesprochen, mußte wohl unbeachtet bleiben. Die Ausgabe letzter Hand, deren siebenter Band (1827) den Mahomet enthielt, zeigte die unveränderte Lesart des ersten Druckes. Längst zuvor jedoch hatte der Uebersetzer deutlich genug bewiesen, daß er einer berechtigten kritischen Mahnung keineswegs unzugänglich bleiben wollte. Schon in dem zweiten Druck, also in dem vierten Bande der Cottaschen Ausgabe von 1806, hatte er eine Verbesserung angebracht, deren Nothwendigkeit ihm durch L. F. Hubers Kritik einleuchtend geworden.

Die Zusammenkunft Omars mit Sopir (1, 4) geht, gleich einer Art von Einleitung, dem wichtigen Gespräche vorauf, in dem, mit verschlagener Offenherzigkeit, der Prophet erfolglos um die Bundesgenossenschaft des Scherifs von Mekka wirbt. Einst hat Omar selbst den Emporkömmling pflichtmäßig bekämpft und sich dem Tyrannen strafend entgegen gestellt. Nun hat er in sclavischer Unterwürfigkeit sich ihm angeschlossen; er scheint nur zu handeln, um die Befehle des Vertreters der

[29]) Schön sagt Corneilles Polyeucte, da er dem Todesgeschick des Märtyrers entgegengeht:

Dieu, qui rend le centuple aux bonnes actions,
Pour comble donne encor les persécutions. (5, 2, 1537)

Auch für das englische persecution kann die selbe Bedeutung gelten. Zufällig kommt mir eben eine hierher passende Stelle vors Auge im elften Bande von Froudes History of England p. 109. Der Historiker spricht von den Verfolgungen, zu denen die Katholiken durch ihr Verhalten die Regierung Elisabeths herausforderten: Persecution was to be the beginning of their triumph.

Gottheit zu vollziehen; er scheint nur zu sprechen, um dessen Größe zu verkündigen und jedem, der sich widersetzen will, die Anerkennung dieser Größe abzunöthigen. Auch jetzt giebt er seine Begeisterung für den geborenen Weltherrscher in Worten kund, an deren vollem Klange er sich vielleicht selbst berauschen möchte.[80]) In den glänzendsten Farben läßt er das Wunderbild des Propheten leuchten. Sopir aber durchschaut den verschmitzten Redner, der sich als Schwärmer geberdet. Er hält dem Bekehrten vor, wie dieser selbst durch die Künste seiner Schlauheit dazu beigetragen, den einst Verachteten und Verfolgten zu dieser Herrscherstellung emporzuheben. Er mahnt ihn, Trug und Heuchelkunst fahren zu lassen:

Vois l'homme en Mahomet; conçois par quel degré
Tu fais monter aux cieux ton fantôme adoré.
Enthousiaste ou fourbe, il faut cesser de l'être;
Sers-toi de ta raison, juge avec moi ton maître.

Und nun stellt er das Bild des wirklichen Mahomet auf, der aus dem niedrigsten Stande durch Unthaten und freche List sich zu dem höchsten Range emporgeschwungen.

Enthousiaste ou fourbe — diese beiden Bezeichnungen sind dem Omar selbst zugedacht. Sopir ermahnt ihn unverhohlen: magst du schwärmen oder betrügen, entsage der Schwärmerei und dem Betrug! Der Uebersetzer jedoch glaubte, eine solche Mahnung könne nur in Bezug auf den Propheten selbst ausgesprochen werden; und demzufolge verdunkelte sich ihm auch

---

[80]) Rousseau hat in der Lettre à D'Alembert (sur les spectacles) 1758 p. 41 den Grund angegeben, warum gerade Omar eine so hochtönende Sprache führen muß, während Mahomet selbst gelegentlich viel einfacher und maßvoller redet. La Harpe hat Rousseaus feinsinnige Bemerkungen schroff zurückgewiesen; Marie-Joseph Chénier (Oeuvres posthumes, Paris 1824, 3, 392) hat ihnen zugestimmt: er unterscheidet treffend les Séides, qui croient obéir aux ordres de Dieu, que leur transmet un homme von den Omars, qui servent aveuglément un homme dont ils ont fait leur dieu.

der Sinn des vorhergehenden Verſes. Im erſten Drucke las man:

Den Menſchen ſieh in Mahomet! es hob
Nur nach und nach dies Scheinbild ſich zum Himmel,
Und Schwärmer oder Schelm, er wird entlarvt.
Laß mit Vernunft uns deinen Meiſter richten,
Und ſieh ihn an.

Als Huber in der Allgemeinen Literatur-Zeitung ſein Urtheil über den deutſchen Mahomet abgab, berichtigte er das eingeſchlichene Mißverſtändniß und ließ „dieſen untragiſchen Schelm" nicht ohne Tadel durchſchlüpfen.[81]) Wie Goethe den kritiſchen Wink Hubers ſich zu Nutze gemacht, das merkte man alsbald am Texte des zweiten Druckes, aus dem auch der „Schelm" glücklich entwichen war:

Den Menſchen ſieh in Mahomet! Geſteh!
Du hobſt ihn, du, zu dieſer Himmelshöhe.
Des Schwärmens, der Verſtellung ſey genug.
Laß mit Vernunft uns deinen Meiſter richten,
Wie zeigt er ſich?

Dies blieb die einzige tiefer greifende Veränderung des Textes, zu der Goethe ſich bei erneuter Durchſicht ſeiner Ueberſetzung bewogen fühlte. Noch eine andere kleine Verbeſſerung hätte man ihm empfehlen können.

Seide empfängt von Mahomet den Mordbefehl: im Dienſte des Höchſten ſoll er Sopir opfern (3, 6). Um den Eifer des gläubigen Jünglings auf das heftigſte zu entzünden, ſagt der Prophet, noch ehe er den Namen des Todgeweihten ausgeſprochen:

Der iſt es,
Der uns verfolgte, der uns noch verfolgt,
Der meinen Gott beſtritt, der meine Jünger
Ermordete.

„Meine Jünger?" — Vielmehr: meinen Sohn —

Qui combattit mon dieu, qui massacra mon fils —

---

[81]) Sämtliche Werke ſeit dem Jahre 1802. 2, 177.

Gleich im Beginne des Stücks haben wir aus Sopirs eigenen Worten vernommen (1, 1, 42), daß er den Sohn Mahomets im Kampfe tödtlich getroffen:

La mort de son fils même honora mon courage.
Sein eigner Sohn fiel, Opfer meiner Wuth.

Dieser That erinnert sich Mahomet, wenn er über Sopir das Todesloos wirft (2, 6, 36):

La cendre de mon fils me crie encor vengeance —
Die Asche meines Sohnes ruft um Rache —

und an diese That sollen auch wir in dem Augenblicke gemahnt werden, da er den Jüngling zum Vatermorde unwiderstehlich hintreibt. Der Sohn Mahomets fiel von der Hand Sopirs; nun muß Sopir durch den Mordstahl des eigenen Sohnes fallen. Eine solche Rachethat mag dem Propheten genügen. Welcherlei Absicht könnte den Uebersetzer bestimmt haben, hier den Wortlaut des Originals zu verlassen? —[82])

Doch wie undankbar und unergiebig bleibt das Geschäft, solche kleine Versehen und Unachtsamkeiten aufzustöbern! Wie theil-

---

[82]) In der früher (Anmerkung 13) erwähnten und gerühmten Ausgabe von Sachs wird noch auf ein kleines Versehen hingewiesen. — Die dritte Scene des vierten Acts beginnt mit den Worten Seides:

Palmire, que veux-tu? Quel funeste transport!
Qui t'amène en ces lieux consacrés à la mort?

Goethes Verse lauten:

Palmire wagst du's? welch unseelger Trieb
Kann dich an diesen Ort des Todes führen?

Sachs bemerkt ganz richtig: „hinter transport hat Voltaire ein Ausrufungszeichen gesetzt, und qui ist neutral: was führt dich?" — Wäre Goethes Versehen, das vielleicht gar nicht als ein solches aufzufassen ist, etwa durch die Kehler Ausgabe, deren er sich doch wahrscheinlich bediente, verschuldet worden? Sie setzt anstatt des Ausrufungszeichens ein Fragezeichen, und dies ist so undeutlich gerathen, daß es den Augen Goethes wohl als ein Komma erscheinen mochte. So brachte er denn das qui in eine falsche Verbindung mit dem unmittelbar vorhergehenden Substantiv. — Wie aufmerksam übrigens Goethe bei der Durchsicht auch das Kleinste bedenkt, das zeigt er durch die Besserung des Verses 165 (im deutschen Text): sein und ein statt des wiederholten als.

nehmend hingegen würde man dem Gange einer Untersuchung folgen, die sich über das französische Werk und dessen Nachbildung gleichmäßig erstreckte. Und die Theilnahme würde sich noch steigern, wollte man den Mitteln nachspüren, durch die es dem Deutschen gelungen ist, über das Wort, das er von dem Franzosen empfangen, einen geistigeren Anhauch zu verbreiten und es in den Bereich der deutschen Dichterrede hinüberzutragen.

Einem Dichter höchster Art kann sein Uebersetzer sich nur als ein Untergebener beigesellen. Er erscheint als ein solcher, er fühlt sich als einen solchen. Aus der selbstlosen Hingabe an das Urbild, das vor ihm steht, gewinnt er die Kraft, es nachzuformen. Wie oft muß er sich schon damit begnügen, nur die Umrisse festzuhalten! Wohnt ihm eine schöpferische Fähigkeit inne, so darf er sie nur dann aufrufen, wenn er hoffen kann, mit ihrer Hülfe die Leistung, die sein Autor von ihm fordert, nach dessen Sinn und Willen um so erfolgreicher zu vollbringen. Selten bleibt es einem Auserwählten in der Schar der Uebersetzer vergönnt, seinen Geist so zu heben und zu stimmen, daß dieser dem Geiste des großen Dichters sich zwanglos eint und sonach aus dieser freien Vereinigung das Kunstwerk, wie frisch gebildet, mit anscheinender Leichtigkeit hervorgeht. Aber selbst alsdann fehlt der Nachdichtung immer das Eine, das man freilich zugleich als das Unerreichbare bezeichnen muß: ihr fehlt die unmittelbare Wirkung des eingeborenen, ursprünglichen Dichterwortes, dessen volle Kraft unübertragbar bleibt. Wir wissen ja doch: je größer der Dichter, um so unlösbarer knüpft sich sein Ausdruck an seine eigene Sprache, weil eben in dem großen Dichter die Sprache seines Volks ihre ganze Entwickelungsfähigkeit offenbart. Wer am innigsten vertraut ist mit den Schwierigkeiten und Mitteln der Uebersetzungskunst, wer jenen am sichersten zu begegnen versteht und diese am kühnsten anwendet, gerade der muß auch am tiefsten erkennen, warum die sinnliche und geistige Lebens-

fülle, die sich in den Urworten des großartig schaffenden Dichters regt, niemals unvermindert in eine andere Sprache hinüberströmen kann.

Wie ganz verschieden aber stellt sich die Aufgabe, wenn ein Dichter, der selbst aus nie versiegender Quelle schöpft, einem geringeren Poeten sich zum Uebersetzerdienst anbietet! Soll er Verzicht leisten auf das Uebergewicht seines Vermögens, um sich in einen engern, niedern Kreis einzuleben? Soll er von seinem eigenen Reichthum dem Bedürftigeren mittheilen, ohne zu bedenken, daß dieser in der ungewohnten gediegenen Ausstattung sich fast unkenntlich darstellen würde? — Wir sahen, daß Goethe als Uebersetzer Voltaires zwischen diesen beiden Verfahrungsweisen eine Art von Mittelweg betrat. Er enthält sich tieferer Eingriffe in das ihm vorliegende Ganze; wo aber seiner künstlerischen Auffassung das Einzelne allzu widerwärtig entgegensteht, sucht er es zu beseitigen, zu verdecken oder leicht umzubilden.

Wie manche von den unerläßlichen Elementen echter Dichtwerke sind in den Trauerspielen Voltaires verstreut anzutreffen! Verstreut — denn keine einigende Kraft hält sie zu Gunsten höchster künstlerischer Zwecke zusammen. Mit dem regsamsten Eifer folgt er dem eingeborenen Antriebe, der ihn zur tragischen Bühne zieht. Er besitzt in vollem Maße das Geschick, den Reichthum seiner Gaben auszubeuten, ja scheinbar zu mehren. Die Masse seiner Zeitgenossen ließ sich willig ergreifen von dem vielseitiger bewegten Leben, mit dem er seine Tragödien anfüllte; sie ließ sich locken von den flüchtigen Farbenreizen, die in den gelungensten seiner dramatischen Gemälde über die längst herkömmlichen Formen einen verführerischen Schimmer von Neuheit breiten. Dennoch blieb er in eine weite Entfernung von den beiden tragischen Meistern, seinen Vorgängern, gebannt, in deren ehrenvoller Nähe er sich so gern als ein selbständiger Fortbildner der Kunst behauptet hätte.

Im Beginne unseres Jahrhunderts hat wohl niemand

die Fülle der Eigenschaften Voltaires unbefangener gewürdigt, niemand zugleich den unvermeidlichen Grundmangel seiner Künstlernatur schärfer erkannt als Goethe. In den Sätzen über Voltaire, mit denen die Anmerkungen zu Rameaus Neffen, wie Schiller sagte, „lustig genug" schließen, wird eine Musterkarte der Fähigkeiten und Anlagen entworfen, deren der geistvolle Mann, der vorzügliche Schriftsteller zu seiner Ausrüstung bedarf. Wenn auch Goethe bescheiden zugiebt, daß er bei der Aufzählung nicht „methodisch genug" verfahren,[83]) so gewährt diese doch eine umfassende Uebersicht der Forderungen, deren Erfüllung man von einem hervorragenden Schriftsteller zu erwarten berechtigt ist. Er schätzt Voltaire als den „der Nation gemäßesten Schriftsteller"; daher sieht er denn auch jene gesamten Forderungen durch ihn befriedigt.[84]) Dennoch zweifelt der

[83]) Vorsichtig sagt er: „vielleicht nicht ganz vollständig und freilich nicht methodisch genug gereiht." — In dem letzten der Schillerschen Briefe (25. April 1805), den Goethe wie einen Schatz gehütet, waren triftige Bedenken gegen die Anordnung des „Registers" geäußert worden. Schon längst hatte ich die Vermuthung gehegt, daß diese Bedenken des Freundes Goethe zur nachträglichen Einfügung jener entschuldigenden Worte bestimmten.

[84]) Dieser Schätzung Voltaires hat Sainte-Beuve einsichtig zugestimmt in einer anziehenden Note, die er dem Aufsatze über den vierten Band der Nisardschen Litteraturgeschichte beigegeben. Er behauptet dort (Causeries du Lundi 15, 210) in einem europäischen Congreß müßte Voltaire als der wahre Vertreter des französischen Geistes erscheinen: Goethe l'a vu et l'a exprimé avec sa supériorité de critique et de naturaliste. Gewiß auch im Hinblick auf Goethes Beurtheilung der französischen Litteratur bezeichnet Sainte-Beuve den deutschen Meister bald als le plus grand critique (Caus. d. L. 15, 368), bald als le plus grand des critiques modernes et de tous les temps (car il a profité des bénéfices de son siècle) Nouv. Lundis 3, 265). — Dagegen wollte ein Dichter wie Edgar Allan Poe, der Werth und Reichthum der deutschen Litteratur gern anerkannte, der deutschen Kritik jede Achtung versagen. Er wirft einmal Sätze hin wie den folgenden: At the German criticism, however, I cannot refrain from laughing all the more heartily the more seriously I hear it praised. Hernach sagt er geradezu: I am not ashamed to say that I prefer even Voltaire to Goethe — Works, Edited by John H. Ingram, Edinburgh 1883, 3, 388). —

deutsche Bewunderer, ob er dem überreich begabten Franzosen gerade die beiden Eigenschaften zugestehen darf, deren eine den geborenen Künstler offenbart, während der reifende Künstler unweigerlich nach der andern streben muß: „die Tiefe in der Anlage und die Vollendung in der Ausführung."

Jedes Trachten in die Tiefe ist dem Voltaireschen Geiste fremd. Sollen wir seinen Werken aber auch jene Vollendung aberkennen, der man sich durch gewissenhafte Behandlung des Stoffes, durch strenge Durcharbeitung der Form nähert? Waren wir doch selbst eben Zeugen des regen Bemühens, mit dem er Abhülfe suchte für die erkannten Schwächen seines Mahomet! Wie schwer kommt er zur Ruhe, wenn er sich

---

Sainte-Beuve hat in den Caus. d. L. 15, 210 Goethes Schilderung des Voltaireschen Wesens nach der sogenannten Uebersetzung der Herren De Saur und De Saint-Géniés angeführt (Des Hommes célèbres de France, Paris 1823, p. 42). Glücklicher Weise hat er nur solche Sätze ausgezogen, in denen der Sinn der Goetheschen Worte einigermaßen gewahrt bleibt. Im Uebrigen ist auch dieser Artikel über Voltaire von den beiden Franzosen schmählich entstellt und auf das ärgerlichste mißhandelt worden. Ich sage: auf das ärgerlichste — denn bis zum heutigen Tage glauben manche französische Litteratoren, in diesen fratzenhaften Nachbildungen echte Zeichnungen von Goethes Hand zu besitzen. Das gewahrt man mit Verwunderung, wenn man den ersten Band der jüngsten Ausgabe Voltaires von Moland (Garnier Frères 1883) aufschlägt. Diesem Bande ist nach guter alter Sitte eine beträchtliche Anzahl von Iudicia clarorum virorum vorgedruckt. Da kommt denn auch S. XL Goethe zum Wort. Und was giebt er uns zu vernehmen? — Nach Aufzählung der einzelnen Eigenschaften Voltaires heißt es: C'est le plus grand homme en littérature de tous les temps; c'est la création la plus étonnante de l'Auteur de la nature. — Diese läppische Hyperbel hätte Goethe aus seiner Feder fließen lassen? Nimmermehr! Diese Worte sind den Sätzen entnommen, mit denen die französischen Bearbeiter den Text Goethes in unschicklicher Freigebigkeit bereichert haben. Und doch hatte Sainte-Beuve schon 1862, auf Anlaß einer Aeußerung über den Abbé Le Blanc, vor der Unzuverlässigkeit dieser vorgeblichen Uebersetzung leise gewarnt (Nouveaux Lundis 3, 303). Goethe hat sich wahrlich noch milde ausgedrückt, als er im Briefe an Zelter schalt und klagte: „Wie jämmerlich haben sie meine Noten zum Rameau durcheinander entstellt und gemischt. Da ist auch gar nichts an seinem Fleck stehen geblieben" (11. April 1825).

einmal auf die Nacharbeit des Aenderns und Besserns, des Streichens und Zusetzens geworfen hat!

Aus einer derartigen Anstrengung aber wird nur alsdann die Vollendung des Dichterwerkes hervorgehen, wenn der Künstler sein Augenmerk unverrückt auf die letzten Ziele der Kunst gerichtet hält. Schiller legt einmal im vertraulichen Briefe das Bekenntniß ab: „es ist mir unmöglich etwas unvollkommen zu lassen, so lange ich es noch besser machen kann.“ Jeder Künstler sollte wünschen, das Gleiche wahrheitsgemäß von sich aussagen zu können. Im Munde Schillers bedeutet eine solche Aussage, daß dem Künstler die innere Vollkommenheit des Werkes als ein Höchstes vorschwebt. Alle treibenden Kräfte seiner Natur müssen ihn zu diesem Höchsten emportragen; oder er muß, nach Schillers erhabenem Ausdruck, seine ganze Kraft und den ganzen ätherischen Theil seiner Natur auf einmal zusammen nehmen, wenn dieser auch rein sollte aufgebraucht werden. Unbekümmert um die augenblicklich erfolgende äußere Wirkung, darf er die Hand von seinem Werke nicht abziehen, bis er durch die innere Gediegenheit der künstlerischen Arbeit die ernsten Forderungen seines künstlerischen Gewissens nicht nur beschwichtigt, sondern ihnen vollauf genügt hat.

Den Wortlaut jenes Schillerschen Bekenntnisses hätten wir auch von Voltaire vernehmen können. Auch er durfte sich das Selbstzeugniß ausstellen, daß er unabgeschreckt bei der Arbeit beharre, so lange er es noch besser machen könne. Nur der Begriff des Bessermachens erleidet bei ihm eine Wandlung. Voltaire bessert nicht sowohl, um zur Vollendung zu gelangen, als um sich den höchsten Grad der augenblicklichen, womöglich auch der dauernden, Wirkung zu sichern. Unter allen Erfolgen, denen er nachtrachtet, bleibt dieser ihm der begehrenswertheste. Das Publikum muß gewonnen oder überwältigt werden. Die Vollkommenheit des tragischen Gedichtes ist abzumessen nach der Macht der äußeren Eindrücke, die den Zuschauer bis zur Betäubung erschüttern sollen. Das Gewissen des Dramatikers

wird nicht beunruhigt durch die Erwägung, ob die Mittel, die er nach vielfachem Zögern als die zweckdienlichsten gewählt, auch im künstlerischen Sinne als zulässig gelten dürfen. Ist nur die Wirkung auf die höchste und schärfste Spitze getrieben worden, so findet er Ursache, sich selbst zu rühmen und dessen, was er wohlüberlegt vollbracht, mit Wohlgefallen sich zu erfreuen.

Gleich den Charakteren und der Handlung ist auch die Sprache der Voltaireschen Tragödie vornehmlich auf die Wirkung nach außen berechnet. Dies mußte der deutsche Bearbeiter gleichsam auf Schritt und Tritt zu seinem Mißbehagen erfahren. Wir hingegen können nun auch Zeile für Zeile beobachten, wie Goethe beflissen ist, dieser Sprache gegenüber die Rechte der Empfindung und der Einbildungskraft geltend zu machen, wie sein Dichtersinn gegen den Andrang der rednerischen Phrase Voltaires sich mit mehr oder minder glücklichem Erfolge zur Wehr setzt.

Die einzelnen Ergebnisse einer solchen Beobachtung müßten wohl einmal vollständig gesammelt und, methodisch verarbeitet, vorgelegt werden.[85]) Mir liegt die Absicht einer so erschöpfenden Betrachtung hier gänzlich fern. Doch läßt sich vielleicht schon einigen Beispielen ein leitender Fingerzeig entnehmen für Erkenntniß und Beurtheilung der Verfahrungsweise unseres Dichters. Nicht willkürlich seien diese Beispiele herausgegriffen! Ich möchte der prüfenden Aufmerksamkeit vielmehr solche Stellen

[85]) Gar zu wenig leistet in dieser Hinsicht ein Aufsatz von Dr. W. Münch: Goethe als Uebersetzer Voltaireſcher Tragödien in Herrigs Archiv (1877) LVII, 383—410. — Eine sorgfältige, aber unergiebige, schwerfällig geführte Untersuchung bietet Johann Weiß: Goethes Tancredübersetzung (Troppau 1886). Vgl. Seuffert im Anzeig. f. deutsch. Alterth. XIII, 411—12. — Ich darf voraussetzen, daß die Leser meiner Abhandlung sich aufgefordert fühlen, die hier gegebenen Andeutungen mit den treffenden Ausführungen zu vergleichen, die Albert Köster seinem Buche Schiller als Dramaturg (S. 246—55) eingefügt hat. Eigentlich wäre die ganze zweite Hälfte dieses Buches zu belehrender Vergleichung heranzuziehen.

empfehlen, die schon bei der französischen Kritik Anstoß erregten und ihren Tadel herausforderten: die Schwächen des Voltaireschen Ausdrucks zeigen sich hier unverdeckt.

In La Harpe darf man einen berechtigten Vertreter der ehemaligen französischen Kritik erblicken. Als jüngerer Zeitgenoß Voltaires (1739—1803) mußte er sich wohl in dessen Schule heraufbilden; er hatte sich ihm auch persönlich in dankbarer Bewunderung angeschlossen. Auf ein solches Vorbild hinblickend, versuchte er sich in den verschiedenen Dichtungsformen, wie sie damals in Litteratur und Gesellschaft üblich waren. Natürlich mußte er sich auch ins Gebiet der Tragödie wagen. Häufig genug kam er dort zu Falle. Doch vermochte er mit seinen bessern Leistungen, wie der Graf von Warwick (1763) und Virginie (1786), sich neben den gleichzeitigen Dramatikern ehrenvoll zu behaupten. Seine Bearbeitung des Philoktet (1783) hält sich wenigstens frei von den Entstellungen, durch die sein Vorgänger Chateaubrun, der in Lessings Laokoon traurig fortlebt, den durch Sophokleische Kunst geadelten Stoff herabgewürdigt hatte. Mit hochgesteigerter Theilnahme ward seine Melanie begrüßt (1770; drame en trois actes et en vers). Dies Familienstück von peinigendem Inhalt wendet sich, indem es die Menschenfreundlichkeit eines edelsinnigen Pfarrers verherrlicht,[86]) mit Schärfe gegen alles klösterliche Unwesen; insbesondere wird Gericht gehalten über die grausame Selbstsucht der Väter, die den Töchtern, zur Ersparung der Mitgift, den Nonnenschleier aufzwingen. Die empfindsame und kirchenfeindliche Stimmung der Zeit kam den Absichten des Verfassers entgegen. Die Bühne blieb seinem Stücke fürs erste unzu-

[86]) Ueber diesen Pfarrer, Claude Léger, dem der Bischof von Sénez die Leichenrede hielt, spricht La Harpe selbst in der für den russischen Hof bestimmten Correspondance Littéraire (Paris 1804) 3, 267— 70. Er führt die Verse an, in denen er das Charakterbild dieses Geistlichen zeichnet, der selbst einem Anhänger Voltaires Verehrung einflößt. Sie stehen am Schlusse der großen ersten Scene des ersten Acts.

gänglich; ja, man zweifelte, ob auch nur der Druck gestattet würde. Doch wußte La Harpe sich ein empfängliches Publikum zu schaffen: einige Wochen hindurch ließ er sich bereit finden, in den Sälen der Großen und Reichen vor erlesenen Versammlungen sein Drama selbst vorzutragen. Der eindrucksvolle Vortrag ward stets durch den schmeichelhaftesten Erfolg belohnt. Jeder Pariser, der sich den Anschein litterarischer Bildung geben wollte, jede neugierige Pariser Dame der höheren Gesellschaftskreise geizte nach dem Genuß und der Ehre, einer Vorlesung der Melanie beizuwohnen. Die Handlung erweckte eine durch reichliche Thränenströme der Hörer bezeugte Rührung. Dabei erfreute man sich an der Reinheit der edel gehaltenen Sprache, an der Gewandtheit des gefällig lautenden Verses.

Das Maß des Beifalls verminderte sich beträchtlich, als das Werk durch den Druck einer schärferen Prüfung ausgesetzt ward. Der Autor des Mahomet jedoch ermüdete nicht im Lobpreisen des Stückes, das ihn, wie er hoffte, in seinem Ankämpfen gegen alles religiöse Herkommen wirksam unterstützen sollte. Weil die öffentlichen Theater diesem Drama verschlossen blieben, so wünschte er höhnend, es möchte in allen Klöstern gespielt werden, damit es als Straf- und Abschreckungsmittel diene für Eltern, die herzlos ihre Kinder hinopfern wollten. Vor allem empfahl sich ihm die Melanie durch die offenbaren Vorzüge des Stils. So müsse man schreiben, behauptete er, wenn man den Bestand einer wahren, lautern Dichtersprache, deren höchstes Muster er in Racine bewunderte, gegen das hereinbrechende Kauderwelsch der barbarischen Neuerer schützen wollte. Noch im Jahre 1775 bezeichnete er öffentlich La Harpe als denjenigen, der in seiner Melanie den Stil Racines wieder auferweckt habe.[87]) So bewahrte sich das Stück seinen günstigen

[87]) In der Widmung an D'Alembert vor dem niemals aufgeführten Don Pèdre (Oeuvres 7, 243). In der Note bekräftigt er noch den Ausspruch: J'ose dire hardiment que je n'ai point vu de pièce mieux

Ruf. Die Revolution sprach das Theater ledig von aller pflichtmäßigen Rücksicht auf Thron und Kirche: sie bahnte auch der Melanie den Weg auf die Bretter. Als sie aber endlich dort am siebenten December 1791 zum erstenmale erschien, konnte von der Darstellung die erschütternde Wirkung, die man zuversichtlich erwartet hatte, nicht mehr ausgehen. Die Empfindungen der Theaterbesucher, durch Greuel ganz anderer Art abgestumpft, waren durch den Untergang einer gequälten Dulderin, durch den beredten Ausdruck des Seelenschmerzes nicht mehr so leicht aufzureizen.[88])

Inzwischen hatte sich dem deutschen Zuschauer schon längst Gelegenheit geboten, sich von La Harpes unseliger Heldin rühren zu lassen. Unter Gotters dramatischen Arbeiten ward, nach dem Zeugniß des wohlerfahrenen Schlichtegroll, das

---

écrite que Mélanie. — Ueber das Stück, das vor dem Drucke unter dem Titel La Religieuse bekannt war, weiß Grimm, bald in ernstem, bald in spöttelndem Tone, manches Anziehende zu berichten (Corresp. ed. Tourneux 8, 458. 470. 475). Auch er sagt nach dem ersten Hören: elle est écrite avec une pureté et une noblesse ravissante. Il faut la placer immédiatement après les pièces de M. de Voltaire, car, depuis cet homme immortel, on n'a pas vu sur nos théâtres des vers de cette beauté. — La Harpes selbstgefällige, aber gewiß nicht übertriebene Aeußerungen über den Eindruck der Vorlesungen sind erhalten in dessen Corresp. Littér. 1, 143. — Im Briefe an La Harpe vom 26. Januar 1770 (46, 540) deutet Voltaire auch auf das tragische Vorkommniß, das, wie man glaubte, den Stoff zur Melanie geliefert: eine Novize, die unbarmherzige Eltern zum Ablegen des klösterlichen Gelübdes zwingen wollten, erhängte sich im Sprechzimmer des Klosters. — Mirabeau bewies seine vertraute Bekanntschaft mit diesem rührenden Drama dadurch, daß er ihm ein Dutzend Verse entlehnte, die dann, in Prosa umgesetzt, seine Briefe an Sophie schmücken mußten.

[88]) Etienne et Martainville, Histoire du Théatre français depuis le commencement de la révolution 2, 168. — Waren doch der Melanie auf den Bretern am 29. März die Victimes cloitrées von Monvel vorangegangen! (Moland, Théatre de la Révolution, Paris 1877, p. 140—213). Am 9. Februar 1793 folgte die Tragödie Fénélon von M. J. Chénier, die gleichfalls in republikanischen Seelen einen Abscheu vor den greuelvollen Mysterien des Klosterlebens erwecken sollte.

„bürgerliche Trauerspiel" Mariane (in 3 Aufzügen, Gotha 1776) als die vorzüglichste und beliebteste angesehen. Diese Mariane, die, ursprünglich für das Gothaische Hoftheater bestimmt, sich alsbald auf allen Bühnen Deutschlands mit Beifall zeigte, ist nichts als die vergröberte, mit neuen Personen und Verwickelungen ausgestattete Melanie.[89]) Gotter pflegt sonst auf Bearbeitung französischer Dramen mehr Geschick und Geschmack zu verwenden, als er hier spüren läßt. Der Vers ist beseitigt.

---

[89]) „Neu umgearbeitet" erschien das Stück im Literarischen Nachlaß von Friedrich Wilhelm Gotter (Gotha 1802) 1—124. In Gotha war der Vater, der Präsident, von Ekhof, die Mutter von der Starke, Mariane von der Mecour gespielt worden. In der Allgem. deutsch. Bibliothek 34 (nicht, wie Jördens angiebt, 27) St. 1, S. 211 hat Biester (Ta), wie es einem Aufklärer geziemte, ein Drama, das so heilsame Mahnungen enthielt, der allgemeinen Beachtung warm empfohlen. — Reichards Theater-Kalender auf 1777 brachte, nach einer Zeichnung von G. M. Kraus, ein Kupfer, das die genannten Schauspieler im neunten Auftritt des zweiten Actes darstellt. Mutter und Tochter liegen, vergeblich flehend, dem Vater zu Füßen; Waller, der Liebhaber (Boek) eilt eben heran mit dem Rufe: „Ha, Barbar!" — Indem Gotter, der ja den Vers, und vornehmlich den Alexandriner, so geschickt und sauber zu behandeln verstand (A. W. Schlegel, Werke 10, 97), für seine Mariane die Prosa wählte, hat er, bewußt oder unbewußt, die Forderung erfüllt, die Grimm (Correspondance 8, 460) gerade auf Anlaß der Melanie wieder sehr entschieden betonte. Im Sinne und nach der Lehre Diderots behauptet Grimm, nur die Prosa könne einem solchen Stoffe zu seiner vollen Wirkung verhelfen; diese werde ertödtet durch den ceremoniellen Sprachpomp, der unvermeidlich den Vers belaste. Die schönsten der französischen Tragödien seien epische und nicht dramatische Dichtungen. Ein dramatischer Vers, wie er den Griechen, Römern und Italienern eigen sei, mangle den Franzosen. Wollten diese die wahre Tragödie bei sich einführen, so müßten sie den Entschluß fassen, ihr eine prosaische Form zu geben. — Welchen Weg mußte der vormalige Schüler Gottscheds durchmessen haben, um von seiner tragischen Banise, die als Frucht seiner jugendlichen Dichterthätigkeit übrig geblieben, zu solchen Wünschen und Ansichten zu gelangen. Vgl. auch Litzmann, Schröder und Gotter S. 61 und 70. — Ueber die Entstehung der Banise, die 1747 in Straßburg und Frankfurt die Ehren der Aufführung genoß, macht Gottsched nähere Angaben in der Vorrede zum vierten Theile der Deutschen Schaubühne.

Der nasse Familienjammer kann sich ohne metrische Hemmung breit ergießen. Durch den prosaischen Dialog, der hie und da, unbeholfen genug, an Lessingsche Wendungen anstreift, wird die Mariane in den niedern Kreis jener Trauerstücke verwiesen, in denen die Rührung, durch erfolgreiche Bosheit und leidende Unschuld bewirkt, für den Mangel jedes künstlerischen Gehaltes einen kläglichen, aber der großen Menge willkommenen Ersatz gewähren muß. Neben Gotters bald derber, bald empfindsam weicher und meist klangloser Prosa gewinnen die reimgezierten Tiraden La Harpes fast ein dichterisches Ansehen.

Aber nicht seinen dichterischen Bemühungen verdankt La Harpe die Fortdauer seines Namens. Diese beruht vielmehr auf dem Werke, das er selbst als Ergebniß seiner ganzen Lebensarbeit am höchsten schätzte. Wir stimmen ihm noch heute bei, indem wir sagen, daß nichts von allem, was der formgewandte, stets rührige Mann unternommen, seinem Lycée oder Cours de Littérature an Wichtigkeit und Wirkung gleichkommt. Die Betrachtungen und Lehren, die für ihn aus der Beschäftigung mit der alten und neuen, nämlich der griechisch-römischen und der französischen Litteratur hervorgehen, die Einsichten, die er gewonnen, die Anschauungen, zu denen er sich bekennt, sie alle faßt er in diesem ausgedehnten Werke zusammen. Es war aus Vorträgen entsprungen, die er 1786 am Lycée, einer neu gegründeten, für die Zwecke höherer wissenschaftlicher Unterhaltung geeigneten Anstalt, begonnen hatte, und denen Jahre hindurch das gebildete Paris mit bewundernder Theilnahme gefolgt war. So gründlich aber wurden sie durch- und umgearbeitet, daß der gedruckte Text gänzlich des Reizes entbehrte, der einst in dem lebendigen Worte des kritischen Sprechers die Hörer angezogen. Zwölf Bände dieses Textes erschienen seit dem Jahre 1799, um die Zeit, da Bonaparte die Kräfte, die durch die Revolution entfesselt worden, bändigte und sie zur Botmäßigkeit unter seinen alleinigen Herrscherwillen zwang. Nach des Verfassers Tode

folgten dann noch vier Bände, die zumeist mit Auslassungen über die französischen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts angefüllt waren.[40])

La Harpe fühlt sich der Litteratur gegenüber als Kritiker. Kaum ahnt er hie und da, daß man ihre Erscheinungen auch als Historiker erforschen und darlegen könne; und allerdings hätten damals die meisten seiner Landsleute einem solchen Verfahren weder Beifall noch Verständniß entgegengebracht. Urtheilen ist sein Beruf wie seine Neigung. Die Thatsachen, so viel oder so wenig er deren mittheilt, sollen eigentlich nur dazu dienen, den entscheidenden Spruch zu begründen oder zu rechtfertigen.

In der Behandlung des Alterthums verräth er die Mängel seines Wissens und bezeugt die Beschränktheit seiner Auffassung. Mag er bei jenen Dichtern, Rednern und Philosophen auch noch so anhaltend verweilen, sein Geist bleibt doch eingeschlossen in dem Gesichtskreise des Voltaireschen Jahrhunderts. Ueber die Kluft, die sich zwischen dem Alterthum und den Ruhmestagen Ludwigs des Vierzehnten aufthut, hilft er sich mit einigen andeutenden Vorträgen hinüber. Ihre inhaltsleere Kürze zu tadeln, wird man nachsichtsvoll unterlassen, sobald man eingesehen, daß dem Verfasser, der Dantes, Petrarcas und Boccaccios Erdenleben großmüthig bis zur Eroberung Konstantinopels verlängert, auch nicht die geringste glaubwürdige Kunde vom früheren oder späteren Mittelalter zugekommen ist.

Wie viel aber gewinnt er nun an Selbständigkeit und

---

[40]) Die drei Bände der großen Didotschen Ausgabe — mein Exemplar zeigt die Jahreszahl 1820 — enthalten neben dem vollständigen Cours, wie La Harpe ihn seinen Zeitgenossen dargeboten, zahlreiche Zusätze, Vermehrungen und Anhänge, durch die man das Werk auch späteren Lesern nützlicher zu machen suchte. Unter diesen Beigaben, die La Harpes Mittheilungen ergänzen, seine Ansichten berichtigen oder beseitigen, thun sich Artikel von Boissonade hervor, so wie größere Arbeiten von M. J. Chénier und Saint-Marc Girardin. Auf solche Weise wollte man nothdürftig die Lücken in diesem Lehrcursus ausfüllen.

Sicherheit, so wie er in den Bereich des Jahrhunderts gelangt, das sich mit dem Namen des vierzehnten Ludwigs, als mit einem weithin leuchtenden Abzeichen, schmückt! Nun gewinnt er auch unser Vertrauen: denn offenbar kennt er, und kennt genau, was er jetzt seinem Urtheil unterzieht. Und unser Vertrauen in seine Kenntniß, in seine Einsichten muß noch wachsen, wenn er mit uns das achtzehnte Jahrhundert, bis an die Schwelle der Revolution und darüber hinaus, durchschreitet. Ist doch sein eigenes Thun gänzlich durch die geistigen Bewegungen dieses Jahrhunderts bedingt! Haben doch auch ihn die Leidenschaften und Bestrebungen erfüllt, von denen die Menschen jener Zeit vorwärts gestoßen und umhergetrieben wurden! Dinge und Personen sind ihm noch nicht in die Ferne gerückt; gleichsam unmittelbar geht er ihnen zu Leibe. Ohne Scheu läßt er den Einzelnen gegenüber Widerwillen, Feindseligkeit oder Vorliebe walten. Die Satzungen, die das große Jahrhundert ihm überlieferte, genießen bei ihm ein uneingeschränktes Ansehen. Selbst aus der Einseitigkeit des Kritikers, dem so manche der Zeitgenossen sich hämisch spöttelnd widersetzten, läßt sich jetzt für uns ein Vortheil ziehen. La Harpe hat, ohne es zu wollen, genau den Punct angegeben, bis zu dem die litterarische Kritik, so lange sie der Beihülfe geschichtlicher Forschung und Betrachtung entbehrte, in Frankreich vordringen konnte. In seinem Werke besitzen wir das letzte merkenswerthe und Achtung gebietende Denkmal einer Epoche, in der man die litterarischen Erzeugnisse des nationalen Geistes und vor allen die Schöpfungen der Einbildungskraft nach feststehenden oder willkürlich festgesetzten Geschmacksregeln zuversichtlich beurtheilt. Daunou, der vormalige Oratorianer, der gelehrte und nach alter strenger Weise geschulte Litterator, dessen Ansichten zu La Harpes kritischen Grundsätzen stimmten, Daunou wollte in diesem weitschichtigen Werke eine haltbare Schutzwehr erblicken gegen den Ansturm eines romantisch gearteten jüngeren Geschlechts, das sich vermaß, Racine und

Voltaire von den mit Recht behaupteten Herrschersitzen zu verjagen. Er bedenkt sich nicht, den Cours für den besten Lehrcursus litterarischer Kritik zu erklären, der sich in irgend einer Sprache aufweisen lasse.[41]) Man begreift, daß La Harpe ohne einen eigentlichen würdigen Nachfolger blieb. Ueber eine Kritik, wie sie von ihm geübt worden, mußte auch der französische Geist alsbald hinauswachsen. Wenn einige Jahrzehnte später Villemain in seinen Vorlesungen die Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts umfaßt, so geberdet er sich schon ganz als Historiker: pflichtmäßig spürt er den Bedingungen nach, unter denen Schriftsteller und Schriftwerke sich bilden und ausbilden; durch die prüfende Vergleichung der litterarischen Leistungen verschiedener Völker will er einen freieren Ausblick gewinnen auf das Geistesleben Europas.

---

[41]) Daunou hat in einer ausführlichen Abhandlung alles zusammengetragen, was über La Harpes Leben und Werke zu wissen dienlich ist. Sie ward der Didotschen Ausgabe des Cours vorgedruckt. — M. J. Chénier hat kurz vor seinem Tode über den Cours einen kritischen Bericht abgefaßt, in dem das gerechte Lob den gegründeten Tadel überwiegt. (Oeuvres, Paris 1825, 4, 171—206: Rapport sur le grand prix de Littérature). Durch diesen Bericht wollte Chénier die Akademie, oder, wie sie damals hieß, die zweite Classe des Instituts, bestimmen, der Leistung La Harpes, seines ehemaligen Gegners, den Preis, den man ihr streitig gemacht, dennoch zu ertheilen. Wer mit den älteren Arbeiten über La Harpe bekannt ist, wird sich durch die beiden Aufsätze, die Sainte-Beuve dem Verfasser des Cours gewidmet hat, gern unterhalten lassen (Caus. d. Lundi 5, 103—144). Ueber das Einseitige der La Harpeschen Kritik, die nirgends das Lebendige zu erfassen weiß, macht hübsche Bemerkungen Doudan, Pensées et Fragments (Paris 1881), p. 199—203. Treffend ist der Satz: Le Lycée de La Harpe est purement littéraire dans le sens le plus restreint de ce mot, et c'est pour cela qu'il donne peu de plaisir, quoique assurément on le lise avec grand profit. Im Verlaufe seiner Betrachtungen kommt Doudan zu dem schroffen Ausspruch: Ce Cours de littérature est tel qu'un grand cimetière où les morts sont assez exactement rangés. — Man muß freilich bedenken, daß diese Worte einem Aufsatze angehören, der bestimmt war, die neue Art litterarhistorischer Kritik, die Villemains Vorlesungen zur Geltung brachten, in das günstigste Licht zu stellen.

Wem möchte es jetzt in den Sinn kommen, ein kritisches Verfahren nach dem Muster La Harpes wieder zu erneuern? Doch sollte man sich den Nutzen nicht entgehen lassen, den diese Kritik auch uns noch gewähren kann, wenn wir unter ihrer Anleitung uns in die Enge der vormals obwaltenden Kunstansichten zurückversetzen wollen. Dem Deutschen, der in wissenschaftlicher Betrachtung sich Form und Wesen der französischen Tragödie neu zu beleben wünscht, müßten die Abschnitte, in denen La Harpe die Meisterstücke wie die namhafteren Erzeugnisse der Bühnendichtung Frankreichs zergliedert, noch jetzt zur lehrreichen Einführung in ein solches Studium dienen. Keiner unter den Tragikern aber wird einer so umfassenden und so scharf eindringenden Beobachtung unterworfen wie Voltaire. Aus den kritischen Würdigungen, mit denen seine Tragödien bedacht werden, ließe sich ein Band von schreckendem Umfange herstellen.

Nach der Zeitfolge wird Stück für Stück einzeln gemustert. Hat es die peinliche, bei einem jeden gleichförmig wiederkehrende, Prüfung bestanden, so empfängt es eine Censur, die mehrmals in den Ausdrücken einer schrankenlosen Bewunderung ertheilt wird. Es genügt dem Examinator nicht, nach herkömmlichen Regeln die Untersuchung anzustellen, wie das Ganze vom Dichter entworfen, wie die Theile geschickt in einander verflochten worden, welchen Gang die Handlung einhält, wie die Charaktere angelegt sind, wie sie unter dem Kampfe der Leidenschaften, im Wechselspiele der Ereignisse sich entfalten. Hat er solchermaßen den künstlerischen Werth des Dramas abgeschätzt, so richtet der Prüfende seinen geschärften Blick auf die Besonderheiten des sprachlichen Ausdrucks. Der Kritik eines jeden Stückes wird in einem eigenen Anhange eine längere Reihe von Beobachtungen über den Stil (Observations sur le style) sorgsam beigefügt. Jeder Verstoß gegen die Satzungen, denen die tragische Sprache sich nun einmal unterworfen hat, findet hier seine Rüge. Der Vorrath von Tadelsworten, der in einem

solchen Falle dem französischen Litterator zu Gebote steht, wird reichlich ausgenutzt. Da empfängt man ein Verzeichniß von allem, was ein zartes oder verzärteltes Ohr beleidigen kann, und was ein gar zu verfeinerter ängstlicher Geschmackssinn als bedenklich, als ungehörig ablehnen müßte. Nicht nur werden, wie sichs gebührt, die etwa verletzten Rechte der Grammatik strengstens gewahrt. Jeder Mißklang, den ein Zusammenstoßen härterer Consonanten in den Vers bringt, wird bemerkt.[42]) Kein Flickwort, kein Pleonasmus, keine Doppelzeile, in der das einfache Verbum mit dem zusammengesetzten reimt (suit: poursuit), darf unbeachtet durchschlüpfen. Unzulässig ist ein Vers, in dem ein anlautendes aspirirtes h[43]) (haine) als Vocal behandelt wird. Ein Wort wie pacificateur, aus fünf matten Silben bestehend, erfährt eine ungünstige Aufnahme. Der Kritiker wird ungehalten, wenn das Beiwort sich nicht ungesucht einstellt und nicht das erforderliche Maß treffender Schärfe mit sich führt; er äußert sein Mißbehagen, sobald ähnliche, oder gar die gleichen, Beiwörter ihm in geringer Entfernung von einander begegnen. Er eifert gegen alle nicht ganz passend gewählte oder nicht ganz deutlich ausgeführte Bilder, besonders auch gegen solche, in denen die einzelnen Züge nicht natürlich zusammenstimmen. Ueber eine nachlässige, schlaffe oder künstlich aufgetriebene Redeweise hadert er mit dem Autor eben so heftig wie über jede Wendung, die gegen die tragische Würde anstößt oder an den weichlichen Stil eines Opernverses zu streifen scheint. Ueberläßt er sich einem lauteren Ausbruche seines Unmuths, so gedenkt er wohl des Schutzheiligen, der über der Erhaltung der Sprachreinheit waltet;

---

[42]) Im Mahomet III, 8, 55 steht der Vers:

Tu détournes de moi ton regard égaré —

er wird mit dem Urtheil abgefertigt: Consonnance trop dure. — Wie hätte einem La Harpeschen Ohr der Vers aus unserer Iphigenie geklungen:

Um deffentwillen man die Wohlthat thut —?

[43]) Vgl. Adolf Tobler, Vom französischen Versbau, S. 89.

ihm entfährt der halb grimmige, halb schmerzliche Ruf: O Racine!

Der ruhmreiche Nacheiferer Corneilles und Racines, gewinnt er nicht fast ein Anrecht auf unser Mitleid? Eine ängstliche und zugleich befehlerische Kritik bedrängt ihn mit den verschiedenartigsten Forderungen. Sie ist freigebig mit Zurechtweisungen, sobald er von dem, was Gesetz und Brauch befehlen oder billigen, auch nur um ein geringes abzuirren scheint. Ihm wird hier vergolten, was er einst selbst in seinem Commentar über Corneille an dem großen Vorgänger verübt hatte. Sicherlich mußte La Harpe auf diesen Commentar, als auf ein Vorbild, hinblicken. Aber man ist ihm das Zeugniß schuldig, daß er in seiner Kritik des Stils ein löblicheres Verfahren, als er von Voltaire befolgt sah, gewissenhaft einhält. Dieser setzt seinen Scharfsinn, seinen verführerischen Witz nur allzu häufig auf Kosten des älteren Meisters in Bewegung; bald höhnt er aus feindseligem Muthwillen, bald tadelt er aus barer Unkenntniß der früheren Sprache, in der sich Corneille so sicher und stolz einherbewegt.[44]) La Harpe dagegen kann seinen Autor mit gutem Gewissen meistern. Die Sprache Voltaires ist seine eigene Sprache; er ist geübt, in ihr zu reden und zu dichten; er muß vertraut sein mit ihren Vorzügen und Feinheiten; ihre Fehler und Schwächen machen sich ihm wie von selbst bemerklich. Einsicht und Instinct weisen ihn auf das Richtige; so kann sein Urtheil nicht leicht fehlgreifen. Seine Kritik befaßt sich wohl mit Kleinigkeiten; sie hält sich aber fern von verletzender Willkür.

---

[44]) Ueber die unvermeidliche Unzulänglichkeit dieses Voltaireschen Commentars, der doch so viel des Treffenden und Anziehenden bietet, spricht maßvoll, vielleicht etwas zu milde, Guizot in dem zuerst 1813 erschienenen, aber noch immer frischen Buche Corneille et son temps (Paris, Didier, 1873) p. 278—80. — Wie sich im Verlaufe des Jahrhunderts das Urtheil über diesen Commentar verschärft hat, mag man sehen aus Jules Levallois, Corneille inconnu (Paris, Didier, 1876) p. 212—14.

La Harpe durfte sich für befugt achten, Stil und Sprache Voltaires vor sein Gericht zu ziehen. Schien es doch, als hätte der Alte von Ferney selbst in diesem Richteramt ihn bestätigt! Ließ er auf seiner Hausbühne seine eigenen Dramen vorstellen, so pflegte er auch wohl La Harpe mit einer wichtigeren Rolle zu betrauen. Alsdann konnte dieser seiner wahrhaft Ramlerischen Verbesserungssucht nicht widerstehen. Prüfte er die ihm zuertheilte Rolle und stieß dabei auf schwache Verse — welches Voltairesche Stück aber hätte ihm solche nicht in genügender Anzahl geboten? — so trug er keine Scheu, sie aus eigenen Mitteln durch andere zu ersetzen, die er für kräftiger hielt. Papa Voltaire lächelte gutmüthig zu diesen offenherzig eingestandenen Wagnissen seines etwas verhätschelten Jüngers; ja, er munterte ihn auf, ferner ähnliche Aenderungen vorzunehmen: sie könnten dem Texte der Dramen nur zum Gewinne gereichen. Aeußerte man in der Umgebung Voltaires ein Befremden über die Duldsamkeit des sonst so leicht entzündlichen Greises, dann lautete dessen beschwichtigende Antwort: „er liebt mich und meine Werke."

Daß er diesen liebevollen Gesinnungen auch nach dem Tode Voltaires treu bleiben wollte, bezeugte er durch die Lobrede (Éloge), die er 1780 dem seit zwei Jahren abgeschiedenen väterlichen Leiter und Förderer nachrief. Er schildert ihn als den Unvergleichbaren, über den Natur die Fülle ihrer Gaben ausgeschüttet, an dessen Beispiele sie zeigen wollte, wie weit die Grenzen ihrer Macht sich erstrecken. Nicht ohne gewisse Einschränkungen, aber aus inniger Ueberzeugung wird alles gepriesen, was dieser einzige Mann aus seiner Geisteswerkstatt in die Welt hinausgesandt; vornehmlich aber wird den Schöpfungen, durch die der Allesvermögende die tragische Bühne bereichert und erweitert hat, eine hohe, eigenthümliche Bedeutung für Zeit und Menschheit zugestanden. Die Bezeichnung, die Euripides einst von Aristoteles empfangen, La Harpe überträgt sie auf Voltaire: unter den tragischen Bühnenherrschern

sei der Schöpfer des Mahomet und des Tancred, der Zaire und der Alzire der am meisten tragisch geartete.

Zu dieser Ansicht bekannte er sich auch noch in späteren Jahren, als im übrigen seine Ansichten in Bezug auf Voltaire und die gesamte Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts, die an diesem ihren lebendigen Mittelpunct besessen, eine wesentliche Umwandlung erfahren hatten.

Die losbrechende Revolution begrüßte er, gleich so vielen der edler gestimmten Lands- und Zeitgenossen, mit ausschweifenden Erwartungen. Er schrak selbst dann nicht zurück, als sie, ihr wahres Wesen enthüllend, die Führer und die Massen mit Nothwendigkeit zu immer neuen Greueln unaufhaltsam fortriß. In mittelmäßigen Hymnen, in denen er der Republik seine Huldigungen darbrachte, rief er nach dem blutlechzenden Franzosenschwerte und forderte die Freiheit auf, überall Gesetze zu geben und alle Könige siegreich niederzuschlagen. Ja, so hoch verstieg sich seine republikanische Begeisterung, daß er verlangte, auf den Büchern der ehemals königlichen Bibliothek die entehrenden königlichen Wappenzeichen ausgemerzt zu sehen; es dünkte ihn nicht zu viel, wenn eine solche wahrhaft republikanische Vertilgungsthat auch einen Aufwand von vier Millionen erfordern sollte. Durch alle diese freiheitslustigen Aeußerungen jedoch konnte er sich keinen Schutz gegen den Verdacht des Moderantismus verschaffen. Nun erfuhr er an sich selbst die Segnungen der Revolution. Das Gefängniß des Luxembourg nahm ihn auf. Die vier Monate, die er dort verbringen mußte, wurden ihm zum Beginn eines, wie er wenigstens selbst glaubte, neuen und veredelten Daseins. Denn als er, im peinigenden Gefühle der Enttäuschung, für seinen gebrochenen Muth nach einer Stütze suchte, da sollte Trost und Erleuchtung ihm von oben kommen. Aus seiner eigenen Erzählung wissen wir, daß ein Wort in der Nachfolge Christi, das sich plötzlich seinem Auge darbot, ihn so überwältigend und nachhaltig getroffen, als hätte der Gottessohn

selbst es mit eigenem Munde ihm zugerufen. Es erfolgte eine gewaltsame Erschütterung in seinem Gefühlsleben; seinem Geiste ward eine heilsame Umwälzung beschieden. Man sah den selbstbewußten Schüler und Lobredner Voltaires in einen übereifrigen Bekenner und leidenschaftlichen Prediger des Christenthums umgeschaffen.

Er übersetzte den Psalter; er strebte die poetische Herrlichkeit der Propheten zu erfassen. Vor allem aber wollte er jedermann von der Gründlichkeit seiner Bekehrung durch die ausbündige Heftigkeit überzeugen, mit der fortan seine vormaligen Geistesgenossen von ihm angeklagt, bekämpft und beschimpft wurden.

Die Revolution bot ihm das Schauspiel einer vollständigen Entartung, einer beispiellosen Herabwürdigung der menschlichen Natur (dégradation entière et inouïe de la nature humaine.) Wer aber hat es vorbereitet und herbeigeführt, dies entsetzensvollste aller Ereignisse, unter denen jemals die gottverlassene Menschheit gedemüthigt worden? Diejenigen, die sich Philosophen nannten, die Herrscher und Verderber des französischen Geistes im achtzehnten Jahrhundert. Diese hämischen Leugner der Gottheit, diese unverbesserlichen Verächter aller moralischen Wahrheiten, die mit ihrer Lehre, einem Meisterstück von Unwissenheit und Abgeschmacktheit, Staat, Gesellschaft und Familie zu untergraben trachteten, sie sind die würdigen Vorläufer von Ungeheuern wie Chaumette, Hébert und Marat.

Ward nun in der philosophischen Gemeinde das pestartige Unheil gehegt und ausgebrütet, dessen Ansteckung auch ihn einst ergriffen und zu dessen weiterer Verbreitung er selbst einst beigetragen, so hielt La Harpe jetzt durch die heiligsten Pflichten sich verbunden, den Einwirkungen jener Urheber der schreckensvollsten Wirrniß, wo sie nur ihm entgegentreten mochten, mit seinem Worte sich auf das nachdrücklichste zu widersetzen. Und wo hätten diese Einwirkungen seinem umherspähenden Blicke sich nicht aufdrängen müssen? — Die Revolution hatte jede

freie Bewegung des Geistes ins Stocken gebracht; sie hatte auch den Geist in der Litteratur erstickt. Denn was sie berührt, ist dem Untergang anheimgegeben; was sie zu ihren Zwecken sich aneignen will, das wird schon dadurch entwerthet. So hat sie auch der Sprache, deren sie zum Behufe ihrer über alle Völker ausgedehnten Propaganda sich bedienen muß, das Gepräge des Gemeinen aufgedrückt und sie zum Werkzeug lügnerischer Verdrehungen mißbraucht. Zur Bezeichnung ihrer unerhörten Thaten mußte die Revolution sich mit einem Vorrath unerhörter Worte versehen. Es entstand daher eine Art von Gauner- und Verbrecherſprache, die für den Uneingeweihten der Erklärung bedarf.[45]) Aber nicht genug, daß diese

[45]) Im Jahre 7 der Republik, also 1799, erschien eine neue Auflage des Dictionnaire de l'Académie, die fünfte. Man konnte sich nicht verhehlen, daß während des jüngsten Jahrzehnts die Sprache Frankreichs einen bedenklichen Zuwachs erhalten hatte, der Beachtung forderte. Doch mochte man jenen Mißbildungen revolutionären Ursprungs einen Platz unter den Wörtern von gutem altem Herkommen nicht verstatten. Also verwies man an den Schluß des Werkes ein Supplément, contenant les mots nouveaux en usage depuis la révolution. — Es lohnt schon der Mühe, diesen nothwendig gewordenen Ergänzungen einige Aufmerksamkeit zu gönnen. Die Ruhmestage und Siegesthaten der Revolution steigen da in der Erinnerung auf. Die Greuel des 2. und 3. September 1792 liefern allein drei Artikel: Septembrisade, Septembriseur und endlich das Verbum Septembriser, von dem auch das Passivum durch ein Beispiel belegt wird: Une telle fut septembrisée à la Force. Wir begegnen den Mitraillades und den Noyades; es fehlt auch nicht die schauerliche Fournée, begleitet von der befriedigenden Erklärung: Nom donné aux charretées d'individus condamnés par le Tribunal révolutionnaire à subir le supplice de la guillotine. — Der damals in Hamburg lebende Rivarol hatte reichliche Materialien gesammelt für ein Wörterbuch, das er dem der Akademie entgegensetzen wollte: in dem Prospectus zu dem nie erschienenen Werke sagt er: La révolution a produit une foule de nouveaux mots qui ont fait une véritable irruption dans la langue: les uns indispensables, puisqu'ils expriment des choses et des idées nouvelles; les autres inutiles et souvent bizarres. (Oeuvres compl. de Rivarol, Paris 1808, 1, XXVII). — Burke übertreibt also keineswegs, wenn er der Weitsehende, schon 1790 des new dictionary der revolutionären Schule spottet. (Works of Edmund Burke, London 1815, 5, 343).

mißgebornen Wörter, gleich schamlosen Eindringlingen, das Gebiet der herrlichen Sprache Frankreichs entweihen dürfen: auch die edelsten Worte müssen Gewalt erleiden, indem sie ihren ursprünglichen Gehalt einbüßen; ein entehrender Sinn wird ihnen untergeschoben und so allmählich jedes Glied des Sprachkörpers geschändet.

Die Franzosen blickten, wie La Harpe meinte, verständnißlos auf die Revolution. Er wollte daher seine Ansichten über die Umwälzung und über ihre verheerenden Folgen, von denen alle Lebenskreise heimgesucht wurden, in einem Werke zusammenfassen, das zur Belehrung Europas und der Nachwelt dienen sollte; vor allem aber war es bestimmt, die französische Mitwelt zu einem richtigeren Urtheile über ihr Thun und Dulden anzuleiten. Dies Werk, das ihm unter den Händen täglich sich weiter auszudehnen drohte, mußte er damals unvollendet lassen. Nur ein wichtiges Kapitel ward ausgearbeitet, dessen Inhalt ihn, den Litterator, besonders nahe anging. Zu einem kleinen Ganzen abgerundet, ward es 1797 herausgegeben unter dem Titel Du Fanatisme dans la langue révolutionnaire.[46]) Fügt es der Zufall, oder geschieht es aus bewußter Absicht, daß hier der eigentliche Haupttitel des Voltaireschen Mahomet zur Anwendung kommt? Le Fanatisme ou Mahomet le Prophète — so hieß das Trauerspiel in der 1743 vom Autor selbst hergestellten Ausgabe.

---

[46]) Auf dem Titelblatte liest man ferner: Ou de la persécution suscitée par les barbares du dix-huitième siècle, contre la Réligion chrétienne et ses Ministres. Par Jean François La Harpe. — Firmaverunt sibi sermonem nequam. Ils se sont affermis dans l'habitude d'un langage pervers. Ps. 33 (vielmehr 64, 5 nach der Vulgata). A Paris, chez les marchands des nouveautés. 1797. — Man sieht, er vermeidet die republikanische Jahreszählung. In einer Note auf S. 71 — die Schrift umfaßt 202 Seiten — wird ein Anhang über den sogenannten republikanischen Kalender versprochen. Der Druck der Schrift ward so beschleunigt, daß die Mittheilung dieses Anhangs unterbleiben mußte.

Für Voltaire war jede Religion, die Lehren und Glaubenssätze aus übernatürlicher Offenbarung herleitete, ein verkappter Fanatismus, der den Gläubigen zur Verkennung, oft genug zur thätigen Verleugnung der obersten Gebote der Menschlichkeit zwingt. La Harpe nun ergeht sich hier in schrankenloser Wuth, um jene in der Schule falscher Philosophie großgezogenen Revolutionsprediger zu verdammen, die aus der Sprache der armen heilsbedürftigen Menschheit das Wort Religion verjagen und jede gläubige Ueberzeugung mit dem Namen Fanatismus brandmarken wollen.

Er beginnt damit, daß er die verschiedenen Vorstellungen erörtert, die sich an das Wort Fanatismus zu knüpfen pflegen. Dann giebt er die streng revolutionäre Erklärung, die jetzt allein zu Recht bestehen soll. Dieser zufolge bezeichnet das Wort nichts anderes als den Glauben an eine Religion, die Anhänglichkeit an das Bekenntniß der Vorfahren, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines öffentlichen Gottesdienstes, und endlich die Ehrerbietung, die man unter gebildeten Völkern den religiösen Gebräuchen und Symbolen zollt. Wer solchem Glauben zugethan bleibt, wer solchen Gesinnungen huldigt, der ist, nach der Ansicht der revolutionären Sprechverderber, mit der Schuld des fanatisme behaftet: als einen öffentlichen Feind muß man ihn ausrotten.

Im Verlaufe der Schrift wird dann der Phrasenschatz der Revolution gemustert. Der Leser soll einsehen, daß die heillosen Thaten, wie sie aus heilloser Gefühls- und Begriffsverwirrung hervorgegangen, so diese Verwirrung wiederum ins Furchtbare gesteigert haben, woraus dann jene Trug und Mord athmende Sprache sich erzeugen mußte, in der die Sinnesweise einer durch die Revolution entwürdigten Menschheit den einzig angemessenen Ausdruck findet. Die wahre Erläuterung einer solchen Sprache boten die Zustände und Erlebnisse der jüngsten Zeit. Sollten diese nicht auch den Blödesten aufklären über die eigentliche Bedeutung der Wörter, die von den revolutionären

Anklägern wie eine Tod und Verderben bringende Waffe gebraucht werden, um die wehrlosen Opfer niederzuschlagen?

Auch sein Verhältniß zu Voltaire berührt der von vielen Seiten her aufgereizte Verfasser (S. 125). Höhnisch hatte man ihn aufgefordert, sich doch etwas mehr dieses seines ehemaligen Meisters und seiner übrigen berühmten Freunde zu erinnern. Er entgegnet, er habe genugsame Beweise geliefert, daß er die Talente zu ehren wisse. Sei er aber deshalb etwa eidlich verpflichtet, niemals von den Meinungen Voltaires und seiner Freunde abzuweichen, niemals andere zu verkündigen? — Es habe nicht erst der Unbilden bedurft, die ihm durch die Revolution widerfahren, um den Geist der Selbständigkeit in ihm zu wecken. Er habe nie der philosophischen Sekte einen unbedingten Gehorsam geleistet. Vielmehr habe diese über seinen Mangel an Fügsamkeit oft gemurrt. Er erinnert daran, daß er in einem besondern Falle dem noch lebenden Voltaire ausdrücklich widersprochen, wie er denn auch dessen Gegnern, wenn sie im Rechte waren, Anerkennung gespendet. Zu seiner eigenen Genugthuung erwähnt er, daß er einst drei Vorlesungen im Lycée darauf gewandt, das Buch De l'Esprit auf das umständlichste zu widerlegen, obwohl er die Person des Verfassers, Helvetius, geliebt und geachtet; denn schon damals sei dies Buch, das so viel von sich reden machte,[47]) ihm als eines der allerschlechtesten vorgekommen, dessen Inhalt aus den verderblichsten Trugschlüssen bestehe und dessen Sprache dem gesunden Menschenverstand eben so sehr wie der Moral zuwiderlaufe.

Von Anfang bis zu Ende dieser Schrift über den Fanatismus ist jedes Wort auf den höchsten Ton fanatischer Empörung gestimmt. Wohl hört man — denn nur allzu laut wird es ausgerufen — daß der Schmähende seinen alten Unglauben abgeschworen. Man merkt aber nicht, daß der Glaube, den er

[47]) Nul ouvrage n'a fait autant de bruit — sagt Diderot zu Anfang seiner Réflexions sur le livre de l'Esprit. (Oeuvres, éd. Assézat, 2, 267).

mit so heftiger Begier ergriffen, seinen Sinn geläutert und erhoben oder sein Gemüth besänftigt hat.

Dasselbe Jahr 1797, dem diese Schrift angehört, sah auch die Erstlingsschriften zweier Männer hervortreten, von denen jeder zu einer Herrscherrolle in der Litteratur und im Geistesleben des herannahenden Jahrhunderts ausersehen war. Chateaubriand in seinem Versuche über die Revolutionen (Essai sur les Révolutions) und der Graf Joseph de Maistre in seinen Betrachtungen über Frankreich (Considérations sur la France), sie beide bemühen sich um die Lösung des furchtbaren Räthsels, das der Welt durch die Revolution vorgelegt worden. Beide Werke schlichen sich, wie eine verbotene Geisteswaare, aus der Fremde in das revolutionirte Frankreich: aus England war das eine, das andere aus der Schweiz gekommen. Auf den Titelblättern sah man London als Verlagsort angegeben, obgleich der Druck der zweitgenannten Schrift aus Basel stammte. Wer konnte damals ahnen, daß die beiden Schriftsteller, die so halb verstohlen ihren Eingang in Frankreich fanden, einst in der französischen Welt und über deren Grenzen hinaus so viele Geister erwecken, ergreifen und festhalten sollten. Waren sie doch die noch unerkannten Vorboten einer Zeit, in der wenigstens ein Theil der europäischen Menschheit gegen die losgelassenen Elemente der Umwälzung durch erneuerte feste Ordnungen des staatlichen und religiösen Daseins eine dauernde Schutzwehr aufzuwerfen trachtete.

Der bekehrte La Harpe mag als Meinungs- und Kampfgenoß dieser beiden im Widerstreit gegen die Revolution erscheinen. Aber dadurch erhebt er sich noch nicht zu ihrem Geistesgenossen. Bei ihnen walteten Stimmungen und Antriebe vor, denen er fremd bleiben mußte. Er war in der Bildung des achtzehnten Jahrhunderts herangewachsen; er wuchs auch nicht über sie hinaus. Wie ganz er dieser Zeit angehörte, bewies er eben dann am deutlichsten, als er sich

von den Bestrebungen, die sie beherrscht hatten, mit so auffälligem Geräusche lossagte. Er kann sich im Geiste von dem alten Bildungszustande nicht trennen; in ihm erblickt er ein Höchstes und Letztes, an dem die Menschheit festhalten muß, wenn sie nicht auf ihr Heil verzichten will. Daß die Revolution in die früheren litterarischen Bildungskreise zerstörend einbrach, eben das trieb seinen wirkungslosen Ingrimm gegen die neuen Barbaren auf die Spitze. Indem er an der Gegenwart verzweifelt, schafft er sich einen kärglichen Trost durch einen schmerzlich verlangenden Rückblick in die Vergangenheit.

Jene andern beiden dagegen weisen und streben in die Zukunft hinaus. Und zwar strebt jeder auf seinem eigenen Wege vorwärts. Keine äußere Verbindung, keine Gemeinschaft des Sinnes und der Geistesanlagen besteht zwischen ihnen. Jeder will auf seine Weise dem, was künftig werden muß und sich ausgestalten soll, den Pfad und den Boden bereiten. Nur deshalb mahnen sie an das, was in der Vergangenheit groß und edel dagestanden, nur deshalb möchten sie es zurückrufen, weil sie der Ueberzeugung leben, daß es allein die Kräfte in sich birgt, mit denen Staat und Gesellschaft sich neu wieder aufrichten lassen.

In Chateaubriands Jugendwerke freilich schwanken Anschauungen und Gesinnungen noch verworren durch einander. Seine Rede durchziehen noch scharfe Nachklänge Voltaires und Rousseaus. Wie bei den meisten seiner Altersgenossen behauptet auch bei ihm noch gegen die christliche Lehre die landesübliche Philosophie das Uebergewicht. Der in seinem Gemüthe vorherrschende Zweifel erzeugt Ansichten oder wenigstens Aeußerungen, die er später mit rücksichtsloser Strenge verdammen mußte. Mit gleicher Strenge traf sein Tadel hernach die ordnungslose Haltung des Buches, das in der wunderlichen Mischung widersprechender Stoffe ein wahrhaft chaotisches Ansehen zeigte. Der Titel, der an der Spitze der sechshundertundachtzig Seiten des ersten Druckes erschien, ver-

hieß einen historisch-politisch-moralischen Versuch über die alten und neueren Revolutionen, betrachtet in ihren Beziehungen zur neuesten Umwälzung. Alterthum und Gegenwart wurden hier mehr zusammengemengt als unter einander verglichen. Da zeigte sich Kritias neben Marat, Theramenes neben Sieyès, Hannibal neben Marlborough, Hanno neben Cook. Mardonius erinnert an Coburg, Pausanias an Pichegru, Miltiades an Dumouriez, das Schlachtfeld von Marathon an Jemappes. Zwischen dem „großen" Rousseau und Heraklit, zwischen dem Persien des Cyrus und dem Deutschland Josephs des Zweiten werden Parallelen aufgestellt. Eine nach allen Richtungen ausschweifende Belesenheit hat zur Folge, daß der junge Verfasser in allen Litteraturen herumwühlt. In ein und dasselbe Kapitel (1, LVIII) preßt er den Anfang der Bhagavad-Gita (vgl. Wilhelm von Humboldts Werke 1, 27), ein langes Citat aus Klopstocks bewundertem Messias (poëme immortel), einen Auftritt aus der Sakuntala und ein Gespräch aus Geßners Schäferspiel Evander und Alcimna.

Während er uns aber durch dies Gewirre von Namen und Personen, von Völkern und Ländern, von Dichtungen, Thatsachen und Zuständen nach sich zieht, sagt uns ein immer deutlicheres Gefühl, es sei ein höchst eigenartiger, zu selbständigem Schaffen bestimmter Geist, den wir hier auf seinen Irrgängen begleiten, ein Geist, der die Bedingungen und die Gewähr einer bedeutsam in die Zukunft eingreifenden Thätigkeit in sich trägt. Wenigstens strebt er doch, einen höheren Standort zu gewinnen, von dem aus er die Thaten und Geschicke der Menschheit in ihren räthselvollen Verschlingungen mit klareren Blicken unbefangener überschauen kann; und diese Blicke sind nicht auf die Völker Europas beschränkt. Er will seinen Geist unter den Schrecknissen der jüngsten Revolution nicht erliegen lassen. Damit er das Weltereigniß in seiner unermeßlichen Wichtigkeit fasse, will er sich dem Drucke der Zeitstimmung und der Tagesmeinungen entziehen. Noch er-

kennt er nicht die ganze Bedeutung, die dem Chriſtenthum im Mittelpuncte des ſittlichen und politiſchen Lebens gebührt; aber von der Nothwendigkeit einer Religion iſt er überzeugt, und die chriſtliche Wahrheit, vor allem die Geſtalt Chriſti, ſcheint ihn anzulocken. Schon hört man Töne, die dann alsbald in der Atala und im ganzen Génie du Christianisme voller und reiner wiederkehren ſollen. Durch das eben genannte Werk hat er das jugendliche Vergehen des Verſuchs über die Revolutionen abgebüßt. „Vollkommen lächerlich, abſcheulich" — mit ſolchen Scheltworten verwarf er 1816 öffentlich das litterariſche Erzeugniß ſeiner Jugendtage.[48]) Und noch eine andere Art von Buße hat er ſich aufgelegt. Da ſeine Gegner ihm jene halbvergeſſene frühzeitige Arbeit vorrückten, Bruchſtücke daraus ans Licht zogen und ihn durch die Erinnerung an ſeine ehemaligen Schwächen, Keckheiten und Fehlgriffe zu beſchämen vermeinten, brachte er, um alle Mißreden aufs kräftigſte niederzuſchlagen, das ſchmählich verdächtigte Buch ſelbſt wieder vor die Augen ſeiner Landsleute. Genau ſo wie er es in den Tagen des Exils einſt herausgegeben, ward es dreißig Jahre ſpäter (1826) der franzöſiſchen Welt von neuem mitgetheilt. Kein Wort war beſeitigt oder verändert; aber eine höchſt unterhaltende Vorrede war hinzugekommen, ſamt einer reichen Beigabe von Noten, in denen der große Schriftſteller von der Höhe ſeiner jetzigen Stellung auf ſein ehemaliges, nun ſo verändertes, Selbſt bald mitleidig hernieder-

---

[48]) Littérairement parlant, ce livre est détestable et parfaitement ridicule. Dies Verdammungsurtheil findet ſich auf S. VII der Vorrede zu den Mélanges de Politique par M. le vicomte de Chateaubriand, Pair de France (1816). Dann heißt es, mit abſichtlicher Uebertreibung der Selbſtkritik: le tout en style sauvage et boursouflé, plein de fautes de langue, d'idiotismes étrangers et de barbarismes. — Villemain, im erſten, Chateaubriand gewidmeten, Bande der Tribune moderne bezeichnet den Eſſai richtig als ein livre plus indécis que sceptique, plus confus que contradictoire, mélange informe d'études incomplètes et de génie naissant (p. 71).

lächelt, bald es unbarmherzig zurechtweist oder verhöhnt. Doch versäumt er nicht, auch diejenigen Aeußerungen mit Stolz herauszuheben, in denen die später entwickelten Ueberzeugungen sich schon wie im Keim gewahren lassen.

So liefert er in dieser neuen Ausgabe ein Doppelwerk ganz eigener Gattung, den heutigen, und insbesondere den deutschen, Lesern wahrscheinlich anziehender als manche seiner gepriesensten Schöpfungen. Es traf aber ein, was er hoffend vorausgesagt hatte: in dem verpönten Buche, das nun ein jeder wieder lesen konnte, zeigte sich durchaus zu seinem Vortheil ein junger Autor, der durch das Unglück mehr emporgehoben als niedergeschlagen worden und dessen Herz seinem Könige, der Ehre und dem Vaterlande gehörte.

Welch ein Abstand zwischen Chateaubriands formlosem Versuch und der Schrift, in der Joseph de Maistre seine Betrachtungen über Frankreich vorlegt! Es war nicht eigentlich die erste seiner Schriften, wohl aber die erste, die ihn den weiteren Kreisen der politischen Welt kundbar machte.[49]) Schon hier sind die unterscheidenden Grundzüge seines Wesens in scharfer, ja greller Deutlichkeit ausgeprägt. Er hat seinem Geiste und seiner Thätigkeit die hinfort unveränderliche Richtung vorgeschrieben. Kein Hauch des Zweifels trübt die Klarheit seiner Ueberzeugungen. Schon sichert ihn gegen alle Verlockungen des Zeitgeistes, gegen die Thorheiten wie gegen die grausamen Gewalten der Revolution die eng anschließende Rüstung des Glaubens. Mit unverhohlener Zuversicht, mit herausfordernder Kühnheit schickt er sich an, die Götzenbilder niederzuschlagen, die das achtzehnte Jahrhundert aufgestellt und in denen es sich gewissermaßen selbst angebetet hat. Vor

[49]) Die Schriften, die den Considérations vorangegangen, bietet jetzt in chronologischer Folge der siebente Band der Oeuvres complètes (Lyon 1884). Will man sich ihren Inhalt rasch vergegenwärtigen, so lese man die Seiten 144 fgg. in den Publicistes modernes von Henri Baudrillart (Paris, Didier, 1862).

allem widerspricht er, und zwar hierin einhellig mit Chateaubriand, dem Wahn von der ins Unendliche fortgehenden Vervollkommnung der Menschheit, dem die Geister fröhnten und der so eben durch Condorcets nachgelassenes Werk von neuem, wie es schien, bekräftigt worden.[50]) In dem Vergangenen erblickt er das Vollkommene; er will die irrenden Völker zurückzwingen auf den einzigen Weg des Heils, der zu dieser Vollkommenheit wieder hinleitet; denn überall, wo man verwegen der Einheit der römischen Kirche und dem von der Kirche geweihten Königthum sich abwendet, sieht er die Gewißheit einer unaufhaltsamen Entartung des ganzen Menschendaseins.

Er redet wie der Vertraute des Weltenrichters. Indem er die Revolution, ihre Förderer und ihre Schlachtopfer, gleichmäßig verabscheut und mißachtet, gewahrt er in Anlage und Ausführung dieses Schauspiels der Umwälzung auf das deutlichste die lenkende und ordnende Herrscherhand des Gottes, der strafend vernichtet, um schaffend neu zu beleben. Sieht er alle Bande überlieferter Ordnung frech zerrissen, so ist er sicher, daß Gott aus eben diesen Greueln der Verwüstung

---

[50]) Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain. Ouvrage posthume 1795. Gleich folgte eine englische Uebersetzung; eine deutsche lieferte Posselt. Indem er sie ankündigte, schilderte er das Werk als den „interessanten Nachlaß eines durch seine Talente wie durch sein Unglück ausgezeichneten Denkers, der noch die letzten höchsttraurigen Momente eines zuvor so glänzenden Lebens der Philosophie und dem Glücke der Menschheit weihte." — Man weiß, daß Condorcet diese Schrift, die der Menschheit eine unbegrenzte Aussicht auf fortschreitende Veredlung eröffnen sollte, in den letzten acht Monaten seines Lebens abgefaßt hat. Unter dem Schutze einer theilnehmenden Freundin hielt er sich während dieser Zeit versteckt, in täglicher Erwartung des Todes, der über ihn verhängt worden und den er, aufgefunden von seinen Verfolgern, sich endlich selbst geben sollte. — Arago, und nach ihm Louis Blanc in der Geschichte der Revolution, auch Sainte-Beuve in den Caus. d. L. 3, 358, verlegen den Selbstmord Condorcets fälschlich auf den 8. April 1794; das richtige Datum des 27. März ist wiederhergestellt worden von Wallon, Histoire du Tribunal révolutionnaire de Paris 3, 84.

die Mittel zubereitet, um eine in sich gefestete höhere Ordnung der Dinge zu stiften. Alle Schandthaten, die sich im Innern Frankreichs häufen, die zu Gunsten und im Namen der Republik verübt werden; jeder Sieg, den ein republikanischer, von der Guillotine bedrohter General an den Grenzen erficht; alle Eroberungen, die den zusammengerafften republikanischen Heeresmassen gelingen, dies alles ist, dem Glauben des Betrachters zufolge, nur die nöthige Vorarbeit für die Wiederherstellung des Königthums und der Kirche; dies alles wird nur bewirken, daß der rechtmäßige König auf den angestammten Thron zurückkehrt, um versöhnt und versöhnend über das unzerstückelt erhaltene und der allein wahren Religion wiedergegebene Frankreich im Schmucke der Friedenskrone zu herrschen. Die republikanischen Heere können nicht ahnen, daß dieser Fürst es ist, für den sie kämpfen und siegen.

Um den großen Augenblick der Zeit in seiner ganzen furchtbaren Bedeutung zu fassen, muß man sich vor allem des Thorenwahns entschlagen, als seien es Menschen, die den Gang der Revolution bestimmen. Vielmehr ist der Revolution ein Gesetz der Bewegung eingepflanzt, dem allein sie selbst unweigerlich gehorcht und dem sie alles, was in ihren Bereich kommt, unterwürfig macht. Sie kennt nur ihren eigenen Weg. Auf diesem stürmt sie, gleich einer losgebrochenen Naturkraft, durch alle Hindernisse dem ihr bestimmten Ziele, blindlings aber sicher, entgegen. Keine Menschengewalt und keine Menschenklugheit kann ihr Stillstand anbefehlen oder sie zu einer anderen Wendung in ihrem Laufe nöthigen.

Die Revolution hat ihren Zweck; eben damit dieser, den göttlichen Absichten gemäß, erreicht werde, darf der beschränkte Einzelne, der ihr dient, ihn nicht kennen. Gerade wenn er zielbewußt zu verfahren scheint, zerrinnt sein Thun ins Zielloseste. Die durchaus mittelmäßigen Persönlichkeiten, die sich auf diesem blutgetränkten Schauplatze als scheinbar Handelnde geberden, müssen sich wie eine knechtische Gefolgschaft willen-

los der Revolution anschließen. Sie sind vernichtet in dem selben Augenblick, da sie dem unwiderstehlichen Antriebe, mit dem sie vorwärts drängt, sich mit eigenem Willen zu widersetzen wagen.[51]) Von dem jämmerlichsten jakobinischen Bösewicht, der sich am Hinschlachten der Gefangenen und an den Noyaden ergetzt, bis hinauf zu Mirabeau, der sich vermaß, aus den umhergeschleuderten Bruchstücken der Monarchie wieder ein Ganzes aneinander zu fügen, sind sie alle, die angeblichen Führer der Revolution, erbarmungslos von ihr weit und weiter gejagt worden, bis hin zu dem Abgrunde, der sie aufnehmen mußte, eben weil sie sich rühmten, ihn selbst ausgehöhlt und immer mehr vertieft zu haben. Das Wunder des Wohlfahrtsausschusses (comité de salut public, qui fut un miracle p. 27) erklärt sich, sobald man einsieht, daß Gott es nicht verschmäht, auch durch die verächtlichsten Werkzeuge das Beschlossene ausrichten zu lassen, und daß in dem Weltenplan, den der göttliche Verstand entworfen, auch die

---

[51]) Wunderlich mag es manchen dünken, daß ich neben dem Grafen de Maistre hier — Georg Forster nenne. Wie kommen die beiden Namen zusammen? Und doch — man stelle die ersten Seiten der Considérations neben die Parisischen Umrisse im sechsten Bande der sämmtlichen Schriften Forsters, und erstaunen wird man über die Aehnlichkeit der Aeußerungen bei aller, ewig unausgleichbaren, Verschiedenheit der Grundanschauungen. Ich verweise im besondern auf 6, 308 und 328. Die „Parisischen Umrisse" wurden in den letzten Unglücksmonaten Forsters aufgezeichnet, da ihm schon so manche schmerzhafte Erleuchtung gekommen war. Daß aber der Nebel vor seinen Blicken doch nicht weichen wollte, beweisen eben diese Rhapsodien. Vernimmt man sie jetzt mit peinlichen Empfindungen wieder von neuem, so erscheint der herbe Hohn in den Distichen der Xeniendichter fast entschuldbar. Mit den Umrissen vergleiche man die etwa ein Jahr früher geschriebene „Antwort eines freien Mainzers an den Frankfurter, der mit dem Franken Cüstine gesprochen hat" 6, 432 fgg. Dort redet Forster preisend von der „Lichtmasse der Vernunft in der gesetzgebenden und vollstreckenden Gewalt der gebildetsten und aufgeklärtesten Nation des Erdrundes."

Verbrechen des revolutionären Blutrathes ihre angewieſene Stelle finden.

Schon in dieſer erſten wichtigen Schrift hat De Maiſtre den Inhalt aller ſeiner ſpäteren Schriften theils angedeutet, theils vorweg genommen. Aus dieſen „Betrachtungen über Frankreich“ ergiebt ſich als naturgemäße Folge die Lehre, die er hernach, da Napoleon geſtürzt worden, in dem Buche „Vom Papſte“ (Du Pape, 1819) den Strenggläubigen wie den Glaubensloſen und den Ketzern mit ſo mächtiger Beredſamkeit predigte, — die Lehre, daß die kämpfenden, irrenden und im Inneren erkrankten Völker nur dann eine wahre Friedensſtätte finden, nur dann zu wahrer Heilung gelangen, wenn ſie demuthsvoll ſich um die Stufen des Thrones ſammeln, den der von Chriſtus ſelbſt geweihte Vertreter des Apoſtelfürſten weltherrſchend einnimmt. Zugleich ließ ſich vorausſehen, daß in dem Manne, der dieſe „Betrachtungen“ anſtellte, Voltaires geborener Gegner erſtanden ſei, der den Verfaſſer des Mahomet, unbeugſam und beharrlich, mit der ganzen dialektiſchen Schärfe ſeines Wortes bekriegen würde. Aber auch diejenigen, für die er als Bundesgenoß und Geſinnungsverwandter zu kämpfen ſcheint, müſſen ſichs gefallen laſſen, aus ihrer Selbſtſucht, aus ihrer hochmüthigen Selbſttäuſchung durch unwillkommene Wahrheiten aufgeſchreckt zu werden. Schon tritt er einher, wie bekleidet mit der Würde des Propheten, der vor König und Volk, vor Adel und Bürgern die Stimme furchtlos mahnend erhebt. Ohne Scheu tadelt er die Emigranten und ihr Treiben; und wenn er der Revolution ein *ſataniſches* Weſen zuſchreibt, ſo verſchärft er nur dadurch die allzu ſehr berechtigte Anklage, daß der entſittlichte Adel ſie zumeiſt verſchuldet habe. Dieſen Vorwurf erneuert er ſpäter in der Einleitung des Werkes über den Papſt. Dort wird der franzöſiſche Adel aufgerufen, ſich zu ſeinem eigenen Heil dem Prieſterthum wieder beizugeſellen, und ſo alles wieder gut zu machen, nachdem er im vorigen Jahrhundert durch ſein ungeheuerliches

Bündniß mit der Geistesmacht des Bösen alles in Verderben gerissen.

So sind die Ueberzeugungen, die De Maistre in dieser frühen Schrift niederlegt, schon zu ihrer ganzen Festigkeit gediehen. Und schon ist er geübt, sie mit allen den Mitteln, die eine völlig ausgebildete Kunst dem Schriftsteller bietet, erfolgreich zu verfechten. In ihm erscheint ein unerbittlicher Streiter. Aber selbst in der gesteigerten Leidenschaft des Kampfes bewahrt er die Sicherheit einer vornehmen Haltung. Durch sie muß der Edelmann sich bewußt und unbewußt überall zu erkennen geben. Obgleich nicht auf dem Boden Frankreichs geboren, hat er doch seinen Geist mit dem Geiste der Sprache Frankreichs völlig in Einstimmung gebracht: ihm entgeht nichts von ihrer feinen und verborgenen Eigenart. Sein Ausdruck, straff angezogen und doch geschmeidig, scharf treffend und dabei glänzend, steht immer in einem natürlichen Verhältniß zu der Wichtigkeit der erörterten Fragen. Sein ergreifendes Wort streift selten an die Grenze des Declamatorischen, und überschreitet sie niemals. Das Gefühl einer siegesgewissen Ueberlegenheit begleitet ihn in den Kampf; er kann es sich daher ersparen, die Regungen des Hasses, des Widerwillens und der Verachtung, die der Gegner in ihm weckt, mit tobender Heftigkeit zu äußern. Gerade wenn er den Ton maßvoll dämpft, fällt seine Rede mit verdoppelter Wucht in das Gemüth derer, die er bewältigen oder bekehren will.

Joseph de Maistre zählt zu den seltenen Schriftstellern, die Verstand und Empfindung gleichmäßig in Anspruch nehmen und in Spannung erhalten. Auch wer ihm seine Vordersätze nicht einräumt und demnach seinen Folgerungen nicht zustimmen darf, wird doch die Strenge seiner lückenlosen Beweisführung nicht minder als die Klarheit seines bestechenden Vortrags anerkennen. Wir fühlen uns bestochen, weil wir an die unbedingte Wahrhaftigkeit seines Sinnes glauben. Erwäge ich, wie machtvoll das Wort De Maistres auch auf den wider-

strebenden Hörer losdringt, ihn gleichsam anpackt, um ihn so leicht nicht wieder loszulassen,[52]) so finde ich dadurch von neuem ein Wort bestätigt, das Niebuhr in seinen Vorlesungen über das Zeitalter der Revolution ausgesprochen: „Je klarer und bestimmter die Ansichten des Menschen sind, desto mächtiger ist er; wer in seinen Gedanken modificirt, was er ausspricht, ist in sich gelähmt." — De Maistre konnte niemals eine solche Lähmung erfahren.

Er und Chateaubriand sind in ihren Erstlingsschriften lebendig geblieben; denn in diesen hat der Geist der kommenden Zeit sich vorher verkündigt. Wie manchen Lehren De Maistres, die vor hundert Jahren mehr Staunen als Ueberzeugung weckten, ist durch alles, was seitdem geschehen, eine tiefere

---

[52]) Sagt doch selbst ein Mann, dem an De Maistre alles fremdartig, wenn nicht abstoßend, erscheinen mußte, ein Mann wie Buckle: „De Maistre was a powerful dialectician and on that account his works are read by many who care nothing for the gorgeous declamation of Chateaubriand (History of Civilization 2, 389). Taine nennt ihn im sechsten Bande der Origines, p. 63: un puissant logicien, incomparable héraut et champion superbe. — Villemain, in dessen Gemälde der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts die Gestalt De Maistres überhaupt nicht die gebührende Behandlung findet, giebt dem Buche der Considérations eine ganz falsche Stellung, indem er es schon 1792 erscheinen läßt (Tableau de la Littérature au XVIIIe siècle, éd. 1878, 4, 376.) De Maistre selbst deutet auf das wahre Datum Oeuvres 1, 133; vgl. 290. — Bevor er die Considérations ausarbeitete, hatte er ein großes Werk über Wesen und Ursprung der Souveränetät begonnen. Von dieser Étude sur la Souveraineté ist ein umfangreiches Bruchstück aufbewahrt und jetzt im ersten Bande der Werke (311—554) mitgetheilt. Da stoßen wir mehrfach auf Sätze, die er in den später ausgeführten Schriften glücklich angebracht hat. Da läßt sich auch im Einzelnen beobachten, wie er seinen Stil stufenweise zur Vollkommenheit hebt. In den Fragmenten lesen wir p. 480: Nous sommes tous attachés au trône de l'Eternel par une chaîne souple qui accorde l'automatie des agents libres avec la suprématie divine. — Daraus wird der Satz, den er an die Spitze der Considérations gestellt: Nous sommes attachés au trône de l'Être suprême par une chaîne souple qui nous retient sans nous asservir. Auf diesem Satze beruht seine religiös-philosophische Grundanschauung.

Begründung ertheilt worden! Neben diesen vielversprechenden Ansätzen zu einer umfassenderen und großartigeren Betrachtung der Revolution muß nun freilich die Schelt- und Zankschrift La Harpes in eine höchst ungünstige Stellung gerathen. Scheint sie doch ganz unter dem Drucke der Stimmung des Augenblicks entstanden! Und ist sie zugleich mit diesem Augenblicke nicht auch abgestorben? Wollen wir sie noch jetzt für uns wieder einigermaßen beleben, so müßten wir eigentlich uns selbst zurückversetzen in die düstere Befangenheit, die den Verfasser damals von jeder freieren Umschau über die Zustände der Gegenwart abhielt und ihm jedes ahnende Vorausſehen in die Möglichkeit künftiger Entwickelungen verwehrte.

Doch sollten wir ihm auch das Maß seines Verdienstes nicht schmälern. Mit beharrlichem Ernste will er die Kunstregeln vor der Kunstpfuscherei sicher stellen, will er den Bau der Sprache vor revolutionären Verunstaltungen behüten. Ein anderes Verdienst hat er selbst sich kaum beigelegt. Gegen das Ende seiner Tage äußerte er sich in Gegenwart Chateaubriands mit einer Bescheidenheit, die geistreiche Spötter sonst an ihm zu vermissen pflegten:[53]) er gab zu, daß er nichts Außerordentliches geleistet; er hoffe jedoch, daß unter seinen Händen

[53]) Lange genug erhielt sich im Munde solcher Spötter das Wort Le Bruns, der Le Brun-Pindare genannt ward:

De La Harpe, a-t-on dit, l'impertinent visage
Appelle le soufflet —

es steht in der Épitre à M. de Brancas sur la bonne et la mauvaise plaisanterie. Auch die folgenden, auf den geschmähten Litterator bezüglichen Verse leisteten das Aeußerste in herzloser Persiflage. — Mich dünkt, das Eingreifendste, was über La Harpes Persönlichkeit gesagt worden, enthalten die zwei bis drei Seiten, die ihm Chateaubriand gewidmet hat in den Mémoires d'outre tombe 2, 243—45 (éd. Bruxelles 1849). Er schildert den Bekehrten: Il n'a pas manqué sa fin: je le vis mourir chrétien courageux, le goût agrandi par la religion, n'ayant conservé d'orgueil que contre l'impiété, et de haine que contre la langue révolutionnaire. Sainte-Beuve konnte nicht umhin, die ersten Worte dieses Satzes höhnisch auszulegen. Caus. d. Lundi 1, 445.

die Kunst keinen Schaden erlitten und die Sprache vor Ausartung bewahrt geblieben. Das Bewußtsein, dieses Hüter- und Wächteramtes treulich gewaltet und der Herrschaft der verabscheuten revolutionären Sprache nach Kräften sich widersetzt zu haben, dies tröstliche Bewußsein nahm er mit in den Tod hinüber. Er näherte sich seinem Ende mit christlichem Muthe. Noch in seinem letzten Lebensjahre hatte er seine Melanie überarbeitet. Vergeblich war sein Wunsch, dies unkirchliche Trauerstück, dem er einen guten Theil seines Rufes verdankte, das aber seinen später gewonnenen Glaubensbrüdern zum Aergerniß gereichen mußte,[54]) für immer von den Bretern verbannt zu sehen. —

Ein Mann wie La Harpe gehört in gewissem Sinne zu Voltaire; er gehört vor allem in die äußere Nachgeschichte Voltaires. Daher rechtfertigt es sich, daß ihm, seinen Arbeiten und auch seinem Verhalten vor und während der Revolution hier eine ausführlichere Erwähnung und Erwägung zu Theil geworden, als auf den ersten Blick erforderlich, ja nur zulässig erscheinen mag. Wie von selbst wandte sich dann die Betrachtung auf die Anfänge Chateaubriands und De Maistres. Denn unsere Aufmerksamkeit war ja eben scharf auf den Zeitpunct gerichtet, mit dem eine bewußte und alsbald leidenschaftlich gesteigerte Gegenwirkung gegen die Obergewalt des Voltaireschen Geistes anheben sollte.

Erst nachdem La Harpe, wie man im Kreise der Gläubigen sagte, zur Wahrheit zurückgekehrt war, gab er seinem weit angelegten Lehrbuche die Form, in der es dann, als ein höchst brauchbarer Bestandtheil der kritischen Litteratur Frankreichs, die gebührende, wenn auch vielfach bedingte, Schätzung gewonnen hat. Sollte man nicht voraussetzen, daß gerade bei dem Geschäfte der Zergliederung Voltairescher Dramen sich seine Sinnesänderung in unverkennbaren Spuren verrathen

[54]) Darüber hat De Maistre eine anziehende Note in seinem Buche Du Pape. Oeuvres 2, 399.

würde? Derartige Spuren finden sich denn auch, aber weder so zahlreiche, noch so augenfällige, wie man vermuthet. Ein La Harpe kann nicht so leicht die Fesseln abschütteln, die er im Dienste Voltaires gleich einem Schmuck getragen. Wie in den Tagen seines philosophischen Unglaubens, so hält er auch jetzt für den Dichter der Zaire und des Mahomet ein überfließendes Maß des Lobes bereit. Kaum verstattet er einem unausweichbaren Tadel, den Vollklang der Bewunderung zu stören. Muß er auch zugeben, daß Racine seine Fabel gründlicher durcharbeitet, seinen Charakteren einen tieferen Lebensgrund verleiht und in der durchgängigen Trefflichkeit seiner Sprache einen neidenswerthen Vorzug besitzt, so merkt man doch: auch nachdem die christliche Lehre seinen Sinn geläutert, bleibt Voltaire der Dramatiker nach seinem Herzen.

Ob nun Goethe, als er den Mahomet übertrug, auf La Harpes Erörterungen ein Auge gehabt? Ein Blick auf den vorletzten Auftritt des dritten Actes könnte eine solche Annahme glaubhaft machen. Dort gewahren wir eine Abweichung vom französischen Texte, in der schon L. F. Huber (sämtliche Werke seit dem Jahre 1802, 2,181) mit Recht „eine Rettung der Wahrscheinlichkeit" erkannte.

Seide hat den Mordbefehl aus Mahomets Munde vernommen; nach einigem Schwanken erklärt er sich zum Gehorsam bereit. Da wird durch den Anblick, durch die Reden Sopirs der Abscheu vor der ihm zugemutheten Greuelthat in seinem reinen Innern von neuem erregt. Er schaudert zurück vor dem Gedanken, gegen den Ehrwürdigen, dem er sein ganzes Herz erschließen möchte, die Hand zu erheben. Schon kann Sopir glauben, er habe den von unerträglicher Gewissenspein bedrängten Jüngling auf seine Seite herübergezogen. Da eilt Omar herbei, um solche Hoffnung zu vereiteln:

Wohin? dich fordert Mahomet zu sich —

noch rauher lautet der französische Vers:

Traître, que faites-vous? Mahomet vous attend.

Der freche Satellit des Lügenpropheten reißt den Verzweifelnden hinweg aus der Nähe des Greises, der dem noch nicht erkannten Sohne bereits mit väterlicher Empfindung sich zuneigt. Sopir läßt es geschehen, daß Omar sich des wehrlosen Jünglings wie einer rechtmäßigen Beute bemächtigt. Er begnügt sich, ihm den Klageruf nachzusenden:

Ah, Séide! où vas-tu? Mais il me fuit encore;
Il sort désespéré, frappé d'un sombre effroi —

Und Sopir besäße kein Mittel, sich dem gewaltthätigen Beginnen Omars zu widersetzen, kein Mittel, den unberathenen Schwärmer wenigstens für jetzt den Einwirkungen seiner Verderber fern zu halten? — Der Dichter vergißt oder will uns vergessen machen, daß Seide als Geisel dem Scherif von Mekka übergeben worden, und daß dieser sein Anrecht auf das ihm so theure lebendige Pfand zur Geltung bringen kann und muß. Hat doch Omar im zweiten Act, wo er den Jüngling als geeignetes Werkzeug zur Ausführung des Mordplans dem Propheten empfiehlt, ausdrücklich darauf hingewiesen:

Er wohnt als Geisel bey Sopiren,
Er nahet sich ihm frey und findet leicht
Den Augenblick, die Rache zu vollbringen —

(C'est l'instrument d'un pareil homicide.
Otage de Zopire, il peut seul aujourd'hui
L'aborder en secret, et te venger de lui. — 6,20—22).[55])

Ja, noch eben (III, 7, 1.) hatte Seide selbst, als er über das ihm angesonnene Verbrechen mit sich zu Rathe ging, dieser Beziehung, die ihn an den Scherif knüpft, deutlich genug erwähnt:

---

[55]) Der Brief an Formont vom 10. August 1741 (36, 92) giebt diese Verse in einer früheren Gestalt:

C'est le seul instrument d'un pareil homicide.
Otage de Zopire, il peut seul aujourd'hui
L'approcher à toute heure, et te venger de lui.

Vgl. noch Sopirs Worte 3, 8, 3: Otage infortuné u. s. w.

Den Greis zu morden, dessen Geisel ich,
Ja, dessen Gast ich bin! Der, schwach und wehrlos,
Von seiner Jahre Last gebändigt, schwankt!

(Immoler un vieillard de qui je suis l' otage,
Sans armes, sans défense, appesanti par l'âge!)

Hier zeigt sich nun Goethe weislich bemüht, die Unwahrscheinlichkeit des Vorgangs eben dadurch auf einen geringeren Grad herunterzusetzen, daß er selbst das Unerwartete und Ungehörige daran hervorhebt. Dem auf Mahomets Befehl von hinnen stürmenden Seide läßt er den allein zurückbleibenden Greis nachrufen:

Er eilt, ich laß ihn gehn? Befiehlt als Herr
Schon Mahomet in unsern Mauern?
Ist dieser Jüngling nicht als Geisel mein?
Ich laß ihn gehn?

Doch wie, wenn Goethe hier etwa nur eine Bemerkung La Harpes in Sopirs Monolog herübergenommen hätte? — Sie lautet in Uebereinstimmung mit dessen Worten: (2, 294) pourquoi Omar lui dit-il au troisième (acte), en présence même de Zopire,

Traître, que faites-vous? Mahomet vous attend . . .

et l'emmène-t-il avec lui malgré le vieillard qui voudrait le retenir? Zopire ne doit-il pas s'y opposer, et réclamer les droits qu'il a sur son otage? — Eben hat er über die Unwahrscheinlichkeiten, die einer vollen Wirkung des fünften Actes im Wege stehen, mit ganz verständigem Tadel sich geäußert; nun rügt er, unter bestimmter Hindeutung auf die dritte Scene des zweiten und die neunte des dritten Actes,[56]) das willkürliche Verfahren des Dichters, der Seide und Palmire als Geisel und Gefangene im Hause Sopirs vorführt und sie

[56]) Wie die Varianten des Druckes von 1742 beweisen, hatte Voltaire Mühe, mit diesen Schlußscenen ins Reine zu kommen. Es sollte ihm auch nicht ganz gelingen. Die Gebrechen in der ursprünglichen Einrichtung der Fabel waren hier nicht zu überdecken.

dann doch wieder sich benehmen und bewegen läßt, als wären sie eines solchen Zwanges gänzlich überhoben. Allzu häufig, bemerkt La Harpe, versäume Voltaire, genügende Rechenschaft von dem Anlasse zu geben, durch den seine Personen zusammengeführt werden; eine derartige Verletzung einer der ersten Regeln der Kunst, einen solchen Verstoß gegen die Wahrscheinlichkeit habe sich Racine niemals, Corneille sehr selten gestattet. Wir können jetzt diese Bemerkung durch eine andere und triftigere gar wohl ergänzen; wir können sagen: Voltaire entbehrt jener wahren Künstlerweisheit, die dafür Sorge trägt, daß alles, was geschieht, sich nach dem Gesetze einer äußeren, dem Verstande wahrnehmbaren, Nothwendigkeit vollziehe, in der sich die Nothwendigkeit einer von innen heraus erfolgenden Entwickelung der Zustände, Handlungen und Charaktere mit einleuchtender Deutlichkeit abspiegelt. So schaltet er denn nach Belieben und Bedürfniß mit den sachlichen Voraussetzungen, mit den oft recht künstlich ausgeklügelten Bedingungen, die er beim Entwerfen der Handlung annahm und aufstellte und unter denen sie allein denkbar erscheint: sie werden von ihm festgehalten, so lange sie ihm dienlich sind, jene plötzlich überwältigenden Einzelwirkungen hervorzubringen, auf die sein Streben vorwiegend zielt; wo sie in diesem Streben ihn zu hemmen oder zu beschränken drohen, umgeht er sie oder schiebt sie wie lästige Hindernisse bei Seite. Wir sollen dann nicht merken, daß er unter dem Gerüste der Fabel das an sich schon gebrechliche Stützwerk hinwegzieht.

Wie unverkennbar nun auch die Verse Goethes mit der Bemerkung des Kritikers zusammenstimmen, — keineswegs ist daraus zu folgern, daß diese zu jenen die Anregung gegeben. Als der Dichter zuerst Hand an die Uebersetzung legte, hatte La Harpe vor kurzem mit der Veröffentlichung des vielbändigen Werkes begonnen. Als Goethe im Frühling 1802, wie im Tagebuche unter dem 21sten Mai vermerkt wird, „am Mahomet corrigirte", konnte er die späteren Bände, in denen Voltaires

Theater eine so eingehende Prüfung bestehen muß, vielleicht schon zu Rathe ziehen. Vielleicht! — Die täglichen Aufzeichnungen wissen freilich nichts davon zu melden. Aber von ihnen darf man auch nicht die Angabe eines jeden Buches erwarten, dem einmal Goethe Beachtung gegönnt. So wird, um ein Beispiel zu nennen, unter dem 25sten Januar 1801 mitgetheilt, er habe „meistens den ganzen Tag mit Lesen zugebracht", — was er gelesen, verschweigt das Tagebuch. Immer bleibt es äußerst schwierig, in einzelnen Fällen zu bestimmen, bis zu welcher Grenze seine kühne und ausdauernde Leselust vorgedrungen. La Harpes Winke hätten ihn veranlassen können, nachträglich mancherlei Aenderungen vorzunehmen, als er, unmittelbar vor dem Druck, den Text abschließend ordnete. Vermuthet man aber, und, wie ich glaube, mit gutem Grunde, daß jene Winke gar nicht zu seiner Kenntniß gelangten, dann wird man um so neugieriger, zu erfahren, wie er sich, nach eigenem Ermessen und aus selbständiger Einsicht, mit den Stellen abgefunden, denen der französische Kritiker eine schlechte Note beigesetzt. Sollten wir nicht, zur Befriedigung einer so löblichen Neugier, jene Stellen einer prüfenden Betrachtung unterziehen? Dabei lassen wir natürlich alle diejenigen Verse unbeachtet, an denen der Franzose die Verletzung einer grammatischen Regel, den mißtönigen Zusammenstoß harter Silben, kurz, nur solche Versehen zu rügen hat, von denen unter allen Umständen in einer deutschen Uebersetzung auch nicht die leichteste Spur zurückbleiben könnte.

Gleich in der ersten Scene stößt man auf eine Phrasenreihe, gegen die beim Kritiker wie beim Uebersetzer sich wohlbegründete Bedenken regten. — Sopir betheuert, daß Versöhnung zwischen ihm und Mahomet für immer undenkbar bleibe:

1, 1, 43. **Les flambeaux de la haine entre nous allumés**
Jamais des mains du temps ne seront consumés.

Drauf entgegnet Phanor:

Ne les éteignez point, mais cachez-en la flamme.

Diesen Stil wie diese Art, den Dialog zu führen, bezeichnet La Harpe als gleichmäßig fehlerhaft. Hände, sagt er, können nicht verzehren (consumer); und wie verkünstelt und geschmacklos kommt es heraus, wenn das Bild von den Fackeln weiter geführt und der kleinliche Gegensatz vom Auslöschen und Verbergen ihrer Flammen (éteigner und cacher) daran geknüpft wird![57]) Der Gegensatz schwindet bei Goethe, der auch die Fackeln des Hasses und die Hände der Zeit beseitigt; das bei ihm ebenfalls in Phanors Gegenrede fortgeführte Bild muß sich vereinfachen und dadurch zugleich verdeutlicht und veredelt werden:

Nein! nein! der Haß glüht ewig zwischen uns,
Und keine Zeit kann dieses Feuer löschen.

Phanor.

Verbirg die Glut, sie brenne heimlich fort —

Voltaire hatte jene geschmackswidrige Wendung mit Bedacht gewählt; er ließ sie unverändert, trotz einer abmahnenden Bemerkung Cidevilles, dem er am 19ten Juli 1741 schreibt (36, 86): La métaphore des flambeaux de la haine consumés des mains du Temps me paraît encore très-exacte. Le temps consume un flambeau précisément et physiquement, comme il consume du marbre, en enlevant les parties insensibles. — Sehr wohl erklärt! Nur bedenkt er nicht, daß er im Verse von den Händen der Zeit gesprochen. —

Zu Palmiren sagt Sopir 1, 2, 7:

De vos justes désirs si je remplis les voeux —

---

[57]) Schön und kühn, mit biblischem Anklang, hatte Racine in der Athalie 1, 2, 282 gesagt:

Et de David éteint rallumé le flambeau.

Man vergleiche damit die Aeußerung des Dichters in der Vorrede zur Athalie, Oeuvres, éd. Mesnard, III, 599.

Wer stimmt dem Kritiker nicht bei, wenn er diese Worte einen anstößigen Pleonasmus nennt? Goethe:

Um deine stillen Wünsche zu befriedgen. —

Omar berichtet, wie es geschehen, daß er aus einem Verfolger Mahomets in dessen überzeugten und thätigen Anhänger umgewandelt worden:

1, 4, 69. Quand mes yeux, éclairés du feu de son génie,
Le virent s'élever dans sa course infinie —

S'élever dans une course, meint La Harpe, könne man nicht sagen; er behauptet auch, nicht zu wissen, was course infinie hier bedeute. Da kann der Uebersetzer durch eine leichte Aenderung nachhelfen: zu für dans.

Sein Geist erleuchtete den meinen, und ich sah ihn
Zum unbegrenzten Laufe sich erheben.

Indem die Satztheile hier, wie so häufig, eine ungebundenere Stellung erhielten, hat sich der erste dieser Verse freilich allzu lang ausgewachsen.

Omar schildert den Propheten

1, 4, 71. Eloquent, intrépide, admirable en tout lieu —

Für La Harpe ist en tout lieu ein Flickwort; es dient nur dem Reim. Goethe läßt es nicht gänzlich fallen; und so entsteht ein leidlich gefügter Sechsfüßler, wie er sich ja mehrfach zwischen die fünffüßigen Verse einschiebt:

Beredt und unerschüttert, immer wunderbar. —

Omar will den Sopir gewinnen, indem er ihm den Mitbesitz der geraubten Schätze verheißt. Natürlich muß der Scherif einen solchen Friedensantrag mit Verachtung zurückweisen. Er erwidert: „Und so glaubst du mich anzulocken", (Tu penses me séduire)

1, 4, 115. Me vendre ici ma honte, et marchander la paix
Par ses trésors honteux, le prix de ses forfaits.

Der Anfang dieses Doppelverses wird vom Kritiker als trefflich befunden; aufs entschiedenste dagegen tadelt er, ich

weiß nicht ob mit Recht, die Phrase marchander la paix par des trésors. Goethe übersetzt erweiternd, aber sinngetreu, indem er die gerügte Verbindung durch par aufhebt:

Mir meine Schande zu verkaufen! Mir
Den Frieden abzumarkten; weil du Schätze
Zu bieten hast, die ihr mit Missethaten
Errangt.

Seide kündet der Geliebten, was er, getrennt von ihr, hat erdulden müssen; er gedenkt auch des Augenblicks, da er am Ufer des Saibar lag, hingestreckt unter Sterbenden:

2, 1, 9. Mes cris mal entendus sur cette infâme rive —

warum infâme? fragt La Harpe; was soll hier der nichtsbedeutende Ausdruck? — In der Uebersetzung, die sich durch diese ganze Tirade Seides mit größerer Selbständigkeit hindurchbewegt, sucht man denn auch vergebens nach einer Spur des getadelten Beiwortes.

Eine längere Rede Omars soll uns auf Mahomets unmittelbar folgendes Erscheinen vorbereiten; auch über die Stimmung der Gegenpartei sollen wir unterrichtet werden:

2, 2, 29. De Zopire éperdu la cabale impuissante
Vomit en vain les feux de sa rage expirante.

La Harpe würde sich hier die Redefigur le feu de la colère wohl gefallen lassen; er glaubt aber nicht, daß in den hochtrabenden Worten vomir les feux de sa rage ein klares und bestimmtes Bild enthalten sei. Goethe vermag den bildlichen Ausdruck, der dem Herolde des Propheten nicht übel ansteht, wirkungsvoll wiederzugeben:

Und die Parthey Sopirs, verzweifelnd, haucht
Der Raserey ohnmächtige Flammen aus. —

Mahomet, in der wichtigen Unterredung mit Sopir begriffen, hat eben auf die Geschicke der Erdenvölker, auf den Sturz der früheren Weltreiche hingewiesen; und die römische Weltmacht? —

2, 5, 39. Vois l'empire romain tombant de toutes parts,
Ce grand corps déchiré, dont les membres épars
Languissent dispersés sans honneur et sans vie.

Der Dichter, wird hier mit Fug bemerkt, hat zweimal dasselbe gesagt — épars und dispersés. In der lebendigen Anschaulichkeit der Goetheschen Worte, die auch das sans honneur et sans vie glücklich umgehen, gewahrt man nichts von einer Tautologie:

— sieh das Reich, dem Rom gebot,
Nach allen Seiten aus einander brechen!
Zerstückt den großen Körper! seine Glieder,
Zerstreut, und ohne Hoffnung traurig zucken. —

Mahomet duldet nicht, daß man ihn des Truges bezichtige:

2, 5, 53. Ne me reproche point de tromper ma patrie;
Je détruis sa faiblesse et son idolâtrie.

Das Verbum détruire, lautet die kritische Randnote, passe wohl auf idolâtrie; von einem Zerstören der Schwäche zu reden (détruire la faiblesse), sei aber ganz unstatthaft. Goethe schließt den Inhalt der beiden Hauptwörter in eine Vorstellung zusammen, indem er daneben das Verbum sinngemäß ändert:

Mit Unrecht tadelst du,
Daß ich mein Vaterland betrüge. Nein
Ich raub' ihm seines Götzendienstes Schwäche. —

Sopir will weder die Lehren, noch das Gesetz des Propheten annehmen:

2, 5, 80. Porte ailleurs tes leçons, l'école des tyrans — Lehren, die zugleich eine Schule sind! Man kann wohl, docirt La Harpe, das eine anstatt des andern setzen; nicht aber kann man das eine von dem andern aussagen. Also abermals eine nichtige Tautologie! — Goethe läßt die Tyrannenschule bei Seite und sagt, maßvoll und nachdrücklich:

Bey mir kann deine Lehre nicht gedeihn. —

Sopir will den Jüngling, den er an sich ziehen möchte, vor den Gefahren geschützt wissen, denen beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten der Jünger des Propheten preisgegeben wäre. Er bittet:

3, 8, 9. Cher Séide, en un mot, dans cette horreur publique
Souffre que ma maison soit ton asile unique.

Hier ereifert sich La Harpe über den Mißbrauch des Wortes horreur, das Voltaire so verschwenderisch anzubringen pflege; und allerdings wird das tragische Prunkwort allzu häufig aus dem Phrasenschatze des Dichters hervorgezogen. An dieser Stelle wird es noch dazu so ungeschickt wie möglich verwendet. Denn unter horreur publique, wie uns der Kritiker belehrt, versteht man den allgemeinen Abscheu, den ein Gegenstand, eine Handlung oder eine Persönlichkeit einflößt. Was es aber hier, nach des Dichters Absicht, bedeuten soll, hat der Uebersetzer durch seine Umschreibung, die jedem Mißverständnisse wehrt, auf das klarste ausgedrückt:

Geliebter Fremdling! Eines bitt' ich nur,
In diesen Stürmen, die uns drohn, verlaß
Mein Haus nicht! Hier allein ist Sicherheit.

Sopir sucht den Zwang des fanatischen Irrwahns zu brechen, dem Seide, verblendet in seiner Unschuld, sich willenlos unterworfen:

3, 8, 31. Avec un joug de fer, un affreux préjugé
Tient ton coeur innocent dans le piége engagé.

Im Netze mit einem Joche festgehalten! — Da dürfen wir mit dem Kritiker ausrufen: Welch ein Mangel an innerem Zusammenhang zwischen diesen figürlichen Redensarten! Und was entnahm Goethe solchem Wörterwust? Er hat diesen Versen gar keine Uebersetzung gegönnt. Aber er weiß uns für den Ausfall zu entschädigen. Für die beiden gleich sich anschließenden prosaischen Alexandriner giebt er uns eine doppelte Anzahl von Versen, in denen das Wort sich wenigstens kräftiger und freier aufschwingt:

Je pardonne aux erreurs où Mahomet t'entraine;
Mais peux-tu croire un dieu qui commande la haine?

Verzeihen kann ich solchen Irrthum dir,
Er ist nicht dein, er ist dir aufgezwungen;
Doch hebe selbst den freyen Blick empor
Und sprich: ist das ein Gott, der Haß gebietet?

Eben so hat er dem dürren Alexandrinerpaar, mit dem Seide die Frage des Alten beantwortet, noch einen poetischen Funken entlockt. —

Seide entwirft seiner Palmire ein Bild von dem qualvollen Widerstreit der Gefühle, die sein Inneres aus einander zu spalten drohen. Soll er den Meuchelmord verüben, den die unbarmherzige Gottheit ihm durch den Mund ihres geweihten Verkündigers und Stellvertreters so bestimmt anbefohlen? Soll er zugeben, daß die Flamme des Religionseifers, von der sein Herz erglüht, von Menschlichkeit und Mitleid erstickt werde? Soll er sich bis zu empfindungsloser Grausamkeit verhärten? Soll er als ein Abtrünniger das Gebot seines Schreckensgottes mißachten?

4, 3, 48. Vous me voyez, Palmire, en proie à cet orage, —

und aus diesem orage entwickelt sich nun die folgende bildliche Darstellung von einem Schwimmen in der Ebbe der Widersprüche:

Nageant dans le reflux des contrariétés,
Qui pousse et qui retient mes faibles volontés.

Hier fühlt sich der Kritiker zu einer längeren Scheltrede aufgestachelt. Diese bildlich aufgestutzten Redensarten sind ihm viel zu gesucht; hier spricht der geistreiche Autor, nicht der von seinen Empfindungen beherrschte und vorwärts getriebene Mensch, der zur Ausmalung solcher Bilder weder Muße noch Stimmung findet. Gegen die unleugbare innere Wahrheit der hier geschilderten Gemüthsregungen muß das Buntscheckige (bigarrure) ihrer Einkleidung nur um so verletzender abstechen. Aus solcherlei Fehlern erwächst mehr Unheil als aus einem

noch so häufigen Verstoß gegen Grammatik und Sprachregel. Wie konnte ihnen, fragt La Harpe ärgerlich, ein solcher Meister wie Voltaire unterliegen? Das erklärt sich, wie ihn bedünkt, nur daraus, daß in diesem Tragiker Zartheit des Gemüths und Geschmacksinn vor der Einbildungskraft zurückstehen mußten. Solche Verse vernichten die für jedes Bühnenspiel unentbehrliche Täuschung; sie durchkälten den Darsteller, der sie vortragen muß: dieser thut also wohl daran, sie aus einer Rede, in der die Leidenschaft sprechen soll, auszuscheiden. — Auch dem Uebersetzer mußte das Bild von der Ebbe, das zu seiner Vervollständigung doch wenigstens der Fluth (Flux) bedürfte,[58]) untauglich scheinen; aber er formt daraus ein ähnliches, dessen einzelne Züge sich schicklich zusammenordnen:

Im Sturme siehst du mich umhergetrieben,
Die hohe Woge trägt mich zum Entschluß,
Sie reißt mich wieder weg —

und während der folgende Alexandriner aus dem Bilde herausfällt, hat der Uebersetzer es nicht nur festgehalten, sondern mit einem neuen Zuge ausgestattet:

C'est à vous de fixer mes fureurs incertaines:

O könntest du
Im ungestümen Meer den Anker werfen!

So weit wären wir dem kritischen Gange La Harpes, der uns an so manchen als schadhaft erkannten Stellen vorbei führte, mit geziemender und nicht unbelohnt gebliebener Auf-

---

[58]) André Chénier sagt in einer Elegie, die einen schwachen Vorklang Leopardis vernehmen läßt (ed. Becq de Fouquières, 1872, p. 217):

Flotter mes jours, tissus de désirs et de pleurs,
Dans ce flux et reflux d'espoir et de douleurs!

Dann in der späten Ode (p. 451)

Humains, lâche troupeau . . . Mais qu'importent au sage
Votre blâme, votre suffrage,
Votre encens, vos poignards, et de flux en reflux
Vos passions précipitées?

Léon A. Daudet schreibt in seinem Roman L'Astre noir (1893, p. 308): Le flux et le reflux de la passion est certaine.

merksamkeit gefolgt. Konnte die hier angestellte Vergleichung nicht zuweilen den Eindruck erzeugen, als habe die französische Kritik den deutschen Uebersetzer zu seinem Verfahren bestimmt und ermächtigt? — Mochten wir uns aber manchmal nicht auch die Frage vorlegen, ob und wie wohl der französische Autor selbst, wären ihm die Rathschläge des durch ihn herangebildeten Kritikers noch vernehmbar gewesen, sie zur Läuterung seines Textes benutzt haben würde?

Mit der Antwort auf eine solche Frage brauchen wir nicht zu zögern. Ja, Voltaire hat sie gekannt, diese Rathschläge, wenigstens die meisten von ihnen und die triftigsten; er hat sie gekannt, er hat sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, wohl erwogen, und er ließ sie unbefolgt.

Um den Voltaireschen Bühnendichtungen seine Scholien anzuhängen, hatte La Harpe nicht erst den Tod des Meisters abgewartet.

Gegen die Mitte des Jahres 1756 ließen die angesehenen Genfer Verleger, die Brüder Cramer, die Werke Voltaires, der gewissermaßen ihr Landsmann geworden, in siebzehn Bänden ans Licht treten, von denen vier, der siebente bis zehnte, die theatralischen Arbeiten in sich schlossen. Mit Genehmigung und unter den Augen des Verfassers war die Sammlung veranstaltet. Sein damaliger Secretär Colini mußte für die Correctur Sorge tragen. Ein neuer Abschnitt in der Geschichte der Gesamtausgaben Voltaires beginnt mit dieser gewichtigen Leistung des Cramerschen Verlags. Im ersten Bande las man einen, an die Verleger gerichteten, längeren Brief, ein für die Oeffentlichkeit bestimmtes Aktenstück, wie es eben nur ein Voltaire auszustellen vermochte. Der unermüdlichste, gewandteste und einflußreichste Schriftsteller seiner Zeit bedauert hier, der Urheber seiner Werke zu sein. Kaum ein einziges unter ihnen könne ihm Befriedigung gewähren; einige möchte er lieber gar nicht verfaßt haben. Je weiter man in Jahren und Kenntnissen vorschreite, um so ent-

schiedener müßte man alles schriftstellerische Thun bereuen. Seine Arbeiten leichterer Art hätten überhaupt den Druck nicht verdient. Ließ er doch, er, der bekanntlich dem Publikum stets eine so große Achtung bewiesen, ließ er doch selbst seine Henriade und seine Tauerspiele ohne das Geleit seines Namens in die Welt ausgehen! — Doch nicht bloß seine bescheidene Sinnesart will er vor den vielen Tausenden seiner Leser enthüllen: auch ein Glaubensbekenntniß will er vor ihnen ablegen. Aus gewissen Anzeichen ergab sich ihm damals hinlänglicher Grund zu der Befürchtung, weltliche und kirchliche Behörden würden manche seiner neuesten Verwegenheiten nicht ungeahndet lassen. Um nun sich oder vielmehr seine Schriften gegen solche gesetzliche Feindseligkeiten sicher zu stellen, mahnt er mit ernster Miene an seine Abstammung: er sei als Franzose geboren und als Katholik. Wenn er jetzt unter protestantischem Volke lebe, so fühle er nur um so dringender sich aufgefordert, seinen Eifer für sein Vaterland, seine tiefe Achtung vor der angestammten Religion und deren Häuptern zu bekunden. In seinen Schriften glaubt er diese Gefühle mit keinem Worte jemals verleugnet zu haben. Freilich, nur nach den echten Schriften, nach denen, die wirklich ihm angehören, nicht nach solchen, die böswillige Gegner ihm unterschieben, darf er von Freund und Feind gerichtet werden. Die vorliegende Sammlung aber umfasse alle seine Werke, daß heißt alle Fehler, die er begangen. Nur diese will er als die seinigen anerkannt wissen; er habe keine andern verschuldet.[59]) Der freche Schalk, dem jedes Mittel erlaubt scheint, um sein europäisches Publikum kirre zu machen und es in geistiger Abhängigkeit von sich zu erhalten, er will ergebungsvoll jeden Spruch dieses Publikums

[59]) Dieser Brief, unter so vielen belustigenden einer der lustigsten oder auch widerlichsten, ist ohne Datum überliefert. In der Molandschen Ausgabe 39, 15 trägt er die Nummer 3144. Man hat richtig bemerkt, er müßte vor den 12. April 1756 gesetzt werden: denn an diesem Tage berichtet Voltaire an Thieriot (39, 23): L'édition est finie depuis quelques jours. — In den spätern Drucken dieser Cramerschen Aus-

hinnehmen: mißbilligt es einige seiner Schriften, so will er selbst sie mit noch kräftigerem Tadel belegen.

In ein Exemplar dieser, durch Voltaires öffentliches Zeugniß beglaubigten, Ausgabe hat La Harpe schon früh — der Zeitpunct ist nicht genau zu bestimmen — seine kritischen Bedenken eingetragen, untermischt mit Aeußerungen bewunderungsvollen Staunens und zustimmender Begeisterung. Die Bedenken galten dem Stil, die Bewunderung galt der künstlerischen Anlage, dem geistigen und sittlichen Gehalte dieser Schauspiele, den Grundsätzen und Anschauungen ihres Urhebers. Denn damals that La Harpe noch eifrigen Dienst in der philosophischen Cohorte.

Allem Anscheine nach war Voltaire mit dem Inhalte dieses früheren kritischen Commentars vollständig vertraut. Hatte der Kritiker selbst gewagt, seine Arbeit dem Dichter vors Auge zu bringen? War sie diesem auf andere, unerlaubte Weise in die Hände gespielt worden? Genug, jene kritischen Blätter fanden sich in Ferney unter Voltaires Papieren. Er hatte den einzelnen Bemerkungen seinen Namenszug beigefügt; auf einige Hefte hatte er sogar mit eigener Hand den Titel gesetzt: Commentaires de M. de la Harpe. Möglich, daß er sie zu künftigem Gebrauche zurückgelegt. Vielleicht sollten sie ihm bei etwaigen Vorarbeiten für eine neue Ausgabe willkommene Hülfe zu nochmaliger Säuberung des Textes bieten. Er pflegte ja zu behaupten, nie sei er mit sich zufrieden, er suche immer noch Verbesserungen anzubringen;[60]) und diese Behauptung hat er auch, wie wir wissen, sein Leben lang

gabe, die nach und nach bis zu achtundfünfzig Bänden heranwuchs, kam zu den vier Bänden der Theaterstücke noch ein fünfter, der die frühere Sammlung mit den seit 1756 verfertigten Dramen bereicherte. Unter diesen später hinzugekommenen befand sich auch der Tancred, der die Bühnendichtung Voltaires in ihrer letzten Epoche jedenfalls auf das würdigste und auch am gefälligsten vertritt.

[60]) Er schreibt an Thieriot (39, 23) am 12. April 1756: vous savez que je ne suis jamais content de moi, que je corrige toujours; et il y a telle feuille que j'ai fait recommencer quatre fois.

durch die That bewährt. Den Urtheilen oder Anweisungen eines La Harpe aber mit Geringschätzung zu begegnen, kam dem Schöpfer des Mahomet niemals in den Sinn. Bis in seine letzten Jahre hat er den Verfasser des Warwick und der Melanie mit einem ungebührlichen Maß von Anerkennung bedacht. Als dieser 1776 die Lusiaden des großen Portugiesen in einer sogenannten Uebersetzung erscheinen ließ, gab Voltaire[61]) die Meinung ab, Camoens sei nicht werth eines solchen Uebersetzers, dessen Werke vielmehr selbst einen Uebersetzer verdienten.

Trotz alledem blieb Voltaire in diesem Falle der Kritik gegenüber unfügsam oder unempfänglich. Er verschmähte die Ausbeute, die für seine künstlerischen Zwecke aus den tadelnden und berichtigenden Noten La Harpes etwa zu gewinnen war, als er seit dem Juni 1777 die Gesamtausgabe vorbereitete, über die er damals mit dem aus Lille stammenden Pariser Buchhändler Panckoucke und dessen Landsmanne Decroix verhandelt hatte. Dies war die selbe Ausgabe, in der ungefähr acht Jahre später, wie ein eben erst aus dem Versteck hervorgezogenes Jena-Weimarisches Xenion es witzig genug darstellt, der gallische Tityos, der aller Scham Hohn gesprochen, voluminos aus den Pressen zu Kehl hervortreten sollte.[62]) Beaumarchais hatte den Händen Panckouckes den Plan dieser Ausgabe gewissermaßen entwunden, um dann nach erweiterter Anlage das Unternehmen großartig zu vollführen.[63])

[61]) Im Briefe an De Vaines (50, 94) vom 2. October 1776. Was es mit dieser Uebertragung des edlen portugiesischen Epos für eine Bewandtniß hatte, erfährt man aus J. B. J. Millies Vorrede zu seiner gewissenhafteren Uebersetzung der Lusiaden (Paris, Didot, 1825) 1, 13. Hier genügt es zu bemerken, daß La Harpe vom Portugiesischen nichts verstand.

[62]) In Erich Schmidts ausgiebigem und heiter belehrendem Commentar liegt alles beisammen, was zum gründlichen Verständnisse dieses Xenions (476) erforderlich scheint. (Schriften der Goethe-Gesellschaft 8, 181.)

[63]) Der Geschichte der Kehler Ausgabe ist ein treffliches Kapitel, das zweite des fünften Buches, gewidmet in Anton Bettelheims Beaumarchais (1886), einem biographischen Werke, das schon durch seine Form besticht, und das man nach seinem Gehalte immer höher schätzen

Dazu dienten ihm die Mittel, die sein Reichthum ihm darbot; dazu half ihm noch wirksamer sein rastlos erfinderischer Kopf. In siebzig und in zweiundneunzig Bänden ward durch die Kehler Ausgabe die Masse der Erzeugnisse Voltaires der Welt dargereicht,[64]) die seinem Geiste zu huldigen noch nicht verlernen wollte.

Der frühe Commentar La Harpes blieb indeß der Litteratur erhalten. Die Freunde Voltaires empfingen ihn gerade ein Vierteljahrhundert nach dem Abschlusse der Kehler Ausgabe. Im Jahre 1814 erschien er unter dem Titel: Commentaire sur le théâtre de Voltaire, par M. de la Harpe.[65]) Er hatte einen durchaus zuverlässigen Herausgeber gefunden: es war Decroix, der ursprüngliche Ordner jener Ausgabe,[66]) der dann

---

lernt, je eingehender man sich mit ihm beschäftigt. Dem Deutschen, und gewiß auch manchem unbefangenen Franzosen, wird es schwer begreiflich, wie Lenient (La Comédie française au XVIIIe siècle 2, 241) dies Werk als ein travail peu bienveillant bezeichnen konnte. Selten hat ein aus so verschiedenen Elementen gemischter Charakter ein so gewissenhaft abgewogenes Urtheil erfahren, wie Bettelheim es über seinen Helden ausspricht und durch seine ganze Darstellung begründet.

[64]) C'est lui tout entier que l'Europe attend — so suchte Beaumarchais die beabsichtigte Vollständigkeit der Kehler Ausgabe zu rechtfertigen. Der Satz ist enthalten in einem unverschämten Schriftstücke vom 25. Februar 1780, das bestimmt war, dem edlen Markgrafen Karl Friedrich vorgelesen zu werden. Loménie, Beaumarchais et son temps 2, 221. Doch vergleiche man dazu Bettelheims Berichtigung S. 430.

[65]) Die weitere Angabe auf dem Titelblatte lautet: imprimé d'après le manuscrit autographe de ce célèbre critique, et approprié aux différentes éditions de ce théâtre. Recueilli et publié par * * * Paris MDCCCXIV.) Der mit manchen anziehenden Beigaben ausgestattete, 511 Seiten umfassende, Band ist in Deutschland wohl nur wenig bekannt geworden. Auch dem aufmerksamen Herausgeber des Mahomet, K. Sachs, ist er, wie es scheint, nicht vor Augen gekommen.

[66]) Daß man ihm die Ausgabe dieses früheren Commentars verdanke, lernte ich zuerst aus einer Note zu Daunous biographischem Aufsatze über La Harpe. Decroix hat sich, nach Beuchots Aussage, sechzig Jahre hindurch als sorgfältiger Litterator mit Voltaire beschäftigt. — Wenn Loménie in seinem schönen und reichen Werke über Beaumarchais 2, 229 berichtet, die litterarische Leitung der Kehler Aus-

als tüchtigster Mitarbeiter an dem weitschichtigen Werke sich um Voltaire manigfach verdient gemacht.

In der selben Weise will er sich nun um das nachgelassene kritische Werk des noch unbekehrten La Harpe verdient machen. Wenn er seinen Namen dem Buche nicht vorsetzt, so giebt er sich doch am Schlusse der Vorrede deutlich genug zu erkennen, indem er der Sorgfalt gedenkt, mit der einst von ihm Voltaires Commentar zu den Werken Corneilles bearbeitet worden. Wir wissen nämlich, daß Decroix, und zwar er ganz allein, die Bände der Kehler Ausgabe hergestellt hat, in denen jener Voltairesche Commentar samt den Theilen des Corneilleschen Textes, auf die er sich bezieht, übersichtlich vorgelegt ward. Decroix darf sich der Schar der Getreuen beizählen, die über die Jahre der Revolution und des Kaiserreichs ihre Bewunderung Voltaires ungeschmälert hinübergerettet. La Harpes Abtrünnigkeit mußte ihn verdrießen und verletzen. Er hat 1814 dessen Commentar durch einige Bemerkungen ergänzt, in denen er seinen Mißmuth über den Kritiker äußert, der, nach eingetretener Sinnesänderung, sich erdreistet hatte, den ehemaligen Patriarchen der europäischen Litteratur unglimpflich anzutasten. Diese Bemerkungen schließt er mit dem Wunsche, der Friede, der endlich durch das Zusammenwirken weiser und hochsinniger Herrscher den Völkern wiedergeschenkt worden, möge sich auch über die Gelehrtenrepublik verbreiten. Er fügt hinzu, den ersten und kostbarsten Ertrag aus jener großen Begebenheit habe Frankreich geerntet (p. 510: C'est la France, qui a recueilli le premier et le plus précieux fruit de ce grand événement).

---

gabe sei Condorcet anvertraut worden, so möchte man vermuthen, er habe nicht einmal die Thatsachen erwogen, die Beuchot in der beachtenswerthen Vorrede zu seinem Voltaire mitgetheilt. Durchaus treffend sagt dagegen Bettelheim S. 425: „Zu Herausgebern und Commentatoren bestellt er (Beaumarchais) Panckoucks Landsmann, den Liller Decroix, und leider auch Condorcet."

In jenem früheren Commentar nun trifft der Tadel des auf die völlige Reinheit des Stils bedachten Kritikers zum großen Theil die nämlichen Worte und Verse des Mahomet, die später im Lycée der Censur unterliegen mußten. Doch stößt man auch auf eine kleine Anzahl von kritischen Sätzen und Beobachtungen, die hernach in dem Hauptwerke nicht wiederholt wurden und daher auf alle Fälle dem deutschen Bearbeiter der Tragödie unbekannt blieben. Hat dieser aber an den Stellen, die ehemals, ihm unbewußt, von der Rüge des Kritikers betroffen worden, etwas Fehlerhaftes, etwas Ungenügendes gespürt und demgemäß der Nothwendigkeit gehorcht, von den Worten des Urtextes abzugehen? —

Die Rede, mit der Phanor (1, 1, 7) den gegen Mahomet entbrannten Eifer Sopirs dämpfen will, wird eingeleitet durch den Doppelvers:

Nous chérissons en vous ce zèle paternel
Du chef auguste et saint du sénat d'Ismaël —

in dem zweifachen Genetiv (du — du) findet La Harpe eine kleine Unvollkommenheit. Goethe meidet sie, indem er zugleich den Satz durch Einführung der unmittelbaren Anrede belebt:

Wir ehren deinen väterlichen Eifer,
Des heiligen Senats erhabner Scherif.

Phanor schließt seine Rede mit der Hinweisung auf das Volk, das von der oft bewährten väterlichen Fürsorge Sopirs den Frieden erwartet und erfleht (1, 1, 31):

Et ce peuple, en tout temps chargé de vos bienfaits,
Crie encore à son père et demande la paix.

Das Ohr La Harpes vermißte in dem Crie encore den üblichen Wohlklang. Aber schon im Briefe an Cideville vom 19. Juli 1741 (36, 86) hatte Voltaire den Ausdruck, den er beharrlich festhielt, zu vertheidigen gehabt. Die Lesart invoque encor son père war entweder von ihm selbst zuerst gewählt oder von Cideville empfohlen worden. Aber der

Dichter ließ die Empfehlung nicht gelten: invoque ist ihm zu schwankend. Die Lesart, die er als eine bei weitem trefflichere vorzieht, giebt, seiner Meinung nach, ein Bild, erweckt eine genau bestimmte Vorstellung. Goethe schreibt, als hätte er in seinem Texte invoque gelesen:

Und dieses Volk, das du so lange Zeit beglückt,
Ruft seinen Vater an, und fordert Frieden.

1, 4, 137. Omar will, da Sopir ihm hartnäckig widersteht, sich an den Senat wenden, den jener selbst als einen Mitherrscher anzuerkennen scheint:

Mais puisqu'un vil sénat insolemment partage
De ton gouvernement le fragile avantage —

Für La Harpe ist insolemment ein müßiges Wort; Goethe weiß es zu verwenden:

Doch da, wie du gestehst, ein abgewürdigter
Senat das schwache Reich mit dir zu theilen
Sich anmaßt; —

Im ersten Auftritte des zweiten Actes schildert Seide in einer Rede, die schon einmal unsere Aufmerksamkeit an sich gezogen, von welchen Gefahren er sich umdrängt gefühlt, nachdem Palmire ihm gewaltsam entrissen worden und er am Ufer des Saibar verzweifelnd unter den Todten dalag. Er ruft das Mitgefühl der Geliebten an:

2, 1, 11. O ma chère Palmire, en quel gouffre d'horreur
Tes périls et ma perte ont abîmé mon coeur!

Hatte La Harpe nicht Recht, wenn er dieser Phrase einen Mangel an Deutlichkeit, an scharfer Bestimmtheit vorwarf? Aber was hier fehlt, versteht Goethe durch eine leichte Aenderung zu ersetzen: Dein Verlust statt ma perte —

In welchen Abgrund stürzte,
Geliebteste Palmire, dein Verlust
Mein armes Herz.

Seide hat seiner Palmire gestanden (3, 1), daß der Drang seiner Empfindung ihn zu Sopir hingezogen, daß er sich

glücklich gefühlt unter den Augen des Mannes, den er hassen soll und, trotz innerem Widerstreben, zu hassen auch bereit ist. Da bekennt Palmire dem Geliebten, daß sie jene Regung mit ihm theile: auch sie fühle, gleich ihm, sich gestimmt, dem edlen Greise Vertrauen entgegen zu bringen:

3, 1, 33. Ah! que le ciel en tout a joint nos destinées!
Qu'il a pris soin d'unir nos âmes enchaînées!

Der Kritiker hatte geglaubt, hier anmerken zu sollen, daß der zweite dieser Verse dem Inhalte des ersten nichts hinzufüge. Goethe wußte aus diesem anscheinenden Ueberflusse seinen Vortheil zu ziehen:

Wie hat der Himmel unser Schicksal doch
In allem inniglich verbunden! uns
Zu Einem Willen, väterlich, vereint!

In der Uebersetzung ward also dem Gefühle, in dem die Liebenden, die Geschwister sich begegnen, der geheimnißvollen Hinneigung zu dem noch nicht erkannten Vater ein noch verstärkter Ausdruck geliehen. Dagegen hat der Bearbeiter den übrigen Theil dieser Wechselrede absichtlich in einem matteren Tone gehalten. Es lag ja im Plane des französischen Autors, unsern Abscheu vor dem Verbrechen, zu dem Seide gezwungen wird, dadurch noch zu steigern, daß er die Gewissensqualen, die vor und nach der Unthat den widerwilligen Verbrecher und die leidende Mitwisserin durchwühlen, unter Beihülfe seiner aufreizenden Rhetorik so überzeugend wie möglich schilderte. Das Lucrezische

Tantum religio potuit suadere malorum

sollte von allen Seiten her eine schauerliche Beleuchtung empfangen. Schon der Vorgedanke des Mordes füllt die Gemüther der beiden schuldlosen Gläubigen mit wirrer Angst; sie beben zurück; und doch muß die Ehrfurcht vor dem geoffenbarten Willen Gottes, doch muß der religiöse Wahn die Armen überwältigen: nach dem Gebote des Hohenpriesters muß der Mordgedanke zur That werden. Durch die leisen

Aenderungen, die er sich hier gestattet, will Goethe nur verhüten, daß diese unerträgliche That ganz und gar aus dem Bereiche des Denkbaren, des Menschlichen heraustrete; er will sie bis auf einen gewissen Grad begreiflich machen. Zu diesem Behufe verringert er das Maß der Geistes- und Herzenspein so wie der Zweifelsqual, die dem Morde vorangeht. Wird hierdurch auch die augenblickliche theatralische Wirkung des Zwiegespräches verringert, so läßt sich das verschmerzen; es bleibt ja immer noch ein genügender Vorrath an eindrucksvollen Greueln. Seide jammert:

3, 1, 31. Mais malgré le courroux dont je dois m'animer,
Qu'il est dur de haïr ceux qu'on voulait aimer!

Im Deutschen hört man nichts von diesem antithetisch gefaßten Klagerufe:

Und will der Stimme, die für ihn sich regt,
In meinem Herzen kein Gehör verleihn.

Unmittelbar nach ihren oben angeführten Versen schildert Palmire ihr zwiespältiges Gefühl:

Hélas! sans mon amour, sans ce tendre bien,
Sans cet instinct charmant qui joint mon coeur au tien,
Sans la religion que Mahomet m'inspire,
J'aurais eu des remords en accusant Zopire.

Im Deutschen muß sie ihre Liebe, ihr religiöses Empfinden stärker betonen, von ihren Gewissensbissen aber schweigen:

Auch ich, Geliebter, wär ich nicht die Deine
Und zöge mich unwiderstehlich nicht
Die Liebe zu dir hin, begeisterte
Mich Mahomets erhabne Lehre nicht,
Wie dich, wie gern würd' ich Sopiren trauen.

Unser Dichter läßt denn auch den Jüngling entgegnen:

Das ist Versuchung, die uns zu dem Manne
Zu reißen strebet —

während Voltaire auf die Gewissensbisse zurückkommt:

Laissons ces vains remords —

Kaum dürften wir hier solchen unscheinbaren Einzelheiten eine so genaue Betrachtung gönnen, wenn nicht auch an ihnen deutlich würde, daß der Uebersetzer in jeder Scene, in der Behandlung eines jeden Charakters Einklang und Einheit der von ihm angeschlagenen Stimmung sorgsam wahrt, mag er nun den Grundton des Originals kräftiger oder schwächer wiederklingen lassen.

Wie ängstlich der freieren Dichterrede gegenüber die Wortkritik die Forderungen der Schulgrammatik aufrecht halten wollte, zeigt die Bemerkung zu den Versen Palmirens 3, 3, 39:

Esclave de vos lois, soumise à vos genoux,
Mon coeur d'un saint respect ne perd point l'habitude.

La Harpe findet hier eine Art Ellipse; er meint, man müsse annehmen, es stehe étant à vos genoux. Goethe bewegt sich hier frei neben dem französischen Text einher:

An deinen Lehren und Befehlen hält
Der Ehrfurcht heilige Gewohnheit mich.

Die große Mahnrede, durch die der Prophet den vor dem Verbrechen zurückschwankenden Seide vollends bethört, umfaßt neben andern mittelmäßigen Versen auch diesen:

3, 6, 40. Quand je demande un sang à lui seul adressé —

à lui das heißt à Dieu. La Harpe tadelt den keineswegs zutreffenden Ausdruck un sang adressé. Goethe giebt die durchaus angemessene Umschreibung:

Wenn ich die Strafe seines Feinds verlange.

Der vorletzte Auftritt des Dramas bringt in einer Erzählung Omars (5, 3, 1—19) eine Art von Botenbericht, wie er die griechische Tragödie und deren angebliches Nachbild, die französische, zu schmücken pflegt. Er soll überleiten zu den abstoßend widerlichen Vorgängen, durch die in der letzten Scene die nöthige Schlußwirkung herbeigezwungen wird. Omar schildert, wie die Menge, bis zur äußersten Wuth er-

hitzt, unter Führung des rachedürstenden, durch das Uebermaß des Jammers zu wilder Empörung getriebenen Seide den blutigen Leichnam Sopirs daherträgt; er läßt befürchten, daß kein erfolgreicher Widerstand möglich sei gegen die rasenden Massen, die jetzt den ertappten Propheten samt seinem Gott verabscheuen und zu seinem und seiner Anhänger Verderben in laut tobender Verzweiflung heranstürmen. Gerade hier müßte der Dichter nach durchdringender Kraft und Schärfe des Ausdrucks streben, damit die ineinander gedrängten Bilder sich der Anschauung mit mächtiger Deutlichkeit einprägen. Und eben hier begnügt er sich mit abgeblaßten Beiwörtern und werthloser, zuweilen ganz hohl tönender Phrase, dem leidigen Zierrath einer entnervten Dichterrede. Hier seien nur die folgenden sieben Verse ausgehoben:

Séide est à leur tête, et d'une voix funeste
Les excite à venger ce déplorable reste.
Ce corps, souillé de sang, est l'horrible signal
Qui fait courir ce peuple à ce combat fatal.
Il s'écrie en pleurant: Je suis un parricide!
La douleur le ranime, et la rage le guide.
Il semble respirer pour se venger de toi.

Von diesen Zeilen hat La Harpe nur die ersten vier seiner Kritik unterworfen. Voix funeste ist ihm hier ein unbestimmter Ausdruck; horrible signal und combat fatal bezeichnet er als Nachlässigkeiten (négligences). Wer möchte ihm widersprechen? — Aber an dem wahrhaft kläglichen déplorable reste scheint er keinen Anstoß zu nehmen; auch das rohe je juis un parricide scheint ihn nicht zu verletzen. Wie Goethe diese ganze so „hitzig übertriebene" und doch so schwächliche „Rednerei" beurtheilte, das erkennt man sattsam aus der Umbildung, die er mit diesem Theil des Berichtes vorgenommen:

Seide geht voran. Mit heißen Thränen
Ruft er zur Rache sie des Vatermords.
Ein jeder will den blutgen Leichnam sehen,

Und aus der Neugier, ströhmet neue Wuth.
Seide klagt sich an: Mein ist die That!
Und schmerzlich angefacht, entbrannt von Rache,
Scheint er nur noch zu leben wider dich.

Die „Thränen" nahm er in den ersten Vers aus dem französischen fünften herüber (s'écrie en pleurant); aus diesem fünften kam auch der „Vatermord" in seinen zweiten: hier wird eben so wie gleich hernach („Mein ist die That!") anstatt des Verbrechers das Verbrechen genannt. Der déplorable reste ist glücklicher Weise ganz geschwunden; die nichtssagenden funeste, horrible, fatal und auch die Hauptwörter, denen sie zur Verbrämung dienen sollen, haben gleichfalls im Deutschen keine Spur zurückgelassen. —

Gern möchten wir zu unserer Belehrung erfahren, warum der Patriarch von Ferney sich gegen die Einzelkritiken seines La Harpe so störrisch verhielt. Hätte er doch die Gründe der Ablehnung, wenn auch nur flüchtig, in einem Briefe angedeutet, ähnlich wie er in dem uns schon bekannten Schreiben an Cideville vom 19. Juli 1741 die kritischen Einwürfe dieses Freundes besprochen und meist zurückgewiesen hatte. So mußte er gegen Cideville auch den für niedrig gescholtenen Ausdruck ciment de l'amitié in Schutz nehmen; — Sopir fragt entrüstet den Propheten:

2, 5, 101. Quel serait le ciment, réponds-moi, si tu l'oses,
De l'horrible amitié qu'ici tu me proposes?

Goethe hat in der That den derberen bildlichen Ausdruck durch einen geläufigeren ersetzt:

Welch ein Pfand vermagst du
Zur Sicherheit der unnatürlichen
Verbindung vorzuschlagen? —

Eine andere Bemerkung Cidevilles, die Voltaire in dem genannten Briefe ebenfalls zurückgewiesen, muß ihm in der Folge dennoch eingeleuchtet haben. — Wie großsprecherisch

äußert sich Omar, indem er seine ungemessene Bewunderung des Propheten rechtfertigen will:

1, 4, 73. J'associai ma vie à ses travaux immenses:
Des trônes renversés en sont les récompenses.

Umgestürzte Throne, hält Cideville dem Dichter entgegen, haben doch nur geringen Werth. Nein, nein, scherzt Voltaire, les morceaux en sont bons. Später jedoch erschienen auch ihm zerbröckelte Throne als eine ungenügende Belohnung für den thätigen Glaubenseifer eines solchen Bekenners; Omars Lohn ward beträchtlich erhöht:

Des trônes, des autels en sont les récompenses.

Da schloß ich diesen ungeheuern Thaten
Mein Leben an, und Thronen und Altäre
Erwarben wir; ich theile sie mit ihm. —

Als Kronprinz Friedrich 1739 sich mit dem ersten und zweiten Acte des Mahomet bekannt gemacht, war ihm, gleich zu Anfang des Dramas, eine ungewohnte und, wie er glaubte, unzuläßige Wortfügung aufgefallen. Er hatte da gelesen:

1, 1, 13. Et des embrasements d'une guerre immortelle
Ecraser sous vos pieds la première étincelle.

Zweifelnd fragt er im Briefe vom 9. September (35, 325) den verehrten Lehrmeister französischer Poesie, ob der Gebrauch verstatte, écraser mit étincelles zu verbinden. Den Prinzen will es bedünken, das hier gebotene Wort sei éteindre oder étouffer. Diesem Vorschlage des erlauchtesten seiner Kritiker hat sich Voltaire denn auch gefügt, und zwar, wie wir annehmen dürfen, nicht bloß aus Nachgiebigkeit gegen den fürstlichen Bewunderer: vielmehr erkannte er den Vorzug der empfohlenen Lesart; écraser ward durch étouffer verdrängt, und Goethe übersetzte:

Und eines Bürgerkrieges furchtbarn Brand,
In seinen ersten Funken, weise, tilgtest. —

Indem wir so der französischen Kritik nachgingen, bis sie uns in alle Winkel und Ecken des Voltaireschen Trauerstückes

hineingelockt, haben wir zugleich den Vortheil erlangt, den deutschen Dichter bei seiner Uebersetzerarbeit genau zu beobachten. Gerade eine solche Art der Beobachtung erschien unserm diesmaligen Zwecke gemäß. Für Zwecke anderer Art bleibt es wünschenswerth, ja, erforderlich, die Vergleichung zwischen Urschrift und Dolmetschung nach einem streng festgehaltenen grammatischen Schema durchzuführen und die gleichen oder verwandten Spracherscheinungen in besondere Gruppen zusammen zu ordnen. Hier aber sollten deutliche Beispiele nur das Gesamtverhältniß zwischen Goethe und Voltaire veranschaulichen; sie sollten, von verschiedenen Seiten her, das Verfahren des selbständigen Künstlers beleuchten, der in der Wiedergabe des Voltaireschen Wortes die veredelnde Kraft seines eigenen Dichterwortes bewähren muß.

Diese veredelnde Kraft wirkt vielleicht am entschiedensten auf diejenigen Stellen, die der französischen Kritik keinen Anlaß zur Rüge bieten konnten, eben weil sie nach Inhalt und Ausdruck mit Wesen und Form der französischen Tragödie des achtzehnten Jahrhunderts vollkommen übereinstimmten. Empfindungsvolle Zeitgenossen Voltaires, denen von den Predigern der Aufklärung, den Vorfechtern der Toleranz der feste Glaube an die Verderblichkeit aller religiösen Lehrsätze eingepflanzt ward, mußten sie nicht in ihren Gemüthern eine erquickliche Erschütterung verspüren, wenn sie aus dem Munde Sopirs die Verse vernahmen, die sich schicklich als Wahrspruch dem Trauerspiel voranstellen ließen? Der alte Scherif trägt sie der noch gläubigen Palmire vor:

1, 2, 69. O superstition! tes rigueurs inflexibles
Privent d'humanité les coeurs les plus sensibles.

Superstition — das heißt: Religion — mit der natürlichen Beigabe der rigueurs inflexibles; humanité, coeurs sensibles — was bedurfte es mehr, um die Herzen edler Hörer mit Empörung zu füllen und in Rührung schmelzen zu lassen? —

Unter Goethes Händen müſſen die Verſe des ſteifen modiſchen Prunkes vorrevolutionärer Beredſamkeit ſich entäußern; ein wahrer Empfindungslaut belebt die Worte Sopirs:

Ach! in des Aberglaubens feſten Banden
Verliert dein ſchönes Herz die Menſchlichkeit.
Wie jede Knechtſchaft, raubt auch dieſe dir
Den freyen Blick, das Würdige zu ſchätzen.

Wer als echtbürtiger Sohn des menſchenliebenden Jahrhunderts gelten wollten, mußte gefühlvoll einſtimmen in den Wunſch Sopirs 3, 8, 21:

Exterminez, grands dieux, de la terre où nous sommes,
Quiconque avec plaisir répand le sang des hommes!

Aus dieſem Alexandrinerpaar durfte der Ueberſetzer ſich wenigſtens das platte, nur durch Reimnoth herbeigezwungene où nous sommes als hinweggeſtrichen denken:

Vertilget, große Götter, von der Erde
Den Mann, der Menſchenblut mit Luſt vergießt!

Die Anhänger des Dogmas von der unbedingten Menſchenliebe, die ſich an dieſen nüchternen Verſen erbauten, wie hätten ſie vermuthen ſollen, daß noch vor dem Ausgange des aufgeklärten Jahrhunderts Tage kommen würden, in denen es unſtatthaft ſchiene, die Luſt am Blutvergießen auf öffentlicher Bühne zu verdammen? In der That durfte zur Zeit der Schreckensherrſchaft Sopir ſeinen durchaus unrepublikaniſchen Wunſch nicht auf den Bretern hören laſſen. Das war die ſelbe Zeit, in der man nicht duldete, daß der Tod Cäſars, den Voltaire den erſten drei Acten des Shakeſpeareſchen Julius Cäſar in ſeiner Weiſe nachgedichtet hatte, mit der freiheitswidrigen, den hingemordeten Tyrannen verherrlichenden Rede des unzuverläſſigen Republikaners Mark Anton unſchicklich endigte: Gouhier, ſpäter Mitglied des Directoriums, mußte die zweite Hälfte des dritten Actes ins Revolutionäre umdichten. Da ward denn Mark Anton als ein der Knechtesgeſinnung verdächtiger Lobredner des Tyrannen ſchmählich zu

Falle gebracht, und das gesäuberte Werk schloß mit dem Weiherufe:

Vive la liberté! vive la république!

So lohnte damals die Revolution dem einflußreichsten Schriftsteller, in dem sie doch wiederum, mit Recht oder Unrecht, einen ihrer wirksamsten Förderer, wenn nicht gar einen ihrer Urheber, erkannte und verehrte. Das war auch die nämliche Zeit, in der die gebildetere Gesellschaft der französischen Hauptstadt, sonst zum Schweigen und Dulden verurtheilt, wenigstens im Schauspielhause, wo man in zahlreicher Versammlung sich vor den unmittelbaren Eingriffen roher Gewalt sicher hielt, den genügenden Muth besaß, um dem lauten Ausbruche ihrer wirklichen Empfindung nicht zu wehren. Regelmäßig erfolgte ein solcher Ausbruch, wenn M. J. Chéniers Tragödie Caius Gracchus auf den Bretern erschien. Gespannt harrte man der zweiten Scene des zweiten Actes, in der ein pathetischer Redekampf zwischen den Vertretern der Aristokratie und den Vertheidigern der Volksrechte sich abspielte. Von den Worten des Gracchus erhitzt, wollen die Plebejer sich auf den Consul Opimius und die senatorischen Machthaber stürzen, um sie mit unmittelbarem Tode zu strafen; aber der edle Volksfreund hindert jede Mordthat; er will die humanité gewahrt wissen. Er ruft in die wüthende Masse hinein:

Des lois, et non du sang: ne souillez point vos mains.
Romains, vous oseriez égorger des Romains!
Ah! du sénat plutôt périssons les victimes;
Gardons l'humanité, laissons-lui tous les crimes.

Des lois et non du sang — wie ein Losungswort der Befreiung kam es über die Lippen des Schauspielers; in der lärmenden Begeisterung der Hörer verrieth sich der Wunsch aller Herzen. Ein jeder schien die Forderung, die von der Bühne herab ihm entgegenscholl, nachsprechen und zu seiner eigenen machen zu wollen. Die Empörung gegen das Blut-

regiment sollte doch im Beifallklatschen sich entladen. Das Publikum bekannte sich dadurch zur Sinnesweise der Gemäßigten. Durfte man aber ein so unpatriotisches Bekenntniß straflos wagen? Chénier mußte erleben, daß an einem Abend — es war am 6. März 1793 — diesem Beifallsjubel plötzlich Einhalt geboten ward. Auf dem Balkon des Theaters erhob sich mit Geberden des Zornes einer der Zuschauer, um der Versammlung, die etwa fünfzehnhundert Köpfe zählen mochte, entgegenzuschreien: Blut, und keine Gesetze! (Du sang, et non des lois!) Als man diesen blutlechzenden Gesetzesfeind zum Schweigen bringen wollte, gab er sich als Mitglied des Conventes zu erkennen, schleuderte in wachsender Wuth das Abzeichen seiner Repräsentanteuwürde ins Parterre hinunter, und erging sich dann in Anklagen und Drohungen wider die laue Gesinnung des Dichters und wider die verbrecherische Menge, die offenbar die Gegenrevolution begünstige, indem sie laute Freude an so verrätherischen Grundsätzen bezeige. Als er scheltend das Theater verließ, hatte sich der meisten Zuschauer ein dumpfes Angstgefühl bemächtigt. Bald waren sie still hinweggeschlichen. Der Name des offenherzigen Volksvertreters, der sein wahres Gelüsten vor aller Welt kund gab, wird in einigen Berichten verschwiegen. Wir wissen, es war Albitte, der, später bei Seite gedrängt, damals die Macht besaß, Gegnern zu schaden; im Sommer 1793 finden wir ihn als Commissär des Convents bei der Alpenarmee an der Seite von Dubois-Crancé, Nioche und Gauthier. Chénier aber galt seinen herrschenden Collegen im Convent, die schon früher ihn argwöhnisch angeblickt, entschieden als ein Verdächtiger; [67]) sein Caius Gracchus war das Werk eines schlech-

[67]) Das Datum dieses Vorganges, der selbst für jene Zeit fast undenkbar erscheint, entnehme ich aus E. Jauffret, Le Théâtre Révolutionnaire, Paris 1869, p. 157. Vgl. Étienne et Martainville, Histoire du Théâtre Français depuis le commencement de la révolution, Paris an X, 3, 149. Mit den derbsten Farben hat La Harpe diese Scene ausgemalt. Sie wird auch von Charles Labitte geschildert

ten Bürgers, und der Dichter, der nur allzu bereitwillig der Revolution seine Dienste geleistet hatte, fühlte seinen Kopf von dem Fallbeile bedroht.

Um jene Zeit standen die Wörter sensibilité, sensible in ernstlicher Gefahr, die ehrenvolle Bedeutung, die man ihnen vordem ertheilt hatte, völlig einzubüßen. In Dramen und Romanen, in Geschichtswerken, Erziehungs- und Erbauungsschriften, in Naturbeschreibungen, in religionsfeindlichen Auslassungen der Philosophenschule, — kurz, auf allen Gebieten der Litteratur, im ganzen Umfang der Modesprache waren diese Ausdrücke zu hohen Würden, zu einem, wie man glauben mußte, festbegründeten Ansehen gelangt. Freilich hatte sich das Geschlecht, das der Revolution unmittelbar vorhergegangen, an einen allzu verschwenderischen Gebrauch dieser Worte gewöhnt; und so waren die Vorstellungen, die man ursprünglich an sie geknüpft, nach und nach etwas ins Schwanken gerathen. Dennoch glaubte jeder einer höheren Adelsklasse der sittlichen Menschheit einverleibt zu werden, wenn er sich selbst ein er-

in seinem trefflich gearbeiteten Artikel über Chénier, Etudes littéraires 2, 89. Ich weiß aber nicht, woher dieser sonst so zuverlässige Litterator die Nachricht nimmt, La Harpes Erzählung sei in den späteren Ausgaben des Lycée weggefallen. In der großen Didotschen, die ich benutze, steht sie ausführlich 2, 85. Um übrigens die Wahrheit jenes Vorganges zu erhärten, brauchte man sich nur auf Chénier selbst zu berufen, wenn — man ihn gelesen hätte. Er sagt in der an den Citoyen Daunou gerichteten Widmungsepistel vor seinem Fénélon (Oeuvres, Paris 1827, 2, 266), sein Caius Gracchus sei von den Bretern verbannt worden als suspect d'aristocratie. Dann fährt er fort: N'ont-ils (nämlich seine Gegner) jamais ouï dire qu'en plein spectacle un homme que je ne veux pas nommer, puisqu'il est aujourd'hui sans pouvoir, entendant Gracchus s'écrier Des lois et non du sang, m'accusa devant quinze cents spectateurs d'être un ennemi de la liberté? — In einem der folgenden Sätze erinnert er an die Thatsache, qu'un mois avant la chute du tyran populaire, des hommes qui vivent encore sollicitaient devant moi, dans un comité redoutable, un décret d'accusation contre moi? — Ueber Albitte findet man einiges bei Th. Jung, Dubois-Crancé, Paris 1884, 1, 374. Die russische Kälte tödtete 1812 den würdigen Patrioten.

höhtes Maß von sensibilité zuschreiben konnte, oder wenn sein Nebenmensch ihn als sensible bezeichnete.[68]) Aber die Tage kamen, da man sich, nach Madame Rolands Worten, unter dem Messer Robespierres und Marats befand. Da ward ein Geistlicher in den Kerker geworfen, wenn er dem zur Guillotine Verurtheilten bei der letzten Beichte eine wärmere Theilnahme bezeigt hatte.[69]) Damals schien die einst so ehrenvolle Bezeichnung den Keim einer Todesdrohung zu enthalten. Als im Verlaufe des Jahres 93 die Guillotine ihre beschleunigte Thätigkeit begonnen hatte, da regte sich doch in manchen Männern des Convents ein Mitgefühl mit den Schlachtopfern oder der Ekel vor den Schlächtern. War

[68]) Ganz richtig sagt La Harpe im Lycée 1, 599 von der sensibilité, das Wort sei devenu le refrain de ceux qui n'en ont pas. Es könnte den Stoff zu einem höchst anziehenden Kapitel liefern. — Selten wohl hat das in vollem Ernste gebrauchte sensible eine so lustige Wirkung erzielt, wie in den Versen, die Florian an La Harpe richtete, um dessen Bearbeitung des Sophokleischen Philoktet zu preisen (Oeuvres complètes, Paris 1829, 10, 164):

Je ne sais pas le grec; mais mon âme est sensible,
Et pour juger tes vers il suffit de mon coeur.
J'ai reconnu en toi l'élève de Voltaire.
Souviens-toi qu'en mourant l'Hercule littéraire
T'a désigné pour successeur.

Dieser Nichtgrieche mit der empfindungsvollen Seele sagte in seiner akademischen Antrittsrede von La Harpe als dem erprobten Schüler Voltaires (Oeuvres 10, 8): Celui que l'élite de la capitale court applaudir avec transport, lorsqu'il révèle dans le lycée les secrets de cet art sublime qui lui inspira Warwick, Philoctète et Mélanie; l'infaillible interprète du goût daigna me donner des leçons. — Nicht leicht sind über einen Schriftsteller jener Zeit so viele Mißreden in Umlauf gebracht worden wie über La Harpe: es ziemt sich, auch der ehrenden Zeugnisse zu erwähnen.

[69]) Ich denke hier an die, in jedem Sinne klägliche, Geschichte des armen deutschen Abbé Lothringer, wie sie aktenmäßig beglaubigt vorliegt bei Campardon, Histoire du tribunal révolutionnaire 1, 92, und Mortimer-Ternaux, Histoire de la terreur 8, 559. — Si de pareils faits, sagt der letztgenannte treffliche Forscher 8, 282, n'étaient pas consignés dans des procès-verbaux authentiques, on se refuserait à y croire.

irgend eine umfassende Handlung der revolutionären Gerechtigkeit verübt worden, so daß, wie etwa am 31. October, die Zufuhr zum Blutgerüste sich über das gewöhnliche Maß hinaus vermehrte, dann ermuthigte man sich wohl zu der verwegenen Frage, wann die Metzeleien endigen würden? — Alsbald ward eine solche Frage übertäubt durch die höhnischen Rufe, die von den Herrschern des Berges und der Gefolgschaft der Jakobiner ausgingen: „Sie sind gefühlvoll, die Herren! Sie sind empfindsam!" (Ils sont sensibles, ces messieurs!) Damit war den vorlauten Fragern ein klügliches Stillschweigen auferlegt. Sie trugen gerechte Scheu, sich einem ähnlichen Verdachte wieder auszusetzen. Sie beeilten sich durch Reden oder Thaten den Zwingherren Frankreichs und deren mordgewohnten Schergen den Beweis zu liefern, daß keine Beimischung menschlichen Empfindens die Lauterkeit ihrer revolutionären Gesinnungen trübe.

Und mußte nicht jeder bis zu völliger Unempfindlichkeit erstarrt sein, der einen Mitspieler, ja nur einen Zuschauer abgeben wollte bei dem ungeheuerlichen Geschichtsdrama, das damals auf dem Boden Frankreichs zur Darstellung gelangte? Vor der Tragödie, die in den Gassen einherstürmte, die in den Sälen der Tribunale, in Gefängnissen und auf Richtplätzen ihre Sitze aufgeschlagen hatte, wurden die künstlichen Schrecken der tragischen Bühne zu nichte. Wagte man sich aber an die Aufgabe, im Schauspiele die Erscheinungen der Wirklichkeit wiederzuspiegeln, so ward nur das Eine offenbar, daß Verfasser, Darsteller und Zuschauer solcher Dramen den letzten Rest künstlerischen Sinnes eingebüßt, den letzten glimmenden Funken natürlichen Menschengefühls in sich erstickt haben mußten. In der Stadt, für die noch jüngst Voltaire seine Trauerspiele und Beaumarchais seine Komödien geschrieben, fanden sich zwei Tage nach Marie Antoinettens Hinrichtung (18. October 93) Schauspieler und ein bis zur Begeisterung empfängliches Publikum für die Fratzenbilder, mit denen der

gemeine Aberwitz eines Sylvain Maréchal die „Prophetie“ vom Jüngsten Gericht der Könige (Le Jugement dernier des Rois) schamlos ausstaffirt hatte. „Wir verlieren den Geschmack“, schrieb Voltaire im August 1775 an Friedrich, „aber wir gewinnen dafür das Vermögen, zu denken.“ — Daß wenigstens der erste Theil dieses Ausspruches zur gräulichen Wahrheit geworden, das bezeugte in den Jahren der Revolution die gesamte Litteratur und nicht zum mindesten das Drama.

Mit Entsetzen und Abscheu hätte sich Voltaire von allem hinweggewandt, was in jenen Jahren auf dem Gebiete der Wirklichkeit und auf dem Kunstgebiete der Bretter zur Schau gekommen. In helle Empörung aber wäre sein Widerwille ausgebrochen, wenn man an der Urheberschaft dieser namenlosen Greuel, an diesen frechen Sünden wider den guten Geschmack ihm einen Antheil aufgebürdet hätte, ihm, der ehedem auch mit dem Worte sensible nicht zu kargen pflegte, ihm, dessen thätige Menschenliebe durch so manche Handlungen seines Lebens bewährt worden.[70]) Doch — facilis descensus Averno; leicht gehts hinab nach unten. Von La Harpes Melanie führt rasch ein kurzer Weg zu den im Klosterkerker schmachtenden Unglücklichen, durch deren Vorführung der Schauspieler und Schauspieldichter Monvel die Nerven seines schon abgestumpften Publikums zu überreizen verstand.[71]) Und bietet sich etwa

[70]) Im Vorworte zu seinem 1782 von der Akademie gekrönten Gedichte Voltaire et le serf du mont Jura sagt Florian, der in seiner Jugend Voltaires Gunst reichlich genossen (Oeuvres 10, 50): Le nom de M. de Voltaire s'unissait de lui-même, dans mon esprit, avec le mot d'humanité; et je croyais impossible de parler de l'un sans parler de l'autre. — Vgl. Grimm-Diderot, Corresp. Littér. (ed. Tourneux) 13, 196.

[71]) Das Machwerk, auf das ich hier anspiele, die Victimes cloîtrées, rührt von dem selben Komödianten Monvel her, der am zehnten Frimaire des zweiten Jahres der einen und untheilbaren Republik (30. November 93) in der Kirche Saint-Roch eine überaus schwungvolle Predigt zur Verherrlichung der Göttin Vernunft gehalten hat. Dieser

kein Uebergang von Voltaires Mahomet zu den gottesläſterlichen Schändlichkeiten, die eine ſansculottiſche Hörerſchar mit ihrem brüllenden Beifalle beehrte? Es ließe ſich immer noch unterſuchen, welcher Grad der Geiſtesverwandtſchaft beſtand zwiſchen den halb entmenſchten Maſſen, die zur Zeit des Schreckens die Theater von Paris bevölkerten, und den durchaus gebildeten Zuſchauerkreiſen, die Jahrzehnte zuvor von tragiſchen Schauern ergriffen und überwältigt worden, als die kunſt- und naturwidrigen Miſſethaten des Voltaireſchen Religionsſtifters ſich vor ihnen enthüllten.

---

redneriſchen Leiſtung, die ſogar in einem beſondern Drucke dem republikaniſchen Frankreich zugänglich gemacht ward, muß man in den litterariſchen Annalen jener Zeit einen würdigen Platz zugeſtehen. Der Redner ſoll ſpäter zu wirklicher Vernunft gekommen ſein und über ſeine oratoriſche That Reue gehegt und geäußert haben, was wir zu ſeiner Ehre gern glauben wollen.

3.

Als Goethe aus dem bunten und doch so einförmig scheinenden Haufen der französischen Tragödien den Mahomet zur Bearbeitung herausgegriffen, gab Schiller im Briefe vom 15. October 1799 der Wahl seinen Beifall. Die Spuren der ihm widerwärtigen, eigentlich französischen, Manier erschienen ihm hier minder auffällig als in andern Stücken, die er sich ins Gedächtniß rief; auch dem Stoffe mußte er eine gewisse Anziehungskraft zugestehen. Aber er konnte doch seine Billigung nicht ohne Vorbehalt aussprechen. Die Wahl wird von ihm gut geheißen, falls einmal der Entschluß fest stehe, es mit einem französischen, und zwar mit einem Voltaireschen, Stücke zu versuchen. Der Dichter, der jüngst den Wallenstein geendigt und die Arbeit an der Maria Stuart eben begonnen, er steht dem Unternehmen des Freundes nicht gleichgültig, aber zweifelnd gegenüber. Daß sich daraus etwas Nachhaltiges zum Frommen des deutschen Theaters ergeben werde, ist ihm nicht glaublich. Doch wünschte ja auch er, die höheren Kunstzwecke, die Goethe dabei ins Auge gefaßt, erreicht zu sehen. Dieser kostbare Brief vom 15. October gewinnt in unserer Schätzung noch höheren Werth, wenn wir ihn ansehen als einen kritischen Vorläufer der Stanzen, in denen Schiller das dramaturgische Beginnen Goethes rechtfertigt: aber zu dieser Rechtfertigung gelangt er erst, nachdem er im Schwunge des Rhythmus die nun errungene Selbstherrlichkeit des einheimischen Genius hinreißend gefeiert.

Hätte der Uebersetzer des Mahomet der Ermunterung bedurft, so brauchte er nur auf die heiter antreibende Stimme seines fürstlichen Freundes zu hören. Carl August war, wie es etwa einem litterarischen Zöglinge Friedrichs des Großen geziemt hätte, seiner Vorliebe für die strenge französische Form treu geblieben. So gab er denn auch den Wunsch nicht auf, seine Dichter zur Anerkennung und, wo möglich, zur Nachbildung dieser Form zu bewegen. Er hielt sich überzeugt, daß nur in dieser engen Umgrenzung das Schöne feste Gestalt gewinnen könne. Die Führer der deutschen Poesie durften hier weder seiner Ueberzeugung nachgeben noch seinen Winken folgen. Nun aber wollte Goethes Künstlerhand eine französische Tragödie, nur leicht umgeformt, auf die deutschen Breter führen. Da überließ sich der Fürst der freudigen Zuversicht, daß hiermit sein Wunsch sich zu verwirklichen beginne. Einen Tag des Heils sah er für die deutsche Bühnenkunst aufgehen. Er zweifelt nicht, daß nun für sie „eine neue und sehr wichtige Epoque" herannahe. Wohl sieht er ein, wie schroff das Unternehmen einer Dolmetschung Voltairescher Tragödien dem Sinne und Wesen des großen Deutschen widerstehen muß. Nur um so höher will er ihm diese That der Selbstüberwindung angerechnet wissen; scherzend vergleicht er sie den Kriegsthaten Suworoffs, deren Ruhm damals von Italien aus durch Europa drang. Seinem Dafürhalten nach war von dem friedlichen Eroberungszuge, den Goethe auf französisches Gebiet unternahm, im litterarischen Fache eine entscheidendere Wirkung zu erwarten, als in der politischen Welt die Siege des russischen Feldherrn nach sich ziehen könnten. Auf seine Anregung hin ward denn auch der Geburtstag der regierenden Herzogin zur ersten festlichen Vorführung des Mahomet erwählt. Mit liebenswürdigem Eifer leistete er als scharfhöriger Kritiker seinen kleinen Beitrag zur Uebersetzungsarbeit. Der deutsche Text bewahrt nachweisbare Spuren seiner liebevoll theilnehmenden Thätigkeit. An einer schon früher von uns beachteten Stelle, in Omars Be-

richte von dem Aufruhr des Volkes und der Empörung des verzweifelnden Jünglings, fand der Herzog den auf Seide bezüglichen Vers:

5, 3, 1697: Ruft er zur Rache sie des eignen Mords —

des Mordes nämlich, den Seide mit eigener Hand verübt hat. Carl August sah hier die Möglichkeit eines Mißverständnisses gegeben; er fürchtete, man könnte, durch das Wort eignen verleitet, an Selbstmord denken. In Folge dieser Bemerkung, die der Fürst bescheiden zu den „kleinfügigen" rechnete, hat Goethe geändert:

Ruft er zur Rache sie des Vatermords.

Auch nicht die geringste Unebenheit blieb dem Späherblicke des Herzogs verborgen. So schreibt er (Briefwechsel mit Goethe 1, 254): „Pag. 19 ganz unten entsteht die Frage, ob nicht zu Ausfüllung des Verses, das Wörtchen „und" zu intercaliren, wo Mahomet sagt (zu Seiden) du suchst ꝛc." — Die Bemerkung kann sich nur auf den letzten Vers (519) der Scene 2, 3 beziehen. Offenbar haben die Worte, mit denen Mahomet diesen Auftritt schließt, in der Handschrift gelautet:

Drum warn' ich dich vor einem Manne, vor
Sopir. (Zu Seiden.)
Du suchst meine Krieger auf.

Der Herzog merkte den Mangel am zweiten Fuße des Schlußverses. Aber sein Vorschlag ward nicht angenommen. Der Uebersetzer sorgte für die nöthige Ergänzung, indem er den Eigennamen mit der Flexion ausstattete:

Sopiren. Du suchst meine Krieger auf. —

Wir wissen, und wir erkennen zu unserer Befriedigung, daß und warum Mahomets Erscheinen auf den deutschen Bretern die von Carl August erhoffte und schon zum voraus freudig begrüßte Umwälzung nicht erzeugte und nicht erzeugen konnte. Die eingewurzelte Vorliebe des Herzogs ließ sich deutschen Zuschauern nicht so leicht mittheilen. In das un-

verständige Schelten der verbitterten Caroline Herder mochten wohl nur wenige einstimmen. Die meisten aber empfanden was damals Böttiger nach den ersten Aufführungen brieflich aussprach, daß die „französische Stelzentragödie bei uns nie greifen würde.“[72]) Die beiden verbundenen Freunde hätten sich über ein solches Urtheil kaum beklagen dürfen. Bezeichnete doch Goethe selbst im Briefe an Knebel vom 7. November 1799 sein Unternehmen als einen „sonderbaren Versuch“! Und aus Schillers volltönigen Versen vernahm man das Bekenntniß, daß der Uebersetzer doch nur ein „Spiel der alten Zeit erneuerte.“

Wir warfen hier prüfende Blicke auf das Verfahren, das der Deutsche bei dieser Erneuerung im Einzelnen befolgte. Eine solche Prüfung, aus der wir freilich so manche Belehrung mit hinwegnahmen, konnte doch nicht ohne ein Gefühl des Bedauerns angestellt werden. Denn wie vermöchte man sich des Bedauerns, des Mißvergnügens zu erwehren, wenn man beobachtet, wie der große Poet beständig auf der Hut sein muß, damit der geringere ihn nicht in eine tiefere Geistes- und Kunstregion herniederziehe?

Will Goethe einmal mit den französischen Tragikern einen näheren Geistesverkehr eröffnen, warum — so fragt man unmuthig immer von neuem — warum gerade zu Voltaire sich herablassen? Warum hält er sich nicht an eines der älteren, höher stehenden Werke, in denen die strengere Kunstform, auf deren Nachbildung und Wiederbelebung es ihm ja vornehmlich ankommt,

---

[72]) Goethe-Jahrbuch X 148. Die Worte sind vom 6. Febr. 1800. Ebenso schreibt er später (2. März 1801) an Johann von Müller: „Der völlig genesene Göthe hat uns durch seinen germanisirten Tancred wenig erquickt.“ Briefe an Johann von Müller. Hrsg. v. Maurer-Constant. 1, 343. — Goethe wollte in den Tag- und Jahres-Heften zum Jahre 1801 ausdrücklich bemerken, daß auch die erste Aufführung des Tancred „zum 30. Januar, dem so oft glücklich gefeyerten Geburtstage unserer verehrten Herzogin bestimmt war.“ Weim. Ausg. 35, 293 unter den Lesarten.

in einem edleren Sinne und zu reineren Zwecken angewandt worden? Corneille mochte abschrecken. Hatte ihn doch die Hamburgische Dramaturgie wie ein Schreckbild aufgestellt und bekriegt! Selbst so weitsinnigen Künstlern und Kritikern, wie unsern beiden deutschen Meistern, mochte es damals allzu schwer fallen, in dem „göttlichen Peter", der sogar von dem Hohn der Xenien bedroht gewesen,[73]) den großartig angelegten Dichtergeist zu erkennen. Eben erst, im Laufe des Jahres 1799, hatte Schiller (an Goethe 31. Mai) einigen der gerühmten und ruhmwürdigen Werke des großen Franzosen jeden künstlerischen Werth erbarmungslos abgesprochen. Aber Racine, dem ja auch Schiller zugestand, daß er sich dem Vortrefflichen angenähert, Racine, von dem einst Grillparzer[74]) sagen sollte: „ein so großer Dichter, als je einer gelebt hat" — konnte dieser mit seinen gesichteten Schätzen Goethe nicht anlocken? Hätte der Poet, der die Rede Leonorens von Este beseelte, nicht auch das Wort der Berenice in deutsche Herzenssprache umsetzen können?[75]) Und hätte er nicht ein würdiges Musterstück für

[73]) Vgl. Erich Schmidts lehrreiche Note zu dem neu entdeckten Xenion 474, Schrift. d. Goethe-Gesellsch. 8, 181. — Es freut mich, daß neuerdings wenigstens ein Deutscher in hohem Sinne und mit der Anerkennung, die aus der Kenntniß hervorgeht, über Corneille gesprochen hat. Und welch ein Deutscher! Es ist Ranke. Mit Bewunderung und — wenn ich es hinzusetzen darf — mit unbedingter Beistimmung durchlese ich eben wieder im dritten Bande der Französischen Geschichte die Seiten, auf denen der hochgemuthe Schöpfer des Horace und des Polyeucte aus seinem eigenen Wesen und aus den Bedingungen seiner Zeit heraus erklärt wird. Pierre Corneille, der wahrhaft große, bleibt für alle Zeit der Reihe der Dichtergestalten eingeordnet, die der Geschichte ihres Volkes untrennbar angehören. Unserm großen Historiker war es Pflicht, ihn zu fassen.

[74]) Sämmtliche Werke (4) 14, 54. Was Grillparzer hier auf deutsch sagt, hatte vierzig Jahre zuvor Frau von Stael, die wir doch als eine Halbdeutsche anerkennen möchten, in ihrem Französisch gesagt: Le plus beau génie du monde, Racine — (De la Littérature (1800) première partie, chap. XIX p. 231.)

[75]) Eine köstliche Kritik der Berenice findet sich, wo keiner der litterarhistorischen Fachgenossen sie suchen möchte, in den Briefen der

seine nachbildende Kunst in der Tragödie gefunden, die von seinen Jugendjahren her ihm vertraut gewesen? — ich meine den Britannicus, in dem er selbst als Knabe die Rolle des Nero gespielt und von dem er später geurtheilt hat, daß Racine hier den Gehalt des Tacitus in griechische Form gebracht.[76])

Erwägungen ähnlicher Art müssen damals den Geist der beiden Freunde beschäftigt haben. Durch Wilhelm von Hum-

---

Herzogin Elisabeth Charlotte an die Churfürstin Sophie von Hannover, aus denen Ranke im sechsten Bande der Französischen Geschichte so reichliche Mittheilungen macht. Sie schreibt am 13. October 1709: „Berenice ist Eine von racine Commedien so mir ahm wenigsten gefelt, den Ich kan nicht leyden, daß Berenice den titus noch lieb hatt, wen sie sicht, daß Er Ihrer Müde ist undt sie mitt seinem rival fort schickt, alles geheüll so sie hirüber hatt, macht mich ungedultig, sie solte den König von Comagen hübsch genohmen haben undt Titus verracht haben" — u. s. w. — Man sieht, die Recension der Herzogin deckt sich so ziemlich mit der bündigen Kritik, die nicht, wie man zuweilen angegeben findet, vom großen Condé, sondern vom Dichter Chapelle herrührt:

Marion pleure, Marion crie,
Marion veut qu'on la marie.

Die kritischen Verhandlungen über diese dem Dichter anbefohlene Tragödie kamen nicht so bald zum Stillstand. Voltaire, der die Berenice in seine Ausgabe Corneilles aufgenommen und mit einem geistreichen Commentar begleitet hatte, schrieb 1770, gerade ein Jahrhundert nach ihrem Erscheinen (Oeuvres 7, 103): Je n'ai jamais cru que la tragédie dût être à l'eau-rose. L'églogue en dialogues, intitulée Bérénice — u. s. w. Friedrich der Große hingegen ließ sich durch kein kritisches Bedenken an der Bewunderung der Berenice irre machen: quoi qu'on en dise, je ne lis jamais Bérénice sans répandre des larmes (an Voltaire 18. Juli 1759). Und Voltaire erzählt kurz vor seinem Tode aus eigener Erinnerung (7, 332): J'ai vu le roi de Prusse attendri à une simple lecture de Bérénice, qu'on faisait devant lui en prononçant les vers comme on doit les prononcer, ce qui est bien rare. Quel charme tira des larmes des yeux de ce héros philosophe? — Voltaire sagt: comme on doit les prononcer. Wie viele unter den Deutschen, die unwissend oder leichtfertig über die französische Tragödie aburtheilen, können sich den Vers Corneilles und Racines durch richtigen Vortrag lebendig machen?

[76]) Bei Riemer, Briefe von und an Goethe S. 341. Vorher geht ein Wort über die dramatischen Einheiten. Vgl. damit die Aeußerungen von Paul de Saint-Victor, Les deux Masques 3, 370 fg.

boldts großen Pariser Brief vom 18. August 1799 war ihnen die tragische Bühne der Franzosen nahe vors Auge gerückt worden (Vgl. oben S. 4). Für die Kunsterscheinungen, die sich ihnen hier wie in einem neuen Lichte zeigten, glaubte Goethe ein neues Verständniß zu gewinnen. Er fühlte sich aufgefordert, ihnen eine anhaltendere Betrachtung zuzuwenden. Er besprach sich mit Schiller über den stofflichen Gehalt, über die fest stehende Form jener seit anderthalb Jahrhunderten in der französischen Bretterwelt eingebürgerten Werke. Sein Tagebuch vom October 1799 giebt wenigstens manche Andeutung über den gründlichen Ernst, über den lebhaften Gang derartiger vor- und rückwärts blickender Erörterungen. Wir finden angemerkt: „Dramatische Gegenstände und Ausführungen bey Gelegenheit von Mahomet;" daran reihen sich wohl die Aufzeichnungen: „Von tragischen Momenten" und „über Einführung fremder Worte in die tragische Sprache." Am Abend des 2. October haben die Freunde, nachdem Humboldts Brief noch einmal vorgenommen worden, „über das mögliche Tragische Theater der Deutschen" verhandelt. Am 5. galt die Unterredung der „Bearbeitung des Mithridats und des Cids fürs deutsche Theater."[77]) — So wird das Augenmerk auch auf Racine gerichtet. Fürs erste aber bleibt Voltaire im Vordergrunde. Dem Verfasser der Hamburgischen Dramaturgie ward durch den Zufall, der auch bei der Auswahl aufzuführender Dramen neckisch oder störend eingreift, die Gelegenheit versagt, eine Tragödie Racines zu zergliedern. So mögen wir uns denn auch darüber trösten, daß dem Dichter des Tasso die

[77]) Eine Art von Fortsetzung dieser in Jena gepflogenen dramaturgischen Gespräche liefert Goethe in seinem Weimarischen Briefe vom 23. October. Er redet dort über Crébillon. Ich erinnere mich nicht, jemals etwas Treffenderes über diesen grausen Trauerspieldichter gelesen zu haben. Bekanntlich hat Voltaire behauptet, Crébillons Tragödien seien geschrieben en vers allobroges ou vandales. Crébillon hatte das glückliche Unglück, als gefährlicher Nebenbuhler Voltaires zu gelten und von diesem halb gefürchtet und ganz und gar gehaßt zu werden.

Gelegenheit mangelte, seine Sprache und die Macht ihrer Reize im Wettstreit mit der Sprache Racines zu erproben.

Was Goethe unterlassen, wagt Friedrich Schlegel. Er wagt es, kurz nachdem der Mahomet und Tancred in Goethes Uebertragung erschienen waren, im Jahre 1803. Friedrich stand damals vor einem neuen Abschnitte seines inneren und äußeren Lebens. Schon war sie fast völlig zum Schluß gekommen, die Zeit seiner ergiebigen Jugend, deren Erzeugnisse Minor in seiner trefflichen Sammlung, nach ihrer Folge wohlverbunden und geordnet, von neuem vorgelegt. Die Fieberhitze der Gräcomanie hatte nachgelassen. Es schien genug der hochstrebenden Versuche, der kühnen, nach so verschiedenen Seiten hin wirkenden Anregungen und der vielumfassenden Entwürfe; es schien genug der orakelhaften Verkündigungen, der verwegenen Aussprüche, die in ihrer auffälligen, zuweilen an den Widersinn streifenden Fassung darauf berechnet waren, die Gegner zu heftiger Empörung anzustacheln und die Gleichgiltigen aufzuscheuchen. Der Schilderer Lucindens hatte sich nicht, wie es die Xenien von dem centaurischen Brüderpaar der Stolberge ausgesagt, „geschwinde bekehrt"; aber der Weg der Bekehrung war schon von ihm beschritten. Während seines Pariser Aufenthaltes hatte er sein verheißungsvolles Studium der orientalischen Welt begonnen. Das Heiligthum der christlichen Kunst hatte sich ihm aufgethan, als er sich versenkte in die Beschauung der von den Heerführern des republikanischen Frankreichs zusammengeraubten Wunderwerke der Malerei, und als ihn hernach in Köln die Schöpfungen der niederrheinischen Malerschule mit ihren ernsten und milden Reizen umfingen. Er begann schon im Stillen sich der Herrschaft der christlichen Ideen hinzugeben, die sich in der katholischen Kirche so staunenswürdig verkörpert haben. Noch preist er freilich Goethes dichterische Laufbahn als „die lehrreichste Einleitung zu der neuen Epoche, und zum Studium der Poesie überhaupt;" er will diesen Dichter als „die Basis unsrer Bildung" betrachtet

wissen. Aber schon bereitet die Zeit sich vor, in der es ihm möglich wird, zu sagen und zu schreiben: „In Rücksicht auf die Denkart aber, wie sie sich auf das Leben bezieht und das Leben bestimmt, könnte unser Dichter auch wohl ein deutscher Voltaire genannt werden".[78]) Er äußert also in böser Meinung, bewußt- und absichtsvoll, was Sir Walter Scott (Sieh oben S. 38) in harmloser Unkenntniß wohlmeinend hinschreibt.

Die ersten entscheidenden Zeugnisse seiner Umwandlung oder seines Fortschreitens hat Friedrich in der Zeitschrift Europa vorgelegt, der ungleich gearteten Nachfolgerin des Athenäums. Dort gab er auch Kunde von seinem thätigen Bemühen um Racine. Im ersten Hefte des zweiten Bandes fand man zuvörderst (S. 3—95) unter dem Titel: Ueber Litteratur, Kunst und Geist des Zeitalters bedeutsame Bruchstücke aus den Vorträgen, die August Wilhelm gegen Ende des Jahres 1802 in Berlin gehalten.[79]) Die Mittheilungen schließen mit dem Preise Goethes als des „Wiederherstellers der Poesie in Deutschland". Dann liefert Friedrich in dem Nachtrag italiänischer Gemählde (96—116) eine Uebersicht der Meisterwerke, die Lucian Bonaparte damals in seinen Besitz gebracht. Daran fügt er eine Entwickelung der Grundsätze, nach denen er das Wesen der Malerei, in so fern sie als eine göttliche Kunst gelten muß,[80]) bestimmen und sie

[78]) Auf diese Worte stößt man in den zu Wien 1812 gehaltenen Vorlesungen über Geschichte der alten und neuen Litteratur, Wien 1815, 2, 317. Die durchgearbeitete und vielfach vermehrte Ausgabe in den Sämmtlichen Werken zeigt hier (2, 313) keine Veränderung. Die in beiden Drucken gleich darauf folgenden Worte: „ein Deutscher allerdings, wie überall so auch hierin" u. s. w. sollen, nach der bei Schlegel früher und später beliebten Weise, das eben Gesagte halb ironisch einschränken und doch wieder bestätigen.

[79]) Vgl. S. XVI fgg. im Vorworte zum zweiten Theil von A. W. Schlegels Vorlesungen über schöne Litteratur und Kunst, die Minor durch seinen musterhaften Neudruck (Heilbronn 1884) ganz eigentlich ans Licht gehoben.

[80]) Er sagt in der Europa 2, 1, 109: „Eben darum weil sie eine göttliche Kunst ist, müßen wir ihren Ursprung in der Freiheit und

vor der unrechtmäßigen Vermischung mit andern, scheinbar nahe verwandten, Künsten schützen und sicher stellen will.

Was die beiden Brüder, jeder nach seiner eigenen Sinnesweise, aussprechen und andeuten, scheint den Beginn einer neuen Zeit im Geistesleben der Nation weissagend verkündigen und zugleich einleiten zu sollen. Wenn sie der Aufklärung spotten, die Humanitäts- und Nützlichkeitsprediger witzig verhöhnen, wenn sie eine ahnungsvoll mystische Naturauffassung empfehlen oder die christliche Kunst entlegener Menschenalter verherrlichen, — immer sind ihre Worte von dem Bewußtsein getragen, daß ihnen der Beruf zugefallen, den Auf- und Umschwung der Geister anzuregen oder wenigstens aus eigener Kraft nachhaltig zu fördern.

Wie ward nun der vertrauensvolle Leser der Europa, dem man eben die Nothwendigkeit einer bevorstehenden, ja schon begonnenen neuen und jugendfrischen Entfaltung aller Kunst zuversichtlich dargethan, wie ward er überrascht, wenn er sich plötzlich auf einen Dichter aus dem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten zurückgewiesen fand! Denn unmittelbar an die genannten Abhandlungen reihte Friedrich die „Probe einer metrischen Uebersetzung des Racine“ (117—139). Wer hätte noch vor vier oder fünf Jahren vermuthen dürfen, daß einst das gedankenreichste Haupt der Romantik sich unter den Dolmetschern des Dichters würde betreffen lassen, an dessen Werke sich die französischen Kritiker, wie an unübersteigliche Schutzmauern des Classicismus, anzulehnen pflegten!

An welchem Werke aber will Friedrich sein Probestück leisten? — An dem einzigen, dessen Stoff der französische Meister weder den mythischen oder geschichtlichen Ueberlieferungen des classischen Alterthums noch den heiligen Urkunden der Hebräer

---

Willkühr suchen; deren Erfolg die Menschen zufällig zu nennen pflegen; — In den Sämmtlichen Werken 6, 95 lautet es umständlicher und ängstlicher: „Eben darum weil sie eine dem Göttlichen gewidmete, das Göttliche darstellende Kunst ist, müssen“ — u. s. w.

entnommen hat: auf den Bajazet war die Wahl gefallen. Die Begebenheit, die Racine in dieser Tragödie 1672 bearbeitete, hatte sich erst dreißig Jahre vorher zugetragen. Die erforderliche poetische Würde erhielt sie in den Augen des Dichters und seiner Zeitgenossen nur dadurch, daß die Auftritte, in denen Politik und Leidenschaft, wilde Liebe und wilde Grausamkeit durch und gegen einander wirkten, in der fernen und fremden türkischen Welt, im märchenhaften Halbdunkel des Serails sich abspielten. Racine rühmte sich, daß er Sitten und Gebräuche der Türken unverändert beibehalten. Einer so eigen beschaffenen classischen Tragödie mochte Schlegel wohl noch am ersten von Seiten der Romantik beizukommen hoffen. Er übertrug sie denn auch — vielleicht ins Deutsche, sicherlich ins Romantische.

Doch gelangt er nicht über die Grenzen des ersten Aufzuges hinaus. Diesen giebt er vollständig; nur die vierte Scene wird um ein weniges gekürzt. Dieser erste Act muß von der Technik des Racineschen Dramas eine höchst günstige Vorstellung erwecken. Selten ist einem französischen Dramatiker der älteren Zeit eine so gründliche, klare und dabei so spannende Exposition gelungen. Gleich im ersten vorbereitenden Gespräche fesselt der Charakter des Acomat, der aus dem theatralischen Rahmen mit scharfen Zügen herausblickt. Als der Bajazet schon seit acht Jahrzehnten auf den französischen Bretern eingelebt war, sagte Le Franc de Pompignan in einem öffentlichen Schreiben an Louis Racine, es sei ja eine allgemein anerkannte Wahrheit, daß die erste Scene als ein Musterstück unter den Expositionen, als einzig in ihrer Art gelten müsse.[81]) Noch

[81]) Der Verfasser der Technik des Dramas, der uns so manches Treffliche zu lehren weiß, schließt die Widmung seines Werkes mit der Versicherung, daß wir von Calderon und Racine „nichts mehr zu lernen und nichts zu fürchten haben." — Zu fürchten — gewiß nicht. Und auch nichts zu lernen? — Ich lasse Calderon hier aus dem Spiele. Sollte aber eine tiefer dringende Betrachtung des Racineschen Verfahrens nicht immer noch einem jungen Dramatiker frommen, der darauf hin-

jetzt, nach weiterem Verlaufe von anderthalb Jahrhunderten, findet diese Wahrheit uneingeschränkte Anerkennung.

An einer „metrischen" Uebersetzung will sich Friedrich versuchen. Wird er sich in seiner Kunstübung dem Bruder Wilhelm anschließen und das Aeußere der Form, den Vers samt allen seinen Eigenthümlichkeiten, mit gleicher Treue wie den Inhalt wiedergeben? Will er etwa gar, zum Beweise der ironischen Vielseitigkeit romantischer Bildung, den Alexandriner sich aneignen? Nein, dem Alexandriner vermag selbst er keinen tragischen Ton abzugewinnen. Die vielgebrauchten jambischen Verse von zehn und elf Silben verschmäht er ihrer prosaischen Schlaffheit wegen. Warum auch sich mit einer einzigen Versart begnügen? Ihm steht ein Muster vor Augen, das er selbst aufgestellt. Vergessen wir nicht, daß der nunmehrige Uebersetzer des Bajazet jüngst als Dichter des Alarcos hervorgetreten war! Dies Drama, über dem die Langeweile so dicht und schwer gelagert ist, daß sie selbst die Empörung erstickt, die sich sonst auch in dem verhärtetsten Leser gegen das Werk und dessen Urheber regen müßte, — dies ungeheuerliche Zerrbild von einem Drama sollte, wie Schlegel (Europa 1, 1, 60) ganz ernsthaft öffentlich bezeugt, ein Trauerspiel sein im antiken Sinne des Worts — und zwar, fügt eine Note erklärend hinzu, vorzüglich nach dem Ideale des Aeschylus — aber in romantischem Stoff und Costüm.[82]) Dies Costüm wird

arbeitet, aus dem Wechselspiel der Leidenschaften eine Handlung in strenger Folge zu entwickeln und in streng geschlossener Form darzustellen? — Da jeder, der von einer geltenden, oft nur gedankenlos nachgesprochenen Meinung abweicht, sich unwillkürlichen und gewollten Mißverständnissen aussetzt, so verwahre ich mich hier nachdrücklich gegen den etwaigen Verdacht, als bezweckten meine Worte, die jetzigen oder künftigen Dramatiker Deutschlands zur Nachahmung französischer Classiker aufzumuntern. Mein Bestreben geht hier überall nur auf eine unbefangene Erkenntniß dessen, was sich in den Litteraturen der Völker einst vielbedeutend oder herrschend hervorgethan.

[82]) Zum Motto des durchaus kläglichen Puppenspiels könnte man die Worte wählen, mit denen die Erzählung vom Hinscheiden des Königs schließt (Werke 8, 278):

zusammengesetzt aus bunten Versflittern, deren Farbe, ohne jeden ersichtlichen Grund, von Scene zu Scene wechselt. Ottave Rime, Sonette, jambische Fünffüßler, gereimt und assonirend, begegnen sich mit Trimetern, Terzinen und längeren oder kürzeren lyrischen Versen. Besonders die zierlich auf Assonanz auslaufenden Trimeter liefern ein erbauliches Sinnbild der über den Gegensätzen von Classicität und Romantik schwebenden höheren Einheit.

Aehnliche romantische Vershüllen werden nun dem ersten Acte des Bajazet übergeworfen. Jede Scene prangt in eigenem Schmucke. Das diplomatische Gespräch zwischen Acomat und Osmin wird in fünffüßigen Jamben abgehalten: diese zerfallen jedoch in eine Art vierzeiliger Strophen, deren zweite Zeile sich mit der vierten durch den Reim bindet. In der folgenden Scene schwindet der Reim; Acomat muß sich zur Assonanz entschließen. Alsdann gebraucht Roxane verschlungene Terzinen, um ihres Herzens Verlangen und ihre ehrgeizigen Wünsche darzulegen, worauf denn Atalide ihre Verzweiflung offenbart in solchen sieben- und elfsilbigen Versen, wie sie im spanischen Drama dort eintreten, wo eine erhöhtere Gemüthsbewegung zum Ausdruck kommen soll.

Von vorn herein wird also in dieser Uebersetzung die Einheit des Stils preisgegeben, die Racine in seinen gleichmäßig festgehaltenen, aber niemals eintönigen Alexandrinern so meisterlich behauptet und durch deren Beobachtung selbst untergeordnete Dramatiker der Franzosen ihren Werken einen gewissen Kunst-

---

Entsetzt zu sterben, ist er so gestorben,
Hat wüthend sich in Angst den Tod erworben.

Diese Verse sind sogar noch verbesserte; denn früher (Gedichte, 1809, S. 155) hatte man gelesen

Aus Furcht zu sterben ist er so gestorben —

Der König, der mit so ungewöhnlichem Jammer in die Grube fährt, erhält so, was

Sein wild erschrecklich eisenhart Gemüthe

offenbar verdient hat.

charakter zu verleihen pflegen. Und wenn nun noch in diesem buntscheckigen Versgewirre sich die Sprache mit freier Anmuth, ja nur mit leidlichem Geschick bewegte! Aber nichts, nichts selbst unter den übrigen poetischen Erzeugnissen Friedrichs, gleicht der dumpfen Schwerfälligkeit, mit der diese mühselig zusammengeschweißten Versgebilde sich klang- und farblos einherschleppen. Um sich in einem, freilich ungenügenden, Abbilde, die Redeweise dieses verdeutschten Racine zu vergegenwärtigen, denke man sich die harten und steifen Zeilen, die hie und da in A. W. Schlegels Calderon aufstoßen, zur Seite der bald verzwickten, bald schlottrichten Verse, mit denen Tieck selbst an eindrucksvollen und dichterisch wirksamen Stellen der Genevefa und des Octavianus die Leser beleidigt und ihr Mitempfinden stört. Die Schärfe des oft so fein gespitzten Racineschen Wortes wird abgestumpft; die vornehm leichte Wendung des oft in Andeutungen so vielsagenden Dialogs — wie kann sie ersetzt werden durch den bald lahmen, bald gespreizten Gang einer völlig entkräfteten Rede? —

Im Verlaufe der ersten wichtigen Unterhaltung mit Osmin entwirft Acomat das Bild des Ibrahim, der, obgleich als Bruder des Sultans vom Todesgeschick bedroht, doch, seiner persönlichen Nichtigkeit wegen, für sein Leben nichts zu fürchten hat:

L'imbécile Ibrahim, sans craindre sa naissance,
Traîne, exempt de péril, une éternelle enfance.
Indigne également de vivre et de mourir,
On l'abandonne aux mains qui daignent le nourrir.

Aus diesen vier Versen, erzählt Louis Racine im Commentar zu den Werken des Vaters (Oeuvres de Louis Racine, Paris 1808, 5, 567) — aus diesen bewundernswerthen Versen zog Boileau, der Satiriker von Beruf, den einleuchtenden Beweis, daß seinem Freunde, dem großen Tragiker, in höherem Maße, als ihm selbst, der Geist der Satire verliehen worden. Aber keine Spur satirischer Kraft wittert man in den deutschen Zeilen:

Zwar Ibrahim iſt ſicher;
Beſinnungsloſe ew'ge Kindheit ſchützet
Ihn gegen die Gefahren ſeines Standes;
Man gönnt ein Leben ihm, das er nicht nützet.

Wenn ſo der beſonnen abwägende Diplomat, der erfahrene Krieger redet, wie wird die von ungeſtümer Leidenſchaft in Zweifelsqualen umhergetriebene Liebende, wie wird Roxane ſprechen? Sie ſoll in ihren Terzinen bekennen, daß ſie an das Lebensgeſchick Bajazets ihr eigenes geknüpft:

Ach Bajazet macht alles mich vergeſſen!
Drückt ihn auch gleich des Schickſals harte Bürde,
Sein Glück wird höher als des Bruders meſſen;
Ich liebe ihn! er wünſcht es nicht vielleicht!
Für ihn macht ich die Wächter pflichtvergeſſen,
Die Fraun und den Vezier; ihm alles weicht!

Keine Mitſchuld an dieſen unerträglich dürren und doch bis zur Unverſtändlichkeit verſchrobenen Zeilen trifft den franzöſiſchen Dichter; dieſer ſagt, klar und wohllautend wie immer:

Bajazet, il est vrai, m'a tout fait oublier.
Malgré tous ses malheurs plus heureux que son frère,
Il m'a plu, sans peut-être aspirer à me plaire.
Femmes, gardes, Visir, pour lui j'ai tout séduit.

Alsbald ergeht Roxane ſich vor der erſchreckten Atalide in Drohungen gegen den noch abweſenden Geliebten und läßt uns ſo die Nothwendigkeit ſeines Untergangs ahnen:

Quand je fais tout pour lui, s'il ne fait tout pour moi,
Dès le même moment, sans songer si je l'aime,
Sans consulter enfin si je me perds moi-même,
J'abandonne l'ingrat, et le laisse rentrer
Dans l'état malheureux d'où je l'ai su tirer.

Dieſe in gedrungener Kraft hineilenden Verſe weiß Friedrich auf das gründlichſte zu entnerven:

Verſagt er mir, mir, die ihm nichts verſaget —
Wohl lieb' ich ihn, doch dann wird nichts mich rühren,
Vergeſſend ihn, wie mich, ſtoß ich ihn dann,
Ihn der ſo undankbar zu ſeyn gewaget,
Zurück ins Elend, dem er durch mich entrann.

Man sieht, nicht einmal das Silbenmaß kann er zwingen. Und dieser hülflos lallende Dolmetsch glaubte damals in Distichen, die allerdings eine völlige Abwesenheit jedes xenialischen Witzes beurkunden, Schillers Bearbeitungen des Macbeth und der Turandot hämisch bespötteln zu dürfen! Zu gleicher Zeit fragt er den Bruder: „Was macht Schiller? Schülert er noch so? Wird er von Euch noch mit derselben unglaublichen Toleranz behandelt?" —[88]). Dem Schöpfer des Alarcos darf man schon die Anmaßung zutrauen, daß er dem Uebersetzer des Mahomet und Tancred so wie dem Bearbeiter Shakespeares und Gozzis durch seinen Bajazet habe zeigen wollen, zu welchen Kunstmitteln man greifen müsse, um ein Drama des Auslands in eine deutsche Dichtung umzuwandeln. Fürs erste ließ er diesen Versuch, von dem er die Hand abgezogen, in Vergessenheit gerathen. Aus der Sammlung der Gedichte vom Jahre 1809 hat er ihn klüglich ausgeschlossen. Als aber für die sämmlichen Werke (1823) der sämtliche Vorrath von Versen zur Verwendung kommen sollte, um zwei Bände schicklich zu füllen, da ward auch dem verzerrten Bajazet ein würdiger Platz in unmittelbarer Nachbarschaft des Alarcos gegönnt.

Hätte der Uebersetzer ihm wenigstens die „Vorerinnerung" beigefügt, die er ihm in der Europa vorangesandt! Von Friedrichs Versen erholt man sich ja immer gern an seiner Prosa. Hoffentlich fühlt Minor sich ermuntert, seiner Sammlung der früheren und frühesten Arbeiten Schlegels durch einen dritten Band die wünschenswerthe Ergänzung zu geben. Da würden dann auch wohl diese paar Seiten wieder an den Tag kommen, auf denen Schlegel sich mit dem Dichter, den er einer Bearbeitung würdigen will, vornehm auseinandersetzt.

---

[88]) Die jämmerlichen Epigramme auf den Macbeth und die Turandot samt den oben angeführten Worten findet man in O. F. Walzels sorgsamer Ausgabe der Briefe Friedrichs an August Wilhelm (Berlin 1890) S. 509.

Eigentlichen Aufschluß über das Wesen Racines darf man hier nicht erwarten. Schlegel spricht wie der wohlmeinende Patron eines zur Bescheidenheit genöthigten Clienten. Er meint, man könne die Grundsätze, nach denen die Franzosen ihre tragische Kunst ausgebildet, gänzlich verwerfen und doch dem Dichter, der in dieser Gattung das Beste geleistet, die richtig abgemessene Anerkennung gewähren. Ward doch auch ein Virgil, ein Klopstock durch die Ungunst äußerer Bedingungen, durch den Zwang der Umstände zu einem falschen Streben verleitet! Mag der Tadel ihre Werke treffen; aber man wäre nicht berechtigt, die Dichter selbst zu verurtheilen. Vor den genannten muß freilich Racine, nach Schlegels Ansicht, zurückstehen. Er wird auf die Stufe des Mittelmäßigen herabgesetzt: aber auf dieser behauptet er sich als wirklicher Dichter. Der sonst so gebieterisch absprechende Kritiker, dem nur das Vollkommene Genüge that, scheint sich hier auch mit dem Mittelmäßigen befreunden zu wollen, sobald es nur, wenn auch aus einem beschränkten Geiste hervorgehend, doch aus einer echten dichterischen Anlage entspringt. Er glaubt mit Grund, ein noch im Werden begriffenes Theater, wie das deutsche, dürfe sich auch gegen Kunsterscheinungen von geringerem Werthe nicht abschließen; es müsse sich vielmehr zu eigenem Vortheil eine umfassende Empfänglichkeit und Duldsamkeit bewahren. Wie wenig aber ist es dem Kritiker geglückt, in die Eigenart seines so herablassend behandelten Schützlings einzudringen, wenn er behauptet, „durch eine stille Liebenswürdigkeit habe Racine sich seinen Freunden werth gemacht", oder wenn er wähnt, er könne den Dichter, der Andromaque und Britannicus, Phädra und Athalie geschaffen, mit keinem schicklicher vergleichen als mit Apollonius Rhodius.[84]) Er verkennt den

[84]) Die Griechen und Römer S. 122 (Jugendschriften 1, 131) enthalten über Apollonius eine triftige Bemerkung, die dann mit geringen Aenderungen in die Werke 5, 113 überging. Schon vor Jahren hatte sich Friedrich mit den Argonautika vertraut gemacht; der dritte Gesang war ihm besonders erquicklich (an Wilhelm 17. April 1794; Walzel S. 176).

französischen Tragiker eben so sehr, wie er den herrlichen Lope de Vega verkennt, wenn er diesem den Ruhm eines „größeren und besseren Voltaire seiner Nation und seiner Zeit" zusprechen will.

Hegt nun auch Friedrich eine ganz verfehlte Ansicht von Racines Künstlergeist und Dichterwerth, so will er doch durch seine Aeußerungen eine richtigere Schätzung der französischen Tragödie verbreiten. Während seines Pariser Lebens hatte er gelernt, mit unbefangenerem Blicke die französische Tragödie zu betrachten, der erst die mit und an ihr entwickelte französische Schauspielkunst das volle Leben, oft die hinreißende Kraft verleiht.[85]) Was Humboldts aufklärender Brief dem deutschen Dichterpaare geschildert, das hatte Schlegel in Paris mit eigenen Augen gesehen. Schon in dem ersten Hefte der Europa S. 61 hatte er offenherzig eingestanden, daß man „den ungeheuern, nicht zu berechnenden Einfluß" der Tragödie auf die Bildung, Beredsamkeit und Denkart der Franzosen nur in Paris ganz überschauen lerne. Vier Jahre hernach unternahm es dann August Wilhelm, den Franzosen auf französisch darzuthun, wie wenig sie befugt seien, ihre bewunderte Phädra der Schöpfung des Euripides gleich zu stellen oder gar vorzuziehen; so wie er die Vergleichung zwischen den beiden Werken anlegte und durchführte, mußte sie freilich zu Ungunsten des französischen Trauerspieles überhaupt ausschlagen und zu einer fast höhnischen Herabsetzung der Racineschen Kunstweise dienen. Friedrich jedoch ließ sich von einer vorurtheilsloseren, dem Historiker einzig und allein geziemenden, Anschauung nicht wieder abbringen. In der zwölften seiner litterarhistorischen Vorlesungen von 1812 (Wien, 2, 152 = Werke 2, 149) hat er der französischen Tragödie als einer

[85]) Treffend, vielleicht treffender als er es gesagt haben wollte, sagt Boileau zu Anfang seiner siebenten Epistel (1677)

Que sais tu bien, Racine, à l'aide d'un acteur,
Émouvoir, étonner, ravir un spectateur!

„durchaus nationalen, in ihrer Art höchst vollkommenen und eigenthümlichen Dichtungsart“ alle ihr gebührenden Ehren freigebig zuerkannt.[86])

In jener Vorerinnerung zum Bajazet hatte Schlegel abgemahnt von der Bearbeitung solcher französischen Tragödien, die durch ihre Handlung in das griechische Alterthum zurückweisen. Glaubte er doch damals, unter den Gebildeten Deutschlands eine ziemlich allgemein verbreitete Kenntniß des attischen Dramas voraussetzen zu dürfen! Er besorgte daher, ihnen möchte der innere Widerspruch zwischen dem griechischen Stoff und der französischen Behandlung mit störender Schroffheit entgegentreten. Dieser Warnung hat Schiller, falls er sie auch vernahm, doch nicht geachtet, als er gegen Ende des Jahres 1804 die Uebersetzung der Phädra begann, um sie dann in sechsundzwanzig Tagen mit sicherer Hand zum Abschlusse zu bringen.

Nachdem Goethe im Mahomet und Tancred der deutschen Bühne eine zweifelhafte Bereicherung zugeführt, hatte Schiller gezaudert, der tragischen Muse Frankreichs einen halb erzwungenen Tribut zu entrichten. Zwar widersetzte er sich nicht den Bemühungen derer, die von den französischen Mustern einen heilsam regelnden Einfluß auf das deutsche Theater erhofften.[87]) Eine Bearbeitung des Cid, die man damals von

[86]) In Frankreich sind diese anerkennenden Aeußerungen Friedrichs nicht unbeachtet geblieben. Noch vor kurzem fand ich die hierher gehörigen Sätze der Vorlesungen mitgetheilt am Schlusse des Buches von Pierre Robert, La Poétique de Racine, Paris 1890, p. 355. — Der im Uebrigen wohl unterrichtete Verfasser bezeichnet p. 328 die Uebersetzung der Phädra als eine Arbeit Goethes. Einem Fehler solcher Art begegnet man jetzt nur noch selten in Werken französischer Schriftsteller, die sich ernstlich auf unsere Litteratur einlassen. Freilich können nicht alle dem vorleuchtenden Beispiele, das Arthur Chuquet giebt, erfolgreich nacheifern.

[87]) Wie falsch hat W. Cosack Schillers Stanzen an Goethe aufgefaßt, wenn er in seinen sonst brauchbaren Materialien zu Lessings Dramaturgie (Paderborn 1876) S. 141 in Bezug auf den deutschen Mahomet sagt: „Schiller hatte Mühe, das Unternehmen des Freundes zu verstehn, und schrieb die bekannten Ottaverime.“ — Was Mahren-

Sophie Mereau erwartete, wollte er unter seine Aufsicht nehmen, um dadurch, wo möglich, etwas Taugliches für die Bühne zu erwerben (an Goethe 20. März 1802). Als aber verlautete, daß Goethe, offenbar durch das Zureden des Herzogs bestimmt, damit umginge, Crébillons Rhadamist und Zenobia für den deutschen Geschmack zuzubereiten, da konnte Schiller dem Freunde gegenüber einen Seufzer schmerzlichen Mitgefühls nicht unterdrücken.[88]) Seines Widerstrebens gegen Geist und Form des französischen Trauerspiels ward er sich gleichsam von neuem bewußt, als er im Januar 1804 die Proben und Vorbereitungen zum Mithridat überwachte, der, von Bode verdeutscht, zur Feier des dreißigsten Januar ausersehen war.[89]) In diesem Drama, das unmittelbar vor der Iphigénie ent-

holtz in seinem Leben Voltaire's äußert (1, 130), verdient gar keine Beachtung. Brunetière hat diesen Autor charakterisirt als einen solchen, qui se croit des droits sur Voltaire pour avoir compilé et traduit en allemand les notices de l'édition Beuchot. — Einem Franzosen, wie dem trefflichen Barante, wird mans nicht verargen, daß er 1821 geschrieben (Études littéraires et historiques, Paris 1859, 2, 161): Il y a quelque intérêt à voir de quelle façon Schiller gourmandait Goëthe pour avoir traduit et fait représenter le Mahomet de Voltaire.

[88]) An Goethe 17. März 1802. Goethe nennt in seiner Antwort vom 19. den Rhadamist „ein sehr merkwürdiges Stück, den höchsten Gipfel einer manierirten Kunst, wogegen die Voltairischen Stücke als reine Natur erscheinen." Auch der folgende Satz ist merkenswerth. Vgl. Carl August an Goethe Nr. 180. — Die Crébillonsche Elektra hatte Goethe in Venedig am 6. October 1786 mit „fürchterlicher Langerweile" gesehen. Schrift. d. Goethe-Gesellsch. 2, 153. — Ueber den Rhadamist giebt es drei anziehende kritische Aufsätze von Pauline de Meulan, der edlen Gattin Guizots. Le Temps passé. Mélanges — — — de M. et Mme Guisot, Paris 1887, 1, 149—165. — Rhadamist war am 14. Decbr. 1711 zuerst auf die Bühne gekommen.

[89]) Böttiger weiß am 9. Januar 1806 (Maurer-Constant 1, 424) an Joh. v. Müller zu berichten: „Schiller war einmal einige Wochen zwischen Mithridates und Themistokles unschlüssig; da kam ihm ein Uebersetzer des bekannten französischen Trauerspiels Mithridat dazwischen, und er entschied doch für den Themistokles; aber auch dieser blieb bloß in seiner Idee." —

standen, hatte Ludwigs des Vierzehnten Hofdichter, der, nach Wilhelm Meisters Meinung, „vornehme Personen" darzustellen pflegte, überzeugend bewiesen, daß er auch die Gestalt eines weltgeschichtlichen Helden wieder zu beleben vermochte. Aber wie klagt Schiller gegen Goethe unmuthig über das „leere, halbe, hölzerne dieser Manier"! Er hatte damals wohl längst vergessen, daß er einst, vor zwanzig Jahren (24. August 1784), in einem Briefe an den Intendanten des Mannheimer Theaters die bescheidene Hoffnung ausgesprochen, „der teutschen Bühne mit der Zeit durch Versezung der klassischen Stüke Corneilles, Racines, Crébillons und Voltaires auf unsern Boden eine wichtige Eroberung zu verschaffen". Der damaligen Mißstimmung des Freundes erinnnerte sich Goethe, als er für die Tag- und Jahres-Hefte den Bericht über das Jahr 1804 abfaßte. In einigen Sätzen, die um jene Zeit niedergeschrieben, uns aber erst neuerdings durch die Weimarische Ausgabe mitgetheilt worden (35, 313), deutet er an, welcher Nutzen aus den ernst betriebenen Vorübungen zum Mithridat für die Schauspieler entsprungen, die bald darauf den Tell darzustellen hatten. Zugleich aber macht er begreiflich, wie dem „freywirkenden Geiste" Schillers, jenes „abgepaßte" französische Kunstwesen ganz und gar verhaßt bleiben mußte.

Wenigstens hat der deutsche Dichter während der Arbeit an der Phädra jede hemmende Einwirkung dieses Hasses von sich abzuwehren vermocht. Kann er dem fremden Dichtwerk auch keine innere Hingebung entgegenbringen, so behandelt er es doch mit steter Achtung und Treue. Um treu zu sein, braucht er sich nicht der drückenden Schwere des Uebersetzerjochs zu beugen. Er geht auch hier aufrecht und sicher einher. Auch hier muß alles, was unter seiner Hand Form annimmt, das Gepräge seines Geistes empfangen.

Kein Einsichtiger durfte erwarten, ja auch nur wünschen, daß der Urheber des Wallenstein sich in die Eigenart und Eigenheiten des Racineschen Stils versenkte, um sie mit der

liebevoll gewissenhaften Genauigkeit nachzubilden, die sonst einem Uebersetzer, als die unerläßlichste seiner Pflichten, geboten scheint. Auch einem wahrhaft großen Dichter gegenüber wird Schiller sich seiner Persönlichkeit nicht entäußern. Racine aber bleibt, seinem innersten Wesen und seiner Kunstweise nach, unübertragbar wie Vergil. Vielleicht wäre im Deutschen eine glückliche Annäherung möglich an den Stil der Athalie,[90]) dessen ungesucht majestätische Würde mit der Erhabenheit der altbiblischen Poesie in eine natürliche Berührung tritt. Aber mit fruchtloser Qual würde ein künstlerisch gestimmter Uebersetzer sich abmühen, den Stil der weltlichen Dramen bei ihrer Einkleidung ins Deutsche festzuhalten. Denn hier vereinigt Racine die abgeschliffene Feinheit eines einseitig, ja eigensinnig ausgebildeten Gesellschaftstones und eine kunstvolle Einfachheit, die zuweilen von der Prosa nicht fern abzuliegen scheint, mit logischer Schärfe des Ausdrucks und zugleich mit zarten lyrischen Anklängen einer halb verhüllten Empfindung, die dann häufig genug zurückgedrängt werden von den mächtigen Lauten gewaltsam hervorbrechender Leidenschaften.[91]) Für die nur ihm

---

[90]) „Dies Stück, so groß und heilig, sehe ich ohne Vorwurf" — schreibt Niebuhr in einem Circularbriefe aus Holland 11. März 1808. (Nachgelassene Schriften nichtphilologischen Inhalts, Hamburg 1842, S. 34)

[91]) Wie ältere Franzosen das Reizvolle des Racineschen Stils zu bezeichnen suchten, sieht man aus D'Alemberts Discours préliminaire de l'Encyclopédie, Oeuvres, Paris 1821, 1, 59; in der Sonderausgabe des discours von Ducros 1893 p. 90. — Diese wichtige Abhandlung, die wohl in Frankreich niemals gänzlich der Vergessenheit anheimgefallen, ist von Goethe, wie wir aus einer eben erst bekannt gemachten Aufzeichnung erfahren, hochgeschätzt, vielleicht überschätzt worden. Weimar. Ausg. II, 11, 370; vgl. S. 263. — Ferner verweise ich auf den Traité de la langue poétique von Thomas, Oeuvres, Paris 1824, 4, 311—13. — Mich dünkt aber, alles, was ältere und neuere Franzosen, bis auf Sainte-Beuve und Taine, Treffendes und Geistreiches über Racines Sprache gesagt, ist vorweggenommen in den zahlreichen Aeußerungen Voltaires, dem sich Vauvenargues anschließt in der höchst parteiisch, aber höchst anziehend durchgeführten Parallele zwischen Corneille und Racine. Oeuvres, éd. Gilbert 1857, 239—53.

verliehenen Gaben, die er in der Sprache jedes andern Volkes und Zeitalters nothwendig einbüßt, muß der Ueberſetzer ihm etwas Gewichtiges zum Tauſche anzubieten haben. Und Schiller bietet ihm Erſatz aus der Fülle ſeines eigenen Vermögens. Er leiht ihm etwas von dem Heldenſchwung, von der hoheitsvollen Bewegung, von dem prächtigen Hall und Klang der eigenen Rede.

Wie denkwürdig bleibt doch die Thatſache, daß zur Zeit, da der deutſche Genius, in voller Entfaltung ſeiner Kräfte, ſelbſtändig auf das Höchſte zuſtrebte, unter die großen und reifen Schöpfungen Goethes und Schillers ſich die Ueberſetzungen franzöſiſcher Trauerſpiele miſchen durften! Auch in dieſem beengenden Kreiſe der Ueberſetzerthätigkeit zeigen ſich die beiden Freunde, wie ſie auf umfaſſenderen Geiſtes- und Kunſtgebieten erſcheinen: in der Gemeinſamkeit ihres Wirkens bringen ſie die Verſchiedenheit ihrer Naturen zur Geltung. Hier, wie in ſo manchem andern Falle, gereicht die Verſchiedenheit dem jüngeren zum Vortheil.

Den einzelnen Dramen Goethes iſt ihr Stil gleichſam eingeboren. Erkennt man des Dichters Verhältniß zur dramatiſchen Form, das ſo tief in ſeinem menſchlich-künſtleriſchen Weſen begründet iſt, ſo muß man auch die Urſache einſehen, warum er ſich keinen dramatiſchen Geſamtſtil anzubilden vermochte, der, wie auch im Einzelnen, nach Art und Beſchaffenheit des jedesmal vorliegenden Stoffes, die Töne wechſeln, doch einen durchgreifenden Grundton ſtets erkennbar beibehält. Welcher Stil ſollte nun aber der Sprache des deutſchen Mahomet zum Muſter dienen? — Die redekünſtleriſche Manier Voltaires geſtattete keine durchgängige Nachahmung; Klänge aus der Sprache des Taſſo, des Elpenor oder gar der Iphigenie durften nicht allzu vernehmlich hineintönen in die greuelvolle Welt, die in der Handlung dieſer Tragödie ſich aufthut. So ſcheint denn die Lebenskraft zu fehlen, die durch das Ganze dieſer jambiſchen Rede Friſche und Wärme verbreiten müßte.

An wie vielen Stellen — unsere Beobachtungen konnten uns darüber belehren — hat der Ausdruck, hat das Empfinden Voltaires eine dichterische Veredlung erfahren! Die freudige Anerkennung, die uns da so häufig der übersetzende Dichter abgewonnen, steigerte sich, je genauer wir sein Verfahren im Einzelnen beleuchteten. Aber das einzelne Treffliche kann die Wirkung des Ganzen nicht heben. Kein Unbefangener wird aus dem deutschen Mahomet den Eindruck mit hinwegnehmen, der unfehlbar entsteht, wenn aus der fest gefügten Dichterrede die entschiedene Eigenart einer künstlerischen Persönlichkeit uns herrschend anspricht.

Schiller dagegen hatte aus seinem Ringen mit den Massen der Wallensteinschen Welt jenen dramatischen Gesamtstil wie einen Siegeslohn davon getragen. Er schaltet frei mit ihm als mit einem gesicherten, für immer errungenen Besitzthume. In diesem Stil entdeckt er die Ausdrucksmittel, durch deren vielseitige Anwendung er seine eigene dramatische Rede belebt und schmückt; und so stehen sie ihm denn auch zu Gebote, wenn er ein fremdes Drama der deutschen Bühne zuführen will. Phädra wird mit ihnen ausgestattet. Auf das Unnachahmbare müssen wir verzichten. Doch wir spüren keinen Verlust: der deutsche tragische Stil vertritt vollberechtigt den französischen.

Freilich müßte man alsbald gewahren, wie viele von den Einzelschönheiten des Originals durch diese Vertretung aufgeopfert worden, wenn man, wie es eben bei Betrachtung des Mahomet geschehen, in scharfer Einzelprüfung Vers gegen Vers und Satz gegen Satz stellen wollte. Im Vorworte zu den schönen Stanzen, in denen er (1792) das zweite Buch der Aeneis wiedergab, hatte Schiller es für unmöglich erklärt, „in einer so schwankenden, unbiegsamen, breiten, gothischen, rauhklingenden Sprache, als unsre liebe Muttersprache ist, mit der feinen Organisation und dem musikalischen Fluß der lateinischen ohne Nachtheil zu ringen." — Hoffentlich hätte er in

spätere Zeit die herben Vorwürfe nicht wiederholt, mit denen er hier die vaterländische Heldensprache schmäht; — aber durch eine Bemerkung ähnlichen Inhalts hätte er auch zu Anfang des Jahres 1805 die Verse seiner Phädra in Schutz nehmen können, falls ein aufs Kleinliche gerichteter Kritiker diese einer gefährlichen Vergleichung mit dem französischen Urbilde aussetzen wollte.

Um der deutschen Phädra gerecht zu werden und sich den Genuß, den das Werk bieten mag, nicht zu verkümmern, fasse man den Vorsatz, sich der Erinnerung an den französischen Wortlaut völlig zu entschlagen! Wahrheitsgemäß bekennt Schiller, daß er „mit gewissenhafter Treue" verfahren, „ohne sich eine Abänderung zu erlauben" (an Körner 20. Januar 1805). Um so deutlicher bezeugt sich die Selbständigkeit des Schillerschen Sprachgeistes in den 1804 jambischen Versen, die man den 1654 Alexandrinern Racines als ein in sich beruhendes Ganzes entgegenstellen muß. Carl August giebt (29. Januar 1805) dem Dichter die Versicherung, dessen Meisterwerk erfülle ihn mit Bewunderung: er habe mit der Uebersetzung begonnen, hernach erst das Original wieder durchgelesen und dann einzelne Stellen zur Vergleichung vorgenommen. Wie einst am Mahomet, so übt der in seinen litterarischen Neigungen beharrliche Fürst nun auch, der Aufforderung Schillers gemäß, am deutschen Texte der Phädra das Amt des aufmerksam horchenden und spähenden Kritikers oder Verbesserers. Bei Uebersendung seiner Censuren (5. Februar) kann er sich der herkömmlichen Scheltworte auf die deutsche Sprache nicht enthalten.[92]) Eine gründliche Beseitigung der Unebenheiten,

[92]) Wir dürfen uns wohl nicht darüber ereifern, wenn ein deutscher Fürst — und ein *solcher* Fürst — von der „rauhen Schale unsres angebornen Idioms" redet, wenn er klagt: „Die deutsche Sprache sanft klingen machen, ist gewiß sehr schwer; sie tönt gar zu häufig wie Hagel, der an die Fenster schlägt." — Was Schiller zur Schmeidigung und Glättung dieser barbarischen Rauhheit leistete, hatte der Herzog schon früher mehrfach anerkannt. „Die betrübte deutsche Sprache ist in die

die ihm an ihr aufstoßen, erhofft er von den fortgesetzten Bemühungen Schillers. Ihm blieb die Ahnung fern, daß alles Bemühen und Schaffen dieses edelsten Geistes schon zu seinem Endziel gelangt war.

Während des Verlaufes der schnell reifenden Arbeit, die er keineswegs leicht genommen, hatte des Uebersetzers innerer Antheil an ihr sich offenbar gesteigert. Sie gab ihm, wie er fünf Wochen vor seinem Tode an Humboldt schrieb, eine „angenehme Uebung". Die Kunst Racines zeigte sich ihm hier auf ihrem Gipfel und in ihrem echten Glanze. Lohnte sichs nicht der Mühe, das „Paradepferd der französischen Bühnen" (an Körner 20. Januar 1805[98]) auch auf deutschen Bretern zur Schau vorzuführen? Eine Darstellungskunst, die sich zugleich veredeln und vertiefen wollte, fand hier eine Aufgabe zu lösen, wie sie Voltaires schimmernde Stücke ihr nicht zu bieten vermochten. Und um so leichter konnte das Werk des französischen Classikers eine Art von Heimathsrecht auf unserm Theater sich gewinnen, je unbefangener Schiller in die Uebersetzung einige der Töne hineinspielen ließ, die er durch seine eigenen Dramen dem deutschen Ohre vertraut gemacht. Was schadet es der tugendlichen Beredsamkeit des Hippolyt, daß sie in einzelnen Ausdrücken an Max Piccolominis Ergüsse mahnt? Und steht es der Oenone übel an, wenn sie zuweilen wie Hanna Kennedy ihrer schuldbewußten Herrin zuspricht? — Gerade aus der Sprache der Maria Stuart scheinen manche Wendungen ungesucht wiederzukehren. Sie mögen uns daran erinnern, daß eben dies Werk durch die straffere Anlage einer enger zusammen-

schönste Melodie gezwungen, deren sie fähig ist" — schrieb er an Caroline von Wolzogen, nachdem er die Jungfrau von Orleans in der Handschrift mit aufrichtiger Bewunderung perlustrirt hatte. — Beim Anhören solcher Aeußerungen, in denen sich bald der Fürst, bald der Dichter gefällt, verlernt man, Klopstocks ausschweifenden Stolz auf die angestammte Herrlichkeit unserer Sprache zu tadeln oder zu belächeln.

[98]) Das heißt in der Sprache Voltaires: Le plus beau rôle qu'on ait jamais mis sur le théâtre dans aucune langue est celui de Phèdre. (Diction. philosoph.) Oeuvres 17, 186.

gedrängten Handlung sich jenen französischen Mustern unwillkürlich zuneigt, wie weit es auch in Auffassung und künstlerischer Gestaltung des geschichtlichen Stoffes von ihnen absteht.

Wenn Phädra sich der Erinnerung an den schmachvollen Irrwahn überläßt, dem ihre Mutter durch den Haß der Venus verfallen mußte, will Oenone sie ablenken:

251. Oublions-les, Madame; et qu'à tout l'avenir
Un silence éternel cache ce souvenir.

274. Sprich nicht davon, ein ewiges Vergessen
Bedecke das unselige Vergehn!

Maria unterdrückt die Erinnerung an unverdiente Mißhandlungen mit den Worten:

2305. Nichts mehr davon! Ein ewiges Vergessen
Bedecke, was ich grausames erlitt. —

Und Kennedy sagte schon früher zur Königin, die reuig ihres Vergehens gedacht:

356. O laßt ein ewig Schweigen diese That
Bedecken!

Oenone bestürmt mit dringenden Fragen die verzweifelnde Herrin:

218. Quoi? de quelques remords êtes-vous déchirée?

241. So klagt dein Herz geheimer Schuld dich an?

Melvil fragte mahnend die beichtende Maria

3683. Welch andrer Sünde klagt das Herz dich an?

Aricia sagt von dem jugendlichen Helden, der ehedem der Liebe sich nicht beugen wollte:

443. J'aime, je l'avouerai, cet orgueil généreux —

478. Den edeln Stolz der großen Seele lieb ich —

Maria ruft sich selbst zu, ehe sie mit innerm Widerstreben und erzwungener Unterwürfigkeit sich der Elisabeth nähert:

2246. Fahr hin, ohnmächt'ger Stolz der edeln Seele!*)

*) 1475. Elle porte au hasard ses pas irrésolus —
1596. Sie schweift umher mit ungewissem Schritt —
Er tritt hinan mit ungewissem Schritt — (Verschleiert.

Doch ich gerathe fast in Gefahr, die Vorräthe zu plündern, die Albert Köster im Texte und in den Anmerkungen seines Buches „Schiller als Dramaturg" mit umsichtigem Fleiße gesammelt und dann so zweckmäßig ausgenutzt hat.

Redete Schiller in der Phädra nachdrücklich seine eigene Sprache und entschied eben hierdurch die erfreuliche Wirkung des Ganzen, so zeigt uns die Verfahrungsweise eines andern, gleichzeitigen Poeten, wie wenig es gelingen wollte, durch engeren Anschluß an das Racinesche Wort einen dichterischen Eindruck zu erzielen. Aber welcher gleichzeitige Poet konnte sich denn der Verwegenheit berühmen, daß er unmittelbar neben und nach Schiller Hand an die Phädra gelegt? — Dieser Ruhm gebührt dem Verfasser des Regulus, des Coriolan, der Polyxena und der Bianca della Porta, dem Oesterreicher H. J. v. Collin, dessen Verdiensten neuerdings in der belehrenden Schrift von Ferdinand Laban (Wien 1879) eine gerechte Würdigung zu Theil geworden. Er hatte seinem mäßigen Können durchaus die Richtung auf das Edle gegeben, freilich ohne sein Talent dadurch wesentlich zu steigern. In seinem Regulus glaubte man die Schöpfung eines zu großen Leistungen berufenen Dramatikers zu erkennen: besonders der zweite Aufzug, der durch die Senatsverhandlung ausgefüllt wird, schien die Fähigkeit zu verrathen, römische Sinnesgröße in einem ergreifenden Bilde zu zeichnen. Die Theilnahme, die man dem Werke im Norden wie im Süden Deutschlands reichlich entgegenbrachte, hätte dennoch frühzeitig erkalten müssen, auch wenn nicht durch A. W. Schlegels und dann Goethes Kritik die völlige Unzulänglichkeit des Ganzen ans Licht gekommen wäre. Collin beharrte indeß bei seinem ernsten Wollen, das auch in seinen

Bild zu Sais 65). — Qualerinnerung (1752) für mortel souvenir scheint Köster S. 332 unten zu tadeln: es ist zu vergleichen mit Schmerzerinnerung in einer später getilgten Strophe im Reich der Schatten (Schriften 11, 56). Aber schon Amalia hatte zum alten Moor gesagt (Schriften 2, 74): „Oh, er wird euch die Schmerz-Erinnerung aus der Seele lächeln" —

späteren Arbeiten sich kund giebt. In der Geschichte der deutschen, vornehmlich der österreichischen, Bühnendichtung darf sein Andenken nicht erlöschen.

Der Dichter des Regulus war, wie er selbst im April 1808 mittheilt (sämmtl. Werke, Wien 1814, 6, 139), mehrere Jahre zuvor von der Direction des Theaters aufgefordert worden, eine Uebersetzung der Phädra für die Bühne zu liefern. Aber nur bis zum Schluß des ersten Actes drang er vor. Aricias Aeußerungen in der ersten Scene des zweiten reizten ihn zur Empörung gegen die „fade Kokette". Ingrimmig schleuderte er die Handschrift ins Feuer. Wider Erwarten sollte er dann auf einem Seitenwege zur Phädra zurückkehren. Er hatte früher den kritischen Grundsätzen und der Kunstübung der romantischen Schule widerstrebt; selbst Schiller galt ihm in mancher Beziehung als ein Neuerer, an dem er Mißfälliges zu bekämpfen fand. Allmählich jedoch fühlte er sich angezogen und ergriffen von den Romantikern, denen damals aus der eigentlichen Wiener Tageslitteratur meist nur Hohn und Mißgunst entgegenkam.[95]) Als A. W. Schlegel, der einst so hoch-

[95]) Welche Art von Polemik damals in Wien, nicht etwa nur gegen die Romantiker, sondern gegen die durch Shakespeare, Goethe und Schiller verderbte Bühne noch möglich war, ersieht man mit heiterm Entsetzen aus dem Lustspiel in zwey Aufzügen: Das Neue Theater der Deutschen. Es rührt her von dem damals vierundsiebzigjährigen Ayrenhoff, der sich ja auch mit Uebersetzungen aus Racine und Boileau auf seine Weise befaßte. Er ließ es erscheinen in den „Drey neuen Original-Lustspielen" (Wien, in der Rehmschen Buchhandlung, 1807), deren weder Jördens noch Goedeke gedenken. Mit „der shakespearischen Geschmacks-Revolution" beginnt, diesem Dramatiker zufolge, das Verderben. „Fast alle unsre neuen Theaterstücke," erklärt er, „so viele ich derselben kenne, scheinen mir für Charlatan-Bühnen eigens erschaffen zu seyn." — Auf einer solchen Charlatan-Bühne wird denn auch der abgeschmackte Hamlet zu allgemeinem Ergetzen aufgeführt, und die Braut von Messina soll für eine ähnliche Darstellung zugerichtet werden. — Ayrenhoff hatte seine saubere Posse, die „ästhetische und sittliche Verbesserung der deutschen Schaubühne bezwecket" schon drei Jahre früher einzeln veröffentlicht; in diesem neuen Abdrucke bereichert er sie mit

müthig den Regulus abgethan, sich zu Anfang des Jahres 1808 in Gemeinschaft mit Frau von Staël nach Wien gewandt, um dann im Frühling seine Vorlesungen über dramatische Kunst zu beginnen,[96]) fand sich für Collin ein Anlaß, seinen Uebertritt zur neuen Schule durch eine unzweideutige litterarische That zu bestätigen und kundbar zu machen. Schlegel hatte 1807 zu Paris seine Vergleichung zwischen der französischen und der griechischen Phädra drucken lassen. Collin übernahm es, diesen von der politischen Stimmung des Augenblicks, wenn auch nicht eingegebenen, doch beherrschten kunstrichterlichen Tractat, einen etwas verspäteten Nachläufer der Hamburgischen Dramaturgie, seinen Landsleuten in ihrer Sprache darzubieten. Er versah diese Comparaison mit Vorwort und Noten; er übersetzte zugleich, um von der Befangenheit französischer Kunstrichter ein Beispiel zu geben, die kritische Gegenrede, die im Journal de l'Empire der nicht mit Unrecht erboste Geoffroy wider den verwegenen und leider nicht geistlosen Deutschen erhoben hatte.[97]) Collin verfolgte bei dieser Arbeit die ausgesprochene

einer Scene, in der dieser betagte Vorkämpfer des reinen Geschmackes die Jungfrau von Orleans verspottet. Eine Frau Bürgermeisterin, mit Hut und Stock ihres Mannes gerüstet, declamirt die Verse aus dem dritten Aufzug: „Ihr blinden Herzen, ihr Kleingläubigen!" u. s. w. Die zehn Jahre nach den Xenien im Lande der Fajaken erschienene Scharteke, in der auch der „feuerspeyende Berg Aetna im verdeutschten Tankred" erwähnt wird, verdiente vielleicht, als ein litterarhistorisches Document absonderlicher Art, einen bescheidenen Neudruck.

[96]) Wie anschaulich schildert Lady Blennerhassett (Frau von Staël 3, 191 fgg.) den Gesellschafts- und Geisteszustand, oder vielmehr den Geistesstillstand in der Kaiserstadt, in der sich dann doch für Schlegels Vorlesungen eine durch Empfänglichkeit anregende Hörerschaft zusammenfand.

[97]) Collins sämmtl. Schr. 6, 103—247. Vgl. Schlegel, Essais littéraires et historiques, Bonn 1842, p. XV. — Das maßvollste und verständigste Urtheil über Schlegels Schrift hat damals der noch jugendliche Guizot abgegeben. Le Temps passé 1, 136—48. — Daß übrigens Schlegel das dichterisch Bedeutende im Charakterbilde der Racineschen Phädra wohl zu würdigen wußte, bezeugen seine, aus dem Jahre 1806 stammenden, Aeußerungen über einige tragische Rollen von Frau von Staël dargestellt. Werke 9, 274 fg.

Absicht, zur weiteren Verbreitung der Anschauungen mitzuhelfen, die Schlegel hier niedergelegt hatte und in den dramaturgischen Vorlesungen tiefer und umfassender begründen wollte.

Außer der französischen Prosa des Deutschen hatte Collin auch die Verse Racines zu übertragen, die im Verlaufe der Schlegelschen Erörterungen als Belegstücke vielfach angeführt werden. Er besaß ja hinlängliche Gewandtheit in der Handhabung des dramatischen Verses. Aber sollte er noch einmal thun, was Schiller bereits gethan? Diese Mühe kann er um so eher sich ersparen, da auch er auf den Gebrauch des Alexandriners verzichtet und sich vernünftiger Weise an dem Fünffüßler genügen läßt. Er hat denn auch hie und da Schillersche Verse unverändert oder leicht umgemodelt beibehalten. Am häufigsten jedoch folgt er der übernommenen Pflicht, vom Schillerschen Vorbilde abzuweichen. Was er nun durch diese erzwungene Selbständigkeit gewonnen, mag man sich nach folgenden Beispielen etwa vorstellen!

In schwärmender Sehnsucht verlangt Phädra dort hin, wo Hippolyt, Dianas Verehrer, am liebsten weilt:

176. Dieux! que ne suis-je assise à l'ombre des forêts!
Quand pourrai-je, au travers d'une noble poussière,
Suivre de l'oeil un char fuyant dans la carrière?

Diese Verse, in denen entzückende Euripideische Poesie und weiche Ovidische Laute nachklingen, diese Verse muß man vielleicht aus dem Munde der Rachel vernommen haben, um ihren ganzen lyrischen Reiz immer von neuem zu empfinden.[98]) Er ist nicht völlig gewichen aus den Worten Schillers:

192. O säß ich draußen in der Wälder Grün! —
Wann wird mein Aug auf der bestäubten Bahn
Des raschen Wagens flüchtgen Lauf verfolgen?

[98]) An Stellen wie diese muß Alfred de Musset gedacht haben, als er übertreibend schrieb (Oeuvres compl. éd. Charpentier, 1879, 9, 343), daß Racine mettait deux ans et demi à traduire la Phèdre d'Euripide, presque vers par vers (comme Schiller, à son tour, a traduit la traduction française); — er macht die Bemerkung in dem

Collin bringt es über ſich, dieſe Verſe zu erſetzen durch die ſeinigen:

O Götter, ſäß' ich in der Wälder Schatten!
Wann wird es mir gegönnt, durch edlen Staub
Des Wagens Flug zu ſchauen auf der Bahn?

Phädra ſagt in der dem Seneca nachgebildeten Rede, die dem ſchrecklichen Liebesgeſtändniſſe vorangeht: ja, ich ſchmachte, ich brenne für Theſeus —

635. Je l'aime, non point tel que l'ont vu les enfers,
Volage adorateur de mille objets divers,
Qui va du Dieu des morts déshonorer la couche —

Schiller läßt in fünf Verſen die Rede ſich behaglicher ausbreiten:

Ich liebe Theſeus, aber jenen nicht,
Wie ihn der ſchwarze Acheron geſehn,
Den flatterhaften Buhler aller Weiber,
Den Frauenräuber, der hinunterſtieg,
Des Schattenkönigs Bette zu entehren —

Collin will die Dreizahl der Verſe nicht überſchreiten. Aber wie lautet nun der eingeklemmte Satz?

Ich lieb' ihn, doch nicht jenen, der zu Tauſend'
Anbethend flattert, den die Hölle ſah
Einſt nah'n, ſelbſt Pluto's Lager zu entehren.

In Anlehnung an die Euripideiſchen Verſe 993—95 läßt Racine den Hippolyt ſeine Unſchuld und Herzensreinheit betheuern:

1112. Le jour n'est pas plus pur que le fond de mon coeur.

Wie gefällig gleiten die einſilbigen Wörter dahin! Schon Louis Racine, des großes Dichters nicht unwürdiger Sohn, rühmt die harmoniſche Wirkung dieſes Verſes (Oeuvres 6, 152), der dann gewöhnlich von den Beifallsäußerungen der Commentatoren begleitet wird. Schiller kann freilich nicht eine gleiche

köſtlichen Artikel über Rachels Darſtellung der Roxane im Bajazet (1838) die von der Tageskritik zuerſt mit Ungunſt aufgenommen worden. — Längſt hatte Valckenaer im Commentar zum Hippolytos das Verhältniß Racines zu Euripides vollkommen richtig bezeichnet; er ſagt zu v. 352: Racinius, scienter usus in Phaedra sua centenis Euripideis.

Zahl einsilbiger Wörter herbeirufen; aber den Eindruck des Verses weiß er doch festzuhalten:

1126. Nicht reiner ist das Licht als meine Seele —

Vielleicht will Collin sich der gepriesenen Einsilbigkeit nähern, wenn er ändert:

Der Tag ist nicht so klar als mein Gemüth.

So würde bei fortgesetzter prüfender Vergleichung, sei es mit Collin, sei es mit andern Nachdichtern, sich die Ueberlegenheit Schillers auch im Einzelnen immer von neuem bewähren.

Kaum vermuthet man wohl, unter diesen Nachdichtern einem Ludwig Robert zu begegnen. Der Bruder Rahels, der Dichter der Macht der Verhältnisse, hatte in jungen Jahren, wahrscheinlich noch ehe Schiller seine Uebersetzung begonnen, an Theramens schmuckreicher Erzählung von Hippolyts Jammergeschick seine Verskunst geübt. Da läßt er den gereimten Alexandriner — denn er will auch der äußern Form seines Urbildes treu bleiben — gemessen in altväterischem Pompe einhertreten. Der Vers, der doch unter Gotters Händen sich dann und wann etwas gelenker bewegte, scheint hier durch seine steife Haltung sich jedem dichterischen Schwunge des Ausdrucks widersetzen zu wollen. Verse wie die folgenden könnten unter der Pflege Gottscheds erwachsen sein; schicklich würden sie sich den aus dem Französischen gebolmetschten Trauerspielen einfügen, mit denen er die Bände seiner deutschen Schaubühne zu füllen pflegte:

Verzeihe meinen Schmerz! Was drauf sich zugefüget,
Bleibt mir ein Thränenquell, der nimmermehr versieget. —
Ich sah, Herr, deinen Sohn, ihn, bess'ren Schicksals werth,
Geschleift von dem Gespann, das seine Hand ernährt'.

Dies Robertsche Uebungsstück ward noch 1825 öffentlich ausgestellt. Man fand es in der sechsten Nummer des „Bemerkers", der Beilage zum Berliner „Gesellschafter" vom 7. Februar. Es ward dort mitgetheilt im Anhange zu einer „Kritischen Vergleichung der Schillerschen Uebersetzung von

Hippolyts Tode in „Phädra" mit dem Original". Diese mit völliger Unbefangenheit vorgenommene Vergleichung lehrt genau, wo das Schillersche Wort dem Worte Racines gleich kommt oder es gar übertrifft, und wo es nothgedrungen vor ihm zurücksteht. Die Chiffer C—l, die am Schlusse der Abhandlung erscheint, deutet wohl auf Samuel Heinrich Catel, dessen eingehende Beschäftigung mit französischer Litteratur auch sonst vielfach bezeugt ist.[99]) Er verfährt hier als Kenner, als Sprachkundiger. Er lobt und tadelt aus gewissenhaft dargelegten Gründen; aber nur Einzelheiten kann er gegen einander abschätzen.

Wir wissen ja schon, daß eine solche zergliedernde Betrachtung, und würde sie von dem feinsichtigsten Kenner angestellt, uns einen Einblick in den wahren Werth der Schillerschen Uebertragung nicht eröffnen kann. Wohl aber lehrt sie uns einsehen, welche, oft unerfüllbare, Pflichten Racine seinem deutschen Uebersetzer auferlegt. Ein Uebersetzer Voltaires bleibt von so hochgehenden Forderungen verschont.

Seit Racines Phèdre waren etliche sechzig Jahre, seit der Athalie war ein halbes Jahrhundert verstrichen, als Voltaire Anstalt traf, seinem Lügenpropheten einen Platz auf den Bretern zu verschaffen. Jedermann giebt zu, daß jenes Tragödienpaar und dieser Mahomet in zwei verschiedenen Geisteswelten erzeugt worden. Herrscht aber in beiden Welten nicht eine und dieselbe Sprache? Scheint es doch, als hätte die vollendete Kunst der dichterischen Rede sich aus jenen älteren Werken in das spätere hinüber gerettet! Scheint es doch, als wäre dem Tragiker Voltaire, der freilich nicht als Erbe des Racineschen Geistes sich geberden durfte, wenigstens das Erbtheil der Racineschen Sprache zugefallen![100])

[99]) Er wirkte verdienstvoll als Prediger und Lehrer in der französischen Gemeinde zu Berlin. Neuer Nekrolog der Deutschen 1838, 2, 623. — Vgl. F. W. Gubitz, Erlebnisse (Berlin 1869) 3, 121.

[100]) So schreibt Bolingbroke an Pope am 18. Februar 1724, in Voltaires Mariamne finde sich that art which Racine put into the

Wie gern hätte Voltaire die Erbschaft angetreten! Aber er konnte nicht mehr in den Besitz des Geheimnisses dieser Sprache gelangen. Ihr Ton ließ sich nachahmen, ihren Gang konnte man nachkünsteln und ihre anmuthigen Wendungen wiederholen; aber der stille Reiz, der sie beseelte, ließ sich nicht mehr erhaschen; die Fähigkeit, sich freier auszugestalten, war dieser dramatischen Sprache entwichen, zu gleicher Zeit, da unter diesem Drama selbst der Boden wich, auf dem allein es lebenskräftig gedeihen konnte. Die Sprache Racines erstarb oder erlahmte, als das Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten versank, als die Welt unterging, deren Elemente auch der schon alternde König noch zusammengehalten und zu einem Scheinganzen gewaltsam vereinigt hatte.

Die französische Tragödie war einst zu einer Art von Weltherrschaft auf den Bühnen Europas berufen. Seit den Tagen Richelieus schien ihr die Bestimmung angewiesen, auf ihrem vorgezeichneten Entwickelungsgange, von dem keine Abweichung gestattet war, die aufsteigende Monarchie zu begleiten. Um jene Zeit empfing, wie der gesamte Formenbau der Tragödie, so auch die tragische Sprache das Gesetz, dem ihre Lebensbewegungen fortan unterworfen blieben. Zuerst machte sich nur die Wohlthat dieser Gesetzesherrschaft fühlbar. Die tragische Rede läuterte sich; ihre einzelnen Bestandtheile wurden gesichtet. Was den höfischen Vorstellungen von Anstand und Würde widerstritt, ward allmählich immer strenger ausgemerzt. So bildete sich ein erwünschtes Gleichmaß des Tones. Damit

---

conduct of his pieces, and that delicacy which appears in his diction, with a spirit of poetry which he never had, and which flags often in the best of Corneille's tragedies. Pope, ed. Elwin 7, 398. — In einer Note verweist der Herausgeber Popes auf einen Brief Voltaires vom 2. Januar 1722, in dem Bolingbrokes reiches Wissen so wie seine Meisterschaft in der französischen Sprache gerühmt wird. Dieser an Thieriot gerichtete Brief ist aber datiert: Blois, 2. Januar 1723. Voltaire, éd. Moland 33, 84. Vgl. Desnoiresterres, La Jeunesse de Voltaire 245.

war der Sprache gewissermaßen ein fester Mittelpunct verliehen, um den sich ihre Kräfte gedrängt sammelten; indem sie sich wechselseitig durchdrangen, steigerte sich ihre einheitliche Wirkung.

Bald aber mußte die willig anerkannte Gesetzesherrschaft in willkürlichen Regelzwang ausarten. Das Gleichmaß erstarrte zur Gleichförmigkeit. Keine freie, kühne Regung durfte den Sprachgenius hinauslocken über die Grenzen des Bezirkes, den man ihm ängstlich genug abgesteckt hatte. Die Schranken, von denen diese tragische Wortkunst umschlossen war, hemmten jeden Zufluß frischer Kräfte. Aller Mittel innerer Erstarkung und äußeren Wachsthums beraubt, verfiel die Sprache in einen Zustand, den man nicht derber, freilich auch nicht treffender bezeichnen kann als mit Worten Justus Mösers: Aus einer gar zu strengen Keuschheit ist sie schwindsüchtig geworden.

In regsam jugendlicher Fülle breitet sich die Sprache Corneilles durch die lustspielartigen Dramen aus, mit denen der künftige Tragiker, der Uebersetzer der Nachfolge Christi, die Arbeit seines Dichterlebens begonnen. Diese Jugendwerke pflegte die Kennerzunft, meist aus barer Unkenntniß, lächelnd zu mißachten. Sie verurtheilte an ihnen geringschätzig eben das, wodurch sie für uns, nicht einen erhöhten künstlerischen Werth, wohl aber Anziehungskraft und geschichtliche Bedeutung erhalten. Wenn Neues in ihnen verheißungsvoll aufkeimt, so geben sie sich uns durch manche ihrer Eigenschaften doch als Spätlinge des sechzehnten Jahrhunderts zu erkennen. Man spürt an ihnen einige Nachwirkung jener Geistes- und Redefreiheit, die dem Zeitalter der Reform und der Philologie, dem Geschlechte der Religionskämpfer und der kriegsbereiten Politiker unentbehrlich gewesen.

In welchem Umfange aber Corneille sich die noch erreichbaren Güter einer allmählich schon veraltenden Sprache angeeignet, das zeigt sich uns erst, wenn wir nicht verschmähen, seine Dramen, vor allem die früheren, bis in ihre ersten Aus-

gaben zurück zu verfolgen.[101]) Denn bald fühlte auch er die Nöthigung, aus seiner Rede alles auszusondern, was gegen die Satzungen des neuen Geschmackes verstieß.

Malherbe hatte als Reiniger der Dichtkunst sein zuchtmeisterliches Amt erfolgreich geübt.[102]) Wie aber die Akademie das freie Dichterwort zu zügeln verstand, das ward jedem französischen Poeten offenbar, als sie, dem unausweichlichen Gebote Richelieus folgend, ihr Gutachten über den Cid abgab, oder vielmehr über Corneille und dessen Ankläger Scudéry den verlangten Richterspruch fällte. Dies Gutachten (Sentiments de l'Académie sur le Cid), in dessen zweitem Abschnitte die einzelnen Verse ihr Urtheil empfangen, — es bleibt eine denkwürdige Lehrschrift für jeden, der die späteren Geschicke der Tragödiensprache begreifen will. Dem maßvollen, bedachtsamen Verfahren der litterarischen Körperschaft, die um Wahrung

[101]) Auf wie manche Worte und Wendungen trifft man da, zu deren Verständnisse nur die Sprache des sechzehnten Jahrhunderts helfen kann! In der Mélite, der frühesten Komödie Corneilles, war ursprünglich folgende Sentenz zu lesen, die heute so gültig ist, wie vor 270 Jahren:

123. C'est assez qu'une femme ait un peu d'entregent,
La laideur est trop belle étant teinte en argent.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts stutzte bei dem Worte entregent wohl jeder, der es nicht zufällig aus Montaigne oder Amyot kannte. Worte solcher Art begegnen dann wieder in den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon. Corneille aber hatte schon 1644 geändert:

L'argent dans le ménage a certaine splendeur
Qui donne un teint d'éclat à la même laideur.

Wie oft und wie nahe sich die Sprache Corneilles mit der älteren Redeweise berührt, zeigen unter anderm die lehrreichen Beispiele, die Georges Pellissier gesammelt hat im fünften Kapitel seiner These über La Vie et les Oeuvres de Du Bartas (Paris 1882).

[102]) Gassendi in seiner Biographie von Peiresc (1641) bezeichnet ihn als den qui habitus fuit gallicae linguae arbiter, et poeseos facile princeps. Damit halte man zusammen die Aeußerungen von Balzac im zehnten Discours seines Socrate Chrestien (Vous vous souvenez du vieux Pedagogue de la Cour — etc.) und im einundbreißigsten seiner Entretiens: Comparaison de Ronsard et de Malherbe. Oeuvres de J.-L. De Guez sieur de Balzac — — p. L. Moreau, (Paris 1854) 2, 99. 456.

ihres kaum erst befestigten Ansehens besorgt sein mußte, hat man von jeher die gebührende Würdigung gegönnt. Die Akademie suchte den Machthaber zufriedenzustellen und dabei ihre geistige Selbständigkeit, das Recht einer eigenen Ueberzeugung zu hüten. Dennoch erging über den Dichter genug des Tadels, der ihn bald niederschlagen, bald erbittern mußte. Je eigenartiger und treffender der Ausdruck, um so gewisser erfolgte der kritische Angriff.

Das Bild des alten Kriegshelden Diego, der die Spuren seiner Thaten auf seinem ehrwürdigen Antlitze trägt, wird prächtig gezeichnet in dem Verse:

35. Ses rides sur son front ont gravé ses exploits.

Runzeln, so lautet die Censur, bezeichnen die Jahre, aber sie graben keine Thaten ein. —[108])

Mit einem, wo möglich, noch verletzenderen Unglimpf ward der Anfang des Zwiegespräches zwischen Rodrigo und dem Vater Chimenens behandelt (2, 2). Es ist ein Zweikampf in schneidenden Worten; er geht naturgemäß dem verhängnißvollen Zweikampfe voran, in dem der künftige Cid, um des eigenen Vaters Ehre wiederherzustellen, den Vater der Geliebten tödtet.

---

[108]) An diesem Verse sollte Corneille noch später einen unerwarteten Aerger erleben. Racine parodirte ihn in den Plaideurs. Da wird von einem alten Gerichtsvollzieher gerühmt — man kennt den Doppelsinn von exploit: That und Gerichtsacte, gerichtliche Vorladung — 154. Ses rides sur son front gravoient tous ses exploits. Ménage erzählt (Menagiana, Amsterdam 1713, 2, 187), der Tragiker sei über diese mißbräuchliche Anwendung seines berühmten Verses in großen Zorn gerathen und in die Worte ausgebrochen: Quoi, ne tient-il qu'à un jeune homme de venir tourner en ridicule les plus beaux vers des gens? — Der von der Akademie getadelte Vers stand also hoch in des Dichters eigener Schätzung. — Ich sehe keinen Grund, die Glaubwürdigkeit dieser Aeußerung Corneilles anzuzweifeln. Selbst Voltaire, der in den Ana meist nur müssiges oder lügnerisches Gerede finden will, läßt die Menagiana gelten. Er sagt im Dictionnaire philosophique (Oeuvres 17, 195): Le Ménagiana, revu par La Monnoye, est le seul dans lequel on trouve des choses instructives.

Gerade da stoßen Rede und Gegenrede am schlagkräftigsten an einander, wo das Spanische des Guillen de Castro am deutlichsten durchklingt.[104]) „Kennst du Don Diego?" — fragt Rodrigo mit gepreßter Stimme, in mühsam unterdrücktem Grimm:

399. Sais-tu que ce vieillard fut la même vertu,
La vaillance et l'honneur de son temps? le sais-tu?

Der Graf antwortet, seiner Sinnesart entsprechend, in gleichgültig wegwerfendem Tone:

Peut-être.

Corneille selbst hat in früheren Drucken des Cid — zwischen 1648 und 1655 — die hier nachgeahmten Verse aus den Mocedades del Cid mitgetheilt:

No sabes que fué despojos
de honra y valor?
Sí seria.

Was kann hier das Mißfallen der litterarischen Häupter erweckt haben? Zuerst das Wörtlein fut. So, meinen sie, darf man nur von einem Todten reden. Da Don Diego noch lebt, so muß der Sohn glauben, daß in seinem Vater noch immer Tugend und Ehre vereinigt sind: er muß demnach sagen: est la même vertu. — Anstößig befunden wird ferner die bezeichnende Antwort des Grafen: peut-être — vielleicht, kann sein (c'est mal répondu). Denn — so entscheidet die akademische Weisheit — schlechterdings muß man etwas wissen oder nicht wissen (absolument on doit savoir ou non quelque chose).

Wahrlich, vor solchen Richtern hätte der große Corneille verstummen können, falls er sich nicht zu demüthiger Fügsamkeit zwingen wollte. Sein Selbstbewußtsein trug ihn siegreich

---

[104]) A short and spirited dialogue, which is closely imitated by Corneille — sagt ganz richtig Lord Holland in seinem liebenswürdigen Buche Some account of the lives and writings of Lope Felix de Vega Carpio and Guillen de Castro (London 1817) 2, 86.

empor. Die Werke, die dem Cid nachfolgten, besonders der Polyeucte, ließen die tragische Sprache in immer höherem Schwunge aufsteigen. In den späteren Ausgaben jedoch, vor allem in der grundlegenden Gesamtausgabe von 1660, erlitt der Text vielfache Aenderungen und Umbildungen. Diese thun augenscheinlich dar, daß der Dichter nicht mehr so unbefangen seinem eigenen, kühn um sich greifenden Sprachgefühle vertraute. Die enge und strenge Gesetzmäßigkeit, die zu immer entschiedenerer Anerkennung gelangt war, drohte auch seine Redegewalt zu unterjochen. Wie manches eindringliche Dichterwort bleibt nun unter den Varianten der früheren Drucke schüchtern versteckt! Doch ließ sich der Hauch ursprünglicher Kraft niemals ganz aus der Sprache Corneilles vertreiben. Als der fünfundsechzigjährige Poet in den Scenen, die er zu Molieres Psyche beisteuerte (1671), sich seinem noch jugendlich lebhaften Empfinden ungehemmt überließ, wußte er den frischesten Farbenton über seinen lyrisch-dramatischen Vers zu verbreiten.

Um die Zeit, da Racine hervortrat, war die Herrschaft des höfischen Brauchs nicht mehr zu erschüttern. Den Sinn für die Vorzüge der älteren reicheren und zwangloseren Sprache hatte der Schüler von Port-Royal, der einsichtige Bewunderer der Griechen sich zu bewahren gewußt. Er fühlte, daß die Anmuth, die über den Sätzen eines Amyot schwebt, dem neueren Kunst- und Hofstil unerreichbar bleiben mußte.[105]) Bevor er sich noch im dramatischen Fache öffentlich gezeigt, bedauerte er im Stillen, daß die Sprache der Litteratur in gesteigerter Vornehmheit sich gegen die Aufnahme so mancher Wörter sträubte, denen sich nichts Schlimmeres nachsagen ließ, als daß sie die Erscheinungen des natürlichen Lebens mit natürlicher Einfachheit benannten. Im Frühling 1662 war der

[105]) A. de Blignières, Essai sur Amyot et les traducteurs français au XVIe siècle, Paris 1851, p. 3—4. Eine noch immer empfehlenswerthe Probeleistung eines allzu früh dahingeschiedenen Gelehrten.

damals Dreiundzwanzigjährige beſchäftigt, jenen umſtändlichen, mit allerlei hübſchen Bemerkungen durchflochtenen, Auszug aus den erſten zehn Büchern der Odyſſee abzufaſſen, den man, als ein Zeugniß ſeiner treuen Hingebung an die Alten, in der vollſtändigen Sammlung ſeiner Schriften mit Vergnügen antrifft (éd. Mesnard VI, 56—164). Ein ſolcher Leſer Homers mußte ſich vor allem an den Gleichniſſen erfreuen, die der Anſchauungskraft die manigfachen Bilder des Naturlebens entgegenbringen. So bewundert er, wie zart und innig Odyſſeus im zehnten Buche die Begrüßung ſchildert, mit der ihn die am Ufer harrende Freundesſchar empfängt, wenn er aus der Behauſung der Kirke wiederkehrt: — wie die Kälber im Gehege hüpfend und ſpringend daherrennen um die Kühe, wenn dieſe, vom Weidekraut geſättigt, zum Stalle heimziehen —,

410. ὡς δ'ὅτ' ἂν ἀγραυλοι πόριες περὶ βοῦς ἀγελαίας, —

indem er dieſe Verſe aufzeichnet, klagt der jugendliche Dichter, daß Wörter wie veaux, vaches, die im Griechiſchen keinen Anſtoß geben, aus ſeiner Sprache ausgewieſen ſind; ja, faſt entrüſtet er ſich über die Unduldſamkeit dieſer Sprache, qui ne veut presque rien souffrir. Einen Theokritiſchen Kuhhirten würde ſie nicht zulaſſen; vor einem göttlichen Schweinehirten müßte ſie ſich entſetzen. Aber, ſo ſchließt er bündig und treffend, dieſe Feinheiten ſind wahrhafte Schwachheiten.[106])

[106]) Racines Worte ſind merkenswerth: — qui ne souffrirait pas qu'on fît des églogues de vachers, comme Théocrite, ni qu'on parlât du porcher d'Ulysse comme d'un personnage héroïque; mais ces délicatesses sont de véritables foiblesses (p. 163). Als ſpäter der Kampf um Homer ſo leidenſchaftlich entbrannt war, erwog man auch ernſtlich die von Racine hier geſtreifte Frage, wie die ſogenannten niedrigen Ausdrücke in der Ueberſetzung wiederzugeben ſeien. Aber — darf man mit dem Dichter der Athalie ſagen — que les temps sont changés! Leconte de Lisle, der bewundernswerthe Sprach- und Verskünſtler, hat in ſeiner Ueberſetzung Homers, die ſich an Wucht und verwegener Einfachheit des proſaiſchen Ausdrucks mit Lamennais' Dante vergleichen läßt, jede claſſiciſtiſche Scheu abgethan. Man lieſt bei ihm (Odyssée, Paris 1868, p. 154): De même que les génisses, retenues

Trotz dieser Erkenntniß mußte er dem gebietenden Geiste des Zeitalters gehorchen. Er huldigte jenen Schwachheiten. Aber wie verstand er es auch, sich aller Feinheiten zu bemächtigen! Er entdeckte in ihnen die Mittel, seiner Darstellung einen gleichmäßig künstlerischen Adel zu verleihen. Die beiden tragischen Erstlinge, die Thebaide und der Alexandre, geben noch hinlängliche Beweise von Unreife und jugendlichem Ungeschick;[107]) doch verräth er schon hier das Bestreben und die Fähigkeit, die Sprache fortzubilden in ungezwungenem Einklange mit der veränderten Gefühlsweise, der sein Drama sich anpassen sollte. Diese Fortbildung mußte theils im Anschlusse an Corneille, theils im Gegensatze zu ihm erfolgen. Seit der Andromaque (1667) und dem Britannicus (1669) hatte sie sich vollzogen. Die französische Welt, die sich um Ludwig den Vierzehnten, wie um ihren Bildner, sammelte, hörte nun mit innigem Entzücken die Sprache, die sie hören wollte, die einer verfeinerten Sinnlichkeit schmeichelnd entgegenkam und das Ohr bestrickte, während sie, vermöge der

---

loin de la prairie, s'empressent autour des vaches qui, du pâturage, reviennent à l'étable après s'être rassasiées d'herbes — u. s. w. — Ebenso spricht er unerschrocken von dem divin porcher. Frau Dacier hatte den treuen Diener zu einem Intendant des troupeaux erhoben. Ihre Nachfolger begnügen sich meist mit dem unbestimmten pasteur. Dagegen hatte der alte Salomon Certon, der seine gereimte Odyssee 1604 Heinrich dem Vierten überreichte, ganz ehrlich herausgesagt fidelle oder brave porcher, auch wohl le maistre porcher. So ändern und berühren sich die Zeiten, wenigstens äußerlich.

[107]) Von F. W. Valentin Schmidt, dessen Verdienste um das Studium der großen romantischen Litteratur noch nicht in Vergessenheit gerathen sind, besitzen wir eine „Sammlung französischer Schriftstellen aus dem neunzehnten bis in das dreizehnte Jahrhundert zurück" (Berlin und Stettin 1818). Sie beginnt mit einer Schilderung des Ueberganges über die Berezina und schließt mit dem Eide Ludwigs von 842. Racine erscheint hier mit der Thebaide, worin, nach dem Urtheile des trefflichen, aber ganz den Anschauungen der Romantiker hingegebenen Sammlers, „noch einige Spuren jugendlicher Kraft sind." Schmidt bemerkt, der Abdruck sei genau nach der Ausgabe von 1682 gemacht; „und man muß,"

in ihr waltenden Harmonie, den schroffen Widerstreit der unter einander sich bekämpfenden Empfindungen in eine allverbreitete Anmuth aufzulösen schien.

Mit dieser schmiegsamen Anmuth, von der sich Ohr und Sinn widerstandslos umfangen lassen, bleibt eine innere Gediegenheit des Ausdrucks gepaart, die sich nicht so rasch und unmittelbar zu erkennen giebt. Ueberraschende Kraftausbrüche fehlen. Wer nur auf den steten Wohlklang horcht, könnte wähnen, es fehle auch die Kraft. Sie vertheilt sich aber gleichmäßig durch das Ganze. Racine ist den Dichtern beizuzählen, die mit anscheinender Milde über die Sprache herrschen, weil sie im Besitze dieser Herrschaft sich vollkommen gesichert fühlen. So meidet er denn jede Gewaltsamkeit, aber er entsagt nicht der Kühnheit. Dem Alexandriner bewahrt er unverändert die streng abgemessene Form; wie aber diese Versart, die so leicht der Steifheit und Eintönigkeit verfällt, sich unter seinen Händen kunstvoll gliedert, zeigt sie sich so biegsam und beweglich, daß sie dem ruhigeren Gange des Vortrags, der Erzählung, der Betrachtung wie von selbst sich anschließt und doch den Eindruck der unerwarteten Wendungen

---

fügt er hinzu, „über die Sorgfalt erstaunen, mit welcher in den späteren Drucken manche Spur dichterischen Ausdrucks vertilgt ist." — Die Einzelausgabe von 1664 war ihm also unbekannt geblieben; sie allein aber zeigt Racines Jugendwerk in ursprünglicher Gestalt. Die Varianten des Racineschen Textes können für das Studium der Sprache natürlich keinen solchen Ertrag abwerfen, wie ihn die Lesarten der aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts stammenden Werke Corneilles gewähren. Um aber genau den Punct zu erkennen, von dem aus die Dichtersprache Racines sich entwickelte, ist es unerläßlich, die beiden ältesten Dramen in den frühesten Drucken zu studieren. — Grillparzer hat in seinen Studien zur französischen Litteratur der Thebaide und dem Alexandre sinnvolle Bemerkungen gewidmet. Eine Scene des letzteren bezeichnet er als „meisterhaft." Sie gehört aber nicht dem dritten Acte, — wie man noch in der vierten Ausgabe Grillparzers 14, 58, liest — es ist die zweite des vierten; und nicht Ariana, sondern Axiane heißt die Heldin.

einer leidenschaftlichen Rede noch verstärken kann.[108]) Ueberall weiß er Vorsicht und Kühnheit im Gleichgewicht zu halten. Wenn er sich über die grammatische Regel hinwegsetzt, so weiß er zu verhüten, daß seine Wagnisse die Aufmerksamkeit in ungebührlichem Maße an sich ziehen; das Gewagte wird so leise vorbereitet, es wird so innig mit den umgebenden Satztheilen verschmolzen, daß kein Schein des Auffälligen und Willkürlichen daran haften bleibt: es rechtfertigt sich selbst, indem es die Rede mit erhöhter Kraft und sinnlicher Deutlichkeit ausstattet.

Nicht so sehr aus der sorgfältigen Wahl der Wörter, als aus der künstlerischen Besonnenheit, mit der sie neben und gegen einander gestellt, geordnet und zum Ganzen des Satzes verknüpft werden, entspringt die natürliche Vornehmheit dieses Stils. Fortwährend erhält man da Belege für die Wahrheit des Horazischen Wortes, aus dem gewiß Racine frühzeitig die nützliche Anweisung gezogen:

tantum series iuncturaque pollet,
tantum de medio sumptis accedit honoris.

Bei den Alten, auf die er fort und fort als empfänglicher, aber selbständiger Schüler hinblickte, suchte und fand er die Bestätigung der Grundsätze, nach denen er seine Rede künstlerisch ausgestaltete. Noch spät, um das Jahr 1693, erbaut er sich an den Lehren, welche Dionysios von Halikarnaß in der Schrift *περὶ συνθέσεως ὀνομάτων* (de compositione verborum) so anziehend vorträgt. In einem Briefe an Boileau theilt er freudig mit, was er aus dem werthvollen Büchlein gewonnen,[109]) und ergeht sich dabei in Bemerkungen, die über

[108]) Le plus hardi versificateur du XVIIe siècle nennt ihn Georges Pellissier, Le mouvement littéraire au XIXe siècle, p. 115. Wer Racines Vers zu lesen und zu hören versteht, wird diesem Lobesworte zustimmen. Wie frei der komische Vers in den Plaideurs gebildet ist, bemerkt Théodore de Banville in seinem Petit traité de poésie française (Paris 1881) p. 90.

[109]) Er verweist auf die Stelle im dritten Kapitel, wo Dionysios entwickelt, wie den Anfangsversen des sechzehnten Buches der Odyssee

sein eigenes Verfahren Aufschluß geben (Oeuvres 7, 117—20). Ein anderer Brief an Boileau vom 3. October 1694 (7, 126—29) läßt uns an einem einzelnen Beispiele die ganze Strenge dieses Verfahrens erkennen. Der fromme Dichter, von der dramatischen Muse für immer geschieden, arbeitete damals an dem zweiten der geistlichen Gesänge, die, neben den Chören der Esther und der Athalie, seinen Beruf für die edelste Lyrik so rühmlich darthun. Eingehend berath er sich da mit seinem kritischen Freunde und Führer. Die Strophe, jeder besonders hervorstechende Vers, ja ein bedeutsam wirkendes Wort wird der genauen Prüfung unterworfen; von jeder vorzunehmenden Veränderung wird genügende Rechenschaft abgelegt. Aus dem schließlich zur Vollendung gediehenen Ganzen ist jede Spur der vielfältigen Mühen, unter denen es entstanden, durchaus getilgt. Was wir den Dichter hier an einem Erzeugnisse geringen Umfangs vollbringen sehen, das hat er mit dem gleichen andauernden Kunstfleiße für jedes seiner Dramen vollbracht. Trotz diesem unbedingten Streben nach Correctheit erhält sich die Frische und Fülle des Ausdrucks unversehrt. Durch die peinlichen Forderungen des Schicklichen und Wohlanständigen scheint dieser Sprache die Feinheit von außen her aufgezwungen zu sein: in Wirklichkeit ist diese Feinheit, die sich nicht in charakterlose Glätte verlieren darf, ihr unveräußerliches Besitzthum. Und es ließ sich nicht übertragen.

Durch Racine war diese Sprache zum Ziele ihrer Entwickelung, an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit geführt worden.

---

durch die Stellung und Anordnung der Worte ein eigener Reiz ertheilt wird, obgleich nur gewöhnliche, ja niedrige Ausdrücke zur Anwendung kommen. *Τί οὖν λείπεται μὴ οὐχὶ τὴν σύνθεσιν τοῦ κάλλους τῆς ἑρμηνείας αἰτιᾶσθαι;* p. 36 ed. Schaefer. Racine bezeichnet genau dem Freunde die Stelle in Sylburgs Ausgabe von 1586 und fordert ihn auf: Prenez la peine de lire toute la réflexion de Denys d'Halicarnasse, qui m'a paru très-belle et merveilleusement exprimée. Er wollte Boileau veranlassen, in der neunten der Réflexions critiques sur Longin eine zu unbedingt hingestellte Behauptung einzuschränken.

Freilich, der eng umschließende Kreis, in dem allein ihre Lebenskräfte sich regen durften, mußte schnell genug durchmessen sein. Wäre im Bereiche des Tragischen alsbald ein sprachgewaltiger Genius erstanden, ein solcher hätte die Nothwendigkeit gefühlt, die dichterische Rede aus jener Umzäunung herauszuführen und ihr zu freier Bewegung freiere Räume zu eröffnen; aus innerm künstlerischem Drange hätte er vor allem darnach trachten müssen ihre im Schwinden begriffene sinnliche Kraft nicht nur, wo möglich, festzuhalten, sondern sie anzufrischen und zu erhöhen. Aber die Zeit der Regentschaft mit ihrem wüsten Taumel, die früheren und die späteren Regierungsjahre des fünfzehnten Ludwigs, wie hätten sie die Bedingungen für das Erscheinen und Wirken eines solchen Genius liefern können? — Leben und Sitte wandelte sich; die Gesellschaft suchte der alten Ordnungen, die in Mißachtung gerathen waren, sich wie lästiger Fesseln vollends zu entledigen; das Frankreich, dem Pascal und Bossuet, Corneille und Racine angehört, konnte den von außen unaufhaltbar vordringenden neuen Lebensmächten nicht Stand halten, weil es sich im Inneren selbst aufzulösen verurtheilt war. Nur der Tragödie schien das bedenkliche Vorrecht gewährt, diese Auflösung, von der alles betroffen ward, was dem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten besonders eigen gewesen, mit ihren nun geistesleer gewordenen Formen und ihren verbrauchten Kunstmitteln hartnäckig zu überdauern.

Nicht anders als durch Nachahmung des überlieferten Stils konnte sie ein Scheinleben fristen; und kein anderer als der Stil Racines verhieß dem Nachahmer einen gewünschten Erfolg. Jede entschiedene Abweichung von diesem Muster des lauteren Geschmacks strafte sich schwer: das bewies zur Genüge die harte, von Barbarismen starrende Sprache eines Crébillon. Aber indem man der Härte und Rauhigkeit, die Zärtlinge am großen Corneille schon längst zu tadeln sich unterfangen, behutsam ausweichen wollte, verfiel man in Schwächlichkeit und gezierte Vornehmheit, und von da rettungslos ins

nüchterne Einerlei der Phrase, in eine öde Langeweile, die kaum hie und da durch die ungewollte Lächerlichkeit eines absonderlich kostbaren Ausdrucks, einer mühselig feinen Umschreibung etwas aufgeheitert ward.

O unschmackhafte Wiederkehr des Alten,
Langweilige Dasselbigkeit des Daseins!

konnte man mit Schillerischem Worte allen den süßredenden Personen zurufen, die gleich blutlosen Schatten in den angeblich nach Racineschem Vorbilde zusammengestückelten Tragödien einherschwankten. Der Hang zu behaglicher Selbsttäuschung, der das Glück wie das Mißgeschick der Nachahmer ausmacht, bewirkte auch hier, daß ihren Blicken das Unnachahmbare ihres Meisters verborgen blieb. Will man erfahren, was ein geübter und begabter Nachahmer zu Wege bringt, wenn er geschickt die Sprache Racines handhabt, ohne sich der Leitung des Racineschen Sprach- und Kunstgeistes zu erfreuen, — dann entschließe man sich, Campistron zu lesen![110])

So feierte die Racinesche Phrase einen kläglichen Triumph. Sie herrschte, ähnlich wie in England die Sprach- und Versbildung Popes so lange sich herrschend behauptete. Hier wie dort führte die handwerksmäßig nachgedrechselte Phrase zur unbilligen Herabwürdigung des Musters selbst. Die französischen Romantiker, in der Werdezeit ihrer Schule, glaubten die Sprache Racines wegen ihrer weichlichen Eleganz, wegen ihres Mangels an sinnlicher Wahrheit, an überzeugender An-

[110]) Ich weiß nicht, ob es zu gewagt ist, an ähnliche Vorgänge in der Geschichte der Musik zu erinnern; — aber die über den Racineschen Leisten geschlagenen Tragödien mahnen mich immer an die Opern, die einst im Mozartschen Geschmacke componirt worden. Wie sehr die Vergleichung zutrifft, würde man ohne weiteres begreifen und eingestehen, wenn — man jene vordem bewunderten Nachbilder nur noch kennte. Und — um auch der bildenden Kunst ein Beispiel zu entnehmen — ist es im Grunde mit den bewußten Nachahmern Rafaels anders bestellt? — Damit will ich freilich Racine, wie hoch ich ihn auch halte, weder dem einen noch dem andern jener beiden Unerreichbaren gleichgestellt haben.

schaulichkeit verhöhnen zu müssen.[111]) In England begann Wordsworth, nachdem Cowper leise vorangegangen war, durch Lehre wie durch künstlerische That das Grundwesen des Popeschen Stils laut und nachdrücklich zu bekämpfen; allmählich neigten manche sich der Meinung zu, als habe der Schöpfer des Essay on Man, der Künstler, der Eloisas Herzensklage mit so rührendem Wohllaut ausgestattet, sich nur als schlauer Eindringling unrechtmäßig unter die Poetenschar gemischt. Und mußten wir es nicht bei uns in Deutschland erleben, daß man durch den Ueberdruß an der unablässig nachgelallten Schillerschen Phrase sich verleiten ließ, die angeborene Erhabenheit, die natürliche Majestät des ureigenen Schillerschen Wortes zu verkennen? —

Das Geschäft, der dramatischen Rede die sinnlich dichterische Fülle zu entziehen und sie unbarmherzig in das prosaische Maß einzuzwängen, dies leidige Geschäft blieb in Frankreich nicht der tragischen Zunft allein überlassen: sie ward darin von der Gilde der Kritiker und Grammatiker bereitwillig und beharrlich unterstützt.

Die wahrhaft sprachbildende Kraft kann nur im Verein mit der hochgesteigerten schöpferischen Thätigkeit des künstlerischen und des wissenschaftlichen Geistes ihr Höchstes wirken. Die Kritik, die über der Reinheit und Schicklichkeit des Aus-

---

[111]) Der treffliche und vielbeklagte Maxime Du Camp, aus dessen Munde ich manche belehrende Aeußerung über die spätere Geschichte der Schule vernahm, schildert auf das ergetzlichste in seinen Souvenirs littéraires (Paris, Hachette, 1883) 2, 185, wie Théophile Gautier und Flaubert sich in ihrem Hohn auf die „classische" Sprache wechselseitig zu überbieten suchten. Gautier wollte Moliere höchstens als einen vielleicht nicht ganz unverdienstlichen tapissier gelten lassen. Flaubert aber hatte es auf Racine abgesehen. Den Vers in der Phädra

La fille de Minos et de Pasiphaé (36)

erklärte er für den schönsten Vers der französischen Sprache; oder er declamirte, bald wüthend, bald lachend, die Worte des Theseus:

De ton horrible aspect purge tous mes États (1064)

und begleitete das Wort purger mit seltsamen Glossen.

drucks zu wachen vorgiebt, geberdet ſich dann am anmaßendſten, wenn in der Litteratur eines Volkes jene Kraft als erſchöpft gelten kann oder wenigſtens auf eine Zeit lang ruht. An der Sprache Racines freilich hatte dieſe Kritik ſchon bei Lebzeiten des Dichters ihr herkömmliches Amt verrichtet. Auf ſeiner ganzen Laufbahn blieb ſie, hemmend und einengend, ihm zur Seite. Peinlich genug empfand er die Bedrängniſſe, mit denen ſie ihn heimſuchte. Bald fühlte er ſich durch ihre Forderungen kränklich gereizt; bald unterwarf er ſich mit übertriebener Zaghaftigkeit ihren kleinlichen Geboten. Schon in der Andromaque ſtößt man auf Verſe, die unter ſolchen aufgezwungenen Verbeſſerungen ſchuldlos gelitten haben. In der ſchmerzlich bewegten Scene zwiſchen Pyrrhus und Andromaque, der vierten des erſten Actes, lauten die Verſe 303—4 nach den Drucken von 1668 und 1673:

Que feriez-vous, hélas! d'un coeur infortuné
Qu'à des pleurs éternels vous avez condamné?

Ein Herz, das zum Weinen verurtheilt iſt — damit konnte ſich die Kritik, die vernünftige, unmöglich einverſtanden erklären. Von einem Kunſtrichter wie Subligny[112]) mußte Racine die Belehrung empfangen, daß Thränen fürs Auge, für das Herz aber Seufzer gehören; Weinen ſei nicht Sache des Herzens. Wirklich gab Racine der weiſen Mahnung Gehör. Er verzichtete auf das „Herz"; er änderte den erſten Vers des Alexandrinerpaares, indem er ſich mit dem ſtets bewährten „Reiz der ſchönen Augen" zu behelfen ſuchte; dieſe mußten nun allerdings das eigentlich dem Herzen zukommende Unglück über ſich nehmen:

Quels charmes ont pour vous des yeux infortunés
Qu'à des pleurs éternels vous avez condamnés?

[112]) Alles was der Leſer jetzt über dieſen Subligny zu erfahren wünſchen mag, erfährt er durch das hübſch gearbeitete, aber zu trüben Betrachtungen leitende Buch von F. Deltour, Les ennemis de Racine. (Paris, Hachette, 1879.)

Was jene kritischen Klüglinge dem Lebenden etwa noch erspart hatten, das holten sie reichlich nach, als der Dichter vom Schauplatze abberufen worden, ohne einen würdigen Erben, einen vollberechtigten Fortpflanzer seiner Kunst zu hinterlassen. Er stand im schmeichelhaften Rufe des fehlerfreiesten der Classiker: eben deshalb mußte ihn die Schulkritik um so schärfer aufs Korn nehmen. Es gereichte ihr zum Behagen, gerade über die hervorleuchtenden Glanzstellen seiner Werke, wie über bereit liegende Beutestücke, herzufallen. Auf Theramens Erzählung vom Untergange Hippolyts (Phèdre 5, 6), deren ich schon früher gedacht, warf sie sich mit begreiflicher Gier. Sie hatte sich so tief hinein verbissen, so lange an diesem prachtvollen Musterstücke eines Botenberichtes herumgezerrt, bis es vor den unerbittlich prüfenden Blicken wie zerfetzt erschien und selbst die einzelnen Gliedmaßen des Dichters — die membra poetae — kaum noch sichtbar blieben. Der Vers, der die Schilderung des von Neptun zum Verderben herbeigesandten Ungeheuers kühn und anschaulich abschließt,

Le flot, qui l'apporta, recule épouvanté (1524) —

dieser Vers verdiente vor allen, daß sich der kritische Witz gründlich und beständig an ihm übte. Konnte eine vernünftige Poetik eine „entsetzt zurückweichende Woge" billigen oder auch nur dulden? — Eine Rüge ward nachdrücklich zuerst von Houdart de la Motte ausgesprochen, jenem anregenden Neuerer, der manchen späteren Erscheinungen der französischen Litteratur bewußt vorarbeitete, den aber in der Nähe wahrer Poesie ein prickelndes Unbehagen zu befallen pflegte. Der alte Boileau erhob sich, um in der elften seiner kritischen Reflexionen über Longin den bedrohten Vers seines ruhmwürdigen Freundes in seinen mächtigen Schutz zu nehmen; er suchte ihn sogar zu decken durch das Vergilische refluitque exterritus amnis (VIII, 240). Vergebens! La Motte unterließ nicht, seine abermalige Verurtheilung des allzu kecken Ausdruckes dem inzwischen verstor-

benen Versmeister auf das höflichste ins Jenseits nachzusenden. Nun warf auch Fénélon sein gewichtiges Wort in die Verhandlung hinein.[113]) Der Erzbischof von Cambray ließ sich zumeist von den milden Reizen der antiken Dichtung fesseln; sein Geist ruhte bei ihr aus und erquickte sich an den Bildern unverfälschter Natur, die sie ihm entgegenbrachte, an der liebenswürdigen Einfachheit der jugendfrischen Welt, die er in ihrem Bereiche wahrnahm. So blieb er denn nur zu sehr geneigt, alles, was in der neueren Poesie jener natürlichen Einfachheit entfremdet schien, als Pomp und Schwulst oder als unnöthige Großsprecherei zu verwerfen, und mithin auch seinerseits Macht und Freiheit des poetischen Wortes zu beschränken. Er spricht es vor der französischen Akademie unverhohlen aus, daß die ganze Schilderung des Neptunischen Ungeheuers ihm überladen und allzu geschmückt erscheint; indem er sie tadelt, gesellt er sich zu den Gegnern des angegriffenen Verses; sein Sinn für das Natürliche wird dadurch verletzt, daß Theramen in einem solchen Augenblicke der Verzweiflung und des Jammers sich auf eine Beschreibung einläßt.[114]) Der so erregte Streit ward

[113]) Man blicke in den vierten und fünften Band der älteren Ausgabe Boileaus von Saint Marc (Amsterdam 1775) S. 227—65 und 312—19, wenn man einen, freilich noch ganz und gar unvollkommenen, Begriff von dem Umfang gewinnen will, bis zu dem diese wichtige Streitigkeit sich ausdehnte.

[114]) Paul Janet sagt in seiner jüngst erschienenen kleinen Biographie Fénélons (Paris, Hachette 1892) p. 169: C'est aussi Fénélon qui a le premier, à ce qu'il semble, critiqué le fameux récit de Théramène, qu'il trouve déplacé et trop long. — Darf ich hier einem Manne, der seine vaterländische Litteratur so inne hat wie Janet, zu widersprechen wagen, so möchte ich daran erinnern, daß die Abhandlung, in der La Motte zuerst sein Mißfallen äußerte (Discours sur la Poësie en général et sur l'Ode en particulier) wahrscheinlich bereits 1707 erschienen ist. Boileaus Antwort zeigt die Jahreszahl 1710. Am 17. März 1711 starb der große Satiriker. Des Erzbischofs höchst reizvolle Lettre à l'Academie stammt aber aus dem October 1714. — In Bezug auf die Geschichte jenes Verses — man darf da wohl von einer Geschichte sprechen — verweise ich noch auf D'Alembert, Oeuvres

im Verlaufe des Jahrhunderts immer wieder angefacht. Eigentlich beschwichtigt ward er durch die wahrhaft kunstrichterliche Entscheidung, die Voltaire zu Gunsten seines großen Vorgängers fällte, als er in den Questions sur l'Encyclopédie (1770) den Artikel Amplification abhandelte.[115])

Im Jahre 1738 ließ der tüchtige und angesehene Sprachkenner D'Olivet grammatische Bemerkungen über Racine erscheinen,[116]) in denen es keineswegs auf kleinliche Bekrittelung des Poeten abgesehen war, und auf die man dennoch das für alle Zeiten gültige Xenion anwenden konnte:

Anatomiren magst du die Sprache, doch nur ihr Cadaver;
Geist und Leben entschlüpft flüchtig dem groben Scalpell.

Ungefähr um die selbe Zeit fühlte sich die Akademie gemüßigt, die Athalie einer grammatischen Prüfung zu unter-

---

compl. Paris 1821, 3, 632. 646. — Der Alexandriner, der dem umstrittenen Verse vorangeht, beginnt mit einem Halbverse, der sich wörtlich bei dem von Goethe rühmlich erwähnten Saluste Du Bartas findet, und zwar im zweiten Tag seiner ersten Woche: La terre s'en esmeut. (Commentaires et Annotations sur la Sepmaine — — — de G. de Saluste, Seigneur du Bartas, Paris 1585; p. 82 v.) Einer höchst abgeschmackten Nachahmung des befehdeten Verses hat sich noch 1757 Malfilâtre schuldig gemacht in der Ode auf den Mordversuch, den Damiens gegen Louis le Bien-aimé gerichtet:

Vers nous, au milieu d'un orage,
Quel démon s'avance en fureur?
Dans ses flancs, un épais nuage
L'apporte, et recule d'horreur.

(Poésies de Malfilâtre, Caen 1823, p. 18).

[115]) Jetzt im Dictionnaire philosophique, Oeuvres 17, 191. — Mich wundert, noch bei Sainte-Beuve zu lesen: l'inutilité de ce grand récit de Théramène. Port-Royal (1867) 6, 131.

[116]) Selbst Voltaire, der zu D'Olivet in freundlichen Beziehungen zu stehen liebte, konnte die mahnende Frage nicht unterdrücken: Ne lui reprochez-vous pas quelquefois d'heureuses licences qui ne sont pas des fautes en poésie? — Und vorher ging der Satz: Je vous trouve quelquefois bien sévère avec Racine. Brief an D'Olivet 1. April 1766. Oeuvres 44, 258.

ziehen; und da hätte man der erſten litterariſchen Körperſchaft Frankreichs ein anderes Xenion zurufen können:

O wie ſchätz ich euch hoch! Ihr bürſtet ſorglich die Kleider
Unſrer Autoren, und wem fliegt nicht ein Federchen an?

Offenbar verharrte die Mehrzahl der Mitglieder auf dem nämlichen Standpuncte, den ein Jahrhundert zuvor ihre kritiſirenden Ahnherren eingenommen, als dieſe, folgſam dem Gebote des Cardinal-Miniſters, den Cid vor ihr höchſtes Gericht forderten. Ja, der Geiſt der Proſa ſchien jetzt in den Abkömmlingen noch uneingeſchränkter als einſt in den Vorvätern zu walten.

So, in die Enge getrieben durch die Bedenken ſchulmeiſterlicher Grammatiker, verſchüchtert durch den Hohn phantaſieloſer Kritiker, ward die poetiſche Rede der Gefahr ausgeſetzt, das dramatiſche Feld völlig räumen zu müſſen. Damals regte ſich im beweglichen Geiſte eines La Motte, als Diderot noch in den Knabenjahren ſtand, der ganz naturgemäße Gedanke, es ſei wohl rathſam, auch im ernſten Drama den Vers durch die Proſa zu erſetzen. Seine eigenen Versgeburten konnten freilich die Vermuthung wecken und ſtützen, daß bei einem ſolchen Tauſche kein ſchwerwiegender Verluſt zu befürchten ſei. Aber auch an Racineſchen Verſen wollte er darthun, daß durch Aufopferung der poetiſchen Aeußerlichkeiten Gehalt und Wirkung der dramatiſchen Rede nicht weſentlich beeinträchtigt würden. So begab er ſich an das Geſchäft, die erſte Scene des Mithridate in ſchmuckloſe Proſa umzuſchmelzen. Die Worte blieben unverletzt; die Form ward geſprengt.[117]) Und durch dieſe

[117]) Oeuvres de monsieur Houdar De La Motte (Paris 1754) 4, 398 fgg. Da die vollſtändige Ausgabe in zehn, eigentlich elf, Bänden nicht leicht zugänglich iſt, ſo empfehle ich denen, die ſich mit den Meinungen dieſes, in ſeiner Beſchränktheit regen und erfindſamen, Kopfes bekannt machen wollen, den reichhaltigen Auszug aus ſeinen proſaiſchen Schriften, den B. Jullien veranſtaltet hat unter dem Titel Les Paradoxes Littéraires de Lamotte ou Discours écrits par cet Académicien sur les principaux genres de poëmes. Paris, Hachette, 1859.

leicht bewerkstelligte antipoetische Metamorphose glaubte der wohlmeinende Fürsprecher der Nüchternheit bewiesen zu haben, daß der Werth einer Racineschen Dichtung eben nur in deren Inhalt bestehe und in den Augen eines vorurtheilsfreien, wahrhaft erleuchteten Kenners durch die überwundene Schwierigkeit des Reimes und Verses, also durch das Verdienst der künstlerischen Form, keineswegs gehoben werde.

Ueber die Lehre La Mottes, über die Beispiele, mit denen er sie bekräftigte, mochte man lächeln; aber schon ernster mußte man zuhören, als am 25sten August 1760 D'Alembert der festlichen Versammlung der Akademie Betrachtungen über die Poesie vortrug, die eigentlich zu der Schlußfolgerung hinleiteten, daß die Menschen des Jahrhunderts, das mit oder ohne Fug den Namen des philosophischen führte, über die Poesie hinausgewachsen seien. Wirft doch der gereifte Mann das Spielwerk der Dichtung bei Seite, das ihm in den Tagen seiner Jugend Ergetzung gewährt! Will man in diesem Jahrhundert, wo Bildung und Verstand eine so ansehnliche Verbreitung gewonnen, will man da noch die Mühe über sich nehmen, Verse zu lesen (quand on prend la peine de lire des vers —), so gilt für sie die strenge, aber gerechte Satzung, daß man in ihnen nur das für gut anerkenne, was man in Prosa vortrefflich finden würde. Während so die Forderungen, denen die Poesie genügen soll, scheinbar in eine ungebührliche Höhe hinaufgetrieben werden, soll andererseits die Sprache der Dichtung sich jeden freien Athemzug versagen; ihr knechtisches Unterthanenverhältniß zur Prosa wird gesetzlich festgestellt. Die Poesie hat unweigerlich allen den grammatischen Regeln zu folgen, denen sich der prosaische Satz unterwerfen muß. Nur selten darf der Poet eine freiere Anordnung der Worte sich gestatten; der Inversionen wird er meist sorgfältig sich enthalten. Von der bilderreichen Poesie, die zu den Sinnen spricht, mag sich die Jugend fortreißen lassen; für den Mann im vorgerückteren Lebensalter taugt nur jene Dichtung, die

Empfindungen ausdrückt und nützliche Wahrheiten in edler Form darlegt.[118]) In den Sätzen des hervorragenden Mathematikers äußert sich die Selbstüberhebung einer bildungsstolzen und dichtungsmüden Zeit. Die ganze Kunst des Jahrhunderts erscheint hier wie in altersgrauer Färbung, entkräftet, unfähig, dem prosaischen Zeitgeiste Sieg und Herrschaft streitig zu machen.

Zur Abschreckung schlechter Poeten und zu Ehren Voltaires will D'Alembert diese Betrachtungen angestellt haben — so schreibt er wenigstens an Voltaire selbst, indem er sich des günstigen Eindruckes rühmt, den er, seinem Dafürhalten nach, mit ihnen erzielt hat (2. Septbr. 1760). Aber die Poeten, die schlechten wie die besseren, irrten wohl nicht, wenn sie in diesem akademischen Redestück eine Achtserklärung gegen alle Poesie zu vernehmen glaubten. Die Dichter, sagt Condorcet in seiner Lobschrift auf D'Alembert, waren entrüstet, daß ein Mathematiker über sie urtheilte. Keiner jedoch ließ seine Entrüstung freier ausströmen als ein französisch schreibender Deutscher, und zwar einer der ersten unter den Deutschen aller Zeiten, der sich selbst den letzten der französischen Dichter nannte.

Moi indigne, le dernier des poëtes français — so beginnt Friedrich der Große die „Betrachtungen", die er den Betrachtungen des akademischen Sprechers entgegen stellt. Friedrich wußte, wie sein vieljähriger Briefwechsel mit D'Alembert bezeugt, sehr wohl, was er an diesem ehrenwerthesten und maßvollsten unter den Führern der Encyclopädisten, dem er ja wiederholt eine Stellung in seiner Nähe anbot, zu achten und zu schätzen hatte. Aber er fühlte sich zum Schutze der gött-

---

[118]) Oeuvres de D'Alembert (Paris 1822) 4, 291—98: Réflexions sur la Poésie, écrites à l'occasion des pièces que l'Académie française a reçues en 1760 pour le concours. Vgl. Ouvres 5, 72 und 1, XVI. — Lucien Brunel, Les Philosophes et l'Académie française au dix-huitième siècle (Paris, Hachette 1884) p. 105.

lichen Poesie aufgerufen, in deren Gebiet, das nur den Geweihten zugänglich sein sollte, die heillose Barbarei engsinniger Mathematiker den verheerenden Einbruch wagte. Als durch den Tod der russischen Kaiserin eine günstigere Wendung seines Geschickes eingetreten, etwa im April 1762, wandte er einige litterarische Mußestunden, die Krieg und Politik ihm übrig ließen, auf Abfassung einer Schutz- und Trutz-Schrift, in der sich die heiterste Laune spielend zu ergehen scheint, die aber dennoch durch ihre kecke Haltung und ihren herausfordernden Ton die gereizte Stimmung des königlichen Autors nur allzu deutlich verräth.[119]) Der höhnende Witz richtet sich gegen die Herren von der geraden und der krummen Linie, die sich hochmüthig im alleinigen Besitze der geläuterten Vernunft wähnen

---

[119]) Oeuvres philosophiques de Frédéric le Grand (Berlin 1848) 2, 59—74: Réflexions sur les réflexions des géomètres sur la poésie. — So viel ich weiß, sind sie in dieser großen Ausgabe zuerst, und zwar nach der Handschrift des Königs, gedruckt. Friedrich hat seine Réflexions an D'Alembert überschickt; im Briefe vom 27. Mai 1762 suchte dieser, dessen Ansichten mit so energischem Hohn zurückgewiesen worden, sich so gut, wie es dem Könige gegenüber möglich war, zu wehren und den einmal gewählten Standpunct zu behaupten. Die Biographie D'Alemberts, die der hervorragende Akademiker Joseph Bertrand jüngst erscheinen ließ (Paris, Hachette 1889), giebt in einem besondern Kapitel (138—171) eine treffende und liebevoll ausgeführte Schilderung von den Beziehungen, die zwischen dem Könige und dem französischen Philosophen dauernd obwalteten. Aber des Manifestes, das der König gegen den géomètre ausgehen ließ, wird nicht gedacht. — D'Alembert schrieb dann 1762, um seine Ansichten zu rechtfertigen und die Gegner zu beschwichtigen, einen Dialogue entre la Poésie et la Philosophie, Pour servir de préliminaire et de base à un traité de paix et d'amitié perpétuelle entre l'une et l'autre. (Oeuvres 4, 373—81). Ein mattes und inhaltsleeres Zwiegespräch zwischen zwei so geistesmächtigen Damen, die ihre Gegnerschaft durch einen wünschenswerthen, aber schwer zu erlangenden Frieden beenden wollen. Von Friedrich sagt die Dame Philosophie: enfin j'ai vu un roi, qui pour avoir gagné douze batailles n'en était pas moins philosophe et homme de lettres, avoir auprès de lui, sur la même table, Athalie et les Commentaires de César, et douter lequel des deux ouvrages il aimerait mieux avoir fait.

und sich der geistigen Herrschaft über das Menschengeschlecht anmaßen. Mögen sie sich den Kopf mit ihrer Algebra, mit ihren Tangenten und Cycloïden voll pfropfen, mögen sie über ihrer gewiß höchst unterhaltenden Infinitesimalrechnung mager und bleich werden. Aber welch eine Langeweile würde sich um den Erdball breiten, wenn es diesen trocknen Meßkünstlern, diesen gerad- und krummlinigen Despoten gelingen sollte, der ihnen verhaßten Poesie jeden gedeihlichen Boden zu entziehen! Wollen sie dem Dichter die Anwendung mythologischer Bilder und Vorstellungen verleiden oder verbieten, so will Friedrich sie niederschmettern mit Versen des allgefürchteten Boileau, der in seiner Dichtkunst die Unentbehrlichkeit dieses heitern und bedeutsamen Schmuckes gründlich und ausführlich dargethan. Haben diese rechnenden Kleinmeister, die mit ihren Zahlen und Formeln die himmlische Kunst wie die menschliche Vernunft meistern möchten, sich nun gar erfrecht, die dichterische Rede unter das nämliche grammatische Joch zwingen zu wollen, dem das prosaische Wort sich beugen muß, so führt der König dagegen Citate aus Racine und Voltaire siegreich ins Feld:[120]) er will den engköpfigen Widersachern darthun, daß Reiz und Kraft solcher herrlichen Verse gerade aus der kühnen Inversion, aus der überraschenden Ellipse hervorgehen.

---

[120]) Bei den Citaten aus Racine verläßt sich der König auf sein Gedächtniß, dem ja ganze Heeresmassen von Versen anvertraut waren. Da mag denn wohl eine unwillkürliche Aenderung des Wortlautes, und nicht zum Vortheil des Textes, eintreten. Um an einem treffenden Beispiele die eindringliche Wirkung der Ellipse zu zeigen, wählt er das schöne Wort der Hermione aus der Andromaque (1365):

Je t'aimois inconstant, qu'aurois-je fait fidèle?

Hermione spricht unmittelbar zu Pyrrhus selbst, und gerade dadurch wird der Vers in seiner knappen Fassung so bedeutsam. Der König aber hat im Sinne, daß sie von Pyrrhus als von einem Dritten spricht. Er citiert also, indem er die Kraft des Ausdrucks bricht: Je l'aimais inconstant u. s. w. Er setzt hinzu: C'est dans un moment de passion qu'Hermione s'exprime ainsi. En prose il faut nécessairement: „s'il eût été fidèle." Donc, en jugeant Racine sur les règles des

Vor allem aber ergrimmt der König über die wiederholt aufgestellte Behauptung, die dem mathematischen Kleinsinn ohne weiteres einleuchtet und die allerdings geeignet scheint, einer niedrigen Ansicht vom Wesen der Poesie Vorschub zu leisten, — die Behauptung nämlich, daß der Greis, den die Erfahrungen des Lebens mit Vernunft und Weisheit ausgestattet, sich von der Dichtung, wie von einem eiteln Spiele, gleichgültig oder geringschätzig abwende. Auf diesen höchst vernünftigen, und demnach aller Poesie ledig gewordenen, Greis, den die Mathematiker sich für ihre dichtungsfeindlichen Zwecke ganz eigens erschaffen haben und den sie wie eine Lieblingsfigur so gern vorschieben, auf diesen bedauernswerthen, jedem Genuß der Einbildungskraft abgestorbenen Greis häuft Friedrich ein volles Maß ergetzlichen Hohnes. Er giebt sich selbst die Miene eines Greises, damit das Bekenntniß seiner poetischen Rechtgläubigkeit um so nachdrücklicher wirke. Mit warmer Leidenschaft, der das erkältende Alter nichts anhaben kann, will er der Poesie so innig, wie einst in den Tagen seiner Jugend, zugethan bleiben. Zu den bewunderten, von der Gottheit begünstigten Meistern blickt er in ungeminderter Verehrung empor. Das von theologischem Schwunge getragene Glaubensformular, auf das er sich selbst vereidigt, lautet so bestimmt und streng, daß jeder Verdacht einer möglichen Ketzerei ausgeschlossen bleibt. Seine Brüder in Apoll muntert er auf, sich wider die Einfälle der geometrischen Barbaren zu rüsten; vom Gott Apollo selbst aber erbittet er sich, daß dieser ihm durch

---

despotes, ce vers ne vaudrait rien. — Indem ich diese, nicht nach Gebühr beachtete, Schutzschrift des Königs wieder durchblicke, gedenke ich unwillkürlich des schönen, ergreifenden Briefes an D'Argens vom 25. Mai 1762, in welchem er ausspricht, was ihn, während er seinen oft so strengen Herrscherpflichten zu genügen trachtet, zur Poesie so nächtig hinzieht und was ihm der innige Verkehr mit ihr gewährt. — Einen solchen Brief hätte Macaulay beherzigen sollen, ehe er sich herbeiließ, seine Witzeleien über Friedrichs poetischen Dilettantismus niederzuschreiben.

seine unfehlbar wirkende Gnade (grâce efficace) die Kraft verleihe, in dem orthodoxen und wahrhaft poetischen Glauben zu verharren. Es ist der Glaube, den Homer gelehrt, Virgil ausgebreitet, Horaz ausgelegt hat und als dessen Apostel die andern großen Dichter sich zeigen: Tasso, Petrarca und Ariost, Milton, Boileau, Racine, Corneille, Voltaire und Pope. In diesem Glauben, der durch eine nicht unterbrochene Ueberlieferung bis auf die Gegenwart gelangt ist, in ihm, betheuert Friedrich, will ich leben und sterben, auf daß nach meinem Tode meine Seele sich der Schar dieser erhabenen und seligen Geister anschließe, dort in dem Elysium, das sie bewohnen. Einen deutschen Sendboten des Apollo weiß Friedrich *nicht* zu nennen.

So erhob sich der deutsche Fürst mit scherzendem und ernstem Worte zum Schutze der französischen Muse, der man in ihrem Vaterlande jede freie, kühnere Bewegung untersagen und das Recht auf eine eigene Sprache, ja fast auf ein eigenartiges, selbständiges Dasein aberkennen wollte. Als der Held des siebenjährigen Krieges der bedrängten ausländischen Muse seinen, in diesem Falle unwirksamen, Beistand gönnte, hatte Klopstock der deutschen Musensprache die verwegensten Flüge schon zugemuthet und ihr eine nicht mehr zu hemmende Freiheit der Bewegung errungen.

Die Poesie kann und wird nicht aus der Mode kommen, — hatte Friedrich mit heiterer Ueberzeugung verkündigt. Auch wenn man dieser tröstlichen Ueberzeugung beipflichtete, konnte man doch nur mit Besorgniß den Zustand gewahren, der durch die unerbittlich herrschende Tagesmode über die damalige Poesie verhängt worden. Denn wollte irgendwo ein echt poetischer Funke aufglimmen, gleich von allen Seiten spritzte das prosaisch-kritische Gewässer heran, ihn auszulöschen.

Eine solche, der wahren, großen und selbständigen Poesie abholde, Zeit zu beherrschen, war Voltaire durch die rastlose Fruchtbarkeit, durch die schrankenlose Beweglichkeit des viel-

seitigsten Talents bestimmt und befähigt. Er befestigte diese Herrschaft, indem er das offenbare Verlangen, das geheime Begehren dieser Zeit überschwänglich befriedigte. Hegten aber die Menschen einer solchen Zeit, wenn sie, auf Unterhaltung hoffend, oder lüstern nach neuen Erschütterungen, sich vor der Schaubühne sammelten, hegten sie das Verlangen, durch die hohe Würde eines streng und gleichmäßig in sich abgeschlossenen tragischen Stils ergriffen und über die Enge der Wirklichkeit hinausgehoben zu werden?

Doch wahrlich, der schwache und schwankende Charakter der tragischen Sprache Voltaires ist nicht allein durch das Zeitalter verschuldet. Der Tragiker selbst — und hier stoßen wir abermals auf den Grundmangel seiner Künstler- und Menschennatur — er selbst trägt die gewichtigste Mitschuld.

Ueber den ganzen Bestand der französischen Sprache verfügt Voltaire mit magischer Leichtigkeit. In der überreichen Manigfaltigkeit seiner klaren, stets lebendigen und stets reizvollen Prosa, im Lehr- Scherz- und Spottgedicht, im anmuthigen und oft so sinnvollen Spiele seiner Gelegenheits- und Gesellschaftspoesie — immer greift er den richtigen Ton. Der Ausdruck fügt sich in das schickliche Maß. Mit ungestörtem Behagen erfreut man sich an dem ungestörten Einklange zwischen dem Inhalt und der geschmeidigen Form, durch deren Behandlung er in ganzem Ernste den Titel verdient, den Hamann ihm einst halb ironisch beigelegt, den Titel eines Hohenpriesters im Tempel des Geschmacks. Ein solcher Autor durfte nach seinem eigenen Urtheil, nach dem Urtheile seiner über die Welt verbreiteten Bewunderer wohl als der Alles vermögende gelten.

Das Vermögen, einen tragischen Stil zu schaffen, lag außerhalb der weitgezogenen Grenzen seiner Fähigkeiten. Nur

---

[121]) In seinen Études sur l'éloquence attique (Paris, Hachette, 1884, p. 81) hat Jules Girard, der feinsinnige Schätzer der attischen Prosa, mit treffendem Worte den Punct bezeichnet, bis zu dem Voltaire die Ausbildung der französischen Prosa geführt.

aus einem machtvoll einheitlichen Künstlergeiste, der all sein schöpferisches Thun und Bilden um einen Punct sammelt, von diesem aus die Erscheinung des Weltganzen erfaßt und das geheimnißvolle Innere der Welt beleuchtet und bewegt, nur aus den Tiefen eines solchen Geistes kann, als die höchste Blüthe einer rein künstlerischen Kraft, der tragische Stil hervorgehen. Voltaire, dessen Thun sich in unerschöpflicher Regsamkeit über die breiteste Fläche verstreute, hat ein solches heroisches Zusammenfassen der Kräfte niemals geübt und eine solche Vertiefung des geistigen Seins niemals gekannt.

Aber seine Kraft genügte auch nicht, den überlieferten Stil auf dem Wege, den die großen Meister beschritten hatten, selbständig fortzuführen. Bei uns haben Heinrich von Kleist, Grillparzer, Hebbel in glorreichen Beispielen gezeigt, wie man, ohne von den vorangegangenen Meistern sich loszutrennen, ohne — möchte ich sagen — die Tradition des dichterischen Ausdrucks völlig zu unterbrechen, dennoch, im Anschluß an sie, das tragische Wort aus eigener Kraft neu beleben und die Sprache zu einem scharf ausgeprägten Abbilde des eigenen Geistes gestalten kann. Voltaire jedoch weiß der Tragödiensprache, die er vorfindet, keine neuen Lebenskräfte zuzuführen; er muß sie in dem Kreise lassen, in den sie durch Corneille und Racine gebannt ist. Das Muster freilich, das ihm Corneille bot, will er nur in seltenen Fällen als unbedingt gültig anerkennen. Bald mitleidig, bald höhnisch bemerkt er, daß der Vater der Tragödie sich ja erst aus der Barbarei habe hervorarbeiten müssen, und daß daher begreiflicher Weise seine Sprache noch so viele Schlacken mit sich führe. Er, der Spätere — und warum nicht auch der Größere? — er glaubte den alten rauhen Meister, wie durch gesteigerte dramatische Kunstfertigkeit, so auch durch Glätte und untadelige Sauberkeit der Sprache glücklich übertroffen zu haben. Immerhin ist ihm Corneilles Redeton so natürlich geworden und so geläufig geblieben, daß er nicht vermeiden kann, sich selbst gar manches zu gestatten, was

er, zuweilen mit gegründetem Tadel, häufiger mit ganz unzulässiger Rüge, dem edlen Vorgänger verweist.[122]) Und hat er nicht vielleicht eben deshalb gegen das angeblich Regellose und Veraltete der Corneilleschen Sprache so heftig geeifert, weil er daran verzweifelte, ihre männlich gedrungene Kraft zu erreichen und ihrem Schwunge nachzukommen?

In Racine dagegen hat sich ihm das Urbild der Vollkommenheit verwirklicht. Mag man auch in jenen Musterdichtungen hie und da einen schwächlichen Vers aufstöbern, er wäre dennoch bereit, von dem Gesamtwerke Racines zu rühmen, was er einmal an der Rolle des Acomat im Bajazet preist: Da ist kein harter, kein matter Vers; da begegnet kein Wort, das man nicht als das bezeichnende, als das treffende anerkennen müßte. Hörte er einem Schauspieler zu, der ihm als Probestück seiner declamatorischen Kunst einen Racineschen Dialog vortrug, so vergaß er wohl, das erwartete Gutachten über den Bühnenzögling abzugeben; vielmehr überließ er sich einem, auch wohl von Thränen begleiteten, Ausbruche der Bewunderung über die unerhörte Meisterschaft solcher Verse, die seit seinen Jünglingsjahren sich ihm so tief ins Gedächtniß gesenkt hatten, daß sie als ungebetene Eindringlinge sich unter die Zeilen seiner eigenen Tragödien zu mischen drohten. Gerieth er in die Stimmung, selbst einmal eine Musterrede, etwa aus der Phädra, vorzutragen, dann blickte er, nach beendeter Declamation, wehmüthig den Hörer an, senkte den Kopf, ließ die Arme schlaff herabhängen, und murmelte: „Was bin ich doch

[122]) Der achte Band der Bibliothèque de la Faculté des lettres de Lyon (Paris, Ernest Leroux, 1889) enthält eine Ausgabe der Zaire, veranstaltet von drei Studirenden jener Facultät, Léger, Fréjafon, Coupba. Im siebenten Abschnitte der lesenswerthen Einleitung wird an einer Reihe von Beispielen dargethan, daß Voltaire unbedenklich Ausdrücke und Redewendungen braucht, die er im Commentar über Corneille tadelt oder bespöttelt. Trefflich schließt der vorhergehende Abschnitt der Einleitung mit den Worten (p. XLVIII): — ses tragédies même les meilleures, malgré leur supériorité scénique, malgré des vers éclatants, sont mortes, tuées par le style.

für ein Nichts gegen diesen Meister.“ [123]) In solchen Augenblicken dämmernder Selbsterkenntniß erscheint der Schriftsteller, dem Könige und Völker als dem Wunder seiner Zeit huldigten, gewiß am liebenswürdigsten.

Von jenem Staunen über die einzige Vollendung des Racineschen Wortes fühlt er sich wahrhaft durchdrungen. Damit sein eigenes Wort auf seine Zeitgenossen mächtig einstürme oder ihnen erfolgreich schmeichele, muß er es jenem höchsten aller Muster nachbilden wollen. Hier aber trifft sein inneres Unvermögen mit einer äußeren Unmöglichkeit zusammen. Denn Racines Sprache — das ward uns ja bis zu völliger Ueberzeugung klar — konnte nur nachgesprochen, nicht weitergebildet werden. Er vermochte sich diese Sprache nur anzueignen, indem er sie mit prosaisch-rhetorischen Bestandtheilen reichlich durchsetzte. Streifte Racine dann und wann schon gar zu nahe ans Schwächliche, so geschieht es wohl, daß Voltaire ins Fade und Hohle versinkt. Da muß denn die abgeblaßte Phrase den Vers nothdürftig füllen; die Adjective, denen durch allzu häufigen Gebrauch ihre wirkliche Bedeutung fast abhanden gekommen, dienen, gleich immer bereit stehenden Hülfswörtern, zum matten Abschlusse des Alexandriners. So gewöhnte sich der Tragiker an die dünnflüssige Rede, die ihm so leicht aus der Feder rann, und die er deshalb auch so leicht immer wieder anders wenden und lenken konnte. Schon von Anfang an war in der tragischen Sprache die sinnliche Kraft des Ausdrucks durch das Streben nach leidiger Vornehmheit gefährdet.[124]) Unter der

[123]) Bei derartigem Anlasse soll er einmal ausgerufen haben, mit Racine verglichen sei er nur ein polisson.

[124]) Mußte sichs doch schon Racine als eine, wenn auch lobenswerthe, Kühnheit anrechnen lassen, daß er dem Prolog zur Esther das Wort pavé einverleibte. Da singt die Frömmigkeit das Lob des großen Ludwigs, des Bezwingers der abscheulichen Ketzerei, d. h. des Protestantismus. Indem sie ihre Stimme zu Gott erhebt, schildert sie die religiöse Demuth des katholischen Königs:

Tu le vois tous les jours, devant toi prosterné,
Humilier ce front de splendeur couronné,

Bühnenherrschaft Voltaires droht ihr gänzliche Vernichtung. Statt deutlicher Bezeichnungen erhält man andeutende Umschreibungen. Das Wort ist zu leblos, um eine bestimmte sinnliche Vorstellung zu erzeugen. Der Ausdruck verschwimmt gleichsam in farblosen Allgemeinheiten, so daß kaum etwas Sichtbares, geschweige etwas Greifbares übrig bleibt. Vor der fahlen Abstraction flieht das einfache, naturkräftige, durch das Wesen der Sache selbst unmittelbar gegebene Wort. Hat man dies öde Versgetön eine Weile vernommen, so könnte man dem Wahne verfallen, als bestände die Kunst des Stils eigentlich in dem künstlichen Bemühen, dem treffenden Worte, das auf dem kürzesten Wege sich an Empfindung und Anschauung wendet, aufs behutsamste auszuweichen.

Der Trauerspieldichter des achtzehnten Jahrhunderts war nicht, wie sein Vorgänger im siebzehnten, zu einer lebendigen Kenntniß und demgemäß zu einer ungeheuchelten Bewunderung der attischen Tragödie gelangt. Obschon Voltaire die alten Tragiker oft genug im Munde führte, bald ihren Namen Ehrfurcht bewies, bald ihren Werken gegenüber sich als verbessernder Nachahmer brüstete, so blieb die tragische Muse der Alten

Et confondant l'orgueil par d'augustes exemples,
Baiser avec respect le pavé de tes temples.

Dies doppelte Alexandrinerpaar bezeugt in der That die dem großen Tragiker ganz eigene Kunst, die Voltaire wohl gewürdigt, aber selten geübt hat, die Kunst, ein gewöhnliches, dem französischen Ohre niedrig klingendes Wort in eine vornehme Umgebung zu versetzen und ihm so die poetische Hoffähigkeit zu verschaffen. Der Cardinal Maury, der den älteren litterarischen Traditionen anhing, hat in seinem großen Essai sur l'éloquence de la chaire (Paris, 1829, p. 161) das Verdienst dieser Verse in volles Licht gesetzt. Das Wort pavé nennt er si populaire et si effrayant pour un poëte. Er sagt dann später: Racine n'auroit fait peut-être qu'un vers ridicule et burlesque, en le commençant ou en le terminant par le mot pavé; mais en l'entourant de si près des paroles pompeuses de respect et de temple, il a voilé, pour ainsi dire, ce terme abject, et l'a couvert de tout l'éclat des expressions augustes qui l'environnent. — Man gewinnt da wirklich einen Einblick in die Zusammensetzung der Dichtersprache des „großen Jahrhunderts."

ihm doch stets ein verhülltes Götterbild. Und wie hätte es sich ihm auch entschleiern sollen in einer Zeit, da die ernsten griechischen Studien ausgestorben schienen im Vaterlande des Guillaume Budé, des Henri Estienne, wo sie einst, mit leidenschaftlichem Eifer gepflegt, sich so mächtig entfaltet und auch der heimischen Litteratur den nachhaltigsten Anstoß gegeben hatten?[125]) So entzogen sich seinen Blicken die ewigen Muster dichterischer Größe, die durch ihre sinnlich-geistige Herrlichkeit manchem wahren Poeten den Begriff künstlerischer Vollendung erst erschlossen. Und doch war in ihm der Künstlersinn nicht so weit geschwächt, daß er der neuen verheißungsvollen und behaglichen Theorie sich fügsam anbequemt und, nach der Lehre von La Motte und Diderot, die dichterische Form aus dem Bereiche der tragischen Bühne verbannt hätte. Wohl meint er, verliebte Prinzen und wüthende Prinzessinnen habe man nun in hinreichender Anzahl gesehen; er glaubt, lange genug seien den Zuschauern nur solche Begebenheiten vorgeführt worden, die sich in fürstlichen Kreisen abspielen und in keiner Berührung stehen mit den Schicksalen und Erlebnissen der übrigen

[125]) Der Präsident De Brosses bekennt in der Vorrede zu den drei Quartanten seines Werkes über Sallust (Dijon 1777, 1, XXIII), er lebe in einer Zeit, in der man den Geschmack an der lateinischen Sprache einbüße, qui bientôt sera parmi nous aussi peu cultivée que l'est aujourdhui la langue grecque. — Und neun Jahre zuvor hatte Valckenaer in der Widmung seines Hippolytos an die Grafen von Bentinck mit kaum verhehltem Spotte geäußert: Nec Vos sane mirabimini, hac ipsa qua vivimus aetate cupidius quam ante Graecorum scripta requiri, Gallica saltem veste deformata; cum Graeca nisi a perpaucis in ista Graiarum olim Musarum unica sede Parisina legantur, et Regia Bibliotheca, qua parte maxime censeri debet, Graecis illa Latinisque Codicibus immenso sumptu ab usque Francisco I. conductis dives, elegantissimis quae nunc vigent ingeniis Gallicis neglecta, solis ferme tantum alienigenis, Magno Rege digna liberalitate, quotidie pateat utiliterque inserviat. — Einst herrschte in diesem Frankreich ein wahrer Rausch von Begeisterung für die humanistischen Studien, when, wie Mark Pattison es richtig bezeichnet, all the world seemed engaged in learning or in teaching Greek. — Essays by the late Mark Pattison, Oxford 1889, 1, 89.

Menschheit. In der Vorrede zu den Guebern (1769), einem der widerlichsten unter seinen späten dramatischen Mißgebilden, rühmt er sich, daß er, dem alten steifen Herkommen zum Trotz, auch den Menschen mittleren und niederen Standes die Aufnahme in das tragische Personal verstattet habe. Doch unverletzt hütet er das Gebot, das den Tragiker zum ausschließenden Gebrauche der gereimten, eine bestimmte Silbenzahl einschließenden, Zeile verpflichtet; und so müssen denn seine Gärtner, seine Landmädchen und Soldaten in gewohnheitsmäßiger, prunkhafter oder hohltönender Declamation wetteifern mit seinen Königen und Fürstinnen, seinen Consuln, Sultanen, Scherifs, Hohenpriestern, tartarischen Zwingherren und peruanischen Gouverneurs. —

Wohin aber auch Voltaire seinen Geist, seine Thätigkeit richten mag, nirgends kann er sich der Fülle seiner Gaben gänzlich entäußern; nimmer kann er das wunderwürdige Geschick verleugnen, mit dem er auch unzulängliche Mittel so glücklich verwendet, daß sie zur Erreichung seiner löblichen oder tadelnswerthen Absichten ihm dienen müssen. So weiß er denn auch, wenn es ihm auf augenblickliche, eingreifende Wirkung ankommt, das abgebrauchte Wort neu zu kräftigen, den dürren Ausdruck anzufrischen nnd der ohnmächtigen Phrase einen Lebensgeist einzuhauchen, der, wenn er auch bald wieder verfliegen sollte, doch zunächst ein gewißes Maß von Wärme und Bewegung um sich verbreitet. Eine gleichmäßig gehobene, eben so natürlich entfaltete wie künstlerisch durchgeistigte Dichterrede kann Voltaire uns nicht vernehmen lassen; aber wir hören hochgestimmte Tiraden, (Vgl. oben S. 131) Declamationsstücke, in denen eine rasch erhitzte Beredsamkeit vergängliche Triumphe feiert; wir hören eindringliche oder einschmeichelnde Vorträge, die ihren wohlfeilen Stoff der Weisheit des Tages abborgen; wir werden getroffen von einschneidenden Worten, denen ein sophistisch geschulter Witz Schärfe und Spitze leiht.

Wo es dem Tragiker mit seinen Sittensprüchen, seinen

Betrachtungen, seinen moralisirenden Erörterungen am meisten glückt, da könnten seine Verse, aus denen der innerlich bewegte, echt dramatische Redeton nur selten hervorklingt, einen ansehnlichen Schmuck abgeben für ein wohlmeinendes Lehrgedicht, das etwa eines der damaligen Lieblingskapitel aus der Moral, der Religion oder der sogenannten Philosophie zeitgemäß abhandelte. Auch die Göttin der Vernunft hätte während ihrer kurzen Herrschaft mit manchen dieser Reimzeilen, wie mit wohl berechneten Orakelsprüchen, gläubige Republikaner erbauen können. Ein wahrhaft blendender Schimmer aber legt sich um die oratorischen Prachtstellen, die er an bedeutsamen Wendepuncten der Handlung so gern anbringt. Da flammt eine freche, wilde Beredsamkeit auf, derjenigen ähnlich, die in Zeiten der Umwälzung auf die erregten Massen einstürmt, um sie zu Unthaten fortzureißen, die dann wie im Taumel der Trunkenheit verübt werden.

Gerade der Mahomet liefert Beispiele solcher auflodernden und aufstachelnden Rhetorik. Kein Hörer vermochte sich der tiefsten Erschütterung zu erwehren, wenn Lekain mit Ton und Miene eines Verzückten, der unter göttlichem Antrieb spricht und handelt, die Rede vortrug, durch die Mahomet (3, 6) den schwankenden, in Gewissensqualen zagenden Seide zum Vatermorde hintreibt. La Harpe äußerte in seinem früheren Commentar: „Man glaubt Predigten der Ligue in schönen Versen zu vernehmen." — Treffend bemerkt! Und wahrlich nicht minder treffend lautete die Frage des zum Censor bestellten Crébillon:[126]) „Was hätte ein Lehrer Ravaillacs mehr sagen können?" — Diese düstere Beredsamkeit hielt die Hörer in

[126]) Wie Crébillon sich dem Voltaireschen Mahomet gegenüber verhielt, erzählt Collé in seinem Journal, September 1751. Journal et Mémoires de Charles Collé — — par Honoré Bonhomme, Paris 1868, 1, 349. — Der Dichter des Atrée und Thyeste (Vgl. oben S. 10) hatte Ursache, Voltaire zu hassen; und der Haß leitete ihn auf die richtige Fährte. Collé, meist boshaft und zuweilen geistreich, giebt bei diesem Anlasse eine merkenswerthe Kritik des Mahomet p. 351: c'est à mon

so festem Banne, daß sie bereit waren, einzustimmen in den Ruf, mit dem der Bethörte die verbrecherischen Aufmahnungen des Propheten beantwortete:

Je crois entendre Dieu —

Der Redeschwung, der eine solche Versreihe emporhob, konnte auch die damaligen Hörer und Leser über die Schwächen, die ihr anhafteten, gleichsam hinwegheben. Prüfte man hernach in späterer Zeit genauer die Bestandtheile, aus denen das Ganze zusammengezimmert war, so erstaunte man wohl über die innere Gebrechlichkeit eines solchen Prunkbaues und fand die von außen angestrichenen Farben, die einst so prächtig zu leuchten schienen, entweder verletzend grell oder gänzlich verblichen. Jener Mordpredigt seines Propheten, aus der dem Jüngling die Stimme Gottes entgegentönt, hat Voltaire, in unzweideutiger Absicht, biblische Erinnerungen eingewebt; auf diese Weise hat er eine sinn- und klangvolle, vom wahren Geiste altbiblischer Dichtung getragene Rede des Hohenpriesters in der Athalie (4, 5) parodirend nachgeahmt. Wie farblos die unschickliche Nachahmung neben dem Vorbilde sich darstellt, hat schon Villemain empfunden und in den Vorlesungen über die Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts (1, 271) unbedenklich ausgesprochen. Noch sträflicher erscheint die Aneignung Racineschen Gutes in dem kurzen Monolog Seides (3, 7). In der Athalie fordert der Hoheprieſter Joad (4, 3) seine Getreuen mit begeisternden Worten auf, zu kämpfen für den wunderbar geretteten und vom Herrn erwählten rechtmäßigen Sprößling des geweihten Fürstengeschlechtes, und zugleich die Verderben

goût une mauvaise pièce, où il y a de grandes beautés; il y a même des lueurs de génie, mais qui disparoissent tout d'un coup par le défaut du sujet — u. s. w. Man hört hier das Urtheil der Gesellschaftskreise, in denen man versuchte, dem Einflusse und den Uebergriffen der Encyclopädisten entgegenzuarbeiten. — Die oben angeführte Aeußerung Crébillons entnahm ich einem Briefe, den Bengesco mittheilt im ersten Bande seines bibliographischen Werkes über Voltaire S. 37.

brütende Königin, die verworfene Feindin des echten Glaubens, samt allen ihren Anhängern erbarmungslos zu vernichten; er erinnert die Schar der Getreuen, um ihren Eifer noch heftiger anzufachen, an die That der Leviten, die einst (Exod. 32, 28), als Israel Abgötterei mit dem gegossenen Kalbe getrieben, sich auf Mosis Gebot ohne Zaudern gürteten, um ihre Nächsten im Dienste des wahren Gottes hinzuopfern —

1365. De leurs plus chers parents saintement homicides.

Diese Zusammenstellung widerstreitender Begriffe, dies kühne Oxymoron will Voltaire festhalten; er überträgt aber den Ausdruck auf die Hand, die nach göttlichem Befehl den Vatermord vollführen soll; er läßt Seide ausrufen:

Affermissez ma main saintement homicide —

und es genügt ihm keineswegs an dieser einmaligen Parodie. Er versagt sich das Behagen nicht, das strenge Schreckenswort Racines, des Gläubigen, noch einmal ins Widerliche zu verzerren. Kurz ehe die Schandthat zur Ausführung kommt, läßt er die ahnungslose Schwester dem unerkannten Bruder entgegenjammern:

4, 3, 4. Mes pleurs baignent tes mains saintement homicides.[127])

So mißbraucht er, was er entwendet.

---

[127]) Vgl. Henriade 4, 334 fgg. — Er, der mit Augen des Lynkeus alles Ungehörige und Geschmackswidrige in den Werken anderer auszuspähen pflegte, er scheint bei seinen räuberischen Einfällen ins Racinesche Gehege oft genug nicht nur von seinem künstlerischen Gewissen, sondern auch von seinem Geschmack verlassen zu werden. Wenn im Britannicus 4, 2 Agrippina ihrem Nero in ausgedehnter Rede vorhält, was sie für ihn geleistet und was er ihr zu danken habe, rühmt sie sich auch, daß sie zu seinen Erziehern Männer gewählt, die damals ganz Rom ehrte und hoch hielt, und von denen sie jetzt angefeindet wird:

J'appelai de l'exil, je tirai de l'armée,
Et ce même Sénèque, et ce même Burrhus,
Qui depuis .... Rome alors estimoit leurs vertus.

Dies plötzliche Innehalten und Abbrechen, diese vielsagende Aposiopese ist der dramatischen Rede nicht minder als der augenblicklichen Stimmung

Belustigend und belehrend wäre eine sorgsam veranstaltete Auswahl solcher absichtlichen und unwillkürlichen parodischen Entstellungen, durch die Voltaire gewichtige Worte der älteren Meister, vor allen Racines, in seinen unrechtmäßigen Besitz gebracht. Für die Henriade hat man eine solche Tabelle der Entlehnungen angefertigt. Ein ähnliches Register über die Dramen müßte zu einem bedenklichen und für Voltaire höchst beschämenden Umfange anschwellen.[128]) Da würde man durch den Augenschein erfahren, durch welche verwerflichen Handgriffe er sich die Mittel verschaffte, um den nöthigen Aufwand zur Herstellung seines gleißenden Wörterprunkes zu bestreiten. Im letzten Abschnitte seiner dramatischen Thätigkeit trifft ihn dann die verdiente Strafe, seinen widerrechtlich gesammelten und längst verbrauchten Sprach- und Phrasenvorrath von neuem ausnutzen, das heißt sich selbst nachahmen zu müssen.

Den Zeitgenossen Voltaires, die in ihm ihren befugtesten Sprecher verehrten, konnten die inneren Gebrechen seiner tragischen Redeweise zum Theil verborgen bleiben. Vor den Blicken der nachfolgenden Geschlechter mußten sie sämtlich bloßgelegt werden. Vielleicht hat man das schwer zu übersehende Ganze des Voltaireschen Wesens, sowohl seinem Gehalte wie seinen dauernden Wirkungen nach, niemals so unbefangen nach

der Redenden angemessen. Einen solchen Vers muß Voltaire wie eine willkommene Beute an sich raffen. Er versetzt ihn, ohne den Unterschied zwischen dramatischem Ausdruck und epischem Vortrag zu erwägen, in den achten Gesang seiner Henriade. Dort läßt er der Schlacht bei Ivry eine Aufzählung der Helden vorangehen, die Heinrich in den Kampf begleiten. Unter diesen Paladinen nennt er auch den damals noch treugesinnten Biron, der später an seinem gütigen, ihm vertrauenden Könige schmählichen Verrath üben sollte:

Biron, dont le seul nom répandait les alarmes;
Et son fils, jeune encore, ardent, impétueux,
Qui depuis . . . mais alors il était vertueux.

[128]) Schon das der Henriade beigegebene Verzeichniß dehnt sich in eine beträchtliche Länge. Man findet es z. B. in dem von Daunou besorgten dreizehnten Bande der älteren Gesamtausgabe Voltaires, Paris 1825, Baudouin frères.

den Gesetzen der Billigkeit geschätzt wie in unsern Tagen. Es will uns nicht ferner schicklich dünken, seine Geschichtswerke gleichgültig oder erbost bei Seite zu schieben, oder sie mit hochmüthigen Spöttereien über Unwissenheit und Leichtfertigkeit, über Irrthümer und falsche Daten lächelnd abzuthun. Wir erkennen, welche Anregung von diesen Leistungen ausging, und wir suchen diese Leistungen selbst nach dem Maße ihrer inneren Bedeutung zu würdigen, indem wir uns zugleich der äußeren Vorzüge bewußt werden, mit denen ein solcher Historiker seine Darstellungen, ja selbst seine flüchtigen Erzählungen auszustatten vermag.[129]) Auch sein Verhältniß zu der naturwissenschaftlichen Bildung und Forschung seines Zeitalters wird günstiger als ehedem aufgefaßt; kaum dürfte man jetzt noch mit Goethe behaupten, der Vortrag in der Schrift über die Elemente der Newtonschen Philosophie sei „unglaublich seicht und schief." Gern hören wir, was uns die klugen und neckischen Geister mittheilen, die seine leichteren Dichtungen scharenweise durchziehen; und stets sind wir bereit, uns von der unverwüstlich frischen Anmuth seiner Prosa fesseln zu lassen. Aber seine tragischen Redekünste vermögen nicht mehr, uns zu berücken; ja, sie allein genügten, seine Tragödien einem ewigen Tode zu überantworten. Doch andere Todesursachen treten hinzu.

---

[129]) Richard Mayrs Voltaire-Studien, mitgetheilt im Band XCV der Sitzungsberichte der phil.-hist. Classe der Wiener Akademie, gelten dem Historiker. — Geringfügig ist die Dissertation von Joh. Georg Hagmann: „Ueber Voltaire's Essai sur les moeurs." (1883) — „Voltaire war geborener Geschichtsschreiber" — sagt Herman Grimm in dem Aufsatze Voltaire und Frankreich, den er an die Spitze seiner „Fünfzehn Essays" gestellt (Berlin 1874, S. 56). Ich möchte meinen Lesern diesen Essay wieder in Erinnerung bringen: eine selbständige und höchst beachtenswerthe Auffassung von Voltaires Leben und Thun wird in ihm dargelegt.

4.

Im Jahre 1808, als dem französischen Kaiserreiche und demgemäß der französischen Litteratur eine neue Art von Weltherrschaft bestimmt schien, ließ J. L. Geoffroy, der als Kritiker damals fast ein amtliches Ansehen genoß, eine vollständige Sammlung der Werke Racines in würdiger Gestalt ans Licht treten. Sie war mit ausführlichen Commentaren, mit erläuternden Zugaben aller Art versehen. Der auserwählte Meister vollendeter Classicität sollte hier dem französischen Volke als höchstes Muster vorgeführt, den bildungsfähigen Dichtern dieses Volkes als einziger Lehrer von neuem angepriesen werden. Die tiefere Erkenntniß seiner schlackenfreien Poesie, die verständnißvolle Bewunderung ihrer verhüllten Schönheiten sollte einen thätigen Widerwillen erwecken gegen die Ausschweifungen und Verirrungen, denen das frech gewordene Drama im vergangenen Jahrhundert sich überlassen hatte. Der Herausgeber spricht wie ein Napoleonischer Kunstpräfekt, der die Nothwendigkeit betont, daß nun, wie im Staatsleben, so auch in der Litteratur sich alles wieder einer gesetzlichen Ordnung füge. Er fordert, daß jene hochbeglückten Zeitalter sich erneuern, in denen, wie im Jahrhundert des großen Ludwigs, Künste und Wissenschaften mit Religion und Sittlichkeit das innigste Bündniß gestiftet. Nur Schmähungen hat er für die Philosophen, die der Revolution vorangeschritten,

die, trunken von Eitelkeit und Ehrsucht, Religion und Tugend als Wahnbilder verlachten, erfunden, um Schwachköpfe zu betrügen. Offenbar schätzt er die durch christlichen Geist geläuterte und veredelte Poesie Racines als ein heilsames Gegenmittel gegen jene Bühnendichtung, durch die der Patriarch der Philosophengemeinde, der Alte von Ferney, gesunden Glauben und strenge Sitte zu untergraben getrachtet. Willkommen ist ihm jeder Anlaß zur Herabsetzung dieses Gegners, der ihm angeblich keine Achtung, aber sicherlich immer noch Furcht einflößt.

In der Einleitung zum Mithridat berührt der Commentator obenhin die Frage, warum man den Tragödien geschichtlichen Inhalts einen besondern Werth zuschreiben müsse. Was er als Antwort vorbringt, ist ganz gehaltlos. Er benutzt aber die Gelegenheit, anzumerken, daß selbst die besten Tragödien Voltaires, eine Zaire oder Alzire, nur noch einer abgeschwächten Theilnahme begegnen und daß die Reize, mit denen sie vormals die Gemüther bestechen konnten, sich nicht als dauerhaft erweisen.[180]) Uns kümmert hier nicht der Grund, aus dem er diese Thatsache ableitet; uns ist nur die angegebene Thatsache selbst beachtenswerth. Und diese war nicht hinwegzuleugnen. Seitdem die Napoleonische Gewaltherrschaft der Revolution Stillstand geboten, war die Bühnenherrschaft Voltaires erschüttert. Neben der revolutionären Phrase hatte die Voltairesche sich behaupten können; von der imperialistischen, die aus Napoleons Moniteur über das zitternde Europa gebieterisch hinschallte, ward sie übertönt.

In die Scheltworte, die der roh geartete Geoffroy in seinem überhitzten Amtseifer ausstieß, mochten wohl nur wenige einstimmen. Aber man äußerte sich immer rückhaltloser und mit zunehmender Schärfe über das immer deutlicher zu Tage tretende Unvermögen der Voltaireschen Tragik. „Warum ist

[180]) Oeuvres de Jean Racine avec des commentaires par J. L. Geoffroy (Paris 1808) 3, 362. 365.

Corneille, mehr als Voltaire, in Wahrheit ein Charaktermaler?" so fragte damals der jugendliche Guizot. Als ob er diese unehrerbietige Frage rechtfertigen wollte, fügte er alsbald hinzu, bei Voltaire zeigten sich ursprüngliche und eigenartige Charaktere nur in sehr geringer Anzahl.

Diese Frage warf er auf, als er sich in kritischen Betrachtungen erging über das gewagte Unternehmen Benjamin Constants, den Schillerschen Wallenstein nachzudichten, oder vielmehr die zehn Acte des mächtigen Doppeldramas so einzuschnüren und einzuzwängen, daß es sich in die gesetzliche französische Form entkräftet schmiegte. Guizot kennt den wirklichen Wallenstein Schillers. Er will in französischen Lesern die Bewunderung wach rufen, die ihn selbst durchdringt. Er bewundert manches, was in Deutschland damals und später unbeachtet blieb oder gar kritische Bedenken weckte.[131]) Vor der Lichtgestalt Theklas verweilt er mit innigem Herzensantheil. Seine Aeußerungen über das Liebespaar, das hoffentlich dem deutschen Gemüthe niemals entfremdet wird, hätten zum voraus die halbweisen Kunstrichter beschämen können, die dem wahrhaft weisen Dichter das Recht bestreiten wollten, diese im Himmelsglanz leuchtenden Bilder sittlichen Adels in das Innerste seiner tragischen Handlung einzufügen, die ihre unentbehrliche höhere Weihe erst durch sie empfängt. Die fünf Artikel, die Guizot dem französischen Wallstein und dem deutschen Wallenstein gewidmet,[132]) sind von einem freien und feinen Sinne eingegeben.

[131]) So vermißt er ungern in Constants Bearbeitung das Schlußwort der Trilogie: „Dem Fürsten Piccolomini." — Er sagt mit vollem Rechte: Il me semble d'une simplicité sublime.

[132]) Le temps passé, 1, 204—232. — Den Wallstein (Genf 1809) mag man zu Ehren Constants vergessen; unvergessen aber sollte die Abhandlung bleiben, die er seinem mißglückten dramatischen Versuche beigegeben: Quelques réflexions sur la tragédie de Wallstein et sur le théâtre allemand. Er beweist hier, daß er die Zeit seines Aufenthalts in Deutschland wohl ausgenutzt, daß er sich in deutsche Art und Kunst hineingedacht und noch mehr hineingefühlt hat. In der Erkenntniß unserer Dichtung ist er vielleicht weiter vorgeschritten als Frau von Staël.

Er wünscht, daß die Arbeit Constants, die Napoleon als unfranzösisch verwarf, dazu behülflich sein möchte, eine Berührung des französischen Geistes mit dem germanischen anzubahnen. Ist es nicht begreiflich, daß Voltairesche Charakterbilder ihm in ihrer ganzen Dürftigkeit sich darstellten, nachdem er im Geiste mit den Gestalten der Wallensteinschen Welt verkehrt hatte? —

Vielleicht darf man behaupten, daß auf Guizots bedenkliche Frage Schiller schon fünfzehn Jahre zuvor die treffende

---

Seine Abhandlung würde in dem Deutschland seiner großen Freundin eines der gehaltvollsten Kapitel bilden. Auf alle Fälle kommt Constant der deutschen Tragödie mit wärmerer Theilnahme entgegen als A. W. Schlegel, in der fast gleichzeitigen Schrift über die Phädra, der französischen. Er führt aus, daß die Franzosen nur eine Begebenheit darstellen, nur eine Leidenschaft zeichnen und den Charakter der Handelnden nur so weit entwickeln, als nöthig ist, um die Handlung zu verstehen und den Ursprung der Leidenschaft zu erklären. Der Deutsche hingegen schildere ein ganzes Menschenleben in der Fülle seiner wechselnden und oft sich widersprechenden Erscheinungen; er zeichne einen ganzen Charakter, der, auch unabhängig von der dargestellten Handlung, für sich selbst besteht. Von Schillers Thekla redet auch Constant fast mit den Worten eines Verliebten. Man fühlt ihm nach, welche Ueberwindung es ihn kostet, die Worte niederzuschreiben: J'ai donc rapproché Thécla des proportions françaises, en m'efforçant de lui conserver quelque chose du coloris allemand. — Gleich nach dem Erscheinen des Wallstein las man im Morgenblatt 1809 Nr. 27 bis 32 eine ausführliche, scharfe und verständige Beurtheilung; bald folgte in Nr. 37 bis 39 ein umfangreicher Auszug aus den Réflexions, die als „eine merkwürdige Erscheinung" gerühmt, ja bewundert werden. Beide Aufsätze zeigen die Unterschrift Rnbck; sie rühren also von Reinbeck her. In Nr. 41 tritt dann noch ein anderer Kritiker auf, der die „völlige Umbildung" des Schillerschen Werkes mit günstigem Auge betrachtet. Die Réflexions wurden 1839 bei Charpentier wieder abgedruckt in einem hübschen Bändchen, das auch den Musterroman Adolphe und die politische Schrift De l'esprit de la conquête enthält. — In dem nämlichen Jahre 1809, in dem Constants Arbeit erschien, sprach Geoffroy in seinem Feuilleton vom 9. September das Verdammungsurtheil über eine Nation, „die im achtzehnten Jahrhunderte einem Corneille und Racine die Mißgeburten eines Gille Shakespear, und die noch ungeheurern Farcen seines Schillers vorziehet."

Antwort gegeben, die auch zur Erklärung der von Geoffroy festgestellten Thatsache dienen konnte. Diese Antwort ertheilt er in dem Aufsatze über naive und sentimentalische Dichtung, in dem er zwischen der alten und neuen Kunst- und Gefühlswelt, so wie zwischen den in der Poesie möglichen Auffassungs- und Ausdrucksarten die breite Scheidelinie zieht, die an manchen Stellen zur Verbindungslinie wird. In diesem Aufsatze, der aller historischen Kritik der neueren Dichtkunst bei uns den fruchtbaren Boden bereitet hat, erhält der Verfasser des Ingénu und des Candide seinen Platz im Kreise der satyrischen Dichtung.[138]) Es ist nicht einmal ein Ehrenplatz, den der große Deutsche ihm anweist. Er läßt den mächtigen Spötter zurücktreten vor Lucian, Cervantes, Fielding, Sterne und auch vor unserm Wieland; denn diese zeigen ihm unter der Hülle der Satyre den Ernst des Gefühls, den er bei jenem vermißt.

Volle Anerkennung gönnt er der Vielseitigkeit und Beweglichkeit dieses witzigen Kopfes; wunderbar scheint auch ihm die Manigfaltigkeit der äußeren Formen, die einem so reichen Genius zu Gebote steht. Aber dieser rege Wechsel von Stoffen und Formen zeugt nicht für einen entsprechenden Reichthum im Innern; vielmehr muß man argwöhnen, es sei die innere Armuth, die ihn antreibt, nach so vielfachen Formen ruhelos zu greifen: denn auch nicht Eine hat er gefunden, „worin er ein Herz hätte abdrücken können." —

Das ganze Schwergewicht dieses harten Wortes ermißt man, wenn man es in Beziehung bringt zu dem Urtheile, das hernach Goethe in den Noten zum Rameau gefällt hat. (Vgl. S. 152.) Das harte Wort aber rechtfertigt sich im Munde des Dichters, der seiner Jungfrau, dem von Himmelsglorie umflossenen Gegenbilde der Voltaireschen Pucelle, die Verheißung zurief:

Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben.

[138]) Horen 1795, Stück 12, S. 19. — Es scheint angemessen, Schillers Schreibung „Satyre" hier beizubehalten.

Wenn man Voltaireschen Figuren die Theatermaske abnähme, wie selten würde sich dahinter das Antlitz von Menschen zeigen, die mit wahren Herzenslauten uns anzusprechen vermöchten!

Und doch ward Voltaire als wirklicher Dramatiker anerkannt (S. 110), doch ward ihm zugestanden, daß er als solcher die Kunst aus innerer Neigung geübt. Auch soll diese Anerkennnng, dies Zugeständniß nicht zurückgenommen werden.

Wohl darf man den als einen wirklichen Dramatiker ansehen, der mit so klug gewählten, für seine Zeitgenossen so überraschenden Mitteln die Bühnenwirkung zu vermanigfaltigen und zu steigern verstanden und sich in der theatralischen Ausschmückung fesselnder Scenen so erfinderisch zu erweisen pflegte. Und wohl begreift man, daß er durch einen eingeborenen Naturtrieb immer wieder zur Bühne hingedrängt ward. Sie gewährte ja den eigentlich erwünschten Spielraum für einen beweglichen und erregungsbedürftigen Geist wie den seinigen, den es unaufhörlich gelüstete, neue Eindrücke zu empfangen und zu verbreiten.

Aber wie mancherlei er durch Begabung und ernste Neigung auch erreichen mag, das Eine und Höchste, das dem Dramatiker noth thut, kann er nicht erzwingen. Charaktere von überzeugender Wahrheit, die aus dem Grunde ihres Wesens heraus folgerichtig handeln, ja, die tragische Handlung gleichsam aus sich erzeugen und in Wort und That stets einig mit sich selbst erscheinen, — solche Charaktere kann er nicht auf seine Breter stellen; er kann seine aus blendenden Decorationen zusammengebaute Theaterwelt nicht mit lebendigen Menschen anfüllen. Um das zu vermögen, müßte er sich des Besitzes eben derjenigen Eigenschaften erfreuen, deren Mangel Schiller und Goethe an ihm beklagen oder mit eindringender Schärfe rügen.

Zuweilen nimmt er einen Anlauf zu wirklicher Menschendarstellung. In der Zaire, auch wohl in der Alzire und im späten Tancred läßt er die Empfindung freier sich ergießen;

sie scheint aus tieferen Quellen zu strömen; das Herz, das Schiller dem Satyriker abgesprochen, scheint sich zu regen. Von der großen, folgenreichen Erkennungsscene im zweiten Acte der Zaire mag man sich immer noch rühren lassen;[134]) man bewundert im greisen Lusignan den gottgeweihten christlichen Kämpfer aus altem Helden- und Fürstenstamme. Und warum sollten wir ihm unsere Theilnahme vorenthalten, wenn er, am Endziel seines Helden- und Dulderlebens angelangt, durch das Wiederfinden seiner Kinder beglückt und schmerzlich erschüttert wird? — Nur muß uns nicht in den Sinn kommen, daß der Verfasser hernach im Mahomet einen ähnlichen Erkennungsapparat zu höchst unlauterem Zwecke verwendet und dann noch spät, bei gänzlich ermatteter Kraft, in den Guebern die gleichen Auftritte in abschreckend vergröberter Darstellung abermals vorführt.

Im Tancred scheint das Ritterthum den einzelnen Gestalten festere Züge zu leihen. Frau von Staël zählte ihn zu ihren Lieblingen; in ihrer Delphine läßt sie uns sogar einer Aufführung des Ritterstückes beiwohnen, dessen Verlauf die Personen des Romans mit leidenschaftlichem Antheil begleiten. Der großen Rachel gelang es noch, der Amenaide, einer der glaubwürdigsten unter den Voltaireschen Frauengestalten, einen Bühnentriumph zu verschaffen. Aber der Künstlerinstinct bewahrte die Schauspielerin vor übertriebener Bewunderung dieses

---

[134]) Aber nur mit einiger Mühe bewahrt man seinen Ernst, wenn der türkische Othello, der liebenswerthe Ungläubige, bei seinem ersten Auftreten, seine Liebeserklärung und seinen überaus sittlichen Heirathsantrag mit den pompösen Worten einleitet:

Vertueuse Zaïre, avant que l'hyménée
Joigne à jamais nos coeurs et notre destinée,
J'ai cru sur mes projets, sur vous, sur mon amour,
Devoir en musulman vous parler sans détour.

Ergetzlich lautet auch das Reimpaar, in dem die Rede des Sultans Orosman ausklingt:

Et du noeud de l'hymen l'étreinte dangereuse
Me rend infortuné s'il ne vous rend heureuse.

geschickt zusammengesetzten dramatischen Maschinenwerks: je n'aime pas beaucoup cette pièce-là. C'est faux — sagte sie zu Alfred de Musset in jenem Abendgespräche, das der Dichter mit Recht der Aufzeichnung werth geachtet. Daß der Maler Eugène Delacroix den Tancred im Stillen für ein Meisterwerk gehalten, erzählt lächelnd Maxime Du Camp, um damit die absonderliche Richtung der litterarischen Neigungen des Künstlers anzudeuten.[135])

Zum warmen Lobe der Alzire waren einst alle Kunstrichter von Gottsched bis auf das Schlegelsche Brüderpaar wie durch eine feierliche Uebereinkunft verpflichtet. Schon allein aus Lessings frühen dramaturgischen Verhandlungen mit Moses Mendelssohn kann man schließen, welche Bedeutung diesem christlich gefärbten Drama um die Mitte des Jahrhunderts eingeräumt ward. Anspielungen auf einzelne Stellen des bewunderten Werkes mußte der Gebildete ohne weiteres verstehen. „Dieses Trauerspiel ist unstreitig das beste, so Voltaire verfertiget hat" — urtheilt Gottsched 1738 im achtzehnten Stück seiner Critischen Beyträge S. 343; er billigt, daß es übersetzt und „den Deutschen zu einem Muster vorgeleget worden." Und mehr als siebzig Jahre später sieht A. W. Schlegel in der Alzire „den glücklichsten Wurf und die gelungenste unter allen Compositionen Voltaires" (Werke 6, 99 = vgl. 9, 272); Fiedrich aber preist sie als dessen „Meisterwerk, worin er als

[135]) Lady Blennerhassett, Frau von Staël 2, 159. 3, 29. — Delphine, seconde partie, lettre XIV. — Alfred de Musset, Oeuvres posthumes, p. 127. — Maxime Du Camp, Souvenirs littéraires, 2, 289. — Aber schon am 28. August 1770 hatte Herder an Merck berichtet: „Bei unsrer Ankunft in Mannheim waren wir in einer elenden Comödienbude, wo elende deutsche Schauspieler eine elende Uebersetzung des elenden französischen Trauerspiels „Tankred" sehr elend vorstellten. Das ganze Stück hat mir immer wie eine galante französische Brandmarke der gesunden Vernunft, der Liebe, der Geschichte und des Theatergeists geschienen." — Georg Forster schreibt aus Paris an Therese am 17. Mai 1793, er habe den Tancred „mit Vergnügen" gesehen. Sämmtl. Schriften 9, 25.

wahrer Dichter und seiner beyden Vorgänger ganz würdig erscheint" (Werke 2, 154). Es war zu verzeihen, daß man sich täuschen ließ durch die christliche Maske, die Voltaire in der That mit vielem natürlichem Anstande zu tragen wußte. Lessing freilich hatte in Briefen an seinen Freund Moses durch manche Aeußerungen zu verstehen gegeben,[186]) daß sein Scharfsinn gegen eine derartige Täuschung sich wehrte. In Frankreich fühlten sich von der edelmüthigen Lösung des tragischen Knotens selbst Gegner des Autors befriedigt, die, wie etwa Collé, ihm kein eigentliches Genie zusprachen, sondern nur den schönsten Geist, den jemals die Natur geschaffen, in ihm erkennen wollten.[187]) Aber das Jahrhundert war noch lange nicht zu Ende, als schon ein überlegen witziger Kopf, wie der Abbé Galiani, die innere Unmöglichkeit der Handlung, wie die innere Unwahrheit der Charaktere herausgefunden hatte. Er sah die Alzire 1773 in Neapel von einer französischen Truppe dargestellt; und dort, außerhalb des Pariser Dunstkreises, erschienen sie ihm in ihrer ganzen grellen Unnatur, die Voltaireschen Heiden und Christen, die in der trefflichsten Voltaireschen Manier sich des Vortrags ihrer ethischen und politischen Dissertationen entledigten. Galianis Brief an seine Freundin D'Épinay vom 29. Januar 1773 hat uns die lustigen Ausbrüche seines kritischen Aergers aufbewahrt.[188]) Voltaire selbst hätte die

[186]) Beachtung verdienen vornehmlich die Briefe vom 28. November und 18. December 1756, und in diesen die Stellen S. 75—76 und 87 bei Redlich.

[187]) Correspondance inédite de Collé — — — p. Honoré Bonhomme, Paris, 1864, p. 464; vgl. p. 443.

[188]) Lettres de l'abbé Galiani à Madame D'Épinay — — — p. Eugène Asse (Paris 1881), 2, 14—15. — Alzire erhält das geziemende Lob d'être une des meilleures théologiennes de son siècle: elle disserte sur la religion, le suicide, le sacrement de mariage, mieux que Sanchez et saint Thomas; mais son rôle est si hors de nature et de vraisemblance — u. s. w. — Es lohnt sich, Galianis Worte über Gusman und Zamore mit Lessings Bemerkungen in jenem Briefe vom 28. November 1756 zusammenzuhalten.

tragische Prachtleistung eines gehaßten Nebenbuhlers nicht witziger verhöhnen können.

Ingrimmig hat Herder 1774 ausgerufen: „die ganze Erde leuchtet beynahe schon von Voltärs Klarheit!“ — Und in eben dem Glanze, mögen wir hinzufügen, erstrahlte die Breterwelt, auf der man ein Abbild des Erdenlebens schauen sollte. Aber nur allzu rasch war die Leuchtkraft erschöpft. Als Lessing in der Dramaturgie sich etwas gründlicher auf die Semiramis einließ, pflegte man noch die fremdartigen Mittel zu bestaunen, durch die Voltaire Schauer und Schrecken in diese Staatsaction eingemischt. Der Kritiker ließ es sich einige Mühe kosten, die lächerliche Harmlosigkeit des Geisterspuks nachzuweisen, der in dem übrigens leeren tragischen Gebäu sein Unwesen treibt. In unserm Jahrhundert wäre diese kritische Bemühung überflüssig gewesen. Semiramis samt dem gespenstischen Schatten des Ninus war in völlige Vergessenheit gesunken, als man sie 1837 aus Bühnenlicht hervorzog, damit am Theater der Porte-Saint-Martin die majestätische Schauspielerin Georges Gelegenheit fände, sich als babylonische Königin prächtig herauszuputzen. Theophile Gautier, der die Aufführung damals zu beurtheilen hatte, versichert, das Stück gehöre zu den veralteten, die man niemals lese, auf die man aus scheuer Ferne mit einer Art herkömmlicher Bewunderung blicke. Es ließ sich auch nicht mehr verjüngen, und jede Bewunderung erstarb. Nicht eine Tragödie, ein Melodram in Reimen glaubte man vor sich zu sehen.[139]) Die Schreckensmittel, die der Dichter

[139]) Il y a loin de là aux douces larmes et aux soupirs poétiques de Racine, ou à l'horreur sombre et solennelle des anciens tragiques grecs. Th. Gautier, Histoire de l'art dramatique en France depuis vingt-cinq ans (Paris, Édition Hetzel, 1858) 1, 74. — Die sechs Bände dieser höchst unterhaltenden Sammlung von Tageskritiken haben für uns schon geschichtlichen Werth. — Valckenaer hatte 1768, also im Jahre der Hamburgischen Dramaturgie, in dem Widmungsbriefe vor seiner Ausgabe des Hippolytos die zuversichtliche Hoffnung geäußert, ein Euripideisches Werk müsse haud paulo diutius duraturum

in Bewegung gesetzt, die sich im vorigen Jahrhundert so schauerlich wirksam erwiesen, sie wurden nun als plump und ungeschickt belächelt. Anstatt der Darstellung einige theilnehmende Worte zu widmen, schildert der Kritiker ausführlich die märchenhaft reiche Gewandung, in der Mademoiselle Georges einherprunkte.

Die wahre Tragödie erwacht erst auf den Bretern zu wirklichem sinnlichem Leben; Voltairesche Trauerspiele können vor dem Auge eines Lesers, dessen Geist durch so manche bedeutende Einzelheiten gefesselt wird, wohl noch Leben heucheln: schleppt man aber ein solches tragisches Mißgeschöpf auf die Bretter, so empfängt es vor den Augen der Zuschauer unvermeidlich den Gnadenstoß, oder es sinkt von selbst leblos in sich zusammen.

Dieser vormalige absolute Bühnenkönig hat nicht nur sein unterthäniges Publikum verloren; auch die Leibwache seiner Schauspieler ist ihm abhanden gekommen. Ein Künstlergeschlecht, das sich an diesen Tragödien zu erwärmen und zu begeistern vermochte, konnte nur in der selben Zeit entstehen und gedeihen, der diese Tragödien selbst entsprungen waren und der sie angehörten: denn nur im Sinne dieser Zeit konnten sie erfaßt, konnten sie gewürdigt oder entschuldigt werden. Nur von seinem eigenen Jahrhundert empfing Voltaire seine Schauspieler, die ihn begriffen und erklärten. Seine Gaussin, seine Clairon,[140]) sein Lekain verstanden ihn aufs Wort und glaubten an sein

---

quotidianis istis Voltairii, et Henriadis conditori Tragico longo intervallo proximorum, libellis; quorum ubi cum sermone Francico atque hac rerum scena mores erunt mutati, post aliquot seculorum volumina perexigua supererit inter homines memoria. — Was der große Philologe vermuthete, ward rascher bestätigt, als er hatte erwarten können. —

[140]) Den Lobeserhebungen, die man der Clairon zu spenden pflegt, möchte ich das wohlerwogene Urtheil Grimms entgegenstellen. Correspond. 5, 18. 186. 398. Die Aeußerungen stammen aus den Jahren 1762 und 63, also aus einer Zeit, in der die Künstlerin — sie war 1724 geboren — ihr Höchstes leistete.

Wort. Gleich ihm waren sie befangen in der Gefühlsweise einer Gegenwart, die sich vor den Einwirkungen einer kräftig schaffenden Dichterphantasie zu verschließen schien; seine Schemen galten ihnen als lebendige Menschen; unwillkürlich modelte sich die Bühnenkunst nach den Absichten des Dichters. Aber Voltairesche Rollen im Voltaireschen Geiste zu spielen, das mochte schon einem Talma, zur Zeit seiner höchsten Reife, kaum noch gelingen oder nicht mehr zusagen. Wenn der Joad der Racineschen Athalie in seiner Darstellung zu immer edlerer Größe heranwuchs, das heißt der Schöpfung des Dichters ebenbürtig ward, so konnten die schwankenden, rhetorisch aufgestutzten Voltaireschen Figuren selbst von einem solchen Künstler nicht in kräftigen Umrissen gezeichnet werden.[141]) Im weiteren Fortgange des Jahrhunderts mußte man sich entschiedener von der Unmöglichkeit überzeugen, Voltairesche Dramen neben den älteren Meisterstücken Corneilles und Racines auf den Bretern lebendig zu erhalten. So mißglückte denn auch ein Belebungsversuch, den man in Paris vor etwa zehn Jahren am Mahomet vorzunehmen wagte. Seitdem Zuschauer und Darsteller sich dem Geistesjoche Voltaires entwunden, ließen sie zu Zeiten sich ein noch schmählicheres aufzwingen; aber unter jenes alte, verhaßte wollten sie nicht zurückkehren.

Chateaubriand und Frau von Staël waren wegweisend

---

[141]) Ich berufe mich hier auf das Urtheil eines Mannes, der schon in jungen Jahren als Kenner reden durfte. Charles de Rémusat schildert in Briefen an seine Mutter vom 16. und 25. März 1819, wie großartig Talma den Joad verkörpert. Dagegen schrieb er am 7. August 1818: Il joue faiblement certains rôles de Voltaire, parce que ces rôles ont de la pompe, de l'apprêt. Ainsi, je parie qu'il ferait de Mahomet un Arabe du désert; et Voltaire en a fait un grand charlatan politique. — Die letzten Worte erinnern mich an eine Aeußerung Saint-Marc Girardins aus dem Jahre 1827: Voltaire ne songe qu'à développer quelque idée de morale et de religion, sans s'inquiéter si Mahomet n'a d'arabe que le costume. Essais de Littérature et de Morale 2, 380.

einem neuen Dichtergeschlechte vorangeschritten.[142]) Als unter wechselnden Geschicken das Gerüste der alten Monarchie auf einem immer schwankenden Boden wieder aufgerichtet worden, brach sich der Freiheitsdrang eigene Bahnen durch neu eröffnete Gefilde der Wissenschaft und Kunst. Wie von bilderstürmerischer Wuth erregt, suchte man Götter und Götzen des Classicismus zu stürzen. Ahnungsvoll blickte man in unerforschte Tiefen des Gefühlslebens; die Natur schien sich neu zu beseelen. Einer dichterischen Genossenschaft, deren verschiedene Glieder man unter dem Namen der Romantiker zusammenfassen konnte, schien Göttliches und Menschliches sich in neuen Formen zu offenbaren. Mächtige Antriebe, die von deutscher und englischer Dichtung ausgingen, beförderten und lenkten die Entfaltung und das Wachsthum jugendlicher Kräfte. Und während diese Kräfte in ernstem Ringen sich ausbildeten, oder mit gewaltthätigem Streben vorwärts drangen, erscholl im ganzen Umkreise der Litteratur die Verkündigung eines neuen Lebens.

Unter heftigen Erschütterungen erfolgte der Andrang des Neuen. Das alte Wahre und Echte konnte von ihm wohl bedroht werden; doch es konnte ihm nicht erliegen. Aber hätte die Voltairesche Tragik vor ihm bestehen können? — Ihr gebrach es gänzlich an Kraft zum Widerstande, weil ihr jeder eigentliche Lebensinhalt fehlte.

Denn nun mußte man einsehen und fühlen, wie selten Voltaire seinen Gestalten jene uneigennützige Liebe entgegenbringt, die allein in ihnen ein wahres und selbständiges Leben

---

[142]) Indem ich diese beiden Namen neben einander nenne, kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, daß die litteratur- und weltkundige Schriftstellerin, die uns von der Verfasserin der Corinne und der Betrachtungen über die Revolution eine so erschöpfende Schilderung gegeben, sich entschließen möge, uns auch den Dichter des René und der Märtyrer in ganzer Figur vorzuführen. Sicherlich würde das Verständniß Chateaubriands am günstigsten uns vermittelt werden durch einen edlen weiblichen Geist, an dessen vielseitiger Ausbildung die Litteraturen der leitenden Culturvölker den gleichen Antheil haben.

großzieht. Und wie die Liebe, ſo mangelt ihm auch die achtungsvolle Scheu, die der Dichter vor ſeinen Gebilden empfindet, wenn ſie von ſeinem Geiſte ſich loszulöſen beginnen — jene Scheu, die ihm verbietet, ihr inneres Weſen zu verletzen oder in ihr geheimnißvolles Werden gewaltſam ſtörend einzugreifen.

In Voltaires Händen ſind ſeine Figuren oft wie zierlich geſchnitzte, zuweilen auch grob zuſammengeklebte Puppen mit beweglichen Gliedmaßen; er ſchiebt ſie bald in dieſer, bald in jener Richtung vorwärts; er ordnet ſie neben einander oder ſtellt die einzelnen geſondert hin, damit ſie die ihnen zugetheilte Scheinhandlung aufs eindrucksvollſte verüben, ſo wie es die Erforderniſſe des auf die einſchneidendſte Wirkung berechneten dramatiſchen Spiels bedingen. Am häufigſten aber nutzt er ſeine Menſchen wie Hülfstruppen aus, ſo daß ſie, bald im Einklang, bald im Widerſtreit mit ihrer urſprünglichen Anlage, ihm in dem Kampfe gegen das, was er Vorurtheil nennt, ihre Dienſte leihen müſſen; und manchmal ergeht an die theatraliſche Mannſchaft ganz unerwartet der Befehl zum Ausrücken, wenn der große Heerführer der Ungläubigen, in Verfolgung ſeiner Lebensaufgabe, das kaum unterbrochene Gefecht gegen Glauben und Prieſterthum mit immer hitzigerer Kriegswuth wieder aufnimmt. Dieſe Figuren können uns täuſchen durch ihre wohlſtudierten, bald leidenſchaftlichen, bald würdevollen Geberden; ſie können dann und wann uns für ſich gewinnen durch ihre geſchickt eingelernten und nachdrücklich vorgetragenen Reden, die, hochtönend oder ſanft beweglich, uns die Tugend der Menſchenliebe einprägen ſollen und in mild erbaulichen Sitten- und Gemeinſprüchen ausklingen. Tritt man aber unbefangen dieſen Geſtalten näher, um die verſchwommenen Geſichtszüge deutlicher zu unterſcheiden, ſo erſchrickt man über die Leere des Antlitzes, und man gedenkt des Dichterwortes:

O Gott, aus dieſen Zügen ſpricht kein Herz!

Im Vorworte zur Alzire, das er, in Anſpielung auf die

Schrift Tertullians, sein Apologeticum zu nennen pflegt, verkündet er stolz den Feinden und Freunden, daß man in fast allen seinen Schriften jene humanité antreffe, die als das erste Abzeichen eines denkenden Wesens gelten müßte.[148]) Auch über seinen dramatischen Gebilden soll sie herrschend schweben. Aber während er diesem farblosen Schattenbild einer humanité nachjagt, während er das allgemein Menschliche für seinen theatralischen Käfig einzufangen trachtet, entgeht ihm der lebendige Mensch. Und zugleich mit dem Menschen entschwindet ihm aus seinen Tragödien das wahrhaft Tragische, wovon, nach Schopenhauers Ausspruch, „die Franzosen gar keinen Begriff haben". (5, 633.) Diese unwirsche Behauptung des Philosophen wäre gerechtfertigt und erhärtet, wenn die Franzosen keinen andern Tragiker als seinen Voltaire besäßen.

Nur selten ward im Zeitalter Voltaires die dreiste Frage laut, ob denn in seiner dramatischen Dichtung die wahre und ewige Menschennatur sich enthülle. Die Masse derer, die sich zeitgemäß gebildet hatten, merkte kaum, daß diese Art von Tragödie eine bis in die innere Wahrheit des Lebens kühn vordringende Auffassung und Darstellung des Menschlichen gar nicht duldete. Wären sie jedoch des unvermeidlich hieraus entspringenden Mangels auch inne geworden, so hätten sie dennoch sich vollauf entschädigt gehalten durch den Ersatz, den er ihnen geschickt zu bieten wußte.

---

[148]) Reste à savoir encore si la philosophie, à son aise et sur le trône, commanderoit bien à la gloriole, à l'intérêt, à l'ambition, aux petites passions de l'homme, et si elle pratiqueroit cette humanité si douce qu'elle nous vante la plume à la main. — Dieser Satz gehört zu der großen Note im vierten Buch des Emile, in der Rousseau dem fanatisme einen gewissen Vorzug vor der irréligion zugesteht. Er behauptet, que l'irréligion, et en général l'esprit raisonneur et philosophique, attache à la vie, efféminе, avilit les âmes, concentre toutes les passions dans la bassesse de l'intérêt particulier, dans l'abjection du moi humain, et sape ainsi à petit bruit les vrais fondements de toute société. — Jedes Wort könnte hier gegen Voltaire und insbesondere gegen den Mahomet gerichtet sein.

Fort und fort war den franzöſiſchen Tragikern die Gleichförmigkeit ihres Verfahrens vorgerückt worden. Sahen ſie ſich doch auf einen nur mäßigen Vorrath von Stoffen und Motiven beſchränkt! Und nur aus einem beſtimmt abgeſchloſſenen Zeit- und Menſchenkreiſe durften ſie ihre Charaktere herausgreifen. Stets aber, ſo hieß es, blieben ihre Menſchen, welche Namen ihnen auch angeheftet, welche Kleider ihnen übergeworfen würden, ſtets blieben ſie, dem innerſten Weſen nach, Franzoſen, Unterthanen, ja Höflinge des großen Königs, der in ſeinem Verſailles Vorbilder aller feinen Sitte zur Nachahmung für alle bildungsbedürftigen Europäer aufgeſtellt. Derartige Tadelsworte müſſen, beſonders während ſeines Aufenthaltes in England, oft zu Voltaires Ohren gedrungen ſein. Noch zur Zeit, da ſchon franzöſiſche Muſter die Selbſtändigkeit des engliſchen Schauſpiels zu gefährden drohten, hatte Dryden auf ſeine Weiſe über Racines Bajazet geſcherzt: dieſer ſei zwar in Konſtantinopel und im Serail herangewachſen, aber ſeine höflichen Manieren habe er auf einem geheimen Verbindungswege aus Verſailles bezogen.[144]) Das volle Gewicht ſolcher Vorwürfe mußte Voltaire gerade auf engliſchem Boden empfinden. Die Bühne Shakeſpeares hatte ihn mit ganz neuen Eindrücken überraſcht. Ein reich bewegtes, vielgeſtaltiges Welt- und Völkerleben hatte ſich dort vor ſeinen Blicken entfaltet. Zu ſeiner Verwunderung erfuhr er an ſich ſelbſt, welche feſſelnde und erregende Kraft ſolchen Darſtellungen innewohnt, die, befreit von Formen- und Formelzwang, uns den ganzen Reichthum der wechſelnden Erſcheinungen des Daſeins überſchauen laſſen.

Solchen Darſtellungen hätte Voltaire einen Platz auf der franzöſiſchen Bühne niemals erobern können. Er hätte auch ſicherlich es nicht gewollt. Mit ſeiner Geiſtesgewandtheit aber

[144]) Dryden hat dieſe Bemerkung hingeworfen in den Grounds of Criticism, die ſeinem Troilus und Creſſida (1679) zur anziehenden Vorrede dienen. The Works of John Dryden — — by Walter Scott (London 1808) 6, 254, Vgl. Literary Essays by James Russell Lowell (London 1892) 3, 160.

konnte er ihnen die Mittel ablernen, sein Bühnenspiel mit manigfaltigerer Ausstattung zu versehen. Wir wissen ja schon, wie er der Aufgabe genügte, die Tragödie der classischen Enge und der höfischen Schranken zu entwöhnen und sie vom Fluche der Eintönigkeit zu entlasten.

Zuvörderst will er durch die sinnfälligen Vorgänge auf der Bühne die theilnehmende Stimmung der Zuschauer bis zu leidenschaftlicher Heftigkeit steigern. Er verschmäht nicht die altüberlieferten Unthaten, an denen Melpomene bis dahin fast ausschließend ihr Gefallen gehabt; aber er begnügt sich nicht mit ihnen. Er trifft eine neue Auswahl von Verbrechen; und selbst die alten wohlbekannten weiß er anzufrischen und durch geeignete Beigaben ihnen ein fremdartiges Ansehen zu ertheilen; entweder werden sie aus neuen, die Aufmerksamkeit peinlich spannenden Voraussetzungen hergeleitet oder durch künstlich grausige Verwickelungen herbeigezwungen. Da ihm keine Geister von oben zu Befehle stehen, so muß er, um der gereizten Neugier seiner Zeitgenossen etwas Befriedigendes zu bieten, gleich der wüthenden Juno „den Acheron erregen." Der Höllenfluß liefert ihm denn auch bald ein Gespenst, bald einen königlichen oder priesterlichen Bösewicht, und gelegentlich auch die Scheingestalt eines edlen, in Voltaireſcher Sittenlehre wohlbewanderten Helden. Der Tragiker schöpft aus einem neu zusammengetragenen Vorrath von wirksamen Bühnenmitteln, mit deren Hülfe den Nerven des Publikums wirksame Schläge versetzt werden. In Vergleichung mit den späteren Meistern einer alle Sinne bestürmenden Schauerdramatik erscheint er allerdings nur als ein zagender Anfänger. Immerhin hat er diesen Meistern vorgearbeitet. Eine gerade Linie zieht sich von den eindrucksvollsten Dramen Voltaires zu M. J. Chénier's Karl dem Neunten, mit dem der Revolutionsgeist auf der französischen Bühne feierlich eingebürgert ward.[145])

[145]) Der Marquis de Ferrières erzählt in seinen zuverlässigen Memoiren, wie das Volk von Paris diese damals beliebteste aller Tra-

Im Gebiete dieser so bereicherten Tragödie ward nun den verschiedensten Völkerschaften ein bisher ihnen versagtes Aufenthaltsrecht gewährt (Vgl. oben S. 108). Zu der erlesenen Zahl der Nationen, die früher das ausschließende Vorrecht genossen, tragische Helden und verruchte Missethäter zu erzeugen, durften sich nun andere Stämme und Menschenrassen gesellen, deren Namen der Franzose, verwundert und aufmerksam, jetzt zum erstenmal von den kunstgeweihten Bretern her vernahm. Voltaire gab hier gleichsam ein schüchternes Vorspiel der späteren revolutionären Gleichheit und Brüderlichkeit. Man sollte aus dem Schauspielhause den Eindruck davontragen, daß es allen Völkern obliege, sich als gleichberechtigte Glieder zu der einen großen Menschenfamilie zusammenzuschließen: ihnen allen ertheilte das Drama die Menschheitsrechte. So wollte der Dichter denn auch seine gelehrigen Zeitgenossen vertraut machen mit den Sitten und Zuständen jener weitab in dunkler Ferne hausenden Völker, die von den heilsamen Einflüssen unserer Civilisation unberührt und von deren ansteckenden Verderbnissen verschont geblieben. Im Orphelin de la Chine (1755) war es seine Absicht — wie er wenigstens in

---

gödien aufnahm: es verließ das Theater avide de vengeance et tourmenté d'une soif de sang. Aufs höchste steigerte sich die realistische Wirkung gegen den Schluß des vierten Actes, wenn die Sturmglocke die Thaten der Bartholomäusnacht einläutet und der Cardinal die Waffen der fanatischen Mörder einsegnet. Vgl. Taine, Origines 3, 198. Im vierten Act der Scribeschen Hugenotten findet sich eine erbärmliche Nachahmung dieser Chénierschen Scene, aus der die Rhetorik des Voltaireschen Mahomet abgeschwächt wiederklingt. Auch Burke hat diese mordathmende Scene einer Erwähnung in seinen Reflections gewürdigt. In this tragick farce they produced the Cardinal of Lorraine in his robes of function, ordering general slaughter. Was this spectatle intended to make the Parisians abhor persecution, and loath the effusion of blood? — No; it was to teach them to persecute their own pastors; — (Works 5, 260). Ich weiß nicht, ob der verdienstvolle Herausgeber der Reflections in der Clarendon Press Series die Beziehung dieser Sätze auf das Chéniersche Stück erkannt hat.

der Widmungsepistel an den Herzog von Richelieu betheuert — die Sitten der Tartaren und der Chinesen zu malen.[146]) Denn seiner Meinung nach sinken die anziehendsten Begebenheiten ins Bedeutungslose, wenn sie nicht die Sitten schildern; hierin liege eines der größten Geheimnisse der Kunst. Doch selbst eine solche Schilderung biete nur eine leichtfertige Unterhaltung, wenn sie nicht Tugend einflöße und befördere.

Wirklich wähnte man, in Tragödien dieser Art solche Schilderungen zu erblicken. Es bestätigte sich einmal wieder Lessings Wort über Voltaire: „er spricht und man glaubt." Redet doch La Harpe ganz verzückt von den Einzeldarstellungen der Völkersitten, worin Voltaire es allen andern Poeten zuvorgethan! Wie ist er beflissen, die Reichthümer anzupreisen, die daraus der französischen Bühne zugewachsen! Unter der Masse der Verdienste, die der große Tragiker sich angeeignet, ward dies eine bedeutsame Verdienst, den Kreis der für die Tragödie tauglichen Nationen erweitert zu haben, ihm stets besonders hoch angerechnet. Dieses Verdienstes rühmend zu erwähnen, durfte auch der edle Ducis, der Bearbeiter Shakespearescher Dramen, nicht unterlassen, als er, von der Akademie zum Nachfolger Voltaires erwählt, seine Antrittsrede vortrug (4. März 1779). Der Vorgänger ward dafür belobt, daß er viele Nationen auf die Bühne gebracht, die vorher niemals dort erschienen waren, und fast alle Völker der Erde samt allen von der Geschichte dargebotenen Reichthümern für die Tragödie

---

[146]) Ueber die innere Nichtigkeit dieses sittenschildernden weitmäuligen Dramas kann wohl nichts Treffenderes gesagt werden, als was Moses Mendelssohn im Briefe an Lessing vom 19. Novbr. 1755 geäußert hat (Redlich S. 25). „In der Athalie" — schreibt der Freund des künftigen Hamburgischen Dramaturgen — „ist fast ein ähnlicher Knoten; aber welcher Unterschied zwischen Racine und Voltaire! Wie fein, wie meisterlich hat ihn Jener und wie stumpf Dieser bearbeitet!" — Ganz richtig ist auch die Bemerkung über den „grützköpfigen Kaiser, der bald wie ein Teufel bald wie ein Engel spricht."

erobert habe.[147]) Ja, noch um die Mitte unseres Jahrhunderts, da die Bewunderer Voltaireſcher Tragik nur ein dünnes Häuflein bildeten, mochte Henry Thomas Buckle in vollem Ernſte die Bemerkung wiederholen,[148]) der Autor des Mahomet und der Alzire, des Brutus und des Cäſar habe nicht ſowohl die Leidenſchaften der Einzelnen als vielmehr den Geiſt denkwürdiger Geſchichtsepochen abgeſchildert.

Ein Dramatiker, der ſo abſichtlich darauf ausgeht, durch Darſtellung ungewohnter Sitten und fremder Geiſtesart ſeinen Werken einen geſchichtlichen Gehalt zu ſichern, müßte nun auch ſeinen Geſchichtsbildern einen geziemenden landſchaftlichen Hintergrund hinzufügen. So hat denn Voltaire verſucht, für ſeine Perſonen eine beſtimmte örtliche Umgebung zu zeichnen, gleichſam eine feſte geographiſche Grundlage für ſie zu gewinnen; auch möchte er gern hie und da einen landſchaftlichen Ausblick eröffnen. Aber die Reize und Wunder der Natur beleben ſich nicht vor ſeinem geiſtigen Auge; kaum weiß er ſie zu äußerlichen Decorationszwecken zu verwenden. Jeruſalem und Baby-

---

[147]) Oeuvres de J. F. Ducis (Paris 1826) 1, 19. — Litterariſche Neuigkeitskrämer verbreiteten damals das von Vielen glaubwürdig befundene Gerücht, Thomas habe für ſeinen Freund Ducis dieſe Rede aufgeſetzt. Sieh aber die Notice von Campenon in den Oeuvres posthumes de Ducis p. L—LII.

[148]) History of Civilization in England (London 1882) 2, 302. — Er verweiſt dort in Note 113 auf die Biographie Universelle 49, 493. Man merkt aber ſeinem Texte nicht an, daß auch die folgenden Aeußerungen über einzelne Dramen dem von Auger herrührenden Artikel der Biographie entnommen ſind. Er ſchreibt, was man kaum ohne Lächeln leſen kann: In Mahomet, his subject is a great religion; in Alzire, the conquest of America; in Brutus, the formation of the Roman power; in the Death of Caesar, the rise of the empire upon the ruins of that power. In Augers noch immer brauchbarem Artikel aber leſen wir: Mahomet nous retrace la fondation de l'islamisme, ce culte qui est devenu celui d'une grande partie de l'univers. Alzire nous fait en quelque sorte assister à la conquête du Nouveau-Monde. — Hier folgen ähnliche Andeutungen über die Zaire und den Orphelin; dann: Brutus nous fait voir le berceau sanglant de

lon, Messenien und Amerika, Mekka und Sicilien — das alles bleibt ihm und uns ein Name, der höchstens einem prosaischen Verse zur dürftigen Zier dienen mag. Im Tancred stand dem Dichter, der Volks- und Landesart schildern wollte, gar ein Aetna zur Verfügung. Wie wenig aber weiß er mit diesem feuerhauchenden Berge zu beginnen! Goethe trug Sorge, uns vor dem Schlusse des Stückes den Vulcan sehr nachdrücklich in Erinnerung zu bringen durch die machtvoll tönenden Verse, mit denen er Amenaidens Fluchrede schmückte:

O! reißet euch gewaltsam auseinander,
Des Berges ungeheure Feuerschlünde — u. s. w.

Der Tragödie des achtzehnten Jahrhunderts wollte ein Reichthum lebhafter Farben nicht wohl anstehen. Erst mußten, unter Victor Hugos Führung, die Romantiker herbeigezogen kommen: da wurden für die dramatische Dichtung die gewünschten Localfarben gemischt, die jene so kräftig und oft so dick auftrugen. Ob aber Voltaire diese malerischen Großthaten der dichterischen Nachkommen nicht aus der Ferne durch seine eigenen, wenn auch gänzlich mißglückten, Versuche leise angeregt hat? — Er konnte in der tragischen Muse keine neuen Lebens- und Herzensgluthen entfachen; aber er wollte für ihre etwas verwitterte

---

la république romaine, et la Mort de César celui de l'empire qui s'éleva sur ses ruines. — Das Wissen Buckles, auf Belesenheit gegründet, bleibt immer verwunderungswürdig; die Verwunderung mindert sich aber doch zuweilen, wenn man genauer beobachtet, zu welchen Quellen er sich wendet und wie er sie ausnutzt. Für Buckle sind Voltaires Tragödien Kunstwerke höchster Art. Wir lesen in Note 114 (2, 302): The surprising versatility of Voltaire's mind is shown by the fact, unparalleled in literature, that he was equally great as a dramatic writer and as an historian. Was dieser Lobspruch besagen will, erfahren wir erst, wenn wir auf S. 314 dem Satze begegnen, daß, taking him on the whole, he is probably the greatest historian Europe has yet produced. — Im vorigen Jahrhundert soll der Dichter der Kirchhofselegie, Gray, im jetzigen Bulwer den Voltaireschen Tragödien hohe Bewunderung gewidmet haben. J. Forster, The Life and Times of Oliver Goldsmith (Tauchnitz 1873) 1, 84.

Gestalt neue buntere Kleider und auffallende Trachten herstellen; und schon für dies Bemühen schuldeten ihm die Angehörigen der romantischen Genossenschaft einige Erkenntlichkeit. Sie haben dann freilich ihre historische Garderobenkenntniß nach einem ganz andern Maßstabe ausgebildet und ausgebeutet.

Ließ er auf dem Schauplatze, der sich nun so ins Weite dehnte, zahlreiche fremde Völkerschaften sich regen, so wollte er, der Sänger Heinrichs, doch des eigenen Volkes nicht vergessen. Historien nach englischem Muster waren ihm verwehrt. Aber er feiert die Thaten der französischen Ritterschaft; er gefällt sich in Verherrlichung des französischen Rittersinnes. Sprößlinge der alten ruhmvollen Fürsten- und Heldengeschlechter führt er vor, durch deren Namen sich der wahre Franzose an große Augenblicke der vaterländischen Geschichte gemahnt fühlte. In jenen Tagen, da Frankreichs Glorien etwas matter leuchteten und dem Nationalstolze manche Demüthigung bereitet ward, horchte man solchen Mahnungen um so williger und dankbarer. Noch André Chénier hegte diese Dankesempfindung, als er seine neue Ars poetica, das Gedicht L'Invention, entwarf. Dort huldigt er den „unsterblichen Männern, die vor französischen Augen Athens Bühne wieder erstehen ließen;" dann blickt er auf den Tragiker, der als ihr Schüler und Nebenbuhler hervorgetreten, der starke Rührungen erzeugt, indem er das Weh der Großen schildert, die das Unglück niederschlägt:

Comme eux, instruit par eux, Voltaire offre à nos pleurs
Des grands infortunés les illustres douleurs.[149])

Wie umsichtig verfuhr Voltaire im Gebrauch und in der Vertheilung der neuen Reizmittel, durch die er seine Zeit-

[149]) Oeuvres poétiques de André de Chénier — — — p. M. Gabriel de Chénier (Paris 1874) 2, 5. In einer umständlichen Note p. 242 sucht der Herausgeber nachzuweisen, daß grands hier als Substantiv zu fassen sei: Il parle des grands, des personnages principaux d'une nation, des grands seigneurs, des rois. Dieser Auf-

genossen an seine Bühne heranlockte und fesselte! — Er reizte, ohne peinlich anzuspannen. Wenn das Ungeheuerliche der Handlung die Gemüther in Staunen und Schrecken versetzte, so mußte doch von der althergebrachten Form, die er mit schonender Achtung aufrecht erhielt, immer eine gewisse Beruhigung ausgehen. Er klagte und spöttelte über das Unzulängliche, über die tyrannische Starrheit und quälende Enge dieser Form; aber niemals entzog er sich ihrem Zwange oder vielmehr ihrem Schutze. Denn eben unter dem Schutze dieser unablässig geschmähten Form konnte er auch das Widerliche und Unerträgliche — der Mahomet bezeugt es — ungeahndet vorführen. Er befriedigte die Sucht nach dem Ungewohnten und Ueberraschenden; und so leicht weiß er das Neue, das er der Gunst der Mitlebenden empfehlen will, den herkömmlichen Bestandtheilen der Tragödie anzunähern und in sie zu verflechten, daß seine Leser und Zuschauer es sich mühelos und arglos zueignen konnten. Kein Führer oder Verführer der Geister hat es jemals gründlicher als er verstanden, durch Schmiegsamkeit seine Herrschaft zu befestigen. Der fügsamen oder widerstrebenden Menge, die er auf seinem Pfade nach sich ziehen will, bemächtigt er sich dann am sichersten, wenn er ihren Wünschen, Launen und Grillen sich selbst am gefügigsten anzubequemen scheint.

Aber alle Schmeichelkunst und Herrscherlist des Dramatikers wäre nicht vermögend gewesen, die Gemüther der Zeitgenossen so völlig unter seine Botmäßigkeit zu bringen, wenn er nicht von der Bühne herab mit immer steigendem Eifer die Grundsätze und Lehren verkündigt hätte, in deren Befestigung und Verbreitung die Menschen des achtzehnten Jahrhunderts die

---

fassung widerspricht Becq de Fouquières in den Documents nouveaux sur André Chénier (Paris 1875) p. 300: Les grands infortunés, ce sont ceux qui ont subi de grandes infortunes, et non pas les hommes d'un rang élevé qui ont éprouvé des malheurs. Cela est clair.

Bürgſchaft des kommenden Heils zu finden glaubten. Dieſe Verkündigung klang ihnen wie ein lockender Aufruf und zugleich wie eine Offenbarung. Wir müßten Ohr und Sinn ihr gläubig wieder öffnen, wenn wir nachempfinden, oder nur begreifen wollen, wie wirkſam und bedeutungsvoll jene dramatiſchen Erſcheinungen damals in die franzöſiſche, ja europäiſche Geiſteswelt eintraten.

Die Unterthanen Ludwigs des Vierzehnten, mochten ſie dem Hofe oder der bürgerlichen Geſellſchaft angehören, hatten in der Tragödie Racines ihr Lebens- und Menſchheitsideal verkörpert erblickt. Das philoſophiſche Jahrhundert empfing einen Abdruck des eigenen Weſens in der Voltaireſchen Tragödie. In dem Kunſtbereiche, der ſich hier vor ihm aufthat, konnte es mit ſich ſelbſt verkehren; ja, es konnte hier die volle Erkenntniß ſeiner ſelbſt gewinnen. Die Zöglinge dieſer Zeit, die über die Zeit hinausſtrebten, fanden ihr Wollen und Trachten hier gerechtfertigt, ihre ſträflichen Schwächen entſchuldigt; ſie fanden die Ueberzeugungen, die ſie wirklich hegten, oder die von außen her ihnen aufgedrungen worden, hier nachdrücklich beſtätigt; ſie erfreuten ſich an der oft wiederholten Verheißung des Triumphes, der dem Geiſte des erleuchteten und menſchenliebenden Jahrhunderts in naher Zukunft unfehlbar beſchieden ſei.

Corneille und Racine ſtellen feſte Charaktere hin; ſie enthüllen die Geheimniſſe des Seelenlebens; ſie zeigen uns in der inneren Natur des Handelnden den Urſprung und Anlaß ſeiner Thaten, und in der Handlung ſelbſt, ihrer Verwickelung und Löſung, wollen ſie uns ein Abbild menſchlicher Geſchicke anſchauen laſſen. Ein Voltaire hingegen kann ſeine Zeitgenoſſen mit einem Reize neuer Art umſtricken: er wirkt zumeiſt durch die Vorträge, die ſeine Perſonen abzuhalten beauftragt und verpflichtet ſind.

Erſt volle dreißig Jahre, nachdem Voltaire die dramatiſche Laufbahn betreten, fingen die Lehrer des Jahrhunderts an,

in der großen Encyclopädie eine gemeinnützige Ausſtellung der ganzen Maſſe ihres vermeintlichen und ihres wirklichen Wiſſens zu veranſtalten. Seine Perſonen aber haben offenbar ſchon längſt in der Schule ſelbſt, aus der jene Lehrer hervorgegangen, einen ausgiebigen Unterricht empfangen. Sie ſind vertraut mit allen Fragen und Zweifeln, die, wie das Zeitalter vorwärts ſchreitet, die Menſchheit immer anhaltender beſchäftigen und immer leidenſchaftlicher aufregen. Ueber wichtige Puncte der Moral und Seelenkunde wiſſen ſie zureichenden Beſcheid zu geben; und was haben ſie uns nicht alles ans Herz zu legen, ſobald die beliebten, vielfach erörterten Tagesmeinungen zur Sprache kommen! Da verbreiten ſie ſich eifrig über Staatenwohl und allgemeine Menſchenbeglückung, die aus der wünſchenswerthen Aufklärung der Begriffe folgt, über die Bösartigkeit der Vorurtheile, ſo wie über den Segen, den die endlich anerkannte Herrſchaft der Vernunft ſtiften muß. So oft ſie dem unbezwingbaren Hange zu ſolchen Abſchweifungen und Ausläufen ſich überlaſſen,[150]) ſchwindet der letzte Schimmer von Poeſie hinter einem fliegenden Gewölke von Redensarten, das ſich doch manchmal auch recht dick zuſammenballt.

Wie hätte die Hörerſchaft Voltaires die Abweſenheit der Poeſie beklagen oder auch nur bemerken ſollen? — Glaubte man doch, von dem Dramatiker, der ſich ſo lehrluſtig erwies, Wahrheiten zu empfangen, koſtbarer als alle Dichtung! Der

---

[150]) Von ſolchen Excurſen bleibt ſelbſt das Luſtſpiel nicht unbehelligt. So wird uns im Droit du Seigneur (1762) eine authentiſche Erläuterung des Wortes philosophe geliefert (Oeuvres 6, 41). Dieſe belehrenden Verſe wurden nachträglich in das ſchon fertige Stück eingefügt. Vgl. den Brief an Damilaville vom 24. Auguſt 1761 (41, 416). Voltaire wünſchte nicht als Urheber dieſer ſeiner Komödie genannt zu ſein; ſieben Verfaſſer macht er namhaft, unter dieſen einen M. Legouz. Er ſchreibt in dem angeführten Briefe: On doit faire entendre aux comédiens qu'ils se font grand tort à eux-mêmes s'ils s'opiniâtrent à me charger de cette iniquité. C'est M. Legoux, vous dis-je, qui a fait cette coïonnerie.

Geber wie die Empfänger hatten gänzlich der Lehre vergessen, die Wilhelm von Humboldt am Schlusse des Jahrhunderts seinem Pariser Freundeskreise einzuschärfen suchte,[151]) — der so häufig mißachteten und ewig wahren Lehre, daß der Dichter nur in so fern Dichter ist und dichterisch wirken kann, als er seine eigene Einbildungskraft fruchtbar macht und die unsrige belebend entzündet.

Auch Corneille gestattet seinen Personen oft, sich über ihr politisches Denken und Trachten, über ihre Ansichten von Staat und Menschheit breiter auszulassen und den Inhalt ihrer sittlichen Ueberzeugungen umständlich darzulegen; sie dürfen, um ihr Verfahren vor sich selbst und vor uns zu rechtfertigen, die Beweggründe ihres Thuns, die Ursachen ihres Leidens in umfassenden Betrachtungen entwickeln. Die späteren Stücke, in denen das Gestaltungsvermögen abnimmt, hat er mit diesen lehrhaften Beigaben allzu schwer belastet. Aber er pflegt doch Lehren und Erörterungen, mögen sie auch weit ins Allgemeine gehen oder auf Zustände und Kämpfe der unmittelbaren Gegenwart anspielen, sorgfältig bald aus der unveränderlichen Sinnesweise, bald aus der augenblicklichen Stimmung des Sprechenden abzuleiten; oder er verfolgt mit ihnen den Zweck, uns den bedeutungsvollen Sinn der dramatischen Fabel zu erschließen: sie werden dann wohl den Sprüchen und Erwägungen ähnlich, mit denen sonst der Chor der Tragödie den Verlauf der Hand-

---

[151]) Le domaine du poète est l'imagination ; il n'est poète qu'en fécondant la sienne, et il ne se montre tel qu'en échauffant la nôtre. — Mit diesem unbedingten Ausspruch eröffnet Wilhelm von Humboldt (1799) einen gedruckten, aber dennoch verborgen gebliebenen französischen Aufsatz, von dem ich schon vor mehr als einem Jahrzehnt eine genaue Abschrift genommen. Der Aufsatz ward zu Gunsten der Pariser Freunde verfaßt, die einige zuverlässige Kunde von dem, was in dem Buche über Hermann und Dorothea eigentlich abgehandelt worden, zu erlangen wünschten. (Ich erfahre so eben, daß der um Wilhelm von Humboldt mehrfach verdiente Albert Leitzmann im siebenten Bande von Max Kochs Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte jene bisher unbeachtete Reliquie mitgetheilt hat.)

lung mahnend und erklärend begleitete. So enthält der Oedipe (1659) eine bündige, durch mehr als vierundzwanzig Alexandriner ſich erſtreckende Unterſuchung über Willensfreiheit und Nothwendigkeit (3, 5). Hiermit rührte der Dichter an einen wichtigen Streitpunct, der damals die heftigſten Feindſchaften und unverſöhnliche Spaltungen in den Schulen der Theologen hervorrief und die Aufmerkſamkeit der gebildeten Welt an ſich zog. Indeß mußte ſelbſt Voltaire einſehen, daß der grauſe Schickſalszwang, den Oedipus erfährt, zu einer derartigen Betrachtung den naturgemäßen Anlaß bietet und daß die bewunderte Abhandlung deshalb an ihrem richtigen Platze ſteht.[152]) Einem ſolchen Lehr- und Redeſtücke läßt Corneille mit berechtigter künſtleriſcher Abſicht die energiſche Klarheit, die logiſche Schärfe ſeines gedrängten und gediegenen Ausdrucks voll und ganz zu gute kommen. Es mußte ſich dem Gedächtniſſe feſt einprägen. Wir hören, daß noch in den ſechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Liebhaber ernſter Poeſie die Versreihe auswendig wußten, die mit den erregten Fragen anhebt:

1149. Quoi? la nécessité des vertus et des vices
D'un astre impérieux doit suivre les caprices,
Et l'homme sur soi-même a si peu de crédit,
Qu'il devient scélérat quand Delphes l'a prédit?[153])

Voltaire aber wird oft von dem Mißgeſchick betroffen, daß gerade beim Vortrage von Lieblingsmeinungen, von willkürlich und gewaltſam eingeſchobenen philoſophiſchen und ethiſchen

[152]) Voltaire urtheilt hier im Commentar unbefangener und treffender, als ein neuer, übrigens durch gewiſſenhaften Fleiß ſich empfehlender Herausgeber des Corneilleſchen Theaters, der von jener Rede ſagt: Voilà un hors-d'oeuvre piquant. — Théâtre de Pierre Corneille — — — p. Félix Hémon (Paris, Delagrave, 1887) 4, 349.

[153]) Ich gebe die urſprüngliche kräftigere Leſart; von 1664 an las man die abgeſchwächten Verſe:

Et Delphes, malgré nous, conduit nos actions
Au plus bizarre effet de ses prédictions?

Gemeinplätzen ſeine Tragödienſprache, die eben noch ſo ſtelzbeinig einherſtolzirte, ganz platt auf den Boden fällt.

Und doch ſucht und greift er ſtets nach großen Worten. Es ſcheint, als ſollten ſie mit ihrem Schwergewicht ſein morſches Moralſyſtem und gelegentlich auch ſein leicht hinfälliges Versgebäu ſtützen. Wenn er ſeinen tragiſchen Redevorrath unbedenklich aus den Schätzen ergänzt, die von ſeinen Vorgängern angeſammelt worden, ſo mag er in ſeinen Text auch gern ein Wort herübernehmen, das in der geſchichtlichen Ueberlieferung, glaubwürdig oder unglaubwürdig, fortlebt. Sopir fragt in der großen Unterredung mit dem verhaßten Religionsſtifter (2, 5, 65), was für ein Recht dieſem ertheilt worden, ſich als lehrender Prophet, als Prieſter und als Herrſcher zu geberden:

Quel droit as-tu reçu d'enseigner, de prédire,
De porter l'encensoir et d'affecter l'empire? —

Der Prophet, muß man glauben, iſt um eine Antwort verlegen: denn er begnügt ſich mit der Wiederholung eines Ausſpruchs, den man der Marſchallin von Ancre zuſchreibt. Als die Unglückliche, des Verbrechens der Zauberei beſchuldigt, aus dem Munde ihrer ſchmählichen Richter die Frage vernahm, durch welche Art von Hexenkunſt ſie den Geiſt der Königin ſo gänzlich unter ihre Herrſchaft zu bringen vermocht, ſoll ſie entgegnet haben: durch die Gewalt, die ſtarke Seelen über ſchwache Geiſter ausüben. Der Wortlaut wird natürlich verſchieden angegeben. Voltaire ſelbſt, der die Ueberlieferung gelten läßt, erzählt im 175ſten Kapitel ſeines weltgeſchichtlichen Verſuchs, die Empörte habe geantwortet: Mon sortilége a été le pouvoir que les âmes fortes doivent avoir sur les esprits faibles. — Michelet, der die Fremdgeborene und ihren ganzen Anhang mit grauſamer Ungunſt behandelt, will der Armen eine ſo unverſchämt kühne Aeußerung nicht zutrauen; und ſo wie er ſie mittheilt, lautet ſie auch frech genug: Mon charme fut celui de l'esprit sur la bêtise. — Ein Dichter wie Alfred

de Vigny durfte in seinem Drama La Maréchale D'Ancre seiner Heldin ein so eindrucksvolles Wort nicht mißgönnen; er läßt sie sagen (4, 7): Par l'ascendant d'un esprit fort sur le plus faible.[154]) — Die Aeußerung kecken Selbstgefühls wird noch in mehrfach veränderten Formen wiedergegeben. In keiner, dünkt mich, hat sie ein prosaischeres Ansehen gewonnen, als in den aufgeblasenen Versen des Propheten:

Le droit qu'un esprit vaste et ferme en ses desseins
A sur l'esprit grossier des vulgaires humains.

Hier suchte Goethe durch Umschreibung dem Ausdrucke Halt und Würde zu ertheilen:

Dieses Recht
Giebt sich der hohe Geist, der große Plane
Zu fassen und beharrlich zu verfolgen
Verstehet, selbst, und fühlet sich gebohren
Das dunkle, das gemeine Menschenvolk zu leiten. —

Als ein solcher, zur Leitung der gemeinen Menschheit berufener, hoher Geist mochte sich Voltaire selbst erscheinen. Wollte er keine Religion stiften, so wollte er doch sicherlich eine vernichten.

Man hat sich wohl ehedem der kritischen Blasphemie schuldig gemacht, den Bühnenphilosophen Voltaire mit Enripides zu vergleichen. Jetzt, nachdem wir durch edle Führer zu einer tieferen Einsicht in das Wesen der Euripideischen

[154]) Voltaire, Oeuvres 12, 577. — Michelet, Histoire de France (1879) 13, 205. — Alfred de Vigny, Théâtre complet (1873) p. 188. — In der Histoire du Parlement de Paris (Oeuvres 16, 20) berichtet Voltaire gleichfalls über den Proceß der Marschallin, jedoch ohne jener angeblichen Aeußerung zu erwähnen. — Auch Victor Hugo ward durch sein Streben nach Originalität nicht gehindert, geschichtlich überlieferte Worte seinen Dramen einzuverleiben. Zwei solcher Citate sind z. B. in Marion de Lorme angebracht: Je vis par curiosité (4, 8) und Monsieur, vous avez fait trois fautes d'orthographe (5, 7). Beide weisen auf die Zeiten der Revolution zurück. Vgl. Petites Ignorances historiques et littéraires, par Charles Rozan (Paris, Quantin, 1888) p. 431.

Poesie wieder angeleitet worden, jetzt scheint es nicht mehr erforderlich, den Dichter der Medea, des Hippolytos und der Bakchen gegen eine solche Zusammenstellung in Schutz zu nehmen. Und an welchem Puncte wäre denn auch eine Geistes- und Kunstverwandtschaft, ja nur eine Berührung zwischen beiden zu entdecken? Freilich ist es ihnen beiden Bedürfniß, den Ausdruck ihres Denkens und Strebens, ihr Fühlen und Wollen in das Drama hineinzutragen; jeder von ihnen wird dazu, wie durch ein Naturgesetz seines Wesens, genöthigt.[155]) Aber wenn Euripides gleichsam in eigener Person uns anspricht, so ergreift uns alsbald der wahrlich nicht aus der Sophistenschule stammende schmerzliche Ernst, der seinen Worten den Grundton verleiht. Ueber den Dichter sind die ahnungsvollen Schmerzen verhängt, die das Forschen und Bilden des zu schöpferischer Selbständigkeit bestimmten Geistes begleiten, wenn er einem Zeitalter angehört, in dem die Grundfesten des überlieferten Glaubens wanken: da will der Mensch das Gesetz seines Handelns nicht mehr von außen in friedeseligem Ge-

---

[155]) Zuweilen könnte man sich durch eine Euripideische Rede an die gelungensten unter den Declamationen des philosophirenden Voltaire wie aus der Ferne gemahnt fühlen. Ich deute beispielsweise auf den Vortrag des Theseus in den Hiketiden v. 195: *ἄλλοισι δὴ πόνησ' ἀμιλληθεὶς λόγῳ τοιῷδ'* — Markland hat zu diesen Versen ganz richtig bemerkt: Pulcra autem est haec Thesei disputatio, licet paullo abruptius intrusa nonnullis videri possit. Der Tadel, und manchmal auch das Lob paßte auf Voltairesche disputationes. Und doch müssen gerade solche scheinbare Aehnlichkeiten, so wie man sie nur genauer prüft, auf das schlagendste beweisen, wie ungereimt es wäre, den französischen Weisheitsredner des achtzehnten Jahrhunderts neben dem geistesküh nen Jünger des Anaxagoras, dem Freunde des Sokrates auch nur zu nennen. — Da hier der Hiketiden einmal Erwähnung geschehen, so sei auf eine gehaltvolle Note in Erwin Rohdes Psyche S. 544 hingewiesen. Der tief dringende, überall belehrende Verfasser dieses ungewöhnlichen Buches wirft dort die Frage auf, in wie fern der antike Dramatiker durch seine Personen seine eigenen schwankenden Ansichten oder gefesteten Ueberzeugungen zum Ausdruck bringt. Rohde blickt dabei vornehmlich auf die Hiketiden.

horsam empfangen; nur dann will er es anerkennen und sich ihm unterwerfen, wenn er es mit den sittlichen Regungen und Antrieben, die in ihm walten, in Einklang gebracht oder vielmehr es aus der Tiefe seines Bewußtseins heraus neu erzeugt hat. Euripides ringt mit der Uebermacht des Zweifels; aber je peinlicher ihn diese bedrängt, um so heftiger sträubt er sich, ihr zu unterliegen.

Er empfindet den Zweifel nicht nur als eine hemmende und zersetzende, sondern eben so sehr als eine treibende Kraft: sie treibt ihn an, sich des Zagens und Bangens vor der unberechenbar im Dunkel wirkenden Göttermacht zu entschlagen, von der die Menschheit zitternd Leben und Tod, Heil und Verderben erwartet. Die schwere Gedankenarbeit stärkt ihn, so daß er sich an das Räthsel vom Sein und Vergehen unerschrocken heranwagt. Er trachtet nach Gewißheit. Den einzelnen Gliedern der olympischen Göttergesellschaft versagt er seine unbedingte Hingebung, weil er die Gottheit sucht. An sie wendet er sich mit inbrünstigem Flehen, daß sie das Seelenlicht der Erkenntniß ihm sende; er will die Wurzel des Uebels aufgedeckt sehen; er will die Stätte finden, wo man nach aller Drangsal ausrastet. Der Zwiespalt, der in sein Fühlen und Denken eingedrungen, kann ihn auch wohl beunruhigen, wenn er sich dem dichterischen Gestaltungstriebe überläßt. Da kann es geschehen, daß der innere Zusammenhang seiner künstlerischen Anschauungen gestört, ihre nothwendige Folge durch scheinbare Willkür der Gedanken unterbrochen wird. Alsdann mangelt wohl dem Drama die streng geschlossene sichtbare Einheit, der alle Theile des Kunstwerks in freiwilliger Gesetzmäßigkeit zustreben sollen, jene Einheit, die als Sinnbild und zugleich als Erzeugniß einer ungestört einheitlichen Weltanschauung gelten mag. Freilich können dann auch innerhalb dieser weiter und loser gezogenen Umrisse die Leidenschaften in entfesselter Kraft sich um so manigfaltiger regen. Gelingt es aber dem Dichter, seine vielgliedrige und verschlungene Handlung nach dem Ge-

setze des Gleichmaßes auszugestalten, so daß der stetige Fortschritt der Begebenheiten und das stetige Anwachsen der Leidenschaften sich wechselseitig bedingen; — vermag er Handlung, Charakter und Leidenschaft unlösbar in eins zu schmelzen, dann werden seine Dramen zu Vorboten, ja Vorbildern einer neuen Kunst. In dem noch kaum erschlossenen Inneren der mit sich selbst in Zwist gerathenen Menschennatur, in den Abgründen des eigenen Wesens, die sich eben erst vor seiner Beobachtung aufgethan, entdeckt er die tiefsten Quellen des Tragischen. Durch die Gewalt der Leidenschaft, die seine Gebilde mit glühendem Leben durchdringt, übermeistert er unser Empfinden; doch das höchste Tragische in seinen Tragödien bleibt er selbst.

An dem Tragiker Voltaire indeß gewahrt man nichts Tragisches. Er hat sie nicht an sich selbst erfahren, die Qualen und die geheimen Wonnen des Ringens und Trachtens nach unzugänglichen oder nach verhüllten Wahrheiten. Er wähnt sich befriedigt im gesicherten Besitze einer leicht errungenen und leicht mittheilbaren Weisheit. Seine Tragödien belehren uns über das taktische Verfahren, mittelst dessen er den entscheidenden, den unvermeidlichen Sieg dieser Weisheit über den von der Kirche hartnäckig und grausam festgehaltenen, von dem engsinnigen Staate aber beschützten Irrwahn und Aberglauben vorzubereiten denkt. Wenn er in den früheren Dramen jene Taktik oft mit wahrer geistiger Ueberlegenheit durchführt, so wird sie in den späteren, bei Anwendung immer gröberer Mittel, immer unwirksamer. Der politische und kirchliche Hader des Tages reizt den ewig Reizbaren zu widerlichen Pamphleten, deren beleidigende Blöße sich durch die dramatische Form kaum nothdürftig decken läßt. Greifbare Anspielungen auf offenkundige Zustände, auf namhafte Persönlichkeiten der Gegenwart müssen da, wenn auch nicht wirkliche Theilnahme, so doch augenblickliche Neugier erwecken. Eine dieser Tragödien, die Gesetze des Minos (1772), die übrigens mehrfache Deutungen und Auslegungen verstattete, ward gar zu Ehren des

Kanzlers Maupeou geschrieben, der die Mißhandlung und Auflösung des Parlaments, dem Voltaire einen gründlichen Haß widmete, ins Werk gesetzt hatte. Mancher solcher dramatischen Spätlinge, wie etwa Olympie (1763), ward gar nicht um seiner selbst willen rasch zu Papier gebracht: dem Drama kam, nach des Verfassers offenem Eingeständnisse, geringere Bedeutung zu als den angehängten ausführlichen Noten, in denen er seinen Gläubigen von der philosophischen Gemeinde seine eigentlichen unzweideutigen Absichten faßlich darlegte und sich dabei der Schätze seiner historisch-theologischen Gelehrsamkeit zweckmäßig bediente. Die geistreiche Frechheit dieser Noten konnte den Leser aufrütteln, den die matte Eintönigkeit der kaum hie und da rhetorisch gehobenen Reimzeilen eingeschläfert. Die immer lebendige Prosa stach wunderlich ab von der vollendeten Geistesdürre dieser altersschwachen Alexandriner. Selbst jener, von den Encyclopädisten für ihren Gebrauch hergerichtete, von Friedrich dem Großen so spöttisch abgewiesene Greis (Vgl. oben S. 279), der im Uebermaß der Vernünftigkeit aller Poesie den Scheidebrief gegeben, selbst dieser Unselige müßte sich von solchen Dramen wohlthuend und vertraulich angesprochen fühlen.

Diese Eintagsgeschöpfe der Voltaireschen Tragik wagten sich in eben den Jahren ans Licht hervor, da sich in Goethes Geiste die Gestalten seiner großen Jugendwerke ausbildeten. Schon allein jene verspäteten dramatischen Leistungen könnten uns begreiflich machen, warum die französische Litteratur dem Deutschen, der sich damals ihr abwandte, so kalt, so bejahrt, so farblos erschien. Hat man sich durch die Reihe dieser angeblichen Dichtungen hindurchgemüht, dann findet man es kaum auffällig, daß Wilhelm von Humboldt in einem köstlichen Briefe an Friedrich Heinrich Jacobi (26. October 1798) bündig und zuversichtlich den schneidenden Ausspruch thut: „Französische Poesie kann leicht untergehen, und unwiderbringlich untergehen.“ —[156])

[156]) Er fügt hinzu: „darüber werden sich aber die leicht trösten, welche die Poesie nur der Kindheit der Nationen anweisen.“ (Briefe von

Gleichwohl hinterläßt der Ueberblick dieser Dramenmasse ein Gefühl des Staunens. Wie unermüdlich regsam zeigt sich auch hier dieser Geist, und wie beharrlich in der Regsamkeit! Ruhelos, aber nie ziellos!

Beständig verfolgt der Dramatiker seinen Lehrzweck. Jedes dieser Werke wird auf eine Mission ausgesandt. Jeder dramatischen Fabel, die er seiner Behandlung würdigt, weiß er, scharfsichtig oder spitzfindig, einen Bezug auf seine Ansichten, eine Bestätigung der ihm wichtigsten Grundsätze abzugewinnen.

Und worin erblickt er den Endzweck seiner Bühnendichtung? — In der Empfehlung und Verbreitung einer Moral, die sich den Banden des Dogmas, der religiösen Satzung entwunden, die sich unabhängig von der Kirchenlehre, ja im Widerspruche gegen sie begründet und fortentwickelt hat und durch ihre Milde und Lauterkeit den harten, dumpfen, verfolgungssüchtigen Offenbarungsglauben beschämt. Ward ja doch Voltaire ganz und gar beherrscht von der Ueberzeugung, daß jeder Glaube, der seine Berechtigung auf offenbarte Wahrheiten gegründet, den Menschengeist knechtet und umdüstert, daß der fromm ergebene Sohn der Kirche durch das Machtwort der Priester sich zu jedem Verbrechen willig und willenlos fortreißen läßt!

Im Fanatismus sah er den Todfeind der nach Glück und Freiheit lechzenden Menschen. Er meinte, das Wohl der Sterblichen könne nur in Staaten gedeihen, in denen der Sinn für

---

Wilhelm von Humboldt an Friedrich Heinrich Jacobi herausgegeben und erläutert von Albert Leitzmann. Halle 1892. S. 70). Dieser Brief Humboldts, einer der gehaltreichsten aus einer Zeit, in der so viele gehaltreiche von ihm ausgingen, bietet uns den Entwurf und Ansatz zu einer umfassenden Schilderung des französischen Charakters. Gar manche Züge dieser Schilderung könnten an Voltaires geistige Persönlichkeit mahnen. — Wie einst Goethe in Straßburg, an der Grenze Frankreichs, allem französischen Wesen abgesagt, so erklärt auch Humboldt S. 60 während seines Pariser Aufenthaltes: „ich bin vielmehr mitten in Frankreich nur ein noch viel eingefleischterer Deutscher als vorher geworden."

Religion und Religionsübung erstickt, das Ansehen der Kirche vernichtet worden und das Priesterthum zu Boden geschmettert ohnmächtig daliege. So schuf er sich aus seiner Bühne die Gegenkirche, die von der Verkündigung einer wahrhaft beglückenden, über das Evangelium triumphirenden Moral wiederhallen sollte. Bald ist der Vortrag dieser Sittenlehre auf die Weichheit empfindsamer Gemüther berechnet; bald wendet er sich an die Urtheilskraft eines nach Aufklärung begierigen Publikums oder sucht den erregten Haß gegen alles Kirchenwesen zu einem noch heftigeren Brande anzuschüren. Drohende Verheißungen vom nahenden Untergang der vormals über die christliche Welt verbreiteten Glaubensherrschaft mischen sich mit der herzbewegenden Mahnung, die Menschheit möge sich bei Zeiten aus den schon untergrabenen Tempelmauern flüchten, die, einst durch Priestertrug gegründet, nun vor den Händen der erleuchteten Geistesbefreier einstürzen müssen.

Unleugbar ist es der gläubige Eifer für diese neue Heilslehre, der die besten und wirkungsvollsten unter den Tragödien Voltaires mit Kraft und belebender Wärme durchdringt; ja, selbst der trägen Masse der späten und spätesten Erzeugnisse scheint er noch einige Bewegung mitzutheilen.

Wo aber begegnet nun dem dramatischen Lehrdichter das Urbild jener von der Vormundschaft der Religion losgesprochenen Moral? Hat denn die Menschheit jemals eine Sittlichkeit geahnt, höher und reiner als jene, die uns aus den Evangelien mit ewigem Lichte anstrahlt?

Schon Chateaubriand hat Voltaire des Undanks gegen das Christenthum angeklagt. Dies Christenthum, das der eifrige Sittlichkeitslehrer verfolgt und verleumdet, hat es ihm nicht die schönsten Scenen seiner Trauerspiele geliefert? —[157]) In

[157]) M. de Voltaire est bien ingrat d'avoir cherché à renverser un culte qui lui a fourni les plus beaux traits de ses ouvrages, et ses meilleurs titres à l'immortalité. So schrieb Chateaubriand 1802 in der ersten Ausgabe des Génie du christianisme 2, 83. (seconde

der That muß Voltaire den gehaßten Feind mit Waffen bekämpfen, die er ihm selbst entwendet. Die Moral, die alle berückenden Lehren des religiösen Fanatismus siegreich aus dem Felde schlagen soll, sie war zuerst vom Christenthum der in Selbstsucht versunkenen heidnischen Welt gepredigt worden; die Lehrsätze, die der beredte Sophist höhnend der herrschenden Religion entgegenhält, sie sind allen wahren Bekennern dieser Religion längst ins Herz geschrieben.

Ein nachahmungswerthes Bild der zu hehrer Sittlichkeit verklärten Menschheit hat Voltaire an den vielbewunderten Schluß seiner Alzire gestellt. Gusman, der früher unerbittlich für seinen Gott geeifert, vergiebt sterbend seinem Mörder, dem ein Fanatismus anderer Art sein Verbrechen aufgezwungen. Er wird, nach Lessings Ausdruck, „aus einem christlichen Barbaren so geschwind ein Mensch", daß wir bei dieser Umkehrung seiner Natur uns mehr überrascht als überzeugt fühlen. Doch warum sollten wir uns nicht davon überzeugen lassen, daß Gusman in dem Augenblicke des Scheidens von der Erde sich zu einem überirdischen Heldenthum der Sittlichkeit erhebt? Erkenne, sagt er seinem Feinde, welch ein Unterschied besteht zwischen deinen Göttern und meinem Gotte:

5, 7. Des dieux que nous servons connais la différence:
Les tiens t'ont commandé le meurtre et la vengeance;
Et le mien, quand ton bras vient de m'assassiner,
M'ordonne de te plaindre et de te pardonner.[158])

---

partie, livre second, ch. VII.) — Später ward der Satz zusammengezogen und der Wortlaut geändert: Voltaire est bien ingrat d'avoir calomnié un culte qui lui a fourni ses plus beaux titres à l'immortalité.

[158]) Der guten Gottschedin wollten diese Verse im Deutschen nicht sonderlich glücken:

Anitzt erkenn einmal der Götter Unterscheid,
Mein Gott gebeut es mir, daß dir mein Herz verzeiht
Und dich dazu beklagt: der deine lehrt dich hassen,
Und selbst das Mörderschwert zu deiner Rache fassen.

Ward der Grundsatz der Duldung — so dachten die Zeitgenossen Voltaires — ward dieser Grundsatz, den der starre Glaubenseifer unserer Priester verwirft und verdammt, jemals ergreifender und erhebender ausgedrückt als in den Worten dieses Sterbenden, der, endlich seines religiösen Wahnes ledig, Milde gegen die Andersgläubigen lernt? — Aber der Gusman der Tragödie spricht seine Worte einem der eifrigsten katholischen Glaubensstreiter nach, dem Herzog Franz von Guise, den die hugenottische Partei als einen ihrer vornehmsten Gegner haßte und als einen ihrer entschlossensten Verfolger fürchten mußte. Daß unter den unsäglichen Greueln des Religions- und Bürgerkrieges der mächtige Katholikenführer sich dem wahren christlichen Sinne nicht entfremdet hatte, das bewies er während der Belagerung von Rouen (1562). Durch die Königin Mutter war ihm die Kunde zugekommen, daß ein von den Glaubensgenossen aufgehetzter protestantischer Edelmann, der sich in seine Umgebung eingedrängt, sich mit einem Mordanschlag gegen ihn trage. Montaigne erzählt nun ausführlich (livre I, ch. XXIII), wie der Herzog den zitternden Schuldbewußten zu sich entboten, ihm seine verbrecherische Absicht vorgehalten und den Entlarvten dann aus seiner Nähe gewiesen habe mit den hochherzigen Worten, aus denen, wie wir hinzufügen dürfen, ein echt evangelischer Sinn athmet: Or ie vous veulx montrer combien la religion que ie tiens est plus doulce que celle

---

Die Umstellung der Verse muß den Eindruck der Rede bedenklich abschwächen. Aber auch Gotter läßt an dieser Stelle seinen geschniegelten Vers vermissen:

Merk' auf den Unterschied der Götter — die wir glauben!
Die deinen — reizen dich zur Rache — sie erlauben
Dir Meuterey und Mord. Dich meinen Mörder — dich
Bedauern — dir verzeihn — das lehret mein Gott mich.

Eine Ekhoffsche Declamation wäre erforderlich, um solche Alexandriner zu schmeidigen und sie mit wirklichen Empfindungslauten auszustatten. — Vgl. Lessing an Mendelssohn 28. Novbr. 1756 (Redlich 75).

dequoy vous faictes profession. La vostre vous a conseillé de me tuer sans m'ouïr — — etc. (éd. Le Clerc 1, 155).[159])

Wenn Voltaire sich der edeln Worte des katholischen Häuptlings zur Ausschmückung seiner tragischen Toleranzpredigt so glücklich bediente, so war er doch keineswegs der erste, von dem sie zu dramatischen Zwecken verwendet wurden. Ein Engländer war ihm vorangegangen: Nicholas Rowe hat sie in seinem Lieblingswerke, dem Tamerlane (1702), angebracht. Da soll der Held alle Trefflichkeiten Wilhelms des Dritten, des großen Befreiers vom Stuartschen Joche, in sich vereinigen und darstellen, während auf den überwundenen Bajazet alles Böse gehäuft wird, dessen der englische Haß Ludwig den Vierzehnten beschuldigte. Der Dichter zeigt uns Tamerlane (3, 2) in erregtem Gespräche mit einem Derwisch, der sich für den berufenen Dolmetscher des höchsten Willens hält oder ausgiebt. Der geistliche Mann fordert strafend den Herrscher zur Rechenschaft wegen seines wohlwollenden, ja liebevollen Verhaltens gegen die Christen. Er mahnt ihn, Bajazet frei zu geben und, mit diesem Muselmann vereint, den Vertilgungskrieg gegen jene Ungläubigen erbarmungslos durchzuführen. Tamerlane antwortet, wie es einem edelsinnigen, duldungsfreundlichen Deisten aus dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts geziemt. Dem erbosten Derwisch leuchtet nun ein, daß einem so halsstarrigen Gegner des Glaubenszwanges mit Erbauungs- oder Drohreden nicht beizukommen ist. Den Dolch, den er

[159]) Hie und da trifft man auf die falsche Angabe, Guise habe mit diesen Worten sterbend seinem Mörder Poltrot verziehen. Man findet den Irrthum selbst in Chateaubriands Analyse raisonnée de l'histoire de France, wo denn auch Voltaires Verse vorgeführt werden, pour rappeler à la fois la mémoire de deux grands hommes. — Ich verweise noch auf Voltaires Brief an D'Argental 4. Januar 1735 (33, 471), den man in Verbindung mit dem eben citierten Lessingschen Briefe lesen muß. Dort mag man erfahren, wenn man es noch nicht gewußt, was selbst in früheren Voltaireschen Dramen die Religion, nach des Verfassers eigener Ansicht, zu bedeuten hat.

vorſichtig verſteckt in ſeinem Kleide trägt, zückt er gegen den von der wahren Lehre des Propheten treulos Abgefallenen. Der edelſinnige Vertreter der weltlichen Gewalt ſchlägt den geiſtlichen Angriff zurück und treibt den meuchelmörderiſchen Gottesgelehrten von hinnen, indem er ihm die hohen Pflichten der Verzeihung und Duldſamkeit einſchärft mit den Worten des Herzogs von Guiſe:

Now learn the difference 'twixt thy Faith and mine:
Thine bids thee lift thy Dagger to my Throat,
Mine can forgive the Wrong, and bid thee live.[160])

Ohne Zweifel hat hier der Franzoſe den Engländer überſetzt. Voltaires Alexandriner berühren ſich viel näher mit den Verſen Rowes als mit den von Montaigne überlieferten Worten. Bereits Chateaubriand hat dieſe Wahrnehmung gemacht, deren dann neuere Herausgeber der Alzire nicht achteten.

Doch, was mag es uns kümmern, aus welchen Rüſt- und Zeughäuſern Voltaire ſeine Waffen holt! Es fragt ſich, ob ſie treffen und verwunden. Und wahrlich, ſie haben getroffen, und die Wunden wollten nicht heilen.

Jedes Zeitalter will durch ſeine Schriftſteller auch das für alle Zeiten Gültige in ſeiner eigenen Sprache vernehmen. Voltaire aber hat in ſeinen Tragödien nichts zu geben, was die dauernden tieferen Bedürfniſſe der Menſchheit auch in einem künftigen Jahrhundert zu befriedigen vermöchte. In reichſtem Maße dagegen erfüllt er das Verlangen ſeiner Zeit. Werth und Gehalt deſſen, was er ihr darreicht, weiß nur ſie zu

---

[160]) Ich benutze eine Londoner Ausgabe von 1744. Da findet ſich die Stelle S. 40. Voran geht ein Vers, den Voltaire gleichfalls in irgend eine kirchenfeindliche Tragödie ſchicklich hätte einfügen können:

Enthusiasm thus makes Villains, Martyrs.

Er brauchte Enthusiasm nur in den beliebten Fanatisme zu ändern, und der Satz paßte haarſcharf auf den Seide im Mahomet. Wie oft haben ſich die Schlagworte des engliſchen Deismus den franzöſiſchen Philoſophen zu bequemer Anwendung dargeboten!

schätzen, da es nur ihr bestimmt ist; und sie schätzt es um so bereitwilliger, ja, sie überschätzt es bewundernd, weil er es ihr in einer Sprache darreicht, die durch große Dichter der jüngsten Vergangenheit für den Ausdruck des Hohen und Edlen geweiht worden. So dient er der vorwärts drängenden Zeit, indem er sie herrschend zu leiten scheint. Weiß er nicht, will er nicht wissen, daß Künstler, die so der Zeit dienen und gebieten, der Zeit unrettbar zum Opfer fallen? —

Nicht als Kunstwerke stehen Voltaires Tragödien vor den Augen der folgenden Geschlechter. Wohl aber als Zeugnisse und Actenstücke zur Vorgeschichte der Revolution bleiben sie eindringender Aufmerksamkeit würdig. Glaubten wir mit Recht in seiner Bühne eine Gegenkirche zu erblicken, so verdient sie als solche zugleich den noch treffenderen Namen einer Vorbereitungsschule für die Revolution.

Freilich steht Rousseau dem Revolutionsgedanken ungleich näher als Voltaire. Dürfte man überhaupt die große Umwälzung auf einzelne geistige Urheber zurückführen, so zeigte sich der Verfasser des Contrat social an erster Stelle. Weder zur Thätigkeit eines zerstörungslustigen Feindes von Staat und Gesellschaft, noch zum gesetzgeberischen Amte eines Ordners neuer Zustände war Voltaire berufen (Vgl. oben S. 103). Er, im Verkehr mit den wahrhaft Großen und den Scheingrößen dieser Erde schmeichelnd und umschmeichelt, hatte sich den reichlichen Genuß der Erdengüter verstattet. Er wollte die altbegründeten Einrichtungen, unter deren Schutze er sie, in Gemeinschaft mit seinen gleich begünstigten Menschenbrüdern, genoß, nicht gesetzlich aufgehoben, noch weniger aber gewaltsam umgestürzt wissen. Den völligen Umsturz des Bestehenden hat er nicht nur niemals gewünscht: niemals auch hat er ihn ernstlich befürchtet. Einer der Herrscherinnen des damaligen Frankreichs, der Marquise von Pompadour, sagte er noch 1760 öffentlich, als er ihr in einem geistreichen Widmungsschreiben seinen Tancred zu Füßen legte, er hege keineswegs die Ansicht

derer, die, ruhend im Schoße des Wohllebens, bei köstlich besetzter Abendtafel fröhlich versicherten, daß alles verloren sei. Die dräuenden Anzeichen der kommenden Vernichtung, die minder scharfe Beobachter als er gewahrten, wollten ihm nicht sichtbar werden. Er glaubte vielmehr, alles sei gewonnen, wenn nur die Frohnfeste des Glaubens, die Kirche, zertrümmert, das Staatswesen von aller religiösen Beimischung gesäubert und unter der seligmachenden Alleinherrschaft des Gesetzes der Duldung die Menschheit zu selbständiger Sittlichkeit herangezogen werde.

Mit der Zunahme seiner Jahre stieg seine kirchenstürmende Wuth. Der Fanatismus des Unglaubens riß die Poesie aus dem Schlummer der Entkräftung zu immer neuen dramatischen Wagnissen empor. Zuweilen ward der eilig zusammengeraffte Stoff einer solchen Tragödie im Laufe weniger Tage eben so eilig verarbeitet. Indem sich der Alternde einem Rausche des Hasses überließ, glaubte er dem Antriebe der Begeisterung zu folgen. Alles, was nur irgend einen Bezug zu den Religionsurkunden aufwies, verfiel seinem Lästerwort. Endlich ward sogar die Athalie mit giftigen Schmähreden verdächtigt,[161]) und der jüdische Hohepriester, der eine gottlose Königin, wie auf Gottes Geheiß, umbringen läßt und einen von ihm erzogenen König auf den Thron hebt, ward des Hochverraths, der pfäffischen List und der verbrecherischen Auflehnung gegen die weltliche Gewalt angeklagt.

---

[161]) Die Schmähungen wider die Athalie, die einem freidenkenden Lord in den Mund gelegt und dann von Voltaire mit schonender Behutsamkeit zurückgewiesen werden, zieren den Discours historique et critique, der die dritte Ausgabe der Tragödie Les Guèbres ou la Tolérance einleitet. Oeuvres 6, 491—503; vgl. oben S. 287. — Die Tragödie selbst wiederholt in entstellender Nachahmung die Motive des Mahomet und zerrt sie ins Kleinliche herunter. Wird dort der Fanatismus dem Abscheu preisgegeben, so wird hier die Toleranz gefeiert. Wenn der Prophet dem Seide den Mord Sopirs, also in Wahrheit den Vatermord, als eine That religiöser Pflicht, anbefiehlt, dann ruft

Der Lehrgehalt dieser Tragödien ließe sich etwa zusammendrängen in die Worte des ursprünglichen Goetheschen Mardochai, der mit stolzem Selbstbehagen im nüchternsten Tageslichte der Aufklärung wandelt. Nachdem er dem Kaiser Ahasverus zu Gemüthe geführt, wie schwer es gehalten, den Glauben an den Herrn Christum abzuthun, dem das große Pöbelheer noch anhängt, setzt er die Ergießungen seines philosophischen Geistes mit rühmlicher Offenheit fort:

Wir haben endlich erfunden klug
Die Bibel sey ein schlechtes Buch
Und sey im Grund nicht mehr daran
Als an den Kindern Heyemanu;
Drob wir denn nun jubiliren
Und herzliches Mitleiden spüren
Mit dem armen Schöpsenhaufen
Die noch zu unserm Herrn Gott laufen —

Die Geistesgenossen Mardochais witterten nicht die Nähe des Tages, der ihr Jubiliren in Jammerklage umstimmen sollte.

Von einem Jahrzehnt zum andern horchte Frankreich, horchte Europa immer begieriger und empfänglicher auf jene Lehren. Rousseau wirkte unmittelbarer, ergreifender und tiefer bis in das Innerste der Gemüther; die Geister empfingen von ihm neue Ueberzeugungen und eine neue Weltanschauung; wen

---

der schändlich Bethörte (3, 6): Je crois entendre Dieu. — Am Schlusse der Guebern verkündigt der Kaiser allgemeine religiöse Duldung unter der Herrschaft der Staatsgesetze:

Que chacun dans sa loi cherche en paix la lumière;
Mais la loi de l'État est toujours la première.
Je pense en citoyen, j'agis en empereur:
Je hais le fanatique et le persécuteur.

Auf diese encyclopädistischen Modephrasen antwortet einer der Hörenden gleichfalls: Je crois entendre un dieu — Die Parodie stellt sich unwillkürlich ein. Zugleich möchte man glauben, dem erschöpften Dichtergreise sei die Sprache ausgegangen, so daß er nur seine früheren Aeußerungen nachstammln kann. Uebrigens hat sich in dieser Tragödie Voltaire selbst abgebildet in dem überaus tugendhaften alten Arzémon, der, fern vom Weltgeräusche, über den vom Fanatismus Bedrohten gleich einem Schutzgeist waltet.

er einmal getroffen, der fühlte sich überwältigt. Die Wirkungen aber, die von Voltaire ausgingen, erstreckten sich über eine unabsehbare Breite.[162]) Als die Mächte des Verderbens sich heranwälzten, da war aus den Geistern, an deren Bekehrung zum Unglauben der Dichter des Mahomet so erfolgreich gearbeitet hatte, jegliche Widerstandskraft geschwunden. Mit dem Glauben an das Unvergängliche war dem Volke auch das Vertrauen in die Dauer und Festigkeit der bestehenden Ordnungen des Staatslebens geraubt. Was auf Ueberlieferung geruht, war erschüttert; alles Gewordene schien reif zum Untergang. Die laute Raserei der alles vernichtenden und alles begehrenden Leidenschaften übertobte die Stimme menschlicher Weisheit. Indem man jeder bewährten Erfahrung Hohn sprach, wandte man sich der Vergangenheit ab und suchte gleichsam den geschichtlichen Zusammenhang der Bildungsepochen der Menschheit zu zerreißen; und indem man in thörichter Hoffnung dem Anbruch des neuen Weltentages entgegenharrte, der dem irdisch beglückten Volke die Freiheit im Geleite aller ihrer Segnungen heranführen sollte, verschloß man Ohr und Sinn vor jeder göttlichen Verheißung. Da durfte unter diesem Volke kein priesterlicher Glaubensbote gefahrlos von sich aussagen:

In's rohe Leben bracht' ich milde Sitte,
Ich brachte Himmelshoffnung in den Tod. —

Die Wirkung jener dramatisch vorgetragenen Lehren mußte sich jedem bemerkbar machen, der es unternahm, sich selbst und andern über Entstehen und Anwachsen der ungeheuren Zeitbewegung einigermaßen Rechenschaft zu geben.[163]) Um dieser

[162]) Inwiefern Rousseau und Voltaire als Urheber der Revolution gelten dürfen, erörtert scharf und geistvoll Joseph de Maistre Oeuvres 1, 405 fgg. An einer späteren Stelle S. 487 bemerkt er ganz richtig, Voltaire würde vor der Revolution Abscheu empfunden haben: Il l'a faite en grande partie, et cependant il l'aurait abhorrée.

[163]) Unter den vielen, die sich ausführlich oder in flüchtigeren Andeutungen hierüber haben vernehmen lassen, nenne ich nur den besonnen urtheilenden Rehberg, Sämmtl. Schriften 2, 35. — Vgl. L. Tieck,

Lehren willen ward der Tragiker des achtzehnten Jahrhunderts von den Scharen seiner Anhänger über Corneille und Racine hinausgehoben. Als den Besieger der beiden Nebenbuhler, die einst auf der Bühne geherrscht, begrüßte ihn (1768) Saint-Lambert in dem beschreibenden Gedichte Les Saisons:

Vainqueur des deux rivaux qui régnaient sur la scène.

Diesen Ausspruch begründet er dann in einer umständlichen Note, die einer kleinen Lobschrift gleichkommt.[164]) Da wird die große Anzahl der sattsam bekannten Verdienste des Tragikers ordnungsgemäß in Reih und Glied gestellt. Durch allseitige künstlerische Meisterschaft erzeigt er sich, wie sein Bewunderer darthut, seinen Vorgängern überlegen. Am entschiedensten aber tritt seine Ueberlegenheit in dem Bestreben hervor, durch seine Bühnendichtung den Sinn für Menschlichkeit und mildes Wohlthun auszubreiten. War der Dramatiker doch bei der Wahl und Anlage seiner Plane stets darauf bedacht, dem Geiste der Menschen eine nützliche Meinung, eine große Wahrheit ein-

---

Kritisch. Schr. 2, 383. — Ueber die Unredlichkeit der Mittel, die Voltaire anwandte, um auch die weiteren Kreise des Volkes zur Religionsfeindschaft zu bekehren, spricht klar und maßvoll C. Martha, Les Moralistes sous l'empire romain (Paris 1872) p. 353. — Er vergleicht Voltaires Angriffe gegen das Christenthum mit Lucians Spöttereien über die alte Mythologie. Die Vergleichung fällt zu Ungunsten des Franzosen aus.

[164]) Oeuvres de Saint-Lambert (Paris 1813) 1, 144. 179. — Diderot hat über dies kraft- und farblose Nachbild der Thomsonschen Seasons, in das auch einige Züge von Haller und Geßner hineinspielen, kritische Bemerkungen niedergeschrieben, die in den Oeuvres éd. Assézat 5, 239—59 zu lesen sind. Mit Grimms Glossen versehen, erscheinen sie auch in der Correspondance 8, 279 fgg. — Diderot weiß den Versen des Halbdichters viel Schlimmes nachzusagen; aber dem prosaischen Lobspruch auf Voltaire muß er beipflichten: Ce jugement a excité beaucoup de murmures; je ne l'en crois pas moins vrai. — Collé dagegen liest mit Empörung cet éloge puant de Voltaire — cette impudente assertion. Journal 3, 255. — Man sieht auch hier, wie Voltaire überall Anlaß giebt, daß die entgegengesetzten Parteigesinnungen sich scharf und schärfer aussprechen.

zuprägen. Und in der That, wie nutzbringend sind nicht für Welt und Menschheit Mahomet und Alzire, der chinesische Waisenknabe und die babylonische Semiramis! Der Nutzen wird im einzelnen nachgewiesen: Mahomet ist eine Predigt über die Gefahren des Fanatismus (un sermon sur les dangers du fanatisme), Alzire eine Predigt gegen die Unduldsamkeit in Glaubenssachen — und so ließe sich die teleologische Erklärungsart auf alle die blendenden Erscheinungen des dramatischen Universums anwenden, dem Voltaire als Schöpfer vorsteht.

Immer also gilt der Mahomet für eine der gehaltvollsten und erbaulichsten jener Lehrpredigten. Und warum sollte sie nicht auch als die ergreifendste gelten, da der Dichter, um die Erschütterung durch Beihülfe des Gräßlichen bis zum Entsetzen zu steigern, sogar die rohen Schauer des bürgerlichen Dramas herangerufen hatte! Der Prophet selbst verkündigte ja:

Le ciel voulut ici rassembler tous les crimes.[165])

Kurzweg bezeichnet Grimm (Corresp. 8, 461) dieses Stück, in dem ein Sammelplatz für Verbrechen eröffnet wird, als das schönste Werk der französischen Bühne. D'Alembert wünscht (Oeuvres 4, 439), es wäre schon um zweihundert Jahre älter: wer weiß, ob dann nicht der philosophische Geist, der es belebt,

---

[165]) Unserm Gottsched wollte es gleich nicht gefallen, daß Voltaire den Charakter Mahomets so schmählich herabgezogen. In der Vorrede zum fünften Bande der Schaubühne äußert er die Hoffnung, „daß man es für keine Pflicht eines Dichters halten wird, Personen auf der Schaubühne lasterhafter zu machen, als sie in der That gewesen sind: wie Herr Voltaire solches neulich in seinem Mahomed gethan hat." — Vgl. Theatre Allemand, Amsterdam 1769, p. 72 und Paul Schlenther, Frau Gottsched und die bürgerliche Komödie, S. 62. — Jean Paul nennt im vierten Bande des Titan (Werke 16, 246) die französische Tragödie „kalt und doch grausam." In der Vorschule der Aesthetik (Werke 19, 13) weist er auf diesen Ausspruch zurück, und man erkennt aus dem Verlaufe seiner Äußerungen, daß er dabei vornehmlich den Mahomet im Sinne gehabt.

Frankreich vor den Greuelthaten bewahrt hätte, die dem religiösen Wahn entsprangen! Diderot scheint gleichfalls in dem Werke die Krone der Voltaireschen Tragik zu bewundern. Rameau, der sich immer freut, wenn große Genies etwas begehen, was sie entehrt, sagt sich zu seiner Beruhigung: Du bist freilich kein herrlicher Dichter wie Voltaire; aber du erniedrigst dich auch nicht wie er durch elendes Lobhudeln der augenblicklichen Machthaber. Diesem tröstlichen Gedanken giebt er dann den schlagenden Ausdruck: Freilich, den Mahomet hättest du nicht gemacht; aber du hättest auch den Kanzler Maupeou nicht gelobt — woran bekanntlich die Philosophen, als an einem schwer zu sühnenden Verbrechen ihres Meisters, ein hartes Aergerniß nahmen.[166]) Palissot, der die Philosophen befehdete und dafür ihren vernichtenden Hohn zu erdulden hatte, gesellt sich ihnen doch im unmäßigen Lobe des Mahomet (Oeuvres 6, 115); er ist überzeugt, der Dichter habe durch dies Werk, das den Fanatismus brandmarkt, den Völkern einen wahren Dienst erzeigt, der Menschheit eine Wohlthat erwiesen. Auf Anlaß dieses Dramas erinnert er daran, Voltaire habe vorausgesagt, man würde noch einst die Bartholomäusnacht auf die tragische Bühne bringen. M. J. Chénier, der mit seinem Karl IX. diese Prophezeiung zur Wahrheit machte, begann denn auch eine genaue Zergliederung des Mahomet (Oeuvres posthumes 3, 382—397). Noch den schwermüthigen Denkern, den tiefsinnenden Grüblern und Empfindlern des Geschlechtes, das aus der Revolution hervorgegangen, gab das Werk Stoff zu düstern Betrachtungen: Sénancours Oberman untersucht weitläufig (Lettre XXXIV), ob die Liebe zu Pal-

[166]) Je me dis, certes tu n'aurois jamais fait Mahomet; mais ni l'éloge du Maupeoux. So lautet der richtige Text in der Ausgabe des Neveu de Rameau von Georges Monval (Paris 1891) p. 22. Goethe hat den Sinn nicht richtig gefaßt, und so geht auch der bösartige Witz bei ihm verloren. — Ce scélérat de Maupeou, sagt Diderot 2, 380 éd. Assézat.

mire mit der Natur des Propheten eigentlich zusammenstimme. Und noch in unsern Zeiten haben politische Schriftsteller, die, wie etwa Lanfrey, als Gegner jeglicher Glaubensherrschaft, sich zu Vorkämpfern der Geistesfreiheit aufwarfen, mit Nachdruck auf den Typus hingedeutet, den Voltaire in seinem philosophischen Drama für Gegenwart und Zukunft aufgestellt.[167]) Sie behaupten, jener typische Prophet, der seine äußere Gestalt wechseln könne und doch immer der gleiche bleibe, er wandle und weile beharrlich unter den Lebenden, halte tönende Reden über die nothwendige Verbindung von Thron und Altar, und schließe Concordate. Man muß wohl zugestehen, daß Voltaire in der Zeichnung Mahomets von der Wahrheit der Geschichte abgewichen; doch, rühmt man dagegen, um so treuer und gründlicher ist das menschlich Wahre hier erfaßt und dargestellt, das, unabhängig von Ort und Zeit, immer und überall sich durch sich selbst beglaubigt und alle fördert, die es nach seinem inneren unzerstörbaren Werthe zu erkennen vermögen.

Blieb dem Voltaireschen Mahomet die theilnehmende Aufmerksamkeit der Freunde gesichert, so ließen ihn auch die Gegner nicht leicht aus dem Auge. Es geschah wohl, daß die Aufführung der einst vom Papste belobten Tragödie von einer strenger katholisch gesinnten Polizei untersagt ward. Freund und Feind, die toleranten Jünger eines inhaltsleeren Deismus und die neuen Herolde des alten Glaubens, sie sahen in dem mächtigen Bekämpfer jeglicher religiösen Offenbarung vorzugsweise den Verfasser des Mahomet. Allein um dieses Dramas willen verdiente Voltaire, daß Chateaubriand ihn gleich im ersten Kapitel des Génie du Christianisme als einen gefährlicheren Julianus Apostata zeichnete,[168]) daß Joubert von ihm

[167]) Lanfrey, L'Église et les Philosophes au dix-huitième siècle (Paris 1857) p. 148—50. — Auch die in der Anmerkung 122, S. 283, von mir erwähnten Herausgeber der Zaire nennen den Mahomet la plus philosophique de toutes ses tragédies.

[168]) Tandis que l'Église triomphoit encore, déjà M. de Voltaire faisoit renaître la persécution de Julien; (et comme avec plus de

sagte, selbst seine Tragödien seien nur Satiren, und daß Joseph de Maistre ausrief: Paris hat ihn gekrönt, Sodom hätte ihn ausgewiesen! —

Von Anfang an war Voltaire beflissen, jeden Zweifel über Absicht und Bedeutung seines Werkes zu beseitigen. „Das ist die erste Tragödie," erklärte er dem Kronprinzen Friedrich, „in der man den Aberglauben angegriffen —" (où l'on ait attaqué la superstition). Der eigentliche Sinn des Wortes superstition erhellt mit genügender Deutlichkeit aus dem Voltaireschen Sprachgebrauch. Der Mahomet bildet die hochdramatische Einleitung des großen, offenen Kampfes gegen das Christenthum, den um die Mitte des Jahrhunderts Voltaire, von der encyclopädistischen Gefolgschaft bald lauer, bald kräftiger unterstützt, leidenschaftlich beginnt, den er rastlos und unerbittlich mit immer derberen Waffen fortführt und den er erst in dem Augenblick beendet, da ihm der letzte Lebenshauch entflieht.

Die sogenannten Christen kamen ihm oft wie Türken vor: nun wohl, so mögen denn einmal die Vorfechter des christlichen Fanatismus, als Türken verlarvt, dem Abscheu aller fühlenden Menschen preisgegeben werden! Der Großvikar Omar, der Prälat Mahomet — man wird sie unter der muselmännischen Maske schon erkennen. In diesem Prälaten erhält Tartuffe seinen tragischen Genossen. Tartuffe der Große, Tartuffe mit den Waffen in der Hand, Tartuffe der Glaubensstifter, der Staaten umwälzt, Fürsten den Fuß in den Nacken setzt und über zertrümmerten Reichen sich zur Weltherrschaft aufschwingt, — das ist der Voltairesche Lügenkünstler, der unergründliche Verbrecher, der sich zum Propheten Gottes heuchelt. Und erblicken wir nicht in Seide das düster gefärbte, Schauder und Mitleid erweckende Abbild jener verführten Unglücklichen, denen ihre Priester das Racheschwert Gottes zum Morde der Könige

génie il exerça un empire plus absolu sur l'opinion, sa victoire a été plus complète et plus terrible.) Die hier eingeklammerten Worte sind in den späteren Ausgaben des Génie verschwunden.

in die Hände drücken? Der Dichter konnte dem Wesen dieses Jünglings, dessen Name die französische Sprache um ein trauriges Wort bereichert hat, eine Art von empörender Wahrheit verleihen. Der Haß hat hier fast schöpferisch gewirkt; doch darf man nicht leugnen, daß gerade in der Behandlung dieses Charakters sich der Dramatiker auch von einem edleren Eifer leiten ließ, von dem Eifer für die Befreiung einer Menschheit, auf der das entwürdigende Joch eines verweltlichten Priesterthums lastete.

Dem Schöpfer des Mahomet erschien Friedrich als dessen geborener Schirmherr. Wie die einzelnen Acte nach und nach entstanden, wurden sie dem Kronprinzen mitgetheilt, unter bescheidener Andeutung des Wunsches, der jugendliche Fürst möge sich die Widmung des Ganzen gefallen lassen. Als dann der König, bald nach dem Antritte der Regierung, bei der ersten Zusammenkunft im Clevischen (September 1740) mit dem Großmeister der europäischen Litteratur köstliche Stunden genoß, konnte er sich auch an den Versen des grausen Trauerspiels erfreuen, das ihm der Dichter selbst eindrucksvoll vortrug. Nachdem dieser hierauf seinen fürstlichen Freund in dessen Residenz abermals begrüßt hatte, eilte er noch vor dem Schlusse des Jahres, für seinen Mahomet den Schutz Friedrichs in aller Form zu erbitten.

Die Bitte ward vorgetragen in einem ausführlichen Schreiben, das eigentlich ganz das Ansehen einer Widmungsepistel zeigte.[169]) Voltaire hatte es nicht bloß für den einen

[169]) Daß der Brief Nr. 1389 (35, 557), der früher in den Januar 1742 versetzt worden, aus den letzten Tagen des Jahres 1740 stammt, hat Beuchot unwiderleglich bewiesen. Voltaire selbst bestimmt deutlich den Zeitpunct der Abfassung, wenn er im November 1742 an D'Argental über die erste authentische Ausgabe der Tragödie schreibt (36, 180): Il n'y a point d'épître dédicatoire au roi de Prusse, mais on imprime une lettre que je lui avais écrite, il y a deux ans, en lui envoyant un exemplaire manuscrit de la pièce. Je crois que vous ne serez pas mécontent de la lettre; — u. s. w.

Leser bestimmt, an den es gerichtet war: er säumte denn auch nicht, es gleich in der ersten Ausgabe des Dramas, die er selbst unter seine Obhut genommen (vgl. oben S. 171), unverkürzt der Oeffentlichkeit zu überliefern.

Dies Schreiben erhält seine nothwendige Ergänzung durch ein früheres, das dem November 1739 angehört (35, 345). In beiden faßt Voltaire sorgfältig zusammen, was er während jener Jahre seinen Freunden einzeln ans Herz zu legen sich befleißigt. Das Theater soll lehren und warnen; die Bühne soll eine Schule sein und zugleich wie eine Kanzel benutzt werden.[170]) Was hier gepredigt wird, soll den entsetzlichen Wirkungen Eintrag thun, die nicht ausbleiben können, wenn von der kirchlichen Kanzel herab frevelhafte Lehren erschallen, die alles, was von Menschenliebe in den Gemüthern wohnt, ausrotten müssen. Den Fanatismus zu ersticken, Verachtung einzuflößen gegen jene berühmten Begründer des Aberglaubens —, wahrlich, die würdigste Aufgabe für die Tragödie! Man erweist der Menschennatur zu viel Ehre, wenn man annimmt, die Zeiten seien vorüber, in denen die Religion zu Mordthaten locke und treibe. Nein, sie können noch immer wiederkehren, die Königs- und Fürstenmörder — und nun liebt es Voltaire, in stattlicher Reihe die fanatisierten Verbrecher vorzuführen, die sich gegen das Leben der Großen vergingen und so dem armen Seide zu schauerlichen Vorbildern dienten.[171]) Da

---

[170]) Neunzig Jahre später wird Victor Hugo in der Vorrede zu seiner Lucrèce Borgia schreiben: Le théâtre est une tribune. Le théâtre est une chaire. Le théâtre parle fort et parle haut. — Lorsque Corneille dit:

Pour être plus qu'un roi tu te crois quelque chose,

Corneille, c'est Mirabeau. Quand Shakespeare dit: to die, to sleep, Shakespeare, c'est Bossuet.

[171]) Auf das bestimmteste sagt er in einem Briefe an César de Missy 1. Septbr. 1742: Ma pièce représente, sous le nom de Mahomet, le prieur des jacobins mettant le poignard à la main de Jacques Clément, encouragé de plus par sa maîtresse au parricide (36, 157).

müssen sie vor uns aufziehen, Jacques Clément, Châtel, Ravaillac, Poltrot, Salcède (Salseda), Balthazar Gérard, Felton; — selbst die biblische Judith wird, unglimpflich genug, dieser fürstenmörderischen Schar beigesellt. Mit ernster Miene fragt der Dichter seinen durchlauchtigsten Bewunderer: welcher gute König wäre gesichert gegen Meuchelmord, wenn die Religion lehrte, einen Herrscher zu tödten, den man für einen Feind Gottes hält?

Auf das Verfahren, das Voltaire hier dem Könige gegenüber beobachtet, würden vielleicht die Worte passen, mit denen der weise Kentauer der Classischen Walpurgisnacht die Faustischen Lobeserhebungen abwehrt:

Du scheinest mir geschickt zu heucheln,
Dem Fürsten wie dem Volk zu schmeicheln.

Der Salomo des Nordens ließ die Schmeichelreden an sich abgleiten und durchschaute wohl die Heuchelei. Der tragische Tartuffe konnte ihm nie seine volle Gunst abgewinnen. Zwar entrichtete Friedrich den herkömmlichen Zoll der Anerkennung; auch Ausdrücke der Bewunderung wurden laut, nachdem der Dichter selbst bei ihrer ersten persönlichen Begegnung ihm das Trauerspiel vordeclamirt hatte. Bald indeß schien die Theilnahme wieder zu erkalten. Mit Gleichmuth vernahm er Voltaires hitzige Auslassungen über den Glaubensfanatismus, der die gesamte Menschheit und besonders deren gekrönte Häupter mit stets neu hervorbrechenden Gefahren bedrohe. Er war nicht gesonnen, das schutzherrliche Amt, das ihm der gallische Meister so gern aufgedrängt hätte, in freundschaftlicher Nachgiebigkeit zu übernehmen. Friedrich stand dem Offenbarungsglauben so fern wie Voltaire; aber von dem Verhältnisse der Religion zum Staats- und Völkerleben hegte er eine andere, eine reinere, und vor allem eine leidenschaftslosere Auffassung als der Schöpfer des Mahomet. Er fand es mit seinem königlichen Ansehen und seiner Fürstenpflicht wohl kaum verträglich, durch das Gewicht seines Namens einen vielleicht an sich be-

rechtigten Kampf zu unterstützen, wenn dieser mit Waffen geführt ward, deren Gebrauch den Kämpfer entwürdigt.[172]) Voltaires Prophet, von dem Throne „des größten deutschen Sohnes" zurückgewiesen, suchte und fand seinen Beschützer auf dem römischen Stuhle. Der Nachfolger des Apostelfürsten mochte sich ergetzen an den Lehr- und Sittensprüchen, denen die encyclopädistischen Unglaubensgenossen zujauchzten. Wähnte doch La Harpe in ganzem Ernste, durch ihren Reichthum an großen sittlichen und politischen Wahrheiten habe diese Tragödie die Ehre verdient und erlangt, von einem Papste gebilligt zu werden! Friedrich aber äußerte später gegen Catt, im Mahomet sei zu viel Politik. In seiner Lobschrift auf Voltaire, die seiner Akademie feierlich vorgetragen ward (vgl. oben S. 116), ließ er selbst den Titel des Dramas unerwähnt, das so manche als eine der höchsten Ruhmesthaten der dem Menschheitswohl dienenden französischen Bühne schätzen wollten.

Als der vormalige dramatische Schützling des päpstlichen Stuhls im Anfange unseres Jahrhunderts unter Begünstigung, ja auf Befehl Carl Augusts die deutsche Bühne betrat, kam er in eine veränderte Welt. Er fand zu seinem freundlichen Empfange nichts vorbereitet. Es war die Zeit des Hermann und des Wallenstein, der Tieckschen Genovefa und des verdeutschen Shakespeare. Es war die Zeit, in der Novalis seine

---

[172]) Ueber die Art, wie der König mit den französischen Philosophen verkehrte, die er von seinem hohen Standpuncte aus weit übersah, spricht vortrefflich Gentz in einer großen Note zu seiner Uebersetzung Burkes, S. 127 der dritten Auflage. Der Text Burkes handelt an jener Stelle von den bigotten Kirchenvätern des Atheismus (these Atheistical fathers) und dem Briefwechsel dieser Sekte mit dem König von Preußen. — Garve in seinen Fragmenten zur Schilderung des Geistes, des Charakters, und der Regierung Friederichs des zweyten (1798) hat angedeutet (2, 266 fgg.), wie Friedrich über das Verhältniß des Volkes zur Religion zu denken pflegte. Diese Andeutungen können begreiflich machen, weshalb dem Könige die Widmung des Mahomet nicht genehm gewesen. Uebrigens hat Carlyle, wie mich dünkt, den Werth des genannten Garveschen Buches zu tief herabgesetzt.

Himmelslieder anstimmte, Schleiermacher in seinen Reden die Tiefe religiöser Empfindung zu ergründen suchte, und die Romantik in wieder aufgefundenen oder selbstgeschaffenen Wunderwelten schwelgte. Die deutsche Litteratur hatte sich zu einer Geistesmacht höchsten Ranges ausgebildet. Die Lebenskraft, die aus ihr hervorbrach, sollte bald das geistige Dasein aller Völker der christlichen Welt erhebend oder erfrischend berühren. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte der Mahomet durch sein Erscheinen die Leidenschaften geweckt: die eine Partei umjubelte seinen Schöpfer wie einen Bundesgenossen und Befreier; die andere glaubte auf der ehernen Stirn des Dichters das Zeichen der Verwerfung zu erblicken. Auf die Mehrzahl der Gebildeten Deutschlands konnte ums Jahr 1800 der Stoff jenes Dramas weder lockend noch empörend wirken.

Die Wirkung, die man zu erhoffen wagte, sollte einzig und allein von der Form ausgehen. Wiederholt erklärt Goethe allen Theilnehmenden, daß er durch die Uebersetzung nichts anderes bezwecke, als eine strengere Kunstform wieder in Aufnahme zu bringen und die Schauspieler von ihrem formlosen Gebaren durch heilsamen Zwang zu einer gewissenhafteren Kunstübung hinzuleiten.[178]) Und eben so nachdrücklich betont er, daß die Arbeit, an die er nur zögernd herangehen mochte, vom Herzog bei ihm „bestellt" worden. Dem Prinzen August von Gotha sagt er in einem eben erst bekannt gemachten Briefe, der Wunsch seines Fürsten habe ihn zu der Uebersetzung „gleichsam hingedrängt." Und wie hätte er seinem fürstlichen Freunde, dem er sich für sein äußeres Lebensglück verpflichtet fühlte, den erbetenen Liebesdienst verweigern können? Auch hoffte er, daß

[178]) A. W. Schlegel war vollkommen berechtigt, öffentlich zu äußern, die Uebersetzung habe der Dichter „bloß für eine Uebung der Schauspieler bestimmt." (Werke 9, 222). — Es war bisher wohl kaum bemerkt worden, daß es diese Aeußerung Schlegels ist, auf die Huber höhnend anspielt (Werke seit dem Jahre 1802, 2, 191): „Ein Kunstrichter unsrer Zeit, der in Uebersetzungssachen wirklich competent seyn könnte, wenn er bei seinem Leisten bleiben wollte" — u. s. w.

ein solches Unternehmen, einmal vollbracht, denkenden Köpfen zum Anlaß würde, französische und deutsche Kunstweise prüfend unter einander zu vergleichen.

Ob ihm wohl, während er Bitte und Gebot seines hohen Freundes erfüllte, sein eigener großartig gedachter Mahomet in der Erinnerung aufstieg? Oder ob ihm der Verkehr mit Voltaireſcher Kunst die Sätze ins Gedächtniß zurückrief, in denen er einst das Wesen und Thun des grandiosen Schalks mit unübertrefflicher Schärfe gezeichnet?

Im Juni 1784 ward ihm in dem Gothaischen Hofkreise die von Witzfunken aller Art sprühende Schmähschrift mitgetheilt, durch die Voltaire Friedrich mit Unglimpf überhäufen wollte, durch die er aber nur sich selbst Schmach bereitete — die Mémoires pour servir à la vie de Voltaire, écrits par lui-même. Er las sie mit begreiflichem Ergetzen. Er freute sich, als die Kunde vom baldigen Druck der Handschrift verlautete; denn er dachte, Frau von Stein würde dieser frechen Ausgeburt Voltaireſchen Humors gleichfalls ein paar Stunden heiterer Unterhaltung verdanken. „Du wirst finden," sagt er der Freundin, „es ist als wenn ein Gott (etwa Momus) aber eine Canaille von einem Gotte, über einen König und über das Hohe der Welt schriebe."[174]) Dies sei, bemerkt er, überhaupt der Charakter aller Witzproducte Voltaires; und indem er die spätere entscheidende Aeußerung Schillers gleichsam vorwegnimmt, fährt er fort: „Kein menschlicher Blutstropfe, kein Funke Mitgefühl, und Honettetät. Dagegen eine Leichtigkeit, Höhe des Geistes, Sicherheit die entzücken. Ich sage Höhe des Geistes nicht Hoheit."

Eine Canaille von einem Gotte! — Erklärt dies Wort nicht die unermeßliche Wirkung Voltaires? Sie ist niemals gänzlich unterbrochen worden; sie schleicht sich unter der Ober-

[174]) Im Hinblick auf Voltaires Pücelle wird Schiller sagen:

Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

fläche des Völkerlebens fort und bricht mächtig hervor, sobald die Menschheit ihres Ursprungs und ihrer wahren Bestimmung vergißt; sie erneuert sich für die Einzelnen wie für die Nationen, wenn sie anfangen, „sich gewaltsam zu entzweien mit Sitte, mit Gesetz."

Erklärt aber jenes Wort nicht auch die völlige Erstorbenheit der Werke, die, nach Voltaires Absicht, als Kunstgebilde höherer Art gelten sollten? — „Die Gaben kommen von oben herab" — bezeugt uns der Dichter. Vor allem aber jene höchsten Gaben, deren die Menschheit theilhaftig werden kann, die Gaben des schaffenden Genius — nur ein gottdurchdrungener Geist kann sie uns herniederbringen. Früher oder später verwirft die Menschheit alles, was nicht durch seinen Ursprung und also auch durch seine Wirkung sich als göttlich erweist. —

Durch die genauere Bekanntschaft, die Goethe als Uebersetzer mit dem Dramatiker Voltaire gestiftet, ward seine Neigung für die französische Tragödie keineswegs erhöht. Er lieh sein Ohr nicht einmal den tragischen Declamationen der Frau von Staël, die doch selbst Verächtern des gallischen Kothurns Bewunderung abzwangen. Schlegels ungerechte Schrift über oder vielmehr gegen Racines Phädra empfahl er der Frau von Stein in Worten, die deutlich bekundeten, daß er in der begrenzten Form, in der sich der französische Kunstgeist gefallen, nur noch eine einseitige Beschränkung der freien Dichterkraft erblickte. In dem Maskenzuge von 1818 erscheint auch Mahomet. Er soll auf die Vorzüge deuten, deren sich die französische Tragödie erfreut, wenn sie das Bild folgenreicher Welterereignisse in einen engumschließenden Rahmen faßt. Kaum ist aber dieser Vorzüge gedacht, als mit erhebenden Worten das freie Walten des Geistes gefeiert wird, der in den ausgeweiteten Formen des britischen und des deutschen Dramas die ganze Manigfaltigkeit der Lebenserscheinungen vorführt und die mitschaffende Einbildungskraft der Hörer und Schauer mächtig in Bewegung setzt.

Bevor der verdeutschte Mahomet die Bretter beschritten, waren schon im Geiste Goethes die Umrisse der Gestalt Eugeniens aufgetaucht. Es wäre noch zu untersuchen und zu bestimmen, ob das tragische Gedicht von der Natürlichen Tochter sich wirklich so eng an das französische Formenmuster anlehnt, wie man, dem äußeren Anschein zufolge, glauben möchte. Längst aber sollte kein Zweifel mehr bestehen über den geistigen Gehalt, die geschichtliche Bedeutung und die dichterische Herrlichkeit dieser Schöpfung.[175])

Seitdem die Revolution ausgebrochen, hatte sich in Goethes Geiste das Bestreben geregt, sie künstlerisch zu bewältigen. Zu diesem Behufe hatte er seinen dichterischen Kräften bedeutsame und geringfügigere Aufgaben gestellt, die keineswegs mit immer gleichem Glücke gelöst worden. Nun wollte er in jener Tragödie sein letztes Bekenntniß über das größte und verhängnißvollste aller neueren Zeitereignisse niederlegen; und wie alle reine Kunst sich durch sich selbst zum Symbolischen erhebt, so wollte er in einem erhabenen und rührenden Sinnbilde den Zusammenbruch und den Aufbau einer Welt, die unvermeidliche Erkrankung und die sittliche Wiedergenesung der Menschheit für das kommende Jahrhnndert darstellen. Eine solche hohe Symbolik mußte wohl Schiller „wirklich bewundernswerth" finden. „Alles Stoffartige ist vertilgt," sagt er im vertrau-

---

[175]) A singularly neglected masterpiece nennt sie Bayard Taylor in den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung des zweiten Faust. „Eugenia wird von einer kleinen Zahl angebetet" — schrieb Iffland an Schiller. Zu dieser kleinen Zahl gehörte Friedrich Buchholz, der in seinem Roman „Bekenntnisse einer schönen Seele" kühnlich aussprach, dies Werk sei „ganz unstreitig das allervollkommenste, das der deutsche Geist jemals geschaffen." Goethe hat den Roman einer Kritik gewürdigt. Er tadelt es, daß der Verfasser, „anstatt den geistigen Sinn der Werke seiner Zeit darzustellen und auf einen unendlichen Fortschritt hinzudeuten, sich an ein besonderes Gedicht gehalten." — Ich verweise auf die lehrreichen Anmerkungen, mit denen Georg Witkowski in seiner vorzüglichen Ausgabe der Goetheschen Aufsätze zur Litteratur auch diese Recension begleitet hat. Deutsche National-Litteratur. Bd. 112, S. 153.

lichen Briefe an Humboldt, „alles ist nur Glied eines idealen Ganzen. Es ist ganz Kunst und ergreift dabei die innerste Natur durch die Kraft der Wahrheit.“ [176]) Längst hätte man auch begreifen müssen, warum gerade Fichte, der wenige Jahre hernach als Redner der deutschen Nation sein Volk zur Selbsterkenntniß und zur Selbsterhebung aufrufen sollte, warum eben er sich zu der übertreibenden Behauptung hinreißen ließ, diese Arbeit sei „das dermalige höchste Meisterstück des Meisters.“ Das Werk beweist, daß der Dichter mit Recht von sich aussagen durfte, er „suche sich im fortdauernden Anschauen von Weltereignissen zu erhalten.“

Im December 1797, da Schiller mit immer festerer Künstlerhand die Wallensteinische Masse formte, fand zwischen ihm und dem Freunde eine wundersame briefliche Zwiesprache statt. Goethe äußert, er sei beinahe überzeugt, daß er sich durch den bloßen Versuch, eine wahre Tragödie zu schreiben, zerstören könne. Schiller erhebt keinen Widerspruch. Er bemüht sich nur zu erklären, warum die Goethesche Dichternatur vor dem Unternehmen einer wahren Tragödie zurückschrecke.

Die Einsicht, daß und warum Goethe keine wahre Tragödie gestaltet hat, obwohl doch seine ganze Poesie von tragischen Elementen überfüllt ist, — diese Einsicht zu erringen ist vielleicht die erste Bedingung für ein ergründendes Verständniß seiner Forscher- und Dichternatur. Verheißt aber nicht dennoch jenes tragische Bruchstück — ein erster Act in fünf Acten — verheißt es nicht dennoch eine echte Tragödie auf weltgeschichtlicher Grundlage? Eine Tragödie, in der die Mächte des Welt- und Völkerlebens losgelassen durch einander

[176]) Diese Lobesworte erhalten noch eine erhöhte Bedeutung, wenn man weiß, welche Tadelsworte ihnen vorangegangen. Schiller schrieb: „Des theatralischen hat er sich zwar darin noch nicht bemächtigt, ist zuviel Rede und zu wenig That, aber die hohe“ u. s. w. — Beim ersten Abdruck des Briefwechsels hat Humboldt diese ungünstigere Aeußerung getilgt, und so blieb sie auch den folgenden Drucken entzogen.

wogen und toben, und doch durch die That, die der Liebe entſpringt und allein der Liebe Kraft beweiſt, endlich bezwungen und in eine neue Ordnung gefügt werden? —

Die Vernichtung kündet ſich an, und unaufgehalten bricht ſie ein. Mahnend tönt es aus den Anfangstagen des Jahrhunderts in unſere Tage herüber:

O! dieſe Zeit hat fürchterliche Zeichen,
Das Niedre ſchwillt, das Hohe ſenkt ſich nieder,
Als könnte jeder nur am Platz des andern
Befriedigung verworrner Wünſche finden.

Doch herrlich ſollte ſich auch das auferbauende Wort bewahrheiten:

Nach ſeinem Sinne leben iſt gemein,
Der Edle ſtrebt nach Ordnung und Geſetz.

Ueber den Tiefen, in die alles Menſchenthum zu verſinken droht, ſchwebt rettend das ewige Wunder der Liebe und Treue:

Denn, wenn ein Wunder auf der Welt geſchieht;
Geſchieht's durch liebevolle, treue Herzen.

Als tragiſche Heldenſchweſter Dorotheas ſteht Eugenie da, innig verwandt auch der prieſterlichen Iphigenie, der „Schützerin des Hauſes" — das Haus iſt hier der Staat und das Vaterland. Da ſie aus geweihtem Munde den Rath empfängt, den unterwühlten Boden des Vaterlandes zu fliehen und ſo einem allesverſchlingenden Unheil zu entgehen, da hebt ſie ſich empor über jede Standesrückſicht, über jedes ſelbſtſüchtige Bedenken, über jedes weibliche Zagen:

Nun biſt du Boden meines Vaterlands
Mir erſt ein Heiligthum, nun fühl' ich erſt
Den dringenden Beruf mich anzuklammern.
Ich laſſe dich nicht los und welches Band
Mich dir erhalten kann, es iſt nun heilig.

Eugenie ſpricht dies Wort in dem Augenblicke, wo man, nach Goethes Ausdrucke, beſchäftigt war, überall neue Vaterlande zu erſchaffen.

Ein Werk wie die Natürliche Tochter stellt sich, künstlerisch und sittlich verklärt, entschlossen den dämonischen Mächten der Vernichtung entgegen, die in der französischen, von Voltaireſcher Sinnesweise beherrschten Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts sich ungehemmt verbreiteten. In dem verdeutschten Mahomet und der deutschen Eugenie begegnen sich feindlich die beiden Jahrhunderte. Immer mehr sollte in selbständig denkenden Deutschen die Erkenntniß reifen und erstarken, daß der Revolutionsgeist, dessen Entfesselung ein Voltaire vorbereitete, seinen mächtigsten und hoffentlich einst siegreichen Gegner in dem Geiste findet, der sich in unserer großen Litteratur einen unvergänglichen Körper geschaffen hat. Kant, Schiller und Goethe sind uns Bürgen dafür, daß dieser Geist ein Geist wahrhaftiger Freiheit ist.

Anhang.

Dieser eben entstandenen umfangreichen Abhandlung darf sich wohl bescheidentlich der kleine Aufsatz anschließen, der 1867, unmittelbar nach der Veröffentlichung der dramatischen Entwürfe Schillers, rasch niedergeschrieben und gedruckt worden.

Schiller und Racines Britannicus.

Eben kommt mir das Heft zur Hand, in welchem Frau von Gleichen den so lange liebevoll verwahrten Schatz der dramatischen Entwürfe Schillers den Freunden der vaterländischen Poesie zum Genusse und zur Betrachtung vorgelegt hat. Ich freue mich, da mir gleich auf den ersten Seiten eine in Versen ausgeführte Scene entgegenleuchtet; es ist die Scene, die zur Eröffnung des Trauerspiels „Agrippina" bestimmt war; mit Eifer fange ich zu lesen an: aber gleich auf den ersten Blick entdeckten sich mir hier gute alte Bekannte. In deutschem Gewande habe ich diese Zeilen zwar noch nicht gesehen, aber in dem Hofkleide des französischen Alexandriners desto häufiger. Mit jedem Verse mehren sich die Reminiscenzen — es ist kein Zweifel, wir befinden uns auf dem Grund und Boden der französischen Tragödie. Wenn wir auf S. 17 aus Agrippinas Munde die Worte vernehmen:

Der Ehrfurcht weniger, des Vertrauens mehr!

und dann gleich hinterher denselben Gedanken in anderer Fassung finden:

Ein wenig mehr Vertraun, und minder Ehrfurcht!

was kann dies anders sein, als ein Doppelversuch, den berühmten Vers wiederzugeben, den Racine in der ersten Scene seines Britannicus der Mutter Neros in den Mund legt:

Un peu moins de respect et plus de confiance!

ein Vers, der dem Dichter selbst so wohl gefiel, daß er ihn hernach in seiner Iphigenie nachahmte, indem er den Agamemnon zu Achilles sagen läßt (IV, 6):

Je veux moins de valeur et plus d'obéissance.

Und die Worte (S. 16):

Er fürchte mich, damit ich ihn nicht fürchte —

sind sie etwas anders, als eine Uebersetzung der französischen Worte?

Je le craindrais bientôt, s'il ne me craignait plus.

Indeß, wer möchte seinem Gedächtnisse so unbedingt trauen? Auch das zuverlässigste Gedächtniß kann uns irre führen. Ich nehme den Racine zur Hand — und meine Wahrnehmung bestätigt sich vollkommen: diese Scene konnte nicht bestimmt sein, das Trauerspiel „Agrippina" zu eröffnen; sie steht überhaupt nicht in dem entferntesten Bezuge zu diesem vom Dichter beabsichtigten Trauerspiel, denn sie ist gar nicht Schillers Eigenthum — wir haben hier nichts als die Uebersetzung der ersten Scene des Racineschen Britannicus.

Und offenbar nur den ersten Versuch einer Uebersetzung. Manche Lücken harren vergebens ihrer Ausfüllung; an manchen Stellen hat Schiller, wie es seine Art war, einen zwiefachen, ja dreifachen Ausdruck für einen und denselben Gedanken aufgezeichnet, und einer späteren Entscheidung die endgültige Wahl

überlaſſen. So war er z. B. ungewiß, wie er verfahren ſollte mit den Worten Agrippinas:

> Je veux l'attendre ici: les chagrins qu'il me cause
> M'occuperont assez tout le temps qu'il repose.

Beſonders der zweite Vers machte ihm zu ſchaffen; mit unverdroſſener Mühe hat der Dichter ihn nicht weniger als dreimal umgeſchrieben. Erſt ſetzte er: „Die Unruh, die — — —"

> Giebt mir des Stoffs genug, ſo lang er ſchläft.

Aber der „Stoff" war hier nicht wohl am Platze; Schiller änderte:

> Soll mich beſchäftigen, ſo lang er ſchläft.

Allein auch indem er dieſes niederſchrieb, „ſchon warnte ihn was," daß er dabei nicht bleiben dürfe; und nun ertheilte er den beiden Verſen eine dritte Form:

> Der Kummer, den er auf mich häuft, giebt mir
> Beſchäftigung genug, ſo lang er ſchläft.

Wer weiß, ob Schiller ſich auch hierbei beruhigt haben würde? So bedächtig zögernd prüft und wählt der echte Künſtler!

Manches iſt aber auch gleich im erſten Wurfe unverbeſſerlich wiedergegeben, und mit Freuden erkennt man die großen ſicheren Züge der geübten Meiſterhand. Was auch Schiller unternehmen mag, ſtets muß er mit ſeiner ganzen ungetheilten Kraft thätig ſein; es iſt unmöglich, ihn zu verkennen, er iſt immer und überall *ganz* er ſelbſt.

Schade, daß er ſo bald ſeine Arbeit abbrach! Wollte er ſich einmal das Amt des Ueberſetzers gefallen laſſen, ſo wäre der Britannicus gerade für *ihn* wohl eine ſchicklichere Aufgabe geweſen als die Phädra. Unter den Meiſterſtücken Racines — die herrliche Athalie behauptet einen Platz für ſich — hat jene Tragödie den Vorzug, daß ſie uns eine größere Zahl ſcharf ausgeprägter Charaktere zeigt, als uns ſonſt in dieſen Werken zu begegnen pflegen. Hier iſt nicht *ein* Heros, *eine* Heroine,

die des Dichters Theilnahme und die unsrige so gewaltig an sich reißen, daß sie den übrigen Personen fast gänzlich entzogen wird — hier treffen wir vielmehr auf eine Reihe lebenswahrer Gestalten mit sehr bestimmten Physiognomien; jede gewinnt nicht bloß für sich allein unser Interesse, sie fesselt uns vielleicht noch mehr durch die kunstvolle Art, wie sie mit den übrigen Charakteren in Gegensatz oder in Verbindung gebracht wird. Ohne Zweifel war Racine der wahren geschichtlichen Tragödie nie so nahe, wie hier im Britannicus. Und kein Wunder, daß er mit so gutem Erfolge arbeitete: er hatte den Tacitus zum Lehrmeister; bei ihm studierte er Leben und Sitten des römischen Hofes. Die scharf einschneidenden Züge, die ihm der Römer lieferte, übertrug er mit ungemeinem Glücke in sein dramatisches Gemälde; und was er am Hofe Ludwigs des Großen mit eigenen Augen wahrnahm, mußte ihm die Schilderungen des Historikers auf das vortrefflichste erläutern und verdeutlichen. In den Versen dieser Tragödie glaubt man daher manche Anspielungen auf den Hof und seine Verhältnisse zu entdecken. In der letzten Scene des vierten Actes muß Nero über seine Neigung, in den öffentlichen Schauspielen aufzutreten, recht bittere Worte hören. Diese Verse sollen den König so stark getroffen haben, daß er sich seitdem nicht mehr entschließen konnte, in den Hofballetten als mitwirkender Künstler zu glänzen. — Boileau hatte im Jahre 1707 Veranlassung, sich über die damals viel behandelte Frage auszusprechen, in wie fern Schauspiel und Schauspielkunst aus sittlichen und religiösen Gründen zulässig seien oder nicht. Um nun an einem wunderwürdigen Beispiele zu zeigen, welche heilsame Wirkungen von dem Schauspiele ausgehen können, schreibt er: — — je vous dirai, qu'un grand prince, qui avait dansé à plusieurs ballets, ayant vu jouer le Britannicus de M. Racine, où la fureur de Néron de monter sur le théâtre est si bien attaquée, il ne dansa plus à aucun ballet, non pas même au temps du carnaval. Manches tiefgegrabene Wort des

Tacitus ist in dieser Tragödie auf eine überraschende Weise wieder lebendig geworden.

Racine selbst bekennt (in der Vorrede vom Jahre 1676), daß er keines seiner Werke mit mehr Sorgfalt durchgearbeitet habe. Und wirklich ist der Britannicus durchweg mit größter Gründlichkeit ausgeführt. Gleich die von Schiller übersetzte erste Scene entspricht ganz und gar ihrem Zwecke und kann den Vergleich mit der vielgepriesenen Exposition des „Bajazet" sehr wohl aushalten. Man begreift vollkommen, daß Schiller einen gewissen Zug zu diesem Stücke empfand, so sehr ihm auch sonst die französische Tragödie mit ihrem, wie er meinte, „abgelebten Wesen" widerstehen mochte. Wenn er freilich überhaupt in jedem Betrachte Racine bei weitem höher als Corneille stellen will, so darf der Kenner der französischen Bühne diesem Urtheile durchaus nicht unbedingt beipflichten.

Mit der Schärfe der Charakteristik, mit der kräftigen Darstellungsweise, die wir im Britannicus anerkennen, steht die künstlerisch zweckmäßige Behandlung der Sprache durchaus im Einklange. Wir finden hier vielleicht nicht die ganze Lieblichkeit, die Racine sonst über seine Rede zu verbreiten weiß; wir vernehmen hier nicht jene elegisch weichen, sanft dahinfließenden Töne, die das Entzücken französischer Ohren und Herzen sind; der Dichter hat melodischere, einschmeichelndere Verse gebildet; aber nirgends — wenn ich die Athalie ausnehme — ist seine Sprache so gedrungen, so würdevoll, von so strenger Energie und von so treffender Schlagkraft, wie im Britannicus. Selbst die epigrammatischen Wendungen, die zugespitzten Sentenzen, die uns sonst in der tragischen Rede der Franzosen so oft zur Unzeit begegnen, erscheinen hier angemessen und bedeutungsvoll. Auch hier zeigt sich das Vorbild des Tacitus wirksam: es treibt den Dichter zu einer strafferen Handhabung der Sprache, zur Wahl des schärfsten und gedrängtesten Ausdrucks.

Gern beobachtet man, wie glücklich hier Schiller mit seinem

Originale wetteifert, wie glücklich er die Aufgabe löst, den Inhalt eines Racineschen Alexandriners in die zehn oder eilf Silben unseres jambischen Verses einzuschließen. Der Franzose sagt:

De quel nom cependant pouvons-nous appeler
L'attentat que le jour vient de nous révéler?

Mit gesteigerter Energie sagt der Deutsche:

Mit welchem Namen aber nennen wir
Die Frevelthat, die dieser Tag beleuchtet? —

Wenn wir bei Racine lesen:

Toujours la tyrannie a d'heureuses prémices:
De Rome, pour un temps, Caïus fut les délices —

so spricht Schiller noch gedrängter:

Stets glücklich war der Anfang der Tyrannen,
Auch Cajus war zuerst die Freude Roms.

Vollkommen erreicht ist der Ausdruck des Originals in dem Verse:

Je vois mes honneurs croître, et tomber mon crédit.
Die Ehren wachsen und mein Ansehn sinkt!

Nicht ganz so wohl ist es dem Uebersetzer mit einem anderen hochberühmten Verse gelungen. Agrippina klagt, daß sie die Herrschaft über ihren Sohn eingebüßt habe; er läßt sich jetzt nur von Seneca und Burrhus lenken; diese gestatten nicht, daß er die Mutter ohne Zeugen sehe, sie schreiben ihm vor, was er ihr gegenüber thun und lassen soll:

En public, à mon heure, on me donne audience,
Sa réponse est dictée, et même son silence.

Dieser vortreffliche Vers mag bestätigen, was ich von der Sprache gerühmt. Die französischen Commentatoren lassen denn auch bei dieser Stelle die lautesten Lobsprüche ertönen, und pflegen besonders den Ausdruck dicter un silence der Bewunderung des Lesers zu empfehlen. Bei Schiller finden wir die etwas matten Verse:

Oeffentlich! trift mich die Reihe,
Gelang' ich zum Gehör, was er mir sagt
Und was er nicht sagt ist ihm vorgeschrieben.

Hier wird Kraft und Nachdruck des Originals schon dadurch geschwächt, daß der Vers nicht in gleicher prägnanter Kürze wiedergegeben ist. Man sieht, auch das kleinste Bruchstück Schillerscher Arbeit giebt Anlaß zum Studium, zur lehrreichen Betrachtung.

Wann mag Schiller diesen Uebersetzungsversuch aufs Papier geworfen haben? — Mit zweifelloser Sicherheit wüßte ich den Zeitpunct nicht zu bestimmen. Doch kann uns eine Andeutung in einem Briefe Schillers vielleicht auf die richtige Spur helfen. — Sechsundzwanzig Tage hat Schiller zur Uebersetzung der Phädra gebraucht: am vierzehnten Januar 1805 war sie glücklich zu Ende gebracht. Die Rolle der Phädra sollte von der Becker übernommen werden; im weimarischen Theaterpersonal verbreitete sich jedoch das Gerede, Schiller hoffe und wünsche, jene Rolle von Friederike Unzelmann gespielt zu sehen. Goethe gab dem Freunde von diesem „Geklätsch" Nachricht, und dieser antwortete: „Da Sie selbst wissen, wie ich beim ersten Gedanken an diese Uebersetzung auf die Becker gerechnet, so daß ich wirklich vorzugsweise um ihrentwillen die Phädra und nicht den Britannicus gewählt, so können Sie leicht denken, wie curios mir das herumgehende Gerede vorkommen muß." (Brief Nr. 982.) Man darf demnach wohl annehmen, daß Schiller, ehe er sich definitiv für die Phädra entschloß, die Arbeit am Britannicus begonnen hatte, und daß demzufolge das vorliegende Bruchstück in der ersten Hälfte des December 1804 entstanden ist. — Uns mag auch diese kleine Gabe von Schillers Hand werth bleiben! Nichts erscheine uns gering, was von ihm kommt.

Bonn, 10. Nov. 1867.

II.

Zu Anmerkung 101, S. 258.

Mit Absicht habe ich aus den alterthümlichen Worten, deren sich in den früheren Jahren seiner dramatischen Wirksamkeit der große Corneille bediente, das Wort entregent herausgegriffen. Ich hatte es bei Saint-Simon gefunden; es fiel mir wieder ins Auge, als ich den vierten Band der Goetheschen Tagebücher durchging. Dort findet es sich auf S. 412 unter den Lesarten, die sich den Aufzeichnungen vom März 1812 anschließen; und zwar steht es, mit vollkommen zutreffender deutscher Uebersetzung versehen, an der Spitze einer Reihe französischer Wörter und Phrasen, denen gleichfalls eine Dolmetschung oder Erklärung beigefügt ist.

Auf welchen Text beziehen sich diese von Johns Hand niedergeschriebenen Glossen? — Aus dem Briefe an Knebel vom 25. März 1812 konnte man längst wissen, daß Goethe um jene Zeit unter anderm auch die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon „mit viel Interesse" gelesen. Das Tagebuch von 1812 giebt denn auch Auskunft über die am 26. Februar beginnende und sich durch die folgenden Wochen hinziehende Beschäftigung mit den taciteischen Denkwürdigkeiten des Herzogs. Meine Vermuthung hatte mich auf die richtige Fährte gewiesen: die Wörter stammen aus dem Texte Saint-Simons, der ja so manches Eigenartige, Alterthümliche und der Schriftsprache Ungewohntes bietet. Goethe, als gewissenhafter Leser, hatte die ihm auffälligen Ausdrücke sorgsam angemerkt. Zuerst glaubte ich, Goethe hätte den siebenbändigen Auszug vor Augen gehabt, den Herder in der Adrastea 1, 137 citiert. Alsbald jedoch ergab sich, daß er die noch immer höchst ungenügende dreizehnbändige Auswahl benutzte, die Soulavie zu Straßburg 1791 ganz willkürlich veranstaltet und mit einem trügerischen Titel geschmückt hat: Oeuvres complettes de Louis de Saint-Simon — etc. — Durch eine freundliche Mittheilung Julius Wahles ward ich belehrt, daß die Weimarische Bibliothek, aus der Goethe die Memoiren entliehen, damals nur den Druck von 1791 besessen. Die von Goethe beachteten Stellen gehören dem zwölften Bande, zumeist aber dem elften an. Vielleicht giebt sich einmal die Gelegenheit, aufmerksamer diese kleine Glossensammlung zu betrachten, die des Dichters ernsten Lesefleiß, über den wir so manche günstige Zeugnisse besitzen, abermals in vortheilhaftem Lichte zeigt.

III.

Der Briefwechſel

zwiſchen

Schiller und Goethe

in der Ausgabe von 1881.

(1882)

Zum vierten Male wird der Nation der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe dargeboten. Oder wäre das Wort „Nation" hier ein zu hochtönendes, ein zu weitgreifendes Wort? Bliebe die Nation in der Mehrzahl ihrer Gebildeten einer solchen Erscheinung gegenüber gleichgültig? Und wäre für ein solches Werk freudige Aufnahme nur im Kreise derer zu erhoffen, die als Forscher und Lehrer oder auch als Sammler und gelehrte Handlanger ihre Lebensarbeit der Litteratur widmen?

Von anderer Hoffnung war Goethe beseelt, als er auf Ordnung und Durchsicht dieser Briefe kostbare Stunden seiner späten Jahre verwandte. Indem er hier das Bild seines geistigen Verkehrs mit Schiller aufstellte, gedachte er nicht nur Freunde und Pfleger der Litteratur heranzurufen; Alle, die sich als Glieder des Volkes fühlten, dem er und sein Freund entsprossen, sollten herzutreten; ja, seine Hoffnung ging noch weiter: an den Schätzen, die er in diesen Briefen aufgethan, sollten nicht nur die Deutschen, sollten, ohne Unterschied der Stammesart, die Menschen ihren Theil haben.

Die Gabe war zu reich; ihr voller Werth konnte den meisten Zeitgenossen des Gebers nicht so rasch einleuchten; er konnte nur von denen gewürdigt werden, die längst in das Geistesleben der beiden Freunde tief eingeweiht waren. Wer ferner stand, blieb mit seiner Aufmerksamkeit am Aeußerlichen haften, ohne die Fülle des inneren Gehalts zu ahnen. In dem großen Haufen der Leser sahen die einen verdrießlich ihre

Neugierde getäuscht; sie hatten geglaubt, auf eine geistreich anlockende Unterhaltung rechnen zu dürfen: nun stießen sie auf ernste Verhandlungen über Poesie und Dichtwerke, über die höchsten und letzten Fragen der Kunst, über die Gesetze und Bedingungen des künstlerischen Schaffens; Andere wiederum klagten oder spöttelten, daß doch gar zu viel des Unbedeutenden hier aufgesammelt sei. Manche, die sich nach eigener Schätzung wohl als Geistesgenossen Goethes und Schillers vorkommen mochten, fühlten sich mißgestimmt, ja verletzt durch die grandiose Unbefangenheit, mit welcher die Freunde sich hier selbst darstellten; sie wurden gereizt durch die Entschiedenheit, mit der hier über Mitstrebende und Widerstrebende, über Kleine und Große geurtheilt ward, und August Wilhelm Schlegel versagte sich's nicht, in schmählichen Epigrammen seine Lust zu büßen.

Dennoch sollte die stolze Hoffnung Goethes nicht fehl schlagen. Langsam nähert sie sich der Erfüllung, aber stetig.

Während der mehr als fünfzig Jahre, die seit dem ersten Erscheinen des Briefwechsels dahingegangen, hat die neu erstehende Wissenschaft der Litteraturgeschichte sich des Vorraths bemächtigt, der hier zu sichten und zu bearbeiten war. Erst als durch solche Bemühungen der dicht zusammen gedrängte Reichthum sich einzeln auseinander zu legen begann, erst da konnte man die ganze Größe des Gewinnes überschauen.

Je tiefer wir in die wichtigste Epoche unserer neuen Litteratur eindrangen, um so vielseitiger entfaltete sich die Bedeutung dieser brieflichen Urkunden. Zu dieser wissenschaftlichen Bedeutung aber gesellte sich der ethische Werth. Denn diese Briefe erschienen zugleich als die treue Selbstdarstellung der beiden Männer, die unter den edelsten Vertretern der Menschheit hervorleuchten und gerade in ihrem Bunde die höchsten Eigenschaften bewähren.

Auch die Wirkung in die Ferne blieb nicht aus. Schon 1831 hatte Thomas Carlyle in einem Aufsatze, der uns noch

jetzt mit jugendlicher Friſche anſpricht, den Gehalt dieſer Correſpondenz der engliſchen Welt darzulegen verſucht, und dabei Anſichten geäußert, die auch der Deutſche zu beherzigen noch heute nicht verſchmähen ſollte.[1]) Seitdem erwachte auch bei fremden Völkern Sinn und Neigung, unmittelbar aus dieſen Briefen zu erfahren, wie Schiller und Goethe zehn Jahre hindurch mit einander gelebt und gearbeitet. Ueberſetzungen ins Engliſche, ins Franzöſiſche wurden gewagt, und überall, wo deutſche Litteratur Theilnahme weckt und Studien anregt, gilt der Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe als eine nicht auszugründende Fundgrube der Belehrung.

Seien wir aber vor allem darauf bedacht, daß dieſe Belehrung in immer weitere Kreiſe unſeres eigenen Volkes getragen werde. Eine neue Ausgabe iſt nur in ſo fern öffentlicher Beachtung werth, als ſie dieſem würdigſten Zwecke erfolgreich zu dienen verſpricht. Und das verſpricht nicht nur, ſondern leiſtet bis zu einem hohen Grade die jüngſte Ausgabe, der auch ich einen Gruß freudigen Willkommens widmen möchte.

In dieſem vierten Drucke erſcheinen zum erſten Male die Briefe ſo, wie ſie aus Schillers und Goethes Händen hervorgegangen. Kein Wort in ihnen iſt verändert, kein Satz und kein Sätzchen iſt unterdrückt.

Als Goethe den Text für den erſten Druck feſtſtellte, beobachtete er eine rückſichtsvolle Schonung gegen Perſonen und Verhältniſſe, die ſeinen Lebenskreis näher berührt hatten, oder

[1]) Die Anzeige, auf die erſten drei Bände der Correſpondenz ſich beziehend, erſchien in „Fraſers Magazine“ Nr. 14, 1831; man findet ſie jetzt, mit anderen Aufſätzen über deutſche Dichter und Dichtungen vereinigt, im zweiten Bande der „Critical and miscellaneous Essays“ (1847) S. 165 ff. Carlyle betont die Wichtigkeit dieſer Briefſammlung, indem er einſichtsvoll andeutet: „Nay perhaps its full worth will not become apparent till a future age, when the persons and concerns it treats of shall have assumed their proper relative magnitude and stand disencumbered, and forever separated from contemporary trivialities, which for the present, with their hollow transient bulk, so mar our estimate.“

noch berührten. Wir wissen ja, daß er trotzdem hart gegen manche Empfindlichkeit anstieß, daß manche kraftvolle Aeußerungen über Menschen und Dinge, über einzelne Zeitgenossen oder über die Gesamtheit des deutschen Publikums bitteren Mißmuth hervorriefen. Aber es lag wenigstens in Goethes Absicht, alles auszuscheiden, was die Gefühle der Einzelnen verletzen, was widerliche Erinnerungen wecken oder längst bestehende freundschaftliche Verhältnisse peinlich stören konnte.[2]) Es war seine Absicht, und es erschien ihm als Pflicht. Allzu häufig waren ihm daher Kürzungen oder Aenderungen der Urschrift geboten. Ein edles wechselseitiges Vertrauen hatte zwischen den Freunden bestanden; die oft täglich erneuerte schriftliche Unterhaltung bewegte sich mit einer Freiheit, die man sonst nur dem mündlichen Gespräche verstattet; man ging rückhaltslos mit seiner Herzensmeinung heraus; unbekümmert überließ man sich der Stimmung des Augenblicks. Da fielen scharfe Worte über Nahe und Ferne, Worte, die nicht geeignet waren, zu den Ohren derer zu gelangen, denen sie galten. Goethe mußte sich sagen, daß die Zeit noch nicht gekommen sei, in der man die Pflicht oder auch nur die Berechtigung habe, alles das in die Oeffentlichkeit ausgehen zu lassen, was in dem ungehemmten Erguß vertraulichster Mittheilung laut geworden. Er mußte sogar fürchten, daß dieser immerhin untergeordnete Bestandtheil des Briefwechsels, der aber damals noch das persönliche Empfinden Vieler in so verschiedenem Sinne reizte, die Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Gehalte des Ganzen ablenken könnte.

So erklärt und rechtfertigt sich die Unvollständigkeit der ersten Ausgaben. Wir verwundern uns nicht, wenn hier ein

[2]) Er äußert sich hierüber auf das deutlichste in dem Briefe an den Factor Reichel, den Vollmer zu Nr. 454 der neuen Ausgabe citiert. Vgl. dazu Meyers Worte im Briefe an Caroline von Wolzogen vom 15. December 1829. (Literarischer Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen II 283.)

Brief gänzlich bei Seite gelegt, dort ein anderer um die Hälfte ſeines Inhalts verkürzt worden.[3]) Manchmal ward eine bedenkliche Aeußerung über eine naheſtehende Perſönlichkeit durch eine minder verfängliche Andeutung erſetzt. Oft begnügte ſich Goethe, bloß den Namen auszumerzen, während der Wortlaut des Satzes unangetaſtet blieb. So ward der Scharfſinn des Leſers gleichſam aufgefordert, die Perſon des Gezüchtigten ausfindig zu machen, den Puncte und Gedankenſtriche ſo mitleidig verſteckten. Bisweilen ſchien auch ein Anfangsbuchſtabe die Spur des Eigennamens zu verrathen, und dann ſah ſich der forſchende Leſer erſt recht in die Irre geführt; denn wie ſollte man Schelling unter einem O, oder unter einem P den ſchreib- und klatſchſüchtigen Böttiger vermuthen?

Durch ein ſolches gewaltſames, aber unvermeidliches Verfahren ward natürlich der Werth des Ganzen nicht geſchmälert; aber das Einzelne ward vielfach in ein künſtliches Dunkel gehüllt, und das urkundliche Bild von der Verkehrsweiſe der Freunde erſchien hie und da mangelhaft und getrübt.

Was Goethe beſeitigt hatte, ſollte jedoch, ſeinem eigenen Willen nach, nicht für immer beſeitigt bleiben. Hermann Hauff durfte 1856 ſchon den Briefwechſel in einer vollkommeneren Geſtalt darbieten. Er konnte manche Briefe neu hinzufügen, und manchen, die an einen falſchen Platz gerathen waren, den richtigen anweiſen, er konnte zahlreiche Lücken ausfüllen und den Text in erwünſchter Weiſe aufhellen, indem er viele der getilgten oder unkenntlich gemachten Eigennamen wieder herſtellte. Doch war auch ihm noch mancherlei Beſchränkung auferlegt. Goethes Brief vom 13. Juli 1796 hatte der erſten

[3]) Man blicke auf den Brief 458 der neuen Ausgabe. Die ganze Reihe von Sätzen, in denen Schiller ſich nach ſeiner köſtlichen Weiſe über den Edlen von Retzer, über Morgenſtern, Eichen und Voß ergeht, mußte unbarmherzig geſtrichen werden. So mußte auch die Nr. 127, 133, 135 und 298 größere Einbußen erleiden. Und wie mancher andere Brief wäre da noch zu nennen.

Ausgabe gefehlt, er war inzwischen von Riemer in dessen „Briefen von und an Goethe" (1846) S. 137 vollständig mitgetheilt worden. Er enthielt den Satz: „Heute erlebe ich auch eine eigene Epoche; mein Ehstand ist eben acht Jahre und die französische Revolution sieben Jahre alt" — diese Anspielung auf die häuslichen Verhältnisse des Dichters ward nicht geduldet; die schon gedruckten mißliebigen Worte mußten schließlich aus dem Text weichen. Ebenso ward der Name der „Mademoiselle Vulpius" ausgewiesen, dessen Schiller am 31. October 1796 ganz harmlos gedenkt.[4])

Für die dritte Auflage (1870) konnte schon Wilhelm Vollmer thätig sein. Sie sollte sich in allen Stücken unverändert der zweiten anschließen. Aber aus den Händen eines solchen Herausgebers mußte sie dennoch bereichert und verbessert hervorgehen. Er trug Sorge für Vermehrung und richtigere Anordnung der Briefe, aber er hatte sich denselben Beschränkungen wie sein Vorgänger zu fügen; er war gezwungen, auf eine gründliche Läuterung des Textes zu verzichten: denn die Urschriften blieben auch ihm verschlossen.

Der Bann, der auf diesen ruhte, ist erst im Laufe des letzten Jahrzehnts glücklich gelöst worden. Mit weitreichender Fürsorge hatte Goethe den Zeitpunct für den Verkauf derselben bestimmt. An manchen Orten regte sich der Wunsch nach dem Besitz dieser Blätter, die unmittelbar von Geist und Hand der Dichter ausgegangen. Aber nirgends wollten die begonnenen Verhandlungen zum Abschlusse gedeihen, und schon entstand die Besorgniß, irgend ein begüterter Sohn Englands oder Amerikas könnte sich dieser schätzbaren Masse von Autographen bemächtigen und sie als merkenswerthe Seltenheit in fremdes Land entführen. Dies beschämende Unheil hat Freiherr von Cotta hochsinnig abgewandt. Durch die Ueberlieferung seines Hauses schien der jetzige Träger des Cotta'schen Namens vornehmlich

[4]) Vgl. auch Vollmers erste Note zu Nr. 487.

berufen, dieſen geiſtigen Nationalſchatz in ſeine Hut zu nehmen. Indem er ihn für ſich und die Seinen als unveräußerliches Gut erwarb, hat er ihn auch für Deutſchland auf immer geſichert.

Zugleich mit dieſem Beſitz übernahm er die Pflicht, ihn nutzbar zu machen. Daß er ohne Zögern dieſer Pflicht genügte, beweist die Ausgabe, die alsbald in würdigem Schmuck ans Licht getreten; daß aber dieſe Pflicht auch im ſtrengſten wiſſenſchaftlichen Sinn erfüllt worden, beweiſt der Name des Herausgebers, Wilhelm Vollmer.

Seit einer anſehnlichen Reihe von Jahren arbeitet Vollmer im Dienſte unſerer großen Autoren. Dieſer Dienſt iſt nicht minder ehrenvoll für ihn als erſprießlich für die Schriftſteller, über deren Werken ſeine Sorgfalt wacht. Sein hervorragender Antheil an der hiſtoriſch-kritiſchen Ausgabe Schillers, die nach allen Richtungen hin erſchöpfende Bearbeitung des Briefwechſels zwiſchen Schiller und Cotta zeugen von dem Umfange ſeines Wiſſens, von der Sicherheit ſeiner Methode und von einem Fleiße, der liebevoll auch das Kleinſte bedenkt und jede Mühe beharrlich überwindet. Dieſen Leiſtungen ward die verdiente Anerkennung laut und reichlich geſpendet. Dagegen beachten wohl nur Wenige die unausgeſetzte Thätigkeit, mit der Vollmer beſtrebt iſt, in jedem neuen Cotta'ſchen Drucke Schillerſcher und Goetheſcher Werke den Text immer entſchiedener zur urſprünglichen Reinheit zurückzuführen. Mit leiſer Hand heilt er die Schäden und entfernt die Verderbniſſe.[5]) Um hier ſein Verdienſt überall klar einzuſehen, müßte man alle erreichbaren Textesquellen mit dem Eifer und demſelben kritiſchen Scharfblick wie er wiederholt durchforſcht haben und ſich der gleichen Vertrautheit mit dem Sprachgebrauche der beiden Dichter rühmen können.

[5]) Man vergleiche beiſpielsweiſe den Text des Werther, den die zehnbändige Cotta'ſche Ausgabe bietet, mit demjenigen, der im 14. Bande der Hempelſchen Edition geliefert wird.

Ihm vor allen gönnen wir die Freude, die er als Herausgeber des nun endlich in unverkümmerter Reinheit und Vollständigkeit dargebotenen Briefwechsels empfinden muß. Konnte er doch für die Arbeiten, die wir ihm bisher verdankten, kaum eines schöneren Lohnes gewärtig sein, als er nun in dieser neuen Arbeit gefunden.

Gleich auf den ersten Blick zeigt sich, wie selbständig diese Ausgabe der zweiten und dritten gegenübersteht. Zwar ist hier wie dort der Stoff auf zwei Bände vertheilt; der erste schließt mit dem Brief Goethes vom 30. December 1797. Im Uebrigen aber hat das Werk ein wesentlich anderes Ansehen gewonnen.

Den Briefen vorangestellt ist die Widmung an König Ludwig von Bayern. Sie hatte ursprünglich den sechsten Band der ersten Ausgabe (1829) begleitet; dann verschwand sie aus den beiden folgenden Drucken zum lebhaften Mißvergnügen der Freunde Goethes.*) Jetzt ist ihr mit Recht der Platz angewiesen worden, auf welchem sie dem Leser am sichtbarsten entgegentritt. Sie enthält einige der letzten und bewegtesten Aeußerungen Goethes über den unvergeßlichen Freund, der im Verlaufe des „strebsamsten Daseins" nie sich selbst verleugnet und „über alles Gemeine und Mittlere" stets erhaben gewesen. Ehedem wirkten die Worte dieser Widmung gleich einem wehmüthigen Nachklang, entsprungen aus der Empfindung, mit welcher der Ueberlebende auf die irdische Laufbahn des Abgeschiedenen, insbesondere auf die letzte Strecke derselben, zurückblickte. Jetzt berühren sie uns wie eine ernst dringende Aufforderung, bei dem Bilde unabläſſigen Strebens zu verweilen, das uns die Briefe darbieten; sie erzeugen in uns die Stimmung, in der wir diesem Bilde nahe treten sollen.

Hat uns diese Widmung schicklich und würdig in den

*) Diesem Mißvergnügen hat Salomon Hirzel Ausdruck geliehen an zwei Stellen seines „Neuesten Verzeichnisses einer Goethe-Bibliothek," S. 140 und 162.

Briefwechsel eingeführt, so sorgt der Herausgeber dafür, daß wir auch in freundlicher, ja, erhebender Weise entlassen werden. An den Schluß der Correspondenz stellt er die fünfzehn Briefe und Briefchen Goethes an Charlotte Schiller, die aus den Jahren 1795 bis 1804 erhalten sind. Erst an dieser Stelle erscheinen sie in dem Lichte, das ihnen gebührt. Denn sie vervollständigen unsere Anschauung von dem Zusammenleben der Freunde; sie zeigen Goethe in seinen herzlichen Beziehungen zum Schillerschen Familienkreise. Obgleich sie es meist nur mit den kleinen Angelegenheiten des Tages, des Augenblicks zu thun haben, so verlautet doch manchmal auch ein Wort von der vorrückenden Arbeit am „Faust" oder von den emsigen naturwissenschaftlichen Bemühungen. Ein Ton heiteren Vertrauens zieht durch diese flüchtigen Aeußerungen. Selbst wenn die Heiterkeit einmal schwindet, bleibt doch das Vertrauen. Aus dem Briefe vom 20. December 1803 athmet das ganze Mißbehagen, mit welchem die kürzesten Tage des Jahres, die Tage der Sonnenferne, den Dichter zu bedrücken pflegten. Der Gattin des Freundes gegenüber kennt er keinen Zwang. Mit Bewußtsein läßt er der bösesten Laune den Zügel schießen, und hat er, nach echter Menschenart, in Ausdrücken voll düsterer Heftigkeit sich des grimmigsten Unmuths entladen, so glaubt er sich nicht einmal verpflichtet, für seine Unarten Verzeihung zu erbitten.

Völlig abgeschlossen wird die Reihe aller mitgetheilten Documente durch zwei Schriftstücke, die früher dem Briefwechsel selbst eingefügt waren. In dem ersten bezeugt Carl August seine Freude über Schillers Absicht, nach Weimar überzusiedeln, durch das Anerbieten einer Zulage von zweihundert Thalern. Das zweite, Schillers Brief an den Philologen Süvern vom 26. Juli 1800, rührt an die große Frage, ob unsere Tragödie sich nach dem Vorbilde der griechischen gestalten könne und müsse. Süvern hatte der Betrachtung des „Wallenstein", der damals erst auf den Bretern und noch

nicht im Druck erschienen war, eine Schrift gewidmet, die auch für uns noch manchen anregenden Gedanken birgt.[7]) Er hatte versucht, den Gegensatz und die Verwandtschaft des deutschen Werkes mit den Meisterstücken der griechischen Bühne nachzuweisen. Freundlich, aber bestimmt lehnt Schiller eine solche Vergleichung als unzulässig ab. Aus ihr kann, seiner Meinung nach, sich keineswegs ein gültiges Urtheil über den künstlerischen Werth des neueren Trauerspiels ergeben. Die Kunst des Sophokles war eine Erscheinung, die nur auf griechischem Boden erstehen konnte. Diese Wundererscheinung in unserer Zeit erneuern zu wollen, bleibt ein unfruchtbares Bemühen, unfruchtbar und verderblich für unsere Dichtung, die nur unter ihren eigenen Lebensbedingungen gedeiht. Schiller ruft seinem Kritiker die sinnschweren Worte zu: „Unsere Tragödie, wenn wir eine solche hätten, hat mit der Ohnmacht, der Schlaffheit, der Charakterlosigkeit des Zeitalters und mit einer gemeinen Denkart zu ringen, sie muß also Kraft und Charakter zeigen, sie muß das Gemüth zu erschüttern, zu erheben, aber nicht aufzulösen suchen. Die Schönheit ist für ein glückliches Geschlecht, aber ein unglückliches muß man erhaben zu rühren suchen." Schön trifft es sich, daß gerade dieser Ausspruch die letzte Seite der hier mitgetheilten Briefe ziert. Es giebt wenige Aeußerungen Schillers, in denen seine menschlich-künstlerische Denkweise sich so ergreifend offenbart, wie in diesen Worten. Sie klingen wie ein Mahnruf an alle Dichter der Folgezeit.

Wir müßten das Verdienst des Herausgebers freudig anerkennen, auch wenn er uns nur den gesäuberten und bereicherten Text wohlgeordnet vorlegte. Aber darauf beschränkt er sich

[7]) „Ueber Schillers Wallenstein in Hinsicht auf griechische Tragödie." Von W. Süvern, Berlin 1800. — Neuerdings hat W. Fielitz in seinen „Studien zu Schillers Dramen" (Leipzig 1876) das Andenken dieses Buches wieder zweckmäßig erneuert. Zugleich belehrte er uns, inwiefern den von Süvern aus dem Wallenstein mitgetheilten Stellen eine Bedeutung für die Geschichte des Textes zukommt.

nicht. Er hat uns auch das sachliche Verständniß der Briefe wesentlich erleichtert. In der ersten Ausgabe mußte man auf jede erklärende Zuthat verzichten. War es doch unmöglich, einen durch so vielfache Verstümmelungen und Verkürzungen entstellten Text in irgend befriedigender Weise zu erläutern! In den Drucken von 1856 und 1870 ward als erwünschtes Hülfsmittel ein fleißig gearbeitetes Register geboten, in das freilich hie und da sich eine falsche Notiz einschlich.[8]) Wer sich in dem weiten Umkreise dieses Briefwechsels zurechtfinden wollte, dem war nun wohl Weg und Steg im Großen und Ganzen angegeben; er entbehrte aber noch des Führers, der ihn auf Haupt- und Nebenpfaden sicher geleitete. In Vollmer war ein solcher Führer gefunden. Als stets bereiten und niemals aufdringlichen Erklärer hatte er sich in den Noten zu Schillers und Cottas Briefen bewährt. Einen eigentlichen, den Text unmittelbar begleitenden Commentar muß er nun freilich für diesmal sich und uns noch versagen. Aber er weiß diesen Mangel zu ersetzen. Sorgfältige Register, fünf an der Zahl, von denen das vierte sich wieder in mehrere Abtheilungen sondert, enthalten den Kern eines ausgiebigen Commentars. Die beiden ersten könnte man als Goethe-Schillersche Regesten für die Jahre 1794 bis 1805 bezeichnen; übersichtlich ist hier alles

---

[8]) So wäre, diesem Register zufolge, unter dem „jüngeren Schlegel," dessen Schiller am 23. und 25. December 1795 erwähnt, (Nr. 136, 137 der zweiten Ausgabe, jetzt 131 und 133) kein anderer als Friedrich zu verstehen; es ist natürlich August Wilhelm gemeint, der die Recension des poetischen Theils der Horen für die „Allgemeine Literatur-Zeitung" lieferte; (Werke, herausgegeben von Böcking, 9, 59) und jetzt erfahren wir, daß Schiller gar nicht von dem jüngeren, sondern von dem jungen Schlegel spricht (Vgl. Vollmers Note 3 zu Nr. 131). — Ebenso war die Iphigenie, deren in Nr. 783, 784 und 786 (jetzt 779, 780, 782) Erwähnung geschieht, auf Goethes Schauspiel bezogen; die Freunde sprechen aber von der Oper Glucks, bei deren Probe Schiller auf Goethes Wunsch assistirte und deren Musik unter den „Possen und Zerstreuungen der Sänger und Sängerinnen" ihm Thränen der Rührung entlockte.

zusammengestellt, was die Briefe nur irgend Merkenswerthes über das Leben und Schaffen der Freunde darbieten. Nicht bloß die äußeren Vorkommnisse, die dichterischen Arbeiten, die litterarischen Pläne werden in chronologischer Folge aufgeführt; auch einzelne Sätze, Sprüche und Sentenzen werden herausgehoben, die entweder eine allgemein gültige Lebens- und Kunstwahrheit in sich schließen, oder die Gedankenwelt, die Gemüths- und Sinnesart der Dichter scharf beleuchten.[9]) Nicht minder reich ausgestattet ist das Personen- und Sach-Register; ein Verzeichniß der vorkommenden Ortsnamen schließt die Reihe dieser werthvollen Beigaben. Der ganze Werth derselben kann freilich nur denen zum Bewußtsein kommen, die bei eindringendem Studium des Briefwechsels sich die kleine Mühe nicht verdrießen lassen, über alle der Erklärung bedürftigen Stellen hier Belehrung zu suchen. Dann wird insbesondere das vierte Register seinen Nutzen bewähren; denn diesem sind genaue bibliographische Angaben über die in den Briefen erwähnten Werke, Abhandlungen, Dramen, Gedichte und Zeitschriften einverleibt.

Befriedigt uns für jetzt die Fülle des Gebotenen, so bleibt doch für die Zukunft ein Wunsch noch übrig. Sicherlich ist hier genug geschehen für den Forscher, der für seine Zwecke

[9]) Vielleicht hätten unter dieser Rubrik auch einige der Bibelsprache angehörende Redewendungen Goethes Aufnahme finden können. Wie in unbewußter Vorahnung der Xenien schreibt er am 28. October 1795, man müsse alles sammeln, was von den Widersachern der Horen ausgegangen, um darüber am Schlusse des Jahrs ein kurzes Gericht zu halten. (Das bezeichnende Adjectiv fehlte den früheren Ausgaben.) Er fügt hinzu: „Wenn man dergleichen Dinge in Bündlein bindet, brennen sie besser." Die Anspielung geht auf Matthäus 13, 30. Wenn Caroline Schlegel sich die abschriftliche Verbreitung der Xenien angelegen sein läßt (vgl. Waitz, Caroline. 1, 179) und sich um die Aushängebogen der letzten Bücher des Wilhelm Meister bekümmert, preist Goethe (12. October 1796) sie mit den Worten: „Solchen Glauben habe ich in Israel selten funden." Er denkt an Lucas 7, 9. Hier ist der Anklang an die biblische Sprache deutlich. Wenn er aber im achten Buch von Dichtung und Wahrheit den Sacristan der Dresdener Frauenkirche, der

den Briefwechsel wissenschaftlich ausnutzen will; vielleicht aber könnte man etwas mehr verlangen zu Gunsten derer, welche, außerhalb der litterarhistorischen Gilde stehend, diese Briefe nicht sowohl durchforschen, als bequem verstehen und ungestört genießen wollen. Ich will daher die Hoffnung nicht fahren lassen, daß die nächste Ausgabe uns Erklärungen bringt, die dem Textesworte gleich auf dem Fuße folgen. Je knapper ein solcher Commentar sich hält, um so besser. Er darf nichts für sich bedeuten wollen; er darf den Text, dem er sich nur dienend anzuschließen hat, nicht beschweren oder gar überdecken; er soll dem Leser, der hier eine Andeutung nicht faßt, dort vor einer Anspielung rathlos bleibt, nur rasch an die Hand geben, was zum wörtlichen und sachlichen Verständniß unumgänglich nöthig erscheint. Erwünscht sei jede diesem Briefwechsel gewidmete Bemühung, durch die wir hoffen dürfen, die Zahl derer gemehrt zu sehen, die aus solcher Bildungsquelle behaglich schöpfen. Und ein zweckmäßiger Commentar würde kaum einen größeren Aufwand von Fleiß und Arbeit erfordern, als Vollmer diesmal in den Registern fast gar zu bescheiden verborgen hat.

Ersichtlich für Alle ist dagegen der Fleiß, mit welchem in den kritischen Noten, deren Zusammenstellung jeden Band beschließt, die Geschichte des Textes bis ins Einzelnste verfolgt und dargelegt wird. So gedrängt wie möglich ertheilt hier

---

auf Verheerungen so mancher Straßen hinweist, bedenklich lakonisch sagen läßt: „Das hat der Feind gethan!“ — wer sollte vermuthen, daß dieser Satz wörtlich aus Matthäus 13, 28 stammt? Goethe blieb bis ans Ende bibelfest in dem Sinne, wie er das Wort in den Noten zum Divan wiederholt erklärt. Mit Recht durfte er sich rühmen:

„Der ich unsrer heil'gen Bücher
Herrlich Bild an mich genommen,
Wie auf jenes Tuch der Tücher
Sich des Herren Bildniß drückte,
Mich in stiller Brust erquickte,
Trotz Verneinung, Hindrung, Raubens,
Mit dem heitren Bild des Glaubens.“

zusammengestellt, was die Briefe nur irgend Merkenswerthes über das Leben und Schaffen der Freunde darbieten. Nicht bloß die äußeren Vorkommnisse, die dichterischen Arbeiten, die litterarischen Pläne werden in chronologischer Folge aufgeführt; auch einzelne Sätze, Sprüche und Sentenzen werden herausgehoben, die entweder eine allgemein gültige Lebens- und Kunstwahrheit in sich schließen, oder die Gedankenwelt, die Gemüths- und Sinnesart der Dichter scharf beleuchten.[9]) Nicht minder reich ausgestattet ist das Personen- und Sach-Register; ein Verzeichniß der vorkommenden Ortsnamen schließt die Reihe dieser werthvollen Beigaben. Der ganze Werth derselben kann freilich nur denen zum Bewußtsein kommen, die bei eindringendem Studium des Briefwechsels sich die kleine Mühe nicht verdrießen lassen, über alle der Erklärung bedürftigen Stellen hier Belehrung zu suchen. Dann wird insbesondere das vierte Register seinen Nutzen bewähren; denn diesem sind genaue bibliographische Angaben über die in den Briefen erwähnten Werke, Abhandlungen, Dramen, Gedichte und Zeitschriften einverleibt.

Befriedigt uns für jetzt die Fülle des Gebotenen, so bleibt doch für die Zukunft ein Wunsch noch übrig. Sicherlich ist hier genug geschehen für den Forscher, der für seine Zwecke

---

[9]) Vielleicht hätten unter dieser Rubrik auch einige der Bibelsprache angehörende Redewendungen Goethes Aufnahme finden können. Wie in unbewußter Vorahnung der Xenien schreibt er am 28. October 1795, man müsse alles sammeln, was von den Widersachern der Horen ausgegangen, um darüber am Schlusse des Jahrs ein kurzes Gericht zu halten. (Das bezeichnende Adjectiv fehlte den früheren Ausgaben.) Er fügt hinzu: „Wenn man dergleichen Dinge in Bündlein bindet, brennen sie besser." Die Anspielung geht auf Matthäus 13, 30. Wenn Caroline Schlegel sich die abschriftliche Verbreitung der Xenien angelegen sein läßt (vgl. Waitz, Caroline. 1, 179) und sich um die Aushängebogen der letzten Bücher des Wilhelm Meister bekümmert, preist Goethe (12. October 1796) sie mit den Worten: „Solchen Glauben habe ich in Israel selten funden." Er denkt an Lucas 7, 9. Hier ist der Anklang an die biblische Sprache deutlich. Wenn er aber im achten Buch von Dichtung und Wahrheit den Sacristan der Dresdener Frauenkirche, der

den Briefwechsel wissenschaftlich ausnutzen will; vielleicht aber könnte man etwas mehr verlangen zu Gunsten derer, welche, außerhalb der litterarhistorischen Gilde stehend, diese Briefe nicht sowohl durchforschen, als bequem verstehen und ungestört genießen wollen. Ich will daher die Hoffnung nicht fahren lassen, daß die nächste Ausgabe uns Erklärungen bringt, die dem Texteworte gleich auf dem Fuße folgen. Je knapper ein solcher Commentar sich hält, um so besser. Er darf nichts für sich bedeuten wollen; er darf den Text, dem er sich nur dienend anzuschließen hat, nicht beschweren oder gar überdecken; er soll dem Leser, der hier eine Andeutung nicht faßt, dort vor einer Anspielung rathlos bleibt, nur rasch an die Hand geben, was zum wörtlichen und sachlichen Verständniß unumgänglich nöthig erscheint. Erwünscht sei jede diesem Briefwechsel gewidmete Bemühung, durch die wir hoffen dürfen, die Zahl derer gemehrt zu sehen, die aus solcher Bildungsquelle behaglich schöpfen. Und ein zweckmäßiger Commentar würde kaum einen größeren Aufwand von Fleiß und Arbeit erfordern, als Vollmer diesmal in den Registern fast gar zu bescheiden verborgen hat.

Ersichtlich für Alle ist dagegen der Fleiß, mit welchem in den kritischen Noten, deren Zusammenstellung jeden Band beschließt, die Geschichte des Textes bis ins Einzelnste verfolgt und dargelegt wird. So gedrängt wie möglich ertheilt hier

---

auf Verheerungen so mancher Straßen hinweist, bedenklich lakonisch sagen läßt: „Das hat der Feind gethan!“ — wer sollte vermuthen, daß dieser Satz wörtlich aus Matthäus 13, 28 stammt? Goethe blieb bis ans Ende bibelfest in dem Sinne, wie er das Wort in den Noten zum Divan wiederholt erklärt. Mit Recht durfte er sich rühmen:

„Der ich unsrer heil'gen Bücher
Herrlich Bild an mich genommen,
Wie auf jenes Tuch der Tücher
Sich des Herren Bildniß drückte,
Mich in stiller Brust erquickte,
Trotz Verneinung, Hindruna, Raubens,
Mit dem heitren Bild des Glaubens.“

der Herausgeber Aufschluß über sein eigenes Verfahren, wie über das seiner Vorgänger. Wir können demnach genau den Gewinn ermessen, welcher dem Werk in dieser neuen Ausgabe zugewachsen.

Es erhellt aus allem, was bisher über die frühere Behandlung des Textes angedeutet ward, daß Vollmer denselben in mehr als einem Sinne zu bereichern und zu läutern hatte. Er mußte das Ursprüngliche überall, wo es aus Versehen oder mit Absicht verdrängt worden, nach dem untrüglichen Zeugnisse der Handschriften wiederherstellen. Er mußte, gleichfalls nach Anleitung der Handschriften, die Lücken ergänzen, die aus der Goetheschen Redaction stammten, und auch in den beiden späteren Drucken noch nicht ausgefüllt waren. Er mußte endlich den Vorrath der Briefe zu vermehren streben; denn manches nicht unwichtige Stück hatte sich der Sammlung bisher entzogen. Schon vor zwölf Jahren hatte Vollmer in einer Abhandlung, die als Nachwort zur dritten Auflage gelten konnte,[10]) über Schäden und Mängel des in den früheren Drucken fortgepflanzten Textes belehrende Winke gegeben. Die Verbesserungen, die er damals für wünschenswerth und nothwendig erachtete, konnte er nun selbst einführen.

Gerade in einigen der wichtigsten und bekanntesten Briefe hatten sich ärgerliche Verderbnisse festgesetzt; hier war ein Wort ausgefallen, dort ein anderes verunstaltet. Mit dem Schreiben Schillers vom 23. August 1794 wird der eigentliche Geistesverkehr zwischen den Männern eröffnet, für die nun der Zeitpunct gemeinsamen Wirkens herangekommen. Vor Goethes Augen wird hier ein Bild seines eigenen Wesens aufgestellt, das er mit Freuden als das seinige gelten ließ, und das auch uns noch in seinen Grundzügen als treu und lebendig anspricht; die Einheit und innere Nothwendigkeit seines großen Kunst- und Lebensplanes wird nachgewiesen und die ganze Bedeutung

[10]) Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" 1870 Nr. 138. 139.

der „heldenmäßigen Idee“ anerkannt, zu deren Verwirklichung er alle ſeine Kräfte aufbietet. Jeder Satz iſt hier gedankenſchwer, jedes Wort gewichtig. Wie oft iſt dieſer Brief citiert und ausgezogen, commentiert und in verſchiedenem Sinne beurtheilt worden! Unter allen aber, die ſich mit ihm ſeit einem halben Jahrhundert beſchäftigt, mochte wohl niemand ahnen, daß der Druck an mehr als einer Stelle von der Urſchrift abwich. Da ſtand ein „haben“ ſtatt „hatten“, wodurch die ſtreng zuſammenhängende Folge der Gedanken unterbrochen ward. Da las man: „ſo mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umwandeln, und Gedanken in Gefühle verwandeln.“ Schiller hat nicht nur, wie Caroline von Wolzogen 1824 in ihr Tagebuch ſchrieb, im Anfang ſeine ganze Seele in dieſe Briefe gelegt; ſie ſind auch mit der vollen Kraft und dem Glanze ſeiner Sprache ausgeſtattet. Sollte er nun hier, ſo ungeſchickt und zwecklos, dasſelbe Verbum zweimal in einer und derſelben Zeile brauchen? Nicht doch! Aus der Handſchrift taucht das richtige Wort auf: „Begriffe wieder in Intuitionen umſetzen.“ Ohne Anſtoß hatte man bisher den ſeltſamen Spruch geleſen: „Aber dieſe logiſche Richtung, welche der Geiſt der Reflexion zu nehmen genöthigt iſt, verträgt ſich nicht wohl mit der äſthetiſchen, durch welche allein er bildet.“ Wie kann aber der Geiſt der Reflexion bilden, das heißt künſtleriſch wirken? Und wie ſollte er gar durch die äſthetiſche Richtung bilden können? Schiller müßte alle ſeine Grundanſchauungen verleugnet oder vielmehr allem geſunden Denken abgeſchworen haben, um dergleichen anzudeuten. Nein, er hat geſchrieben: „Aber dieſe logiſche Richtung, welche der Geiſt *bei* der Reflexion zu nehmen genöthigt iſt“ — und nun erhalten wir einen ebenſo klaren wie tiefen, echt Schillerſchen Satz. So können wir jetzt zum erſten Mal dieſen Brief flecken- und fehlerfrei genießen, in welchem der Jüngere dem Aelteren darthut, daß er ihn ergründet und ſich dadurch würdig gemacht hat, als gleichberechtigter Genoß an ſeine Seite zu treten.

Am 27. Auguſt erließ Goethe ein einfacheres, kürzer gefaßtes, aber nicht minder gehaltvolles Schreiben, aus dem ſich ebenfalls einige kleine, aber für den Ton ſeiner Aeußerungen bezeichnende Worte verloren hatten. Er geſteht, daß er nicht Herr werden könne über eine Art Dunkelheit und Zaudern, wenn er ſich ihrer gleich deutlich bewußt ſei; „ſehr deutlich," hat er mit unverkennbarem Nachdruck geſagt. Er gedenkt der frühen Entſtehung des Wilhelm Meiſter, den Schiller ſo gern für ſeine Horen gewonnen hätte: „Die Schrift iſt ſchon ſo lange geſchrieben, daß ich im eigentlichſten Sinne nur der Herausgeber bin." Vollmer fand im Original: „. . . jetzt nur der Herausgeber bin."

Im ſechzigſten Briefe (1, 48) berührt Schiller ſeine ökonomiſchen Verhältniſſe. Durch den Ruf, der aus Tübingen abermals an ihn ergangen, will er ſich zwar nicht locken laſſen; er wünſcht aber bei dieſer Gelegenheit für ſeine und der Seinigen Zukunft eine ſicherſtellende Bürgſchaft zu erlangen. Möge der Herzog ihm die Verdoppelung ſeines kärglichen Gehaltes zuſagen für den Fall, daß andauernde Krankheit ſeine productive Thätigkeit gänzlich ſtören ſollte. Würde ihm dies bewilligt, ſo hoffe er es ſo ſpät als möglich oder nie zu gebrauchen; „ich bin aber doch," ſagt er zum Schluß, „wegen der Zukunft beruhigt, und das iſt alles was ich verlangen kann." So weit indeß wollte Schiller ſeine würdevolle Genügſamkeit nicht treiben; er wollte nicht für alle künftigen Jahre auf alle ferneren Wünſche verzichten; er wollte nur für jetzt ſich damit zufrieden geben: „und das iſt alles was ich vor der Hand verlangen kann."

Auf Schillers mißmuthige Aeußerungen über das Publikum, das nicht mehr die Einheit des Kindergeſchmacks und noch weniger die Einheit einer vollendeten Bildung beſitze, antwortet Goethe theils ermunternd, theils ironiſch beſchwichtigend (16. Mai 1795): „Laſſen Sie uns nur unſern Gang unverrückt fortgehen; wir wiſſen, was wir geben können und wen wir vor

uns haben. Ich kenne das Possenspiel des Autorwesens schon zwanzig Jahre in- und auswendig;" — aber jetzt erst erhalten die Worte für uns ihr rechtes Licht, da wir erfahren, daß Goethe das Autorwesen mit einem Adjectiv versehen hat: „das Possenspiel des deutschen Autorwesens."[11])

Soll ich auch eine kleine Anzahl eigentlicher Druckfehler ausheben, über die wir in den früheren Auflagen ohne Bedenken hinweglasen? Manche sind harmloser Natur, andere dagegen recht bösartig. Spricht Schiller (Nr. 12) „von unserm Herrn Verleger," so verwundert man sich über diese, ihm sonst nicht geläufige Höflichkeit, hinter welcher sich hier auch keine Ironie verstecken kann; unsere Verwunderung hört aber nun auf, wenn wir lesen: „von unserm Horenverleger." In einem jener Briefe über den Abschluß des Wilhelm Meister, die als großartige Zeugnisse mitschaffender Kritik in der gesamten Litteratur ohne Gleichen dastehen, führt Schiller aus, wie der schwankende Held, in welchem die väterlichen Empfindungen lebendig geworden, „von dem idealischen zum reellen, von einem regen Streben zum Handeln und zur Erkenntniß des wirklichen übergeht." Wie kommt der Kritiker dazu, gerade hier die Regsamkeit jenes früheren Strebens zu betonen? Müßte er dasselbe nicht vielmehr als ein unbestimmtes, zielloses bezeichnen? Er hat denn auch in der That nicht von Wilhelms regem, sondern von dessen vagem Streben gesprochen. (1, 147) Indem Schiller (18 April 1797) Woltmanns „Grundriß der älteren Menschengeschichte" ein Greuel von einem Geschichtsbuch nennt, ereifert er sich nicht über die Impotenz, sondern über die Impudenz des Autors wie des

[11]) Den nachforschenden Leser möchte ich noch auf folgende Briefnummern hinweisen: 51 „fruchtlos;" 58 „bloß, recht;" 75 „aus unserm eigenen Mittel;" 79 „schuldigen;" 109 „übrig;" 116 „Anwendungen;" 135 „allgemein gute;" 201 „und Schröderischen." Doch genug! Wie lange könnte ich noch fortfahren! Wer auf dem Felde der Texteskritik einige Erfahrung gesammelt, erkennt meist auf den ersten Blick, wie diese und ähnliche Verderbnisse und Lücken entstehen konnten.

Buches; und Goethe (Nr. 210) rühmt von dem Musenalmanach auf 1797 nicht, daß er ein staatliches Gesicht mache — dem Xenien-Almanach durfte man wohl kaum einen staatlichen Charakter zusprechen — sondern ein *stattliches*. Schillers Brief vom 5. September 1800 enthielt über Meyer einen bedenklichen Passus, den Goethe aus Schonung für den Freund unterdrückte und der erst in der zweiten Auflage ans Licht kommen durfte. Es wird hier von den Angriffen berichtet, welche Meyer von Seiten seiner deutschen Kunstgenossen erfährt. Während er über die Künstler streng zu Gericht sitzt, versagt man dagegen seinen Arbeiten jede Anerkennung; besonders die Leipziger äußern ihr starkes Mißfallen. Mit einem Seitenblick auf einen damals beliebten Illustrator poetischer Kalender und Almanache fügt Schiller seinem Berichte die Worte bei: „Nur möchte ich wissen, wo denn Herr Schnorr das Bestimmte und Ausdrucksvolle besitzt." So las man in den beiden früheren Drucken. Schiller jedoch, nachdem er eben gemeldet, daß den Tadlern Meyers Zeichnung viel zu unbestimmt und ausdruckslos erscheine, hatte mit derber Redewendung geschrieben: „*Nun* möchte ich wissen, wo *dem* Hrn. Schnorr das Bestimmte und Ausdrucksvolle *sitzt*."[12])

Wunderlich erging es dem Goetheschen Brief vom 22. Januar 1802. Er ist aus Jena datirt, wo der Dichter damals längere Zeit verweilte, und wo ihm das Büttnersche Bibliothekswesen und -Unwesen viel zu schaffen machte. Ihm lag vor allem daran, die wüsten, chaotischen Massen zu bewältigen und eine vorläufige Ordnung zu begründen; Schiller nannte das Unternehmen die „herculische Büchererpedition." Jener Brief

---

[12]) Derselben Wendung bedient sich Lessing in dem vielberufenen Schlußsatze der kleinen Abhandlung, mit welcher er das Fragment: „Von Duldung der Deisten" begleitete: „Dieser ihr vernünftiges Christenthum ist allerdings noch weit mehr, als natürliche Religion. Schade nur, daß man so eigentlich nicht weiß, weder wo ihm die Vernunft, noch wo ihm das Christenthum sitzt." Lachmann 9, 421.

gehörte zu denen, die Goethe im fünften Bande von Kunſt und Alterthum mitgetheilt hatte, um einen lockenden Vorgeſchmack der ganzen Sammlung zu geben. Schon dort erſchien er mit Fehlern behaftet, die dann in den erſten drei Auflagen der Correſpondenz nicht ausgemerzt wurden. Dem zweiten Abſatz war übel mitgeſpielt; der dritte jedoch hatte noch Schlimmeres erlitten. Goethe beklagt hier die Mühen der Bücherexpedition um ſo lebhafter, da ihm nun auch der Raum für ſeine kühnen Operationen geſchmälert werden ſoll: „Ich dachte die Zimmer zuzuſchließen und dieſen Wirrkopf methodiſch aufzukämmen, nun muß ich ihn aber rein wegſchneiden und ſehen wo die Sachen herum ſtecken und dabei Sorge tragen, daß ich die Verwirrung nicht vermehre.“ Einen Wirrkopf ganz wegſchneiden? Welche herbe, der Goetheſchen Natur durchaus zuwiderlaufende Grauſamkeit! Und darf man dem Dichter, der die Kraft ſeines bildlichen Ausdrucks immer nur in der inneren und äußeren Wahrheit des Bildes ſucht und findet, darf man ihm zutrauen, daß er das Wirrſal einer ordnungslos durcheinander geworfenen Büchermaſſe in dem Bilde eines Wirr*kopfes* habe veranſchaulichen wollen? Wie ſollte ferner dieſer Kopf *aufzukämmen* ſein? Alle Bedenken verſtummen, ſobald wir den Satz in ſeiner wahren Geſtalt kennen lernen; das treffende Bild erhält denn auch ſeine ganze humoriſtiſche Kraft: „Ich dachte die Zimmer zuzuſchließen und dieſen Wirr*zopf* methodiſch aufzukämmen, nun muß ich ihn aber rein wegſchneiden und ſehen wo ich die Sachen herum ſtecke, und dabei Sorge tragen, daß ich die Verwirrung nicht vermehre.“

Welch ein klägliches Unheil aber durch einen einzigen, unrechtmäßig eingedrungenen Vocal geſtiftet werden kann, darüber mag uns das Schreiben vom 26. October 1794 ſo gründlich wie ergetzlich belehren. Eben hat Goethe die erſte Sendung der Briefe über äſthetiſche Erziehung empfangen, durch welche der Herausgeber der Horen ſeine Zeitſchrift verherrlichend einweihen will. In vertraulichen Aeußerungen gegen

Cotta und den Jugendfreund Hoven erklärte Schiller diese Briefe für das Beste, was er je gemacht und was er überhaupt hervorbringen könne; mit ihnen hoffte er zur Unsterblichkeit zu gehen. Nach der Ansicht eines Schriftstellers wie Gentz lieferten diese erhabenen Briefe den Text zu allem, was sich über die Nothwendigkeit, die Entwicklung der menschlichen Cultur nicht zu übereilen, Großes und Treffliches sagen läßt.[18]) Aber ein solches Urtheil blieb vereinzelt. Die Stimmführer unter den zünftigen Kritikern, denen der große Haufe nachsprach, waren der ihnen zufallenden Aufgabe, die tiefsinnige ästhetische Erziehungslehre zu prüfen, keineswegs gewachsen; sie griffen zu dem herkömmlichen Auskunftsmittel: sie verhöhnten vor der Menge den Autor, den sie nicht faßten, oder suchten ihn durch platten Widerspruch abzuweisen. Die Anhänger und Bekenner der älteren behaglichen Popularphilosophie fanden sich durch die Form des Schillerschen Vortrags abgestoßen und durch den Inhalt verstimmt, gelangweilt oder ernstlich verletzt; Philosophen endlich, die sich als Fachmänner fühlten, vermißten die formale Strenge einer systematischen Behandlung. Nur wenige, nur die Ersten der Nation, nur die nächsten Vertrauten des Schillerschen Geistes befanden sich im Einverständniß mit ihm oder konnten und mochten ihm bis zu der Höhe folgen, von der herab er seine Anschauungen über die neu zu bildende Menschheit und seine Forderungen an das damalige Menschengeschlecht verkündigte. Zu diesen Ersten und Nächsten gehörte Goethe. Aus dem neunten dieser Briefe glänzte ihm sein eigenes Bildniß entgegen, das Schiller mit fester und liebevoller Künstlerhand ausgeführt, ein leuchtendes Gegenstück zu dem Bilde, das er gleich im ersten Beginn ihrer Correspondenz entworfen. Aber nicht nur konnte Goethe sich hier wie im geistigen Abbilde beschauen; er fand hier auch die Ueber-

[18]) Neue deutsche Monatsschrift 1795, August. Seite 317. Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und W. von Humboldt (1876) S. 149.

zeugungen ausgesprochen, zu denen er selbst sich freudig bekannte. Das erwähnte Schreiben vom 26. October 1794, das in des Dichters eigener Handschrift vorliegt, enthält dieses rückhaltslos zustimmende Bekenntniß. Was ihm von Schiller hier dargereicht worden, vergleicht er einem köstlichen Tranke, den er auf Einen Zug hinunter geschlürft, der auf der Zunge schon durch gute Stimmung des Nervensystems seine heilsame Wirkung zeigte. Angenehm und wohlthätig waren ihm diese Briefe „und wie sollte es anders sein," fügt er abschließend hinzu, „da ich das was ich für Recht seit langer Zeit erkannte, was ich theils lobte, theils zu loben wünschte, auf eine so zusammenhängende und edle Weise vorgetragen fand?" Sollte loben hier gleichbedeutend sein mit billigen? Dann würden die unmittelbar vorhergehenden, deutlich bestimmten Worte: „was ich für Recht seit langer Zeit erkannte" — nur mit unbestimmt schwankendem Ausdrucke zwecklos wiederholt. Und wo hätte denn Goethe Anschauungen, wie sie den Schillerschen Briefen zum Grunde liegen, gelobt? Etwa in seinen Schriften? Oder in seinen Unterhaltungen? Und den geheimnißvollen Worten: „was ich zu loben wünschte" — welch eine Bedeutung soll ihnen angekünstelt werden? War irgendwie Goethe gehindert, dasjenige wirklich zu loben, was er zu loben wünschte? Je genauer wir diese sinn- und inhaltslosen Worte betrachten, um so mehr Ursache finden wir, uns darüber zu verwundern, daß wir dieselben in einem solchen Briefe uns so lange gefallen ließen. Und unsere Verwunderung streift an ein Gefühl der Beschämung, wenn uns nun der Ursprung dieses Unsinns aufgedeckt wird: ein „o" hat zweimal an den Platz eines „e" sich eingeschlichen. Bedeutungsvoll, mit zusammengehaltener Kraft des Ausdrucks schrieb Goethe: „da ich das, was ich theils lebte, theils zu leben wünschte, auf eine so zusammenhängende und edle Weise vorgetragen fand." Ein unschätzbares Zeugniß für den geistigen Einklang, der schon damals zwischen den Freunden so klar sich vernehmen ließ! Goethe

kann zugestehen, daß er lebte, was Schiller lehrte. Er kann es zugestehen, dem Gegensatze zum Trotz, der zwischen den Naturen beider waltete, der unausgleichbar fortbestand und für alle Zukunft fortdauern mußte, wenn dessen störende Wirkungen sich auch durch die edelste gemeinsame Thätigkeit überwinden ließen. Die Anschauungen und Lehren, die Schiller aus der Tiefe seiner künstlerisch-philosophischen Ueberzeugungen geschöpft, hatte Goethe, bald mit Bewußtsein handelnd, bald in genialischem Drange dem Gesetze seiner Natur folgend, durch sein Leben bekräftigt oder zu bekräftigen getrachtet.

Diesem Bekenntnisse, das Goethe zu einer Zeit ablegte, da kaum das Bündniß geschlossen war, möchte ich eine aus späteren Tagen, und zwar aus dem Sommer 1797, stammende Aeußerung Schillers zur Seite stellen. Damals war die Freundschaft schon in den Stand der Reife getreten. Eben hatten beide in Jena Wochen und Monate hindurch des fruchtbarsten Zusammenlebens genossen. Dann hatte sich Schiller zu einem achttägigen Aufenthalte nach Weimar hinüber begeben. Als er wieder in seinen häuslichen Kreis zurückgekehrt war, fühlte er sich gedrängt zu dem Geständniß, er könne nie von Goethe gehen, ohne daß etwas in ihm gepflanzt worden. Während er so viel empfängt, kann er, zum Dank dafür, nur den innern Reichthum der Goetheschen Natur in Bewegung setzen. Und nun spricht er ein Wort aus, welches uns über Art, Wesen und Ziel ihres Freundschaftsbundes untrüglichen Aufschluß giebt: er bezeichnet diesen Bund als ein auf wechselseitige Perfectibilität gebautes Verhältniß. Je harmonischer ein solches Verhältniß sich gestaltet, um so mehr gewinnt es an Manigfaltigkeit. „Ich darf hoffen," ruft er dem Freunde zu, der sich zu einer größeren Reise rüstete, und dessen Gegenwart ihm eben noch so wohlthätig geworden, „ich darf hoffen, daß wir uns nach und nach in allem verstehen werden, wovon sich Rechenschaft geben läßt, und in demjenigen, was seiner Natur nach nicht begriffen werden kann, werden wir uns durch die Empfin-

dung nahe bleiben." Solche Worte, verbunden mit jenem früheren Bekenntnisse Goethes, lehren uns in das Herz dieser Freundschaft blicken.

Vielleicht habe ich mich hier über einzelne Worte, ja Buchstaben, allzu umständlich ergangen. Aber es waren ja Schillersche und Goethesche Worte, bei denen man nicht verweilen kann, ohne daß sie unser Denken anregen, und die, je tiefer man sie durchdenkt, um so heller uns ihren Gehalt offenbaren. Auch durfte ich mich der Vorführung solcher Beispiele nicht entschlagen, wenn der Leser anschauend erkennen sollte, wie ernst, umfassend und ergiebig die Arbeit gewesen, mit welcher der Herausgeber, nach Zeugniß und Anleitung der handschriftlichen Urkunden, den kostbaren Text zu sichten und zu säubern hatte.[14])

Zu diesen willkommenen, über die ganze Breite der Correspondenz sich erstreckenden Verbesserungen unwillkürlicher Fehler und Versehen gesellt sich nun die erwünschte Mittheilung derjenigen Briefstellen, welche in den früheren Auflagen, mit Willen und Absicht, aus zureichenden oder ungenügenden Gründen, unterdrückt worden. Der vielfachen Ergänzungen, die

[14]) Der schlimm geartete Dämon, der über allem Druckwesen waltet, hat dem scharfen Auge des Herausgebers wenigstens einen Druckfehler zu entziehen vermocht, der dem aufmerkenden Leser wohl einige Verlegenheit bereiten kann. Am 9. December 1795 spricht Goethe von seinen Elegien, die er sendet; es sind aber nicht die römischen Elegien gemeint, die ja schon um die Mitte des Jahres in den Horen erschienen waren. Man merkt denn auch aus den folgenden Worten alsbald, daß es sich um eine Uebersetzung handeln müsse. Offenbar spricht Goethe von Knebels Uebersetzungen aus dem Properz, die er liebevoll unter seinen Schutz genommen, für deren Verbesserung er anhaltend thätig gewesen, und die er daher gar wohl als die seinigen bezeichnen konnte. Schiller schreibt an A. W. Schlegel geradezu (10. December 1795), Goethe habe sie überarbeitet (vgl. Knebel an Goethe I, 128). Fährt nun aber der Dichter in jenem Briefe fort: „Es wäre gut, wenn diese neuen Stücke zusammen erscheinen könnten" — so fragt man: was sind das für neue Stücke? Sind denn ältere ihnen schon vorangegangen? Die Aufklärung erfolgt, sobald man das erste Heft des zweiten Jahrgangs der Horen 1796 vornimmt. Da findet man neun Elegien des Properz aneinander gereiht; sie stehen auf

Hermann Hauff in der zweiten Ausgabe liefern konnte, ward schon rühmend gedacht. Aber frei und selbständig aus den Quellen zu schöpfen, war ihm ja versagt. Erst jetzt wird uns ungeschmälert dargeboten, was wir so lange entbehren sollten.

Freilich scheint hie und da ein Satz nicht sowohl aus dem Texte hinausgewiesen, als vielmehr unter Begünstigung des neckenden Zufalls hinausgeschlüpft zu sein. In einem heitern Jenaischen Briefchen aus dem Mai 1796 erwähnt Goethe eines dichterischen Stoffes, den Jahre hernach Schiller bearbeiten sollte; er schreibt: „Auf Hero und Leander habe ich große Hoffnung, wenn mir nur dieser Schatz nicht wieder versinkt.“ Läßt sich irgend eine vernünftige Ursache zur Beseitigung dieses Sätzchens aussinnen?[15]) Am 8. December 1795 stößt Schiller einen schneidenden Klageruf über die elenden Postanstalten aus. Ging die achtungsvolle Zärtlichkeit für die ehemalige Post-

---

Seite 29 bis 53; und Goethe hatte in jenem Briefe ganz richtig vorausgesagt: „sie machen zusammen nicht über anderthalb Bogen.“ Es ist demnach unweigerlich zu lesen: „wenn diese neun Stücke.“ Sollte selbst die Handschrift auf das deutlichste „neuen“ zeigen, so hätten wir es doch nur mit einem Schreib- oder Hörfehler zu thun. Da ich einmal diese Kleinigkeit in einem Buche verbessere, das zu berichtigenden Bemerkungen so überaus spärlichen Anlaß giebt, so sei auch noch erwähnt, daß unter Hermanns Buch von den griechischen Sylbenmaßen, dessen in Nr. 766, 768, 770 gedacht wird, nicht, wie das Register lehrt, die 1796 erschienene lateinische Schrift Gottfried Hermanns, sondern das deutsche Handbuch der Metrik (Leipzig 1797) zu verstehen ist. (Vgl. jetzt Eduard von der Hellens Anmerkung zum Briefe Goethes 3240, Weim. Ausg. IV, 10, 426.)

[15]) Die still gehegte Hoffnung, irgend eine der zum erstenmal hier mitgetheilten Briefstellen möchte eine bestimmte Nachweisung über den Chor aus Goethes Prometheus liefern, hat sich leider nicht bestätigt. Wir müssen uns mit den schon bekannten dürftigen Angaben auch ferner begnügen. (14. April, 18. 21. Juni, 21. Juli 1797.) Am 25. December 1797 schreibt Novalis an A. W. Schlegel: „Letzterer (Goethe) soll einen Prometheus auf dem Ambos haben. Einen herrlichen Gesang der Okeaniden haben sie (Körners) gehört.“ (Raich S. 44.) Sollte eine Abschrift des Chors nicht im Nachlasse Wilhelm v. Humboldts zu entdecken sein? (Weim. Ausg. 11, 331.)

verwaltung Deutschlands so weit, daß man absichtlich diesen Klageruf erstickte?

In den meisten Fällen jedoch sind die Gründe für die Ausschließung leicht wahrzunehmen, und sehr oft sind sie unbedingt zu billigen. In täglichen Briefen, die fast die Stelle einer Unterhaltung zwischen nahen Freunden vertreten, können manche Aeußerungen Platz finden, die schon deshalb nicht vor der Zeit durch den Druck in die Oeffentlichkeit geschleppt werden sollen, weil sie dadurch eine Bedeutung erlangen, die in Wahrheit ihnen gar nicht zukommt. Es sind Worte, wie man sie im erregten Gespräche fallen läßt; sie entstehen gleichsam unter der Herrschaft des flüchtig vorüber rauschenden Augenblicks, mit dem sie selbst vorüber rauschen sollen. Sinn und Absicht des Schreibenden kann gefährlich mißdeutet werden, wenn solche Worte, im Drucke fest gehalten, zu früh dem Auge des Lesers sich darstellen, den geschichtliche Studien noch nicht in die Kenntniß aller hier zu erwägenden Verhältnisse eingeweiht haben. Schillersche Briefe insbesondere waren der Gefahr einer solchen Mißdeutung ausgesetzt. Sie sind reich an herben, unmuthigen Aeußerungen über Menschen und Dinge, an scharf treffenden Witzworten, in denen der Autor der Xenien sich nicht verleugnet, der Dichter, dem das vernichtende Epigramm wie keinem anderen Deutschen gelungen ist. Manchmal werden auch die Freunde getroffen, die wahren Lebens- und Geistesgenossen. Schiller war eben gewohnt, im näheren brieflichen Verkehr mit denen, die sein Vertrauen sicher besaßen, der Stimmung des Moments ihr Recht zu lassen. Mag dieses Recht auch hie und da etwas zu weit ausgedehnt werden — wir erhalten dadurch nicht die Befugniß, die Aeußerungen, die nur aus dem Moment hervorsprangen und in diesem Ursprung auch ihre Rechtfertigung finden, als wohlüberlegte Kundgebungen des Menschen und Schriftstellers zu behandeln. So vernehmen wir denn auch hier in den nun erst vollständig ergänzten Briefen bald ein derbes Scheltwort über Cotta (Nr. 763), bald ein

unfreundliches, durch eindringenden Witz geschärftes Urtheil über Wilhelm von Humboldt (509. 573. 903). Macht uns dergleichen auf einen Augenblick stutzig, so wissen wir es doch alsbald im Sinne des Schreibenden, oder vielmehr Sprechenden, zurecht zu legen. Vor mehr als fünfzig Jahren war es räthlich, diese Stimmungslaute und Vertraulichkeiten dem Publikum vorzuenthalten; damals hätten sie in das Wechselgespräch der Freunde schrill und störend hineinklingen müssen. Heute war es geboten, jeder ängstlichen Scheu zu entsagen, und uns auch die herbsten Worte ungemildert preiszugeben. Jetzt können sie den Einsichtigen weder verdrießen noch beirren; selbst der Böswillige darf sie nicht mehr zu seinen Zwecken ausbeuten.

Die musterhaft genauen Nachweisungen Vollmers legen uns bis ins Einzelste das Verfahren dar, welches Goethe bei Anordnung der ersten Ausgabe eingehalten, und dessen Nachwirkungen nun erst in der vierten verschwunden sind. Indem wir dieses Verfahren beobachten, müssen wir es nicht selten belächeln. Zur Heiterkeit werden wir besonders dann gestimmt, wenn der Poet seine Erfindungskraft aufwendet, um einer bedenklichen Stelle, deren völlige Streichung eine allzu sichtbare Lücke bewirken würde, durch ein zierliches Kunststück einen unbedenklicheren Inhalt zu geben. So muß in einer ergetzlichen Erzählung aus Karlsbad der schon verstorbene Heinse an den Platz des noch lebenden Klinger rücken, und demgemäß wird Freund Klingers hinterlassene arabische Garderobe in Freund Heinses Mantel verwandelt. Man möchte wünschen, in Goethes lächelndes Antlitz geblickt zu haben, als er diese Metamorphose decretirte. Voß erfährt durchweg die zarteste Schonung; selbst ein harmloser Scherz über den Meister, „der am Ende denn doch überzeugt ist, daß er ganz allein Hexameter machen kann und soll“ (Nr. 431), findet keine Duldung; er wird ersetzt durch eine ganz ins Unbestimmte gehende, würdevoll lautende Bemerkung, die gegen den Ton des ganzen Briefes gar seltsam absticht. Aber auch an den einfachen Zwangs-

und Heilsmitteln, mit welchen Goethe den ſchädlichen Stellen beizukommen ſucht, mögen wir uns erluſtigen. Hat Schiller den großen Philologen F. A. Wolf im Unmuth über deſſen herben Angriff auf Herder ſchlecht und recht einen Philiſter geſcholten, ſo ſchafft Goethe ihn zu einem anſtändigen „Gegner“ um; ein ironiſch ſo genannter „guter Freund“ wird ernſthaft zu einem „Freunde“ erhoben; und hat man Jean Paul unehrerbietig einen „armen Teufel“ genannt, ſo wird er zu einem „guten Mann“ erhöht oder degradirt.

Erfreuen wir uns nun, im ernſten wie im heiteren Sinne, an dieſer beträchtlichen Anzahl von Ergänzungen, an dieſer Wiederherſtellung des Echten, ſo erſcheint doch nicht minder werthvoll der Zuwachs an größeren Brieffragmenten und an vollſtändigen Briefen, durch welchen der Reichthum dieſer neuen Ausgabe gemehrt worden. Unmittelbar aus den Handſchriften gehen elf Briefe und Briefchen hervor; drei andere, die jüngſt an verſchiedenen Orten geſondert veröffentlicht wurden, ſind hier der Correſpondenz eingefügt; endlich konnten zwei überaus gehaltvolle Schreiben, die bisher nur in trauriger Verſtümmelung überliefert waren, zum erſten Mal in erfreulicher Vollſtändigkeit erſcheinen. Vier dieſer Briefe rühren von Schiller her;[16]) in dem wichtigſten derſelben zeichnet er Weſen und Charakter ſeines Schwagers Wolzogen (Nr. 254). Die übrigen

[16]) Ein edler junger Freund hat mir aus ſeiner wohlverſehenen Handſchriftenſammlung einen noch ungedruckten Brief Schillers mitgetheilt, der einer künftigen Auflage vorbehalten bleibe. Der Brief trägt das Datum des 11. Auguſt 1802; er müßte unmittelbar auf Nr. 869 folgen. Als gewandter und erprobter Geſchäftsmann, der mit den Buchhändlern zu ſeinem und zu ihrem eigenen Vortheil zu verkehren wußte, ertheilt Schiller dem Freunde den erbetenen Rath in Bezug auf Druck und Verlag des Vorſpiels „Was wir bringen.“ (Vgl. Schiller an Cotta, 10. September 1802.) Es iſt luſtig zu ſehen, wie Schiller bei Goethe ein Honorar von 50 Carolin in Vorſchlag bringt, dann aber dem Verleger ſchreibt, er habe dem Autor des Vorſpiels von 60 Carolin geſprochen; und dieſe Summe hat denn Cotta auch bewilligt. (Vgl. jetzt Julius Elias im Goethe-Jahrbuch XI, 109—11.)

neu gewonnenen Documente fallen sämmtlich auf Goethes Antheil. Zwei kurze Briefe (160. 161) sind wie helle Klänge aus den Jenaischen Maitagen 1796. Das bedeutsame Schreiben vom 22. April 1797 greift ernst und tief hinein in die zwischen den Freunden so emsig gepflogenen Verhandlungen über die Natur- und Kunstgesetze des Epos. Auf Aeußerungen über die Odyssee, über den Hermann, über die Bedingungen der dramatischen Exposition folgt eine Betrachtung über den Plan des epischen Gedichtes, das unmittelbar nach dem Hermann entworfen ward, dessen Stoff aber erst Jahrzehnte später, in der Novelle, seine poetische Ausbildung erhielt. Schillers köstlicher Brief vom 6. Juli 1802 kann erst jetzt gewürdigt und begriffen werden, da wir den Goetheschen vom vorhergehenden Tage vollständig besitzen. In der ersten Hälfte dieses umfangreichen Schreibens war dem Dichter des Wallenstein der Freundesrath ertheilt worden, er möge gleich anfangs concentrirter arbeiten, damit er mehr Productionen und theatralisch wirksamere zu liefern vermöchte. Hochsinnig antwortete Schiller, um eine solche Forderung könne er sich nur bemühen, insofern sie zugleich eine poetische sei.

Unter diesen Briefen Goethes, welche zum ersten Male die Sammlung zieren,[17]) erregt unsere menschliche Theilnahme keiner so innig, wie jenes Document der Freundestreue, das wir nun in dem leider unvollständig erhaltenen Schreiben Nr. 263 besitzen. Es stammt aus den letzten Tagen des Jahres 1796 und führt uns mitten in den tobenden Aufruhr

[17]) Hinweisen möchte ich noch auf die Aeußerung über Schellings Bruno, welche der von Burkhardt zuerst publicirte Brief Nr. 846 bringt. Sie ist in dem Tone herzlicher Achtung gehalten, der überall anklingt, wo Schiller und Goethe über Schelling sprechen. Sie, die im Bewußtsein eigener wahrer Größe über die gepriesenen Größen des Tages oft vertraulich scherzen, haben für Schelling nur Worte der Anerkennung, ja Bewunderung. Vgl. Goethes Brief vom 19. Februar 1802: „Mit Schelling habe ich einen sehr guten Abend zugebracht. Die große Klarheit, bei der großen Tiefe, ist immer sehr erfreulich."

hinein, der nach dem Hervortreten der Xenien losbrach. Reichardt, der Schwergetroffene, hatte maßloſe Schmähungen gegen Schiller geſchleudert.[18]) Dieſer, auf das peinlichſte verletzt, glaubte zur unmittelbaren heftigſten Gegenwehr ſchreiten zu müſſen. Man leſe nun, wie weiſe und wie milde Goethe ihn beſchwichtigt, wie er die eigene, ruhig überſchauende Klarheit dem Freunde mitzutheilen ſucht und ſich doch dabei von der lebhafteſten Mitempfindung durchdrungen zeigt! Und wie herzlich hat ihm Schiller auch dieſe Theilnahme vergolten, als ſpäter das Unternehmen der Propyläen an der Gleichgültigkeit der Maſſe, an dem Unverſtand der Kritiker und Künſtler ſcheiterte!

Doch ich muß ferneren Betrachtungen hier Stillſtand gebieten; denn nicht der Inhalt der Briefe darf mich diesmal beſchäftigen. Vielleicht iſt es mir bei einem anderen Anlaſſe vergönnt, aus dem unüberſehlichen Reichthum, den dieſe Bände in ſich ſchließen, einiges heraus zu heben, was würdig iſt, der Aufmerkſamkeit deutſcher Leſer dargeboten zu werden, die in unſerer Litteratur unſern Nationalſchatz erblicken.

In einem jener geweihten Augenblicke, in denen Schiller ſich von der Uebermacht des Goetheſchen Genius unterjocht und erhoben fühlte, ſprach er den Freund mit den Worten an: „Wie rührt es mich, wenn ich denke, daß, was wir ſonſt nur

[18]) Wir leſen im 10. Stück des Reichardtſchen Journals „Deutſchland," S 105: „Seine (nämlich Reichardts) herzliche Verachtung gegen Schillers nichtswürdiges und niedriges Betragen iſt ganz unvermiſcht, da deſſelben ſchriftſtelleriſche Talente und Anſtrengungen keineswegs auf derſelben Stufe mit jenem echten Genie (das heißt Goethe) ſtehen, welches auch ſelbſt dann, wenn es ſich durch Unſittlichkeit befleckt, noch Anſprüche an Ehrfurcht behält." Dem Verfaſſer der äſthetiſchen Briefe wird „drollichter Dünkel," dem Schöpfer des Don Carlos „Ehrloſigkeit und Feigherzigkeit" vorgeworfen. Selbſt der ruhig geſtimmte Hiſtoriker blickt mit Ekel und Widerwillen auf ſolche Worte. Es iſt aber ganz heilſam, ſich zu vergegenwärtigen, was gegen die höchſten, Ehrfurcht gebietenden Genien, ſo lange ſie noch auf Erden weilen, zeitgenöſſiſche Wortführer ſich herausnehmen dürfen.

in der weiten Ferne eines begünstigten Alterthums suchen, mir in Ihnen so nahe ist." Darf nicht jeder Deutsche, der die dauernden Einwirkungen der Geister Schillers und Goethes an sich erfahren, aus eigenem Geist und Gemüth jetzt ähnliche Worte an die verbündeten Freunde richten? In ihnen, die unser waren und sind, ist uns das Große nahe. Keines Zeitalters, keines Volkes Litteratur darf sich eines solchen Führerpaares rühmen. Nicht minder groß als in den Schöpfungen des Geistes und der Kunst erscheinen sie in diesen Briefen, den dauernden Zeugen ihres Bundes: jeder von beiden in seiner Weise dem Höchsten verwandt, jeder von beiden herrlich in gesonderter Selbständigkeit, noch herrlicher beide in ihrer Einheit.

IV.

Die Urſchriften der Briefe Schillers an Dalberg.

(1887)

Die Bibliothek der Münchener Hochschule hat im Laufe des verflossenen Jahres eine höchst willkommene Bereicherung erfahren. Ihr sind die Urschriften der Briefe zugestellt worden, die Schiller an den Intendanten des Mannheimer Nationaltheaters, den Freiherrn Wolfgang Heribert von Dalberg, gerichtet hat.

Im ererbten Besitze dieser in jedem Sinne kostbaren Blätter befand sich der Urenkel Dalbergs, der k. k. österreichische Kammerherr und Rittmeister a. D. Heribert Freiherr von Venningen-Ullner. Er faßte den hochherzigen Entschluß, sich dieses Schatzes zu Gunsten der Münchener Universitätsbibliothek zu entäußern. Es geziemt sich, daß der edle Geber einen öffentlich ausgesprochenen Dank vernehme.

Schon frühzeitig hat man diesen Briefen die gebührende Aufmerksamkeit zugewandt. Das „Morgenblatt" schmückte gleich seinen ersten Jahrgang (1807) mit einer Auswahl derselben.[1]) Körner gedenkt ihrer in den „Nachrichten von Schillers Leben", die der ersten umfassenden Sammlung der Werke zum würdigen

---

[1]) Acht Briefe, der letzte vom 24. August 1784, finden sich in den Nummern 246, 247, 249, 250, 254. Es sei hier gleich bemerkt, daß der Abdruck im „Morgenblatt" sich von manchen Fehlern frei erhalten hat, welche die spätere Gesamtausgabe dieser Briefe verunzieren. Vgl. Schillers Briefe v. F. Jonas. 1, 463.

Geleite dienten.[2]) Zur allgemeinen Kenntniß gelangten sie alsdann in den ersten Monaten des Jahres 1819. Um jene Zeit ward von der D. R. Marxschen Buchhandlung zu Carlsruhe und Baden ein schmächtiger Octavband ausgegeben, geschützt durch ein großherzoglich badisches Privilegium, geschmückt mit einem Fac simile von Schillers Handschrift, und anlockend durch den verheißungsvollen Titel: „Friedrich Schillers Briefe an den Freiherrn Heribert von Dalberg in den Jahren 1781 bis 1785. Ein Beitrag zu Schillers Lebens- und Bildungs-Geschichte."

Von den sechsundzwanzig Briefen, die man hier beisammen fand, waren vierundzwanzig unmittelbar an Dalberg selbst, überdies je einer an den Hof-Kammerrath Schwan und an den Regisseur der Mannheimer Bühne, Rennschüb, gerichtet. Außerdem war noch ein Schreiben Schwans an Schiller beigefügt, das dieser zugleich mit seinem zweiten Briefe vom 17. August 1781 dem Intendanten überschickt hatte.

Ein Vorwort, von Dr. M. Marx unterzeichnet, gab den Lesern die Auskunft, daß den HH. Hofrath Hecker und Secretair Walther der Dank für Erhaltung dieser Schriftstücke gebührte. Dieselben wären als ein unbeachteter Theil des Nachlasses des Herrn von Dalberg vorgefunden, von den genannten Männern dem sie bedrohenden Untergang entrissen und dem Karlsruher Lyceum zur Bekanntmachung geschenkt worden. Indem der Herausgeber eifrig der Pflicht nachkam, „dieses Denkmal des verehrten Dichters dem gesammten Teutschland vorzulegen," pries er den Werth der Briefe, die einen wichtigen Zeitabschnitt in Schillers Sein und Wirken beleuchteten; er hoffte zugleich, sie würden die Erinnerung an die vielfachen Verdienste neu

[2]) Chr. G. Körners Gesammelte Schriften, herausgegeben von Adolf Stern. Leipzig, 1881. S. 174. Im achten Bande des Goethe-Jahrbuchs S. 58 ist jetzt der Brief vom 3. Juli 1811 mitgetheilt, in welchem Körner diesen Aufsatz über Schillers Leben an Goethe zur Durchsicht empfiehlt.

beleben, welche ſich ein „edler teutſcher Mann“, wie Dalberg, durch Unterſtützung der vaterländiſchen Kunſt erworben.

Titel und Vorwort des Buches verſprachen nicht zu viel. Echte Briefe Schillers waren bis dahin nur in ſpärlicher Zahl ans Licht gekommen. Noch ahnte man nichts von dem Gehalt der biographiſchen Quellen, die ſich in den Briefwechſeln mit Goethe, mit Wilhelm von Humboldt, mit Körner aufthun ſollten, und Caroline von Wolzogens herzerfreuendes Buch war noch nicht geſchrieben. Wer es verſchmähte, die Märchen gläubig hinzunehmen, welche damals gefliſſentlich über den Dichter in Umlauf gebracht wurden und noch jetzt nicht gänzlich verſchollen ſind, der fand ſich allein auf den Lebensabriß angewieſen, den Körners Freundeshand entworfen und mit allzu ſparſam ausgewählten Stellen der an ihn gerichteten Briefe Schillers geziert hatte.

Nun überblickte man zum erſten Male eine längere Reihe vollſtändiger Briefe. Manche zeigten einen anſehnlichen Umfang; inhaltsleer erſchien kein einziger. In ihnen allen ſpiegelte ſich, ſcharf und treu, die Jugendzeit ab, die Zeit des Druckes und der Entbehrung, der Wagniſſe und der heldenmüthigen Hoffnungen, die Zeit des Kampfes und der Befreiung.

Allem Anſcheine nach war der Herausgeber mit dieſen wichtigen Lebenszeugniſſen ſehr glimpflich umgegangen. Er hatte ſich jene Gewaltſamkeiten unterſagt, welche damals bei Bekanntmachung nachgelaſſener Briefe für erlaubt, ja für nothwendig galten; er glaubte, wegen der Gewiſſenhaftigkeit, mit der Schillers jugendlicher Stil hier geſchont worden, ſogar der Rechtfertigung zu bedürfen. Daß er, wie man leicht wahrnehmen konnte, die Orthographie beliebig umgemodelt, das verdiente, nach den damaligen Begriffen, ſicherlich nicht als ein Mangel an Sorgfalt gerügt zu werden. In den Briefen vom 4. und 7. Juni 1784 fand man den Namen eines von Schiller fälſchlich verdächtigten Mannheimers nur mit Puncten oder mit dem Anfangsbuchſtaben bezeichnet; man brauchte aber mit

den Theater- und Gesellschaftsverhältnissen Mannheims nur oberflächlich bekannt zu sein, um den richtigen Namen, Klein, in den Text zu setzen. Der Herausgeber selbst freilich konnte sich einer solchen Bekanntschaft durchaus nicht rühmen; ja, hätte er nur das erste Heft der „Rheinischen Thalia" durchblättert, so wäre ihm nicht begegnet, die Schauspielernamen Rennschüb und Gensike in Rennschul und Grusike zu entstellen oder den Dichter von Bearbeitung des Macbeth und Timon reden zu lassen. Hatte doch Schiller in der Rede über die eigentliche Wirkung einer guten stehenden Schaubühne Shakespeares Timon von Athen als dasjenige Drama gepriesen, nach dessen Eroberung die Bühne vor allem trachten müsse! Kein anderes Stück des Britten schien ihm den Menschen wahrhaftiger darzustellen, kein anderes einen größeren Reichthum an Lebensweisheit mit sich zu führen.[3]) Auch der dritte, überaus anziehende Brief, der von der theatralischen Umgestaltung der „Räuber" handelt, wies einen Lesefehler auf. Dort fanden sich (S. 19) die Worte: „nach dem vollkommnen Sinn meiner Erfurter Recensenten" — Schiller konnte jedoch nur den einen Recensenten im Sinne haben, welcher in der „Erfurtischen Gelehrten Zeitung" am 24. Julius 1781 das Schauspiel mit

[3]) „Rheinische Thalia" 1, 13–14. Als Schiller einen Auszug aus dieser Rede dem vierten Theile seiner kleineren prosaischen Schriften (1802) einverleibte, strich er die ganze den Timon betreffende Stelle. Bekanntlich will die jetzige Kritik nur in gewissen Scenen dieses Schauspiels die Hand Shakespeares wahrnehmen. Was den Jugendlichen einst so mächtig gerade zum Timon hingezogen, das sagen uns deutlich genug die Worte des Briefes an Frau von Wolzogen vom 4. Januar 1783: „Es ist ein Unglück, daß gutherzige Menschen so leicht in das entgegengesetzte Ende geworfen werden, den Menschenhaß, wenn einige unwürdige Charaktere ihre warmen Urtheile betrügen. Gerade so ging es mir. Ich hatte die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt, und am Ende fand ich, daß ich einen kalten Eisklumpen in den Armen hatte." Den inneren Zusammenhang zwischen dieser Briefstelle und den Worten der Rede hat schon Bulwer bemerkt in seiner feinen Skizze von Schillers Leben. Pamphlets and Sketches by Lord Lytton, London 1875. p. 230.

wohlthuender Wärme begrüßt und nicht ohne Einsicht beurtheilt hatte.[4]) Derartige Versehen waren leicht zu entdecken und leicht zu berichtigen. Wenn der Herausgeber auch die Mängel seines litterarhistorischen Wissens verrathen, so mußte man ihm doch zugestehen, daß er redlich bemüht gewesen, dem deutschen Volke diese Jugendbriefe seines Dichters unverfälscht darzubieten.

Freundlich und dankbar ward das unverhoffte Geschenk entgegengenommen. Aber der Durchschnittsmasse des lesenden und urtheilenden Publikums durfte damals ein Verständniß für den Werth solcher lebensgeschichtlichen Aktenstücke kaum zugemuthet werden. Wie die kritischen Sprecher diesen Werth abzuschätzen versuchten, das ersieht man beispielsweise aus einem Aufsatze der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" (1819, Nr. 118), der einen nüchternen, mit wunderlichen Betrachtungen untermischten Bericht über den Inhalt der Sammlung liefert.[5]) Das Vollgewicht dieses Inhalts ward erst dann richtig geschätzt, als man sich zu genauerer Durchforschung des Schillerschen Lebens rüstete und umfassendere Darstellungen desselben

[4]) Diese Recension, eine tüchtige Leistung der damaligen Tageskritik, hat Julius W. Braun neuerdings wieder zum Abdruck gebracht („Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen" 1, 1—7). Nach R. Boxbergers Annahme ist sie von Chrstn. Fr. Timme verfaßt.

[5]) Folgender Satz verdient aus der Vergessenheit aufzutauchen: „Und eben in dem geistigen Fortschreiten von dieser bescheidenen Demuth zu einem zuweilen fast an Insolenz streifenden Selbstgefühl, wie es der durch den Beyfall des Publikums berauschte Vf. dieser Briefe im Verlaufe derselben an den Tag legt, eben darin findet Rec. ein wahrhaft psychologisches Interesse um so mehr, da wir in der neuesten Zeit (si parva licet componere magnis!) ähnliche Erscheinungen bey einigen neueren Dramatikern auf eine den Freund der Literatur empörende Weise hervortreten sehen." Anders als dieser empörte Freund der Literatur dachte und urtheilte ein Kritiker in der Jenaischen „Allgemeinen Literatur-Zeitung", der sich übrigens erst im Juli 1820 (Nr. 137) vernehmen ließ und selbst dann sich mit wenigen Worten begnügte. Er fand in den Briefen „bei aller Lebendigkeit überall Milde, bei allem Selbstgefühl überall Bescheidenheit."

wagte. Thomas Carlyle gab 1825 den Engländern das liebevoll ausgeführte Lebensbild des deutschen Dichters und Kunstlehrers. Er bedauerte, daß in einer Zeit, da man ohne Bedenken so viele nichtssagende Correspondenzen, so viele Schilderungen unbedeutender Persönlichkeiten in die Welt sendete, der Briefwechsel eines Mannes „der einer von den auserwählten Vätern des menschlichen Geschlechts war", meist im Verborgenen geblieben. Um so reichlicher schöpfte er aus den Briefen an Dalberg, den er Schillers „großmüthigen, ersten und damals einzigen Wohlthäter" nannte.[6]) Sorgfältig übertrug er einen Theil derselben in sein Englisch und zierte mit ihnen den Anhang seines Buches. Auch Andreas Streicher konnte nicht umhin, mehrere der wichtigsten dieser Briefe seiner ergreifenden Erzählung von Schillers Flucht als unentbehrliche Belege einzufügen. Der erste vollständige Druck vom Jahre 1819 ward 1838 unverändert wiederholt.[7]) Er ging in alle die schlechten Sammlungen über, die seit den Tagen Heinrich Doerings von Schillers Briefen veranstaltet worden. Er lieferte umfangreiche Citate für alle die Bücher, die sich mit Recht oder Unrecht für Biographien Schillers ausgaben. Die Handschrift, die jenem ersten Drucke zu Grunde gelegen, blieb verborgen.

---

[6]) Vgl. Thomas Carlyle, Leben Schillers, aus dem Englischen, eingeleitet durch Goethe. Frankfurt a. M. 1830. S. 39. Die englischen Worte lauten: his kind, his first and then almost his only benefactor. Carlyle verwechselte den Mannheimer Intendanten Dalberg mit dem Coadjutor, dem späteren Fürsten Primas, der sich unter den Wohlthätern Schillers sicherlich einen Ehrenplatz verdient hat. Erst durch Bulwer ward Carlyle seines Irrthums inne, den er dann 1845 in einer neuen Auflage seines Buches zurücknahm. Er hatte zuvor allen Ernstes geglaubt, der Mannheimer sei es gewesen, an den Schiller seinen Tell, begleitet von den erläuternden Stanzen, sendete. An Carlyles Buch erinnerte vor Kurzem Max Müller in dem Vortrag: „Goethe and Carlyle" „Contemporary Review" Juni 1886.

[7]) Schillers sämmtliche Werke. Supplement. Carlsruhe und Baden. Außer den Briefen an Dalberg enthält dieses Supplement noch den von Maltitz fertig gedichteten „Demetrius."

Sich nach ihr umzuthun, mochte niemand der Mühe werth erachten.

Unsere wissenschaftliche Neubegier wird unwillkürlich rege, wenn wir erfahren, daß nun, nach fast siebzig Jahren, das Manuscript dieser so vielfach ausgebeuteten Briefe wieder hervorgekommen, daß es aus dem Einzelbesitz entlassen und für alle Zukunft der sicheren Hut einer der ersten Hochschulen Deutschlands anvertraut worden. Die Aufmerksamkeit, mit der man sich gedrungen fühlt, diese Urschriften zu durchmustern, wird auch denen nicht ungerechtfertigt erscheinen, die sonst keineswegs bereit sind, jene Verehrung zu theilen, welche litterarische Kleinkrämer auch den geringfügigsten schriftlichen Ueberbleibseln großer Autoren blindlings entgegen bringen.

Die Aeußerungen des ursprünglichen Herausgebers schienen anzudeuten, daß diesen Briefen von den früheren Besitzern nur geringe Beachtung geschenkt, daß sie im Dalbergschen Nachlasse wie ein herrenloses Gut zufällig aufgefunden worden. Doch der erste Blick auf das lose gefügte, aber wohlerhaltene Heft läßt uns erkennen, daß die Familie des Mannheimer Intendanten dieses Besitzthum nach seinem Werthe zu schätzen wußte und es sorgfältig in Ehren hielt.

Am 20. Juni 1803 hatte Dalberg sein schweres, lange geführtes Amt niedergelegt. Es ward seinem Schwiegersohne, dem Freiherrn von Venningen, übertragen, der bis zum 14. Mai 1816 in dieser Stellung verblieb. Der Gemahlin Venningens, der Tochter Dalbergs, hat man es unzweifelhaft zu danken, daß die Briefe Schillers in einem Hefte vereinigt und so in ihrer Gesamtheit unversehrt erhalten wurden. Von ihr stammt denn auch die Aufschrift, die man noch jetzt auf der Außenseite des grünlichen Umschlags gewahrt: Briefe Schillers an meinen Vater.

Auf der Rückseite des Umschlags ertheilt das Karlsruher Polizei-Amt unter dem Datum des 4. December 1818 seine Bewilligung „zum Druck nebenstehender Original-Briefe von

Schiller." Kein Zweifel alſo, daß wir die nämliche Handſchrift vor uns haben, nach der im Jahre 1819 der erſte Druck hergeſtellt worden.

Unmittelbar neben dieſem Denkmal einſtigen Cenſurzwanges erſcheinen die Züge der jugendlichen Dichterhand, welche die Räuber eben niedergeſchrieben.

Als der dreizehnjährige Knabe am 16. Januar 1773 unter die Zöglinge der militäriſchen Pflanzung des Herzogs Karl Eugen aufgenommen ward, hatte der Profeſſor Jahn ſeine Handſchrift mit einer ungünſtigen Cenſur bedacht; er erklärte ſie für „ſehr mittelmäſig".[8]) Wie frei und kühn hatte ſie ſich ausgebildet während der neun Jahre, die ſeitdem dahingegangen! Dieſe Blätter können es bezeugen. Gern läßt das Auge ſich fortziehen von dem edlen Schwunge dieſer Linien, welcher dem edlen Schwunge dieſes Geiſtes zu entſprechen ſcheint. Hie und da, wo die Buchſtaben kleiner und enger beiſammenſtehen, mag noch etwas Hartes und Eckiges ſich vordrängen. Aber nirgends, ſelbſt nicht in den Briefen, die in den Augenblicken der peinlichen Erregung, in den Stunden der drängenden Noth niedergeſchrieben worden, nirgends zeigt die Hand ein Schwanken, eine Unſicherheit. Ueberall ſind die Lettern dem Papiere feſt aufgedrückt. Jene Züge voll Schönheit und Kraft, auf die Goethe noch in ſpäten Jahren mit Rührung blickte, wenn ſie aus dem letzten Briefe des Freundes ihm entgegentraten,[9]) er hätte ſie ſchon hier, in dieſen Briefen des Zweiundzwanzigjährigen, bewundern können.

Während unſer Auge an dieſen Blättern ſich weidet, durchſpähen wir zugleich Seite für Seite. Iſt hier noch Unbekanntes geborgen? Kommen Briefe, die man vormals unterdrückt, einzelne Briefſtellen, die man vielleicht aus kleinlichen Rück-

---

[8]) Adelbert von Keller, Beiträge zur Schillerlitteratur. Tübingen 1859. S. 14. Vgl. Weltrich, Friedrich Schiller, 1. 142.

[9]) Eckermanns Geſpräche, 18. Januar 1825.

sichten dem Leser ehedem entzogen hatte, kommen sie hier endlich zum Vorschein?

Die erste Durchsicht wirkt enttäuschend. Außer einer bedeutungslosen Nachschrift zum Briefe des Hofkammerraths Schwan gewahren wir nichts Neues.[10]) Es bestätigt sich, daß der Herausgeber den ihm anvertrauten Text nirgends wissentlich geschädigt, daß er nichts verkürzt, nichts ausgeschieden hat. Dürfte man sich nun von der wiederholten, geschärften Prüfung des Textes eben dieser Handschrift irgend einen nennenswerthen Ertrag versprechen?

Lassen wir uns aber durch jenen ersten Eindruck nicht herabstimmen! Ein Gewinn im großen bleibt uns versagt; aber auch ein kleiner Gewinn, falls er sich bietet, soll nicht verschmäht werden. Finden wir auch nichts Unbekanntes, so finden wir doch vielleicht das Bekannte in reinerer Gestalt.

Und diese Hoffnung schlägt nicht gänzlich fehl. Eine erneute Vergleichung zwischen Druck und Handschrift, eine Vergleichung, die sich auf jedes Wort, auf jeden Buchstab erstreckt, belohnt uns mit manchem unscheinbaren, aber doch nicht werthlosen Funde. Nun erst sehen wir, wie vielfache Schäden dem bisher gangbaren Texte entstellend anhafteten; und in jedem einzelnen Falle ist auch sogleich die sichere Heilung bereit.

Daß in den Drucken das Eigenthümliche der Schillerschen Rechtschreibung verwischt worden, dies möchten wohl nur wenige Leser als einen Schaden empfinden. Dennoch geht dadurch ein leiser Zug in der Physiognomie des Ganzen verloren. Der echte Brief ist ein unmittelbarer Ausdruck der Persönlichkeit; er ist aber zugleich nicht minder ein Zeugniß und Erzeugniß des Augenblicks. Dem späteren Leser soll dieser Augenblick wieder gegenwärtig werden; nicht nur der Inhalt des Zeug-

[10]) Adelbert von Keller, dem eine unbestimmte Kunde von unserer Handschrift zugekommen, sagt in den Beiträgen zur Schillerlitteratur, S. 36: „Ob die Münchener Sammlung noch Ungedrucktes enthält, kann ich nicht entscheiden." Die Entscheidung ist nun gegeben.

nisses soll unverletzt, auch das äußere Ansehen soll unangetastet bleiben. Lange genug schien bei der öffentlichen Mittheilung brieflicher Documente jede Art von Willkür gestattet. Jetzt, da wissenschaftliche Strenge in dem Gebiete unserer litterarhistorischen Studien endlich zur Geltung gekommen, wird das früher gebilligte, ja geforderte Verfahren als unzulässig verurtheilt. Ein Herausgeber wie Wilhelm Fielitz bedarf keiner Entschuldigung mehr, wenn er in dem Briefwechsel zwischen Schiller und den Schwestern von Lengefeld oder in den Briefen Goethes an Frau von Stein jeden Buchstab der Urschriften festhält. Und warum sollte eine derartige buchstäbliche Genauigkeit beim Abdruck von Briefen unstatthaft erscheinen? Hat sie ja sogar in den Gesamtausgaben großer Schriftsteller sich als höchst ersprießlich bewährt! Goedekes Schiller — mit Recht nennen wir die historisch-kritische Ausgabe nach dem verehrten Namen ihres Leiters und Vollenders — Goedekes Schiller allein ist geeignet, von der Berechtigung und Fruchtbarkeit eines so strengen, ja peinlichen Verfahrens die etwa zweifelnden Wissenschaftsgenossen gründlich zu überzeugen. Was der große Schriftsteller uns hinterlassen, das erfüllt eine doppelte Bestimmung. Es wird allen Folgegeschlechtern zur Quelle eines immer sich erneuernden Genusses; dem Forscher gilt es als ein redendes Denkmal der Vergangenheit. Wer in Schillers Werken vor allem den veredelnden Genuß sucht, den sie zu spenden bestimmt sind, dem müssen sie in der jetzt herkömmlichen Schreibweise dargeboten werden. Es wäre zweckwidrig, einem solchen Leser das Wort des Dichters in einer Form vorzulegen, die ihm als störende Mißgestalt erscheinen muß. Aber man verkümmere doch auch dem Forscher nicht sein Recht! Dieser erblickt in den Schriftwerken Urkunden aus früherer Zeit; er ist befugt zu der Forderung, daß sie mit all der strengen Sorgfalt behandelt werden, die einer unverletzt zu erhaltenden Urkunde gebührt.

Natürlich begegnen uns auch in diesen Briefen alle die

nun ſattſam bekannten Eigenheiten der Schillerſchen Schreibweiſe, von denen er ja die meiſten mit ſeinen Zeitgenoſſen theilt, und die er gleichmäßig feſthält. So pflegt er in Wörtern wie „Spitze, ſetzen“ ſich an dem einfachen z genügen zu laſſen. Das konnte den Herausgeber irreleiten. Auf S. 29[11]) wird erwogen, in wie fern gegen die „Räuber“ der Einwurf zu erheben ſei, daß eine ſolche meiſterloſe Rotte unmöglich im achtzehnten Jahrhundert entſtehen und ſich aufrechthalten könne. Der Dichter vermag dieſes Bedenken nicht abzuweiſen; er entſchuldigt ſich: „ich wüßte nichts dagegen zu ſezen, als die Freiheit der Dichtkunſt“ u. ſ. w.; aber das z, obgleich mit feſtem Zuge hingeſchrieben, ward für s angeſehen, und wir laſen den ſchlechten Satz; „ich weiß nichts dagegen zu ſagen, als die Freiheit der Dichtkunſt, die Wahrſcheinlichkeiten der wirklichen Welt in den Rang der Wahrheit, und die Möglichkeit derſelben in den Rang der Wahrſcheinlichkeit erheben zu dörfen.“[12])

Ueberaus freigebig, wie man weiß, verfährt Schiller in der Anwendung lateiniſcher Lettern. Mit ihnen prunkt zumeiſt das Fremdwort, gleich als ob es ſelbſt auf ſeinen Urſprung deuten müſſe. Zuweilen aber muß auch ein gutes deutſches Wort, ſoll es mit beſonderem Nachdruck herausgehoben werden, ſich dieſen Schmuck gefallen laſſen; und um den Eindruck des Buntſcheckigen, der aus dieſer willkürlichen Miſchung der Schriftzüge nothwendig entſteht, noch zu erhöhen, wird, in Uebereinſtimmung mit einer ehedem herrſchenden Schreibunart, dem Fremdworte die deutſche Endung in deutſchen Buchſtaben angefügt, die ſo unvermittelt den für fremdländiſch geltenden Lettern ſich an die Seite drängen. Daß dem Dichter die Schreibung: Intendance, Enthouſiasmus, enthouſiaſtiſch geläufig iſt, darf nicht wundernehmen. (Vgl. Schriften 2, 10, 8: zu

[11]) Ich citiere im Folgenden durchweg die Briefe nach dem erſten Druck, die Schriften Schillers nach der hiſtoriſch-kritiſchen Ausgabe.

[12]) Wie begreiflich wird da auch die Entſtehung des Fehlers auf S. 65: „feſtſetzen“ ſtatt „feſtſezten!“

dieſen enthouſiaſtiſchen Träumen; und noch 15, 2, 433, 7: er muß den hohen Enthouſiasmus). Alle dieſe Formen und Schreibweiſen ſind aus dem Druck verſchwunden. Das genügt aber dem Herausgeber keineswegs. Es werden auch an deutſchen Wörtern ſolche Formen umgeändert, die der jugendliche Schiller gefliſſentlich braucht, und die wir ihm als ſein gutes Eigenthum erhalten müſſen. Wir leſen S. 110[13]) „die verſchiedenen Punkte" — Schillers Wort iſt: „die zerſchiedene", wie in den Schriften 2, 205, 10 „zerſchiedene Klavierſtücke". Nicht „auf das baldigſte" iſt S. 91 zu ſchreiben, ſondern „auf das bäldiſte" (vgl. Briefe an Reinwald S. 31 „mit dem bäldiſten"). Wenn Schiller S. 31 einen Holzſtich beſchreibt, den er in einer Ausgabe des Virgil gefunden, ſo ſagt er nicht, der König Agamemnon habe ein paar Piſtolen in ſeinem „Halfter" geführt; er bedient ſich vielmehr der alten, eigentlich berechtigten Form: „Hulfter", deren Unterſchied von Halfter ihm ſehr wohl bekannt iſt;[14]) denn Fiesko ruft aus (Schriften 3, 120, 23):

[13]) Auf derſelben Seite ſteht gedruckt: „und einem Einzelnen anvertraut würden;" die Handſchrift dagegen bietet: „und einem einzeln." Sie bietet ferner „dreuſt" und nicht dreiſt (S. 55), „verdrüßliche" und nicht verdrießliche (S. 44). Wie wir in den Schriften 2, 374, 8 „ungedultig" leſen, ſo iſt auch hier in den Briefen S. 55 zu ſchreiben „das ungedultige Verlangen." Dagegen finden wir S. 96 „Ungedult" gedruckt, während die Handſchrift ein unverkennbar deutliches d am Schluſſe des Wortes zeigt, und dasſelbe zeigt ſich im „Verbrecher aus verlorner Ehre" (Schriften 4, 77, 2): „mit froher Ungeduld." — Aus zahlreichen Beiſpielen greife ich nur dieſe wenigen heraus, um anzudeuten, wie die Schreibung in dieſen Briefen übereinſtimmt mit derjenigen, welche in den erſten Drucken der früheren Schriften beobachtet worden.

[14]) Im „Deutſchen Wörterbuch" 4, 2, 1895 findet man für „Hulfter" nur Beweisſtellen aus der älteren Litteratur; dieſer Beleg aus Schiller wäre alſo nachzutragen. Ueber Halfter giebt auch Schmeller Auskunft, „Bayeriſches Wörterbuch" 2, 181. Bei Goethe finden wir in „Dichtung und Wahrheit" (1811) 1, 486 „ſtatt der Piſtolenhalftern", und die „Campagne in Frankreich" (1822) enthält Seite 154 die Worte: „ich ſteckte es in meine Piſtolenhalfter." A. Chuquet in ſeiner rühmenswerthen Ausgabe der Campagne (Paris, 1884) — einer Ausgabe, die auch uns Deutſchen zum Muſter dienen kann — bietet an dieſer Stelle die Form „Piſtolenholfter."

„Wer ist der erste, der das Halfter über den Tyger wirft?“ Wenn Franz Moor auf S. 32 den Ehrentitel eines „metaphysisch-spizfindischen Schurken“ empfängt, so stammt die seltsame Endung nicht aus der Schillerschen Feder; diese schrieb vielmehr mit ihren gewohnten kühnen Zügen „spizfündigen“.

Wären indeß nur Laute, Flexionen und Endungen im Drucke verloren gegangen! Dieser Verlust hätte sich verschmerzen lassen. Fließen doch die Quellen reichlich, aus denen eine anschauliche Kenntniß der Schillerschen Jugendsprache und aller ihrer Eigenheiten, auch der geringfügigsten, zu schöpfen ist! Aber nur allzu häufig hat durch entstellte, verstümmelte Wörter die lebensvolle Rede eine traurige Einbuße ihrer Kraft und Bestimmtheit erlitten. Wie tief der Schade gegriffen, läßt sich jetzt endlich ermessen, da wir aus des Dichters selbsteigenen Schriftzügen das ursprüngliche Echte zurückrufen können.

Eine Fülle von Beispielen drängt sich herzu. Nur eine geringe Zahl kann ich aus der Schar hier ausheben. Diese wenigen jedoch reichen schon hin, um dem sorgsam erwägenden Leser anzudeuten, wie vielfach der einzig bezeichnende Ausdruck verdunkelt, die einzig treffende Wendung verdrängt worden. Einen solchen Leser wird es wohl nicht verdrießen, auch hier in jedem einzelnen Falle zu beobachten, wie leicht man sich das Schiefe und Halbwahre gefallen läßt, wie bequem man über das Falsche und Unmögliche hinweggleitet, wie man sogar bei dem völlig Abgeschmackten ahnungslos sich beruhigt, sobald es nur einmal gedruckt vor Augen steht.

Da soll am 1. Mai 1784 aus Frankfurt a. M. Schiller dem Baron von Dalberg berichtet haben (S. 99) die Mannheimer Schauspieler Iffland und Beil, die damals in Gastrollen vor dem Frankfurter Publikum glänzten, hätten unter diesem Publikum eine „Reputation“ veranlaßt — O nein! Sie veranlaßten eine „Revoluzion“ — und diesmal erscheint das Fremdwort, als ob es deutsches Heimathsrecht erlangt hätte, sogar im Gewande deutscher Buchstaben.

Im Beginne des Briefes vom 29. September 1783 führt Schiller die Gründe auf, denen er seine längere Entfernung von allen Arbeiten des Geistes zuschreiben muß. Unter anderem beruft er sich auf die „Unwissenheit, woran er nunmehr die Feder setzen soll." Erkennt man hier Schillers Ausdrucksweise? Und ist das Wort „Unwissenheit" eine passende Bezeichnung für den Geisteszustand des an Entwürfen immer so reichen Dichters? Mehrere Stoffe nahmen ihn zu gleicher Zeit in Anspruch. Sollte an den Fiesko die letzte Hand gelegt, sollte die Louise Millerin vollendet werden? Schiller schrieb: „Die Unentschlüßigkeit,[15]) woran ich nunmehr die Feder sezen soll."

Im Verlaufe dieses selbigen Briefes (S. 87) gedenkt Schiller einer von ihm versprochenen und noch nicht gelieferten kritischen Arbeit; er sagt entschuldigend, er habe sie nicht aus einem kranken Gehirne herauszimmern wollen. „Herauszimmern?" eine Kritik herauszimmern? und gar aus einem Gehirne? So etwas ließ man für Schillersche Sprache gelten! Der Dichter wollte vielmehr die verheißene Kritik aus einem kranken Gehirne nicht „herausspinnen."

Am 7. Juni 1784 verhandelt er mit Dalberg über die dramaturgische Schrift, die er damals im Sinne trug. Er sucht dem Intendanten darzulegen, welch ein Gewinn der Bühne daraus erwachsen müsse, wenn diese Dramaturgie nicht ein bloßer Beitrag zu einem „vielleicht mit den trokensten Aufsäzen beschwerten und alle Jahr nur einmal erscheinenden Buche" würde, sondern als „ein eigentliches, periodisch fortlaufendes Werk" hervorträte. (S. 111) Welche Bedeutung kann hier dem Worte „eigentlich" zukommen? Schiller wünscht in dieser

---

[15]) Lessing schreibt scherzend an Madame Nicolai am 22. October 1762: „Ihr Mann war außer Maßen unentschlüßig, ob er Ihr Mann werden wollte oder nicht," und in der „Emilia Galotti" 4, 4 bleibt Orsina „unentschlüßig", ob sie auf den eben eintretenden Prinzen zugehen soll. „Die Unentschlüßigkeit der Herzogin von Parma" sagt Schiller selbst in der Geschichte des Abfalls der Niederlande, Schriften 7, 17.

Dramaturgie ein „eigenthümliches, periodisch fortlaufendes Werk“ zu sehen.[16])

Er äußert am 24. August 1784, daß er auf den kommenden Winter sich freue, und fügt hoffnungsvoll hinzu: „ich bin ganz wieder in Thätigkeit und glaube gewiß, daß ich in dieser Zeit hier einbringen werde, was mich meine — — — Unpäßlichkeit hat versäumen lassen.“ (S. 128.) Hier einbringen — also in Mannheim. Aber dort verweilte er ja schon über Jahresfrist. Schon am 27. Juli 1783 hatte er den Mannheimer Boden wieder betreten. Welchen Sinn könnte man in diesem Zusammenhange dem, „hier“ beilegen? Der Herausgeber hat das Wort, das aus Schillers Feder kam, in zwei Wörter auseinandergezerrt. Das richtige Wort lautet: „hereinbringen.“ Schiller braucht es in der durchaus zutreffenden Bedeutung von ersetzen, entschädigen. „Je ne vous verrai point chez vous,“ sagt im Jacques le Fataliste von Diderot die Frau von La Pommeraye zu den beiden Weibern, die sie zu Werkzeugen ihrer abscheulichen Rache herrichtet — „je ne suis pas digne du commerce d'aussi saintes femmes; mais n'en ayez aucune inquiétude: vous viendrez ici clandestinement, et nous nous dédommagerons, en petit comité, de votre régime pénitent.“ (Oeuvres complètes, éd. Assézat 6, 132.) Und Schiller übersetzt in dem „Merkwürdigen Beispiel einer weiblichen Rache,“ welches die „Rheinische Thalia“ 1785 in ihrem ersten Hefte brachte: „Hier in ihrem Hause werden wir uns schwerlich wieder sehen. Ich bin ja nicht würdig, mit so heiligen Frauen in Gesellschaft zu leben. Doch seien Sie deßwegen unbesorgt. Sie sollen mich desto öfter in der Stille

[16]) In einem der früheren Sätze dieses Briefes ersucht Schiller den Intendanten, dieser möge ihn, „gleichsam als wechselseitigen Sekretair, die Schlüße der Gesellschaft dem Theaterausschuß, und die Antworten oder Anfragen des leztern der Gesellschaft referieren lassen.“ Hier ist an erster Stelle zu lesen: „Der D. Gesellschaft“ — das heißt: der Deutschen — eine nähere Bezeichnung, die für das richtige Verständniß fast unentbehrlich ist.

beſuchen, und dann wollen wir das Verlorene bei verſchloßnen Thüren hereinbringen" (Schriften 3, 545.) Die Sammler der verſchiedenen Nachträge und Nachleſen zu Schillers Werken, Doering, Boas, Hoffmeiſter, haben unbekümmert um des Dichters Sprachgebrauch, hier gleichfalls „einbringen" drucken laſſen. Aber auch in der Zeit, da Schiller ſeinen Ausdruck zu ſtrahlender Reinheit geläutert hatte, ließ er das Wort nicht fahren. Noch in „Anmuth nnd Würde" ſagte er: „Die plaſtiſche Natur des Menſchen hat unendlich viele Hülfsmittel in ſich ſelbſt, ihr Verſäumniß herein zu bringen und ihre Fehler zu verbeſſern." (Schriften 10, 80.)[17] Aber auch hier gereichte Schillers Wort irgend einem weiſen Corrector zum Anſtoß; denn in dem Sonderdrucke der Abhandlung, der auf dem Titelblatte die Widmung an Carl von Dalberg zeigt, werden wir beſchenkt mit der lächerlichen Lesart: „ihr Verſäumniß hier ein zu bringen."

Mit ſchmerzlichen Empfindungen überblickt man noch jetzt den Brief, in welchem der Dramatiker ſeine Bereitwilligkeit, ja das entſchiedenſte Verlangen ausſpricht, die verlaſſenen mediciniſchen Studien wieder aufzunehmen. Mit drei Schauſpielen wie „die Räuber", „Fiesko", „Kabale und Liebe" hatte er erobernd die deutſche Bühne beſchritten; eben begann er in ſeinem „Dom Karlos" eine neue Welt ſich aufzubauen; und nun bequemt er ſich, ſcheinbar freiwillig, zu dem Geſtändniſſe, längſt ſei es der einzige Wunſch ſeines Herzens geweſen, zu ſeinem Hauptfache zurückzukehren. Die Medicin ſein Hauptfach! Wie dieſes Geſtändniß ihm entlockt worden, hat Andreas Streicher glaubwürdig berichtet,[18] und dieſer Bericht liefert

[17] Auch hier alſo könnten die Briefe eine neue Belegſtelle gewähren für den Artikel hereinbringen Nr. 2 im „Deutſchen Wörterbuch" 4, 2, 1085.

[18] Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim (Stuttgart und Augsburg 1836) S. 195. Das köſtliche, rührende Büchlein hat, wie es ſcheint, während eines halben Jahrhunderts niemals die gebührende Anzahl von Leſern oder Käufern gefunden, und zwar vielleicht eben deshalb, weil es ſo häufig ausgeſchrieben, benutzt und mißbraucht worden. Einen Brief Schillers an Streicher aus ſpäterer Zeit,

den zuverläſſigen Commentar zu jenem Briefe, der uns in den Sommer 1784 verſetzt: in das Convolut der Handſchriften ward er unrichtig eingefügt und iſt daher auch im Druck an die unrechte Stelle gekommen. Dalberg hatte die Rückkehr zur Arzneiwiſſenſchaft dem Dichter anempfehlen laſſen. In der Ausführung eines derartigen Planes, der auch mit dem Wunſche des Vaters zuſammentraf, wähnte Schiller damals die Möglichkeit der Befreiung zu finden, der ſchmerzlich erſehnten Befreiung aus dem Zwang und Drang ſeiner ſtets bänglicher ſich geſtaltenden Verhältniſſe. In Worten, die reines Vertrauen athmen, will er dem Intendanten ſein ganzes Herz vorlegen. Er ſcheint zu vergeſſen oder er will ſich in dieſem Augenblick nicht ſelbſt daran mahnen, daß er ſchon im vorhergehenden Jahre ſeiner mütterlichen Freundin Wolzogen den hohen Gönner als einen Mann geſchildert,[19]) der „ganz Feuer ſei, aber leider nur Pulverfeuer, das plözlich losgeht und ebenſo ſchnell wieder verpuft.“ Jezt will er in dem Leiter der Mannheimer Bühne nur ſeinen Wohlthäter ſehen. „Nur ein Jahr habe ich nötig“ — ruft er ihm zu — „das Verſäumniß in meinem Fach nachzuhohlen, und mich öffentlich mit Ehre darinn[20]) zu zeigen.“ Und der Poet beſtürmt den hochgeſtellten und als hochſinnig geprieſenen Kunſtfreund, ihm für dieſes einzige Jahr, das für ſeine ganze Zukunft entſcheide, die Mittel zu gewähren, daß er, ungehemmt von drängender Sorge, einem ſo wünſchenswerthen Ziele entgegenſchreiten möge. Dieſe Bitte leitet er ein mit den Worten: „Darf ich mich jezt auf die vielen reden-

---

vom 9. October 1795, hat Ludwig Speidel abermals mitgetheilt in den Bildern aus der Schillerzeit S. 30—31. Schiller betheuert hier dem Jugendfreunde, die auf jeder Probe ausharrende Treue deſſelben werde ihm in ewig theurem Andenken bleiben.

[19]) Schillers Beziehungen zu Eltern, Geſchwiſtern und der Familie von Wolzogen. (Stuttgart 1859) S. 424.

[20]) „Darinn“ fehlt im Druck und iſt hier nach der Handſchrift hinzugefügt.

den Beweiſe Ihrer Theilnahme ſtüzen, und Ihnen, der Sie ſchon ſo vieles für mich gethan haben, darf ich Ihnen zumuten, auch noch das Beſte — Alles für mich zu thun?“ (S. 93) Das „Beſte“ — ſo könnte vielleicht in dieſem Falle ein Anderer geſchrieben haben. Schiller jedoch, dem in ſeiner quälenden Lage alles darauf ankommen mußte, den Freiherrn zu einer eingreifenden Hülfsleiſtung zu bewegen, Schiller mußte wohl einen beſtimmteren, einen lebhafter andringenden Ausdruck wählen. Er ſchrieb: „Auch noch das Lezte — Alles für mich zu thun“ — alſo das Höchſte, das endgültig Entſcheidende, das alle früheren Wohlthaten abſchließend übertrifft; und nun erſt erhält die Bitte den erforderlichen Nachdruck.[21])

Alle dieſe falſchen und verfälſchenden, ſtörenden und verſtümmelnden Leſarten, die nun endlich in das geziemende Nichts zurückgewieſen werden, ſind vermöge der zähen Ausdauer, mit der ſie lange Jahresreihen hindurch von einem Buch ins andere ſich fortgeſchleppt, gleichſam mit einem Schein von Ehrwürdigkeit umkleidet. In allen Sammlungen Schillerſcher Briefe haftet man an ihnen mit unerſchütterlicher Treue; die Schriftſteller, die bisher ihre löblichen Mühen auf Darſtellung des Schillerſchen Lebens gewandt, haben dieſen mißgebornen Worten den Eingang in ihre mehr oder minder glaubenswerthen Berichte verſtattet. Und wer möchte daher es einem Palleske übel deuten, wenn er, die Sätze des Briefes umſchreibend, treulich erzählt (1, 474): „und bat ihn auch noch das Beſte für ihn zu thun.“ Sprach er doch vorher (S. 399)[22]) auch ohne Bedenken von jener Kritik, welche der Dichter nicht aus einem kranken Kopfe „herauszimmern“ konnte!

---

[21]) Der Ausdruck findet eine ähnliche Anwendung im zweiten Satze des Briefes vom 7. Juni 1784: „daß man nur auf Ihre endliche Propoſizion wartet um über die beiden Vorſchläge das lezte zu beſchließen“ — d. h. die endgültige Entſcheidung zu treffen.

[22]) Es ſind die Seitenzahlen der neunten, neu verbeſſerten Auflage, Stuttgart 1877.

Nicht anſchaulicher vielleicht läßt ſich das Verderbniß darlegen, dem hier ſo vielfach Schillerſche Sätze und Worte preisgegeben waren, als wenn ich beiſpielsweiſe aus zwei, drei aufeinanderfolgenden Briefen die auffälligeren Verſehen und Fehler der Reihe nach zuſammenordne. Solche Beiſpiele zu liefern mögen die Briefe aus dem October und December 1781 vor allen geeignet erſcheinen. In ihnen verhandelt der Dichter mit dem Intendanten über die Umſchmelzung, die er mit den „Räubern“ vorzunehmen ſich herbeilaſſen müßte, wenn ihnen der Weg auf die Breter gebahnt werden ſollte. Bei Entwurf und Ausführung des Schauſpiels hatte er jedem Gedanken an die Schaubühne ſich ferngehalten. Das bekennt er unverhohlen und mit Selbſtgefühl ſowohl in der urſprünglichen Vorrede, welche dann, ihrer Derbheit wegen, zurückgezogen ward, als in der ſpäteren, die er dem Werke mitgab. Die dramatiſche Methode ſollte ihm nur Raum und Mittel gewähren, das innere Weſen ſeiner Perſonen, ihr Seelenleben deutlicher vor dem Leſer zu entfalten, es tiefer auszubilden und ergreifender vorzuführen. Nun aber mußte er an dem Schauſpiele die Umwandlung in ein bühnengerechtes oder der Bühne doch nicht gänzlich widerſtrebendes Trauerſpiel vollziehen. Ja, er mußte die Willfährigkeit noch weiter treiben. Er mußte, nach Dalbergs Vorſchlag, der einem Gebote gleichkam, das Stück aus dem Bereiche des achtzehnten Jahrhunderts, deſſen Geiſt in ihm webte, in deſſen Luft es gediehen war, gewaltſam zurückſchieben in die Zeit, da „Kayſer Maximilian den ewigen Landfrieden für Deutſchland ſtiftete.“ Wieviel durch dieſe mühſelige Verſetzung in eine fremdartige Umgebung dem Stück an innerer Wahrheit, an Charakter und Farbe verloren ging, das erhellt am beſtimmteſten aus einer genauen Prüfung und Vergleichung der Texte und Varianten, welche im zweiten Bande der hiſtoriſch-kritiſchen Ausgabe der leider uns nun entriſſene Wilhelm Vollmer mit der ihm eigenen ſcharfblickenden Aufmerkſamkeit

und mit dem nie raſtenden, ihm zur Natur gewordenen Fleiße bearbeitet hat.[23])

Den beiden Vorreden ſowie der im „Wirtembergiſchen Repertorium" erſchienenen Kritik treten die oben bezeichneten Briefe ergänzend und beſtätigend zur Seite, ja ſie berühren ſich mit jenen in Gedanken und einzelnen Wendungen.[24]) Wie Schiller die getroffenen Veränderungen vertheidigt, begründet, ins Licht ſetzt, wie er hier einen Mangel zugiebt, dort einen Vorzug heraushebt, wie er die beim Leſen erzielte Wirkung mit dem durch die Darſtellung zu erreichenden Eindrucke vergleicht, wie er hier ſich den Forderungen der Bühne fügt, dort aber „dem Eigenſinn des Parterre, dem Unverſtand der Gallerie" ſelbſtbewußt ſich entgegenſtemmt, dies alles könnte uns ahnen laſſen, daß in dem Dichter zugleich einer der tiefſten und kühnſten kritiſchen Geiſter aller Zeiten erſtehen wird. Jedes

---

[23]) Ich verweiſe vor allem auf die erſte Scene zwiſchen Karl und Spiegelberg S. 223. Auch auf Hermanns Lügenbericht von Karls Tode ließe ſich verweiſen (S. 248). Die Namen Preußen und Oeſterreich, Friderich und Schwerin ſind verſchwunden; dafür hören wir von den Polen und Türken und dem König Mathias von Ungarn. Aus Friderichs Siegesflug wird ein Siegesflug des Mathias, aus dem heißen Treffen bei Prag irgend ein unbeſtimmtes heißes Treffen, das, man weiß nicht wo, gefochten wird.

[24]) Man vergleiche! S. 17: Als ich es anfangs dachte, und den Plan davon bei mir entwarf dacht ich mir die theatraliſche Darſtellung hinweg = Schrift 2, 361: Der Verfaſſer geſteht, daß er nie an die Bühne dachte. — S. 32: Dieſe Verſezung meines Stüks (nämlich in die frühere Zeit) macht es — — — zu einem fehlervollen und anſtößigen Quodlibet, zu einer Krähe mit Pfauenfedern = Schrift. 2, 372: So entſtand ein buntfärbiges Ding, wie die Hoſen des Harlequins. — S. 20: Die Kataſtrophe des Stüks däucht mich nun die Krone deſſelben zu ſeyn. Moor ſpielt ſeine Rolle ganz aus, und ich wette, daß man ihn nicht in dem Augenblik vergeſſen wird, als der Vorhang der Bühne gefallen iſt = Schrift. 2, 370: Offenbar krönt dieſe Wendung das ganze Stück und vollendet den Karakter des Liebhabers und Räubers. — S. 361: Das Aug wurzelt in den erhabenen armen Sünder, wenn ſchon lange der Vorhang gefallen iſt.

Wort bezeugt, wie er dem dämoniſchen Drama,[25]) das ſo eben aus ſeinem Feuerkopfe hervorgeſprungen und viele tauſend Köpfe in feurige Entzückung verſetzen ſollte, zwar liebevoll — denn es iſt ja ſeine Schöpfung, aus der ein guter Theil des eigenen Weſens ihm widerſtrahlt — aber zugleich kühl und ruhig mit feſtem Urtheil und unbefangener Beobachtung gegenüberſteht. Jedes Wort müßte hier unverſehrt bleiben. Inwiefern dies geſchehen iſt, erſieht man aus der folgenden Liſte.

S. 16: „Hier mußte ich Fehlern abhelfen, die in der Grundlage des Stüks ſchon nothwendig wurzeln" — Grundanlage.

S. 18: „Der Räuber Moor, wenn er, wie ich zum voraus verſicherte, ſeinen Mann unter den HH. Schauſpielern findet" — — verſicherte? Wem gab Schiller eine ſolche Verſicherung? Wann und wo fand er Anlaß, eine ſolche zu geben? Höchſtens konnte er doch bei ſich die zuverſichtliche Hoffnung nähren, daß die Herren Schauſpieler, die er fürs erſte noch ſehr reſpectvoll behandelt, ihm den richtigen Mann für ſeinen Räuber ſtellen würden. Demgemäß heißt es denn auch in der Handſchrift: „wie ich zum Voraus verſichert bin." Dieſer nämliche Satz aber muß uns noch ferner beſchäftigen. Alſo: „der Räuber Moor — — — dürfte (dörfte iſt Schillers wie Herders Schreibung) auf dem Schauplatz (plaz) Epoche machen,

---

[25]) This demoniac drama nennt Thomas de Quincey die „Räuber". Der Ausdruck ſagt noch etwas mehr als unſer „dämoniſch". Der kurze, unſerem Dichter gewidmete Aufſatz, dem dieſe Bezeichnung entnommen iſt, ſtammt aus den letzten dreißiger Jahren; er findet ſich jetzt im fünfzehnten Bande der geſammelten Werke de Quincey's (Edinburgh 1863). Der ſtets geiſtreiche Opium-Eſſer giebt auch hier einige Winke, die der engliſche Leſer gut thun wird zu beachten, und erzählt einiges, was der engliſche Leſer gut thun wird, ſo ſchnell wie möglich wieder zu vergeſſen. Kann ein Satz mehr luſtige Irrthümer in ſich aufnehmen, als in folgenden Zeilen zuſammengedrängt ſind? From Mannheim where he had a transient love affair with Laura Dalberg, the daughter of his friend the director, Schiller removed to Jena (p. 202).

einige wenige Speculationen, die aber auch als unentbehrliche Farben in dem ganzen Gemälde ſpielen, weggerechnet, iſt er ganz Handlung, ganz anſchauliches Leben.“ Mit den „Speculationen“, denen in der Urſchrift der auszeichnende Schmuck lateiniſcher Lettern nicht abgehen darf, mag er etwa auf die beiden Selbſtgeſpräche im zweiten und vierten Aufzug deuten (Schrift. 2, 260 und 302). Aber — Speculationen, die als Farben in einem Gemälde ſpielen? Gewahren wir hier jene Beſtimmtheit, die der Schillerſche Ausdruck auch dann nicht verleugnet, wenn er ins Gewaltſame hinüberſtrebt oder bis an die Grenze des Ungeheuerlichen fortſtürmt? Im Fiesko 2, 17 (Schrift. 3, 75) ſagt der Maler Romano, indem er das Gemälde zurechtſtellt: „Das Licht mus von der Seite ſpielen.“ Wer jedoch wird dieſen Satz zur Beſchönigung jener verworrenen Ausdrücke mißbrauchen wollen, die wir uns bisher in einem Schillerſchen Briefe gefallen ließen? Beim Ueberdenken jener Zeilen wird es offenbar, daß die Speculationen zu den Farben im Verhältniß vom Subject zum Object ſtehen; die Farben müſſen in das Gemälde hineingeſpielt werden. Und hiezu ſtimmt denn auch die echte Leſart, wie die Handſchrift ſie überliefert: „einige wenige Speculationen, die aber auch als unentberlich Farben in dies (oder: dis) ganze Gemälde ſpielen.“ Jetzt hören wir die Rede Schillers.

S. 20. Der Verfaſſer, der, wie er abſichtlich hervorhebt, ſelbſt noch Verbeſſerer wird, weiſt auf die Scene hin, in welcher Hermann, der ſich endlich von der ſchaudervollen Genoſſenſchaft Franzens mit Abſcheu losgeſagt, der Amalia entdeckt, daß Karl nicht gefallen, daß der greiſe Vater nocht lebt. Im Schauſpiele geſchieht dieſe Entdeckung ſchon früh, bald nach dem Beginne des dritten Actes. Sie wirkt erſchütternd auf Amalien; ſie übt aber keinen folgenreichen Einfluß auf den Fortgang der Handlung. Sollte dieſe Scene vom Dichter für die Handlung ausgenutzt werden, ſo mußte er in dem für die Breter beſtimmten Trauerſpiel dieſes kurze Zwiegeſpräch zwiſchen der

Geliebten Karls und dem ehemaligen Spießgesellen des Franz in einen anderen Zeitpunct verlegen. Dort erfolgt es denn erst im vierten Aufzuge (Schriften 2, 294), wo die künstlerisch wohlberechnete Wirkung nicht ausbleibt. Der sich selbst kritisirende Autor rühmt diese Anordnung: „Seine Scene mit Amalien im Garten ist um einen Akt zurückgesetzt worden, und meine guten Freunde sagen, daß ich im ganzen Stück keinen bessern Akt dazu hätte wählen können, als diesen" — — „keinen bessern Act"? Und das, nachdem eben erst dasselbige Wort Act vorangegangen? Nicht eigentlich die Wahl des Actes ist hier entscheidend, sondern die Wahl des bestimmten Platzes, der diesem Auftritte in der Scenenfolge eines großen und reichen Actes anzuweisen war. Es heißt — und muß uns dies wirklich erst die Handschrift lehren? — „daß ich im ganzen Stük keinen bessern „Ort" dazu hätte wählen können als diesen, keine bessere Zeit, als einige Augenblike vor Moors Scene[26]) mit Amalien."

Unmittelbar hernach sagt er im Hinblick auf Franzens Monolog 4, 9 (Schrift. 2, 292), der den Schauspielern erwünschten Anlaß zur Entfaltung ihrer Künste bietet: „Franz ist der Menschheit etwas näher gebracht, aber der Weg dazu ist etwas seltsam." Wozu dies wiederholte „etwas"? Schiller schrieb, und zwar aus triftigem Grunde: „aber der Weg dazu ist seltsam."

---

[26]) Im Druck erscheint „Scene" mit gesperrten Lettern, als ob Schiller das Wort unterstrichen hätte. Das ist ihm nicht in den Sinn gekommen; denn welche Art von Nachdruck könnte hier dem Worte gebühren? Ein Strich, der zu einem Buchstaben der folgenden Zeile gehört, hat das Auge des Herausgebers getäuscht. An wie manchen anderen Stellen wird mit den gesperrten Lettern ein geradezu verwirrender Unfug getrieben! Auch die von Schiller angebrachten Absätze werden im Drucke oft genug nicht wiedergegeben; dafür finden sich andere, nach Willkür gewählte. Wo sie in der Handschrift sich finden, dienen sie stets der Deutlichkeit und erleichtern die Uebersicht.

S. 21. Für die theatralische Darstellung — so nachgiebig hatte den Dichter der briefliche Verkehr mit dem Intendanten schon gestimmt — wollte Schiller alle nöthig erscheinenden Kürzungen gestatten. „Aber," fährt er fort, „dawider protestiere ich höflich, daß beim Druken etwas hinweggelassen wird" —höflich? Sprach Schiller Forderungen aus, die den Kreis sittlicher Pflichten oder das Gebiet ernster künstlerischer Interessen berührten, so pflegte er nicht eben der in solchem Falle zweifelhaften Tugend der Höflichkeit sich zu befleißigen; von solchen Forderungen ließ er sich nichts abdingen; in den kräftigsten Ausdrücken machte der thatkräftige Idealist sie geltend. So protestiert er denn auch hier gegen die Verstümmelung seines Werkes nicht höflich, sondern „höchlich", und die gleich darauffolgenden Worte zeigen, mit welchem Selbstbewußtsein er das unveräußerliche Recht des Dichters der „Bequemlichkeit der Spieler" entgegenstellt. Auch dies „höflich" mußte in die Biographien übergehen. Da ist doch gewiß Carlyle gerechtfertigt, wenn er den Druckfehler getrost übersetzt: But in the printing, J use the freedom humbly to protest against the leaving out of anything. Dieser Fehler erinnert an ein ähnliches Versehen, das in einem späteren Briefe (S. 88) aufstößt, wo die ganz unentbehrliche „Frechheit" in eine dort völlig unstatthafte „Freiheit" verwandelt wird.

Im Briefe vom 12. December 1781 beginnt Schiller zu erörtern, ob Dalbergs Vorschlag, die „Räuber" in Zeitgenossen Maximilians umzumodeln, ausführbar sei. Zuerst scheint er ihn zu billigen, ja zu preisen. Er gesteht (S. 29), daß er die Zurücksetzung der Geschichte in die Epoche des gestifteten Landfriedens, „die ganze dadurch wohlerrungene neue Anlage des Schauspiels" für unendlich besser als die seinige halte. — Was soll der wunderlich verschrobene Ausdruck: „wohl errungene Anlage?" Deutlich giebt die Handschrift: „die ganze dardurch entsprungene neue Anlage."

Nachdem er so durch dieses Zugeständniß, das sich ganz

im allgemeinen hält, dem Freiherrn den erforderlichen Zoll schmeichelnder Anerkennung abgetragen, erweist er im einzelnen mit siegenden Gründen, daß seiner Dichtung innerstes Wesen verkehrt und verzerrt werde, wenn man sie aus dem Zeitboden, in dem sie gewurzelt, losreißen wolle.[27]) Er führt aus, wie schlecht eine Amalia in jene Zeiten hineinpaßte. „Sie sehen von selbsten" — mit diesen Worten redet er seinem Gönner ins künstlerische Gewissen — „dieser Karakter, diese Gattung Liebe die in meiner Arbeit herrscht ist in das ganze Gemälde des Räuber Moors, ja in das ganze Stük so tief und allgemein hinein kolorirt, daß man das Ganze Gemäld übermalen muß um es auszulöschen." — Das ganze Gemälde des Räuber Moors? — Der Dichter darf hier nicht auf das Gemälde Karls, er muß vielmehr auf das Gesamtbild vom Leben der Räubergesellschaft, wie er es zur Anschauung gebracht, hindeuten wollen. Seine Worte lauten demnach: „das ganze Gemälde der Räuber Moors." Der Widersinn entstand durch einen vertauschten Buchstaben.[28])

Ferner beharrt der Poet darauf, daß Amalia ermordet und zwar von Karl ermordet werde. Hierin erkennt er eine „positive Schönheit seines Karakters;" und nachdem er schon zuvor diesen Theil des Dramas als denjenigen bezeichnete, der ihn am meisten Anstrengung und Ueberlegung gekostet, ruft er

---

[27]) In den Sätzen (S. 31): „es ging dem Stük wie einem Holzstich." und: „Ich beging ein Verbrechen gegen die Zeiten Maximilians — hat Schiller ganz klar geschrieben: ginge und beginge.

[28]) Aehnlichen Schaden durch die Vertauschung einzelner Buchstaben erlitt der Brief vom 4. Juni 1782, geschrieben nach jener zweiten Mannheimer Reise, die der Dichter im Arrest abbüßen mußte. Im zweiten Satze ist „doch" in „noch", „verleitet" in „verleidet" entstellt worden. Im Verfolg des Briefes hören wir die Klage: „Unglüklicher kann bald niemand seyn, als ich. Ich habe Gefühl genug für meine traurige Situation, vielleicht auch selbst Gefühl genug für das Verdienst eines bessern Schiksals." — So las man bis zum Jahre 1836. Dann aber hat Streicher, der diesen Brief in sein Buch herübernahm und der seinen Schiller besser kannte, das richtige „Selbstgefühl" hergestellt.

abſchließend aus: „Doch ich würde die Rechtfertigung dieſer Rolle in keinem Briefe erſchöpfen.“ [29]) — Welcher Rolle? Der Rolle Amalias oder Moors? — Schiller geht doch hier nicht darauf aus, den Charakter des Einen oder der Anderen zu rechtfertigen. Derlei Unterſuchungen und Erwägungen waren ja für ihn längſt abgethan. Nein, er will nur die ſchauerliche Kataſtrophe im Schickſal Amalias gegen die Bedenken, gegen die gefahrdrohenden Aenderungsvorſchläge des Freiherrn ſchützen. Er würde jedoch, meint er, die Rechtfertigung dieſer „Stelle“ in keinem Briefe erſchöpfen.

Dalberg äußerte zur Vertheidigung ſeines Vorſchlags die Anſicht, ein Charakter wie der des ſpeculativiſchen Schurken Franz, habe ſich gerade in jenem früheren Jahrhunderte ausbilden können. — Gut, es ſei ſo, antwortet Schiller; „doch müßte man,“ fügt er hinzu, „dem Leſer und Zuſchauer in Abſicht auf dieſes einen kurzen Aufſchluß in Dialogen ſelbſten geben.“ (S. 41.) In welchen Dialogen? Etwa in ſolchen, die zum Zwecke einer derartigen Begründung dem Stücke beſonders eingeſchoben würden? — Nichts weniger als das! Schiller ſchrieb: „im Dialogen“ — überhaupt im Dialog des Trauerſpiels. Die uns ungewohnte Form des Dativs darf keinen Anſtoß geben. So leſen wir in der Selbſtkritik (Schriften 2, 363): „Franz ſagt uns in einem Monologen einen wichtigen Grund.“

S. 42. Wie ein Kind freute ſich Schiller auf die erſte Vorſtellung ſeines gewaltigen Erſtlingswerkes. Von ſtolzer Hoffnung erheitert, bekennt er dem Intendanten: „Ich glaube meine ganze dramatiſche Welt wird dabei aufwachen, und im ganzen einen größeren Schwung geben.“ — Wem ſoll der größere Schwung mitgetheilt werden? Doch wohl dem Dichter ſelbſt.

---

[29]) Daß in dem folgenden Satze „darin“ in „davon“ zu ändern, muß jedem aufmerkſameren Leſer von ſelbſt einleuchten.

Also schrieb er: „und mir im ganzen einen größeren Schwung geben."

Einen solchen Ertrag an Fehlern liefert die Durchmusterung einzelner weniger Briefe!

Und ähnliche Zeugnisse bald der Willkür, bald der Nachlässigkeit und nicht selten beider zugleich wiederholen sich durch das Ganze dieser nicht eben umfangreichen Sammlung. Manchmal zeigt sich der Herausgeber mildthätig gesinnt; wie er oben dem Dichter mit einem höchst überflüssigen, ja störenden „etwas" zu Hülfe kam, so leiht er ihm wohl auch ein unnöthiges „gar". (S. 108) oder dehnt ein vollkommen richtiges „nimmer" (S. 94) in „nimmermehr". Häufiger jedoch verläßt ihn die Gebelaune, und er entzieht dem wohlgefügten Satze ein unentbehrliches oder wenigstens die Deutlichkeit förderndes „dann" (109) „von" (112) „zu" (113); selbst ein Wort wie „hiesigen" wird (132) ausgestoßen.[30]) Wenn Schiller bitter klagt, daß in einer Vorstellung von „Kabale und Liebe" die meisten Rollen unerhört vernachlässigt worden, und dann mit künstlerischem Stolze hinzufügt: „Mir selbst kann zwar an diesem Umstand sehr wenig liegen" — so scheint dem Herausgeber das „sehr" zu stark; er hat an dem „wenig" genug.

Auch die mit einzelnen Wörtern mehrfach vorgenommenen Aenderungen und Umstellungen dürfen der Aufmerksamkeit nicht entgehen. Gewiß nur aus Versehen erscheint S. 2 „ein" für mein, S. 3 „wie der Herren Schauspieler" statt: von den H.H. Schauspielern, S. 118 „eingeben" statt: eingaben, S. 127 „insgemein" statt insgeheim, S. 103 „genug" für ganz.[31])

---

[30]) Drei, allerdings entbehrliche Wörter fehlen S. 107: „Die nur im geringsten mit ihr zu vergleichen wäre."

[31]) Es sei doch auch erwähnt, daß auf S. 90 Schiller von Dalberg eine Anweisung auf 300 fl. — nicht 200 — sich erbitten muß. Vgl. Wolzogen, Beziehungen 428, und die Quittung bei Pichler, Chronik des — — Theaters in Mannheim, 74. — Brauche ich noch zu bemerken, daß es auf S. 75 „applanieren" und S. 78 „ein ziemliches zumuthen" heißen muß?

Bei manchen anderen Entstellungen aber regt sich der Verdacht, sie seien hervorgegangen aus der Sucht, den Dichter zu verbessern. So wird auf S. 74 für Schillers Wort: zuzusprechen („mir den Gewinnst der ersten Vorstellung meines Fieskos mit aufgehobenem Abonnement zuzusprechen") das geläufigere, aber hier sinnstörende „zu versprechen" gesetzt. Wenn Schiller S. 72 schreibt, er hoffte in Mannheim durch sein Schauspiel sich „nicht nur schuldenfrei, als auch überhaupt in beßere Umstände zu sezen" — so wird ihm diese Construction nicht gestattet und „als" in „sondern" umgewandelt.[32]) — Aus Frankfurt berichtet er (S. 100), Iffland werde in „Kabale und Liebe" den Kammerdiener spielen, den er, der Dichter, „mit Wegwerfung aller amerikanischen Beziehungen, wieder ins Stück hineingeschoben." An der Wegwerfung nahm man Anstoß; sie ward in „Weglassung" gemildert. — Er spricht S. 126 von einer „Maschine, die sich ewig fort selbst treibt," und wir erhalten dafür eine solche, „die sich ewig selbst forttreibt."

Ein seltsames Mißgeschick hat den Brief vom 4. Juni 1782 heimgesucht. Er ward ganz eigentlich entzwei gerissen. Dieses Schreiben, eines der wichtigsten der ganzen Sammlung, hat Schiller etwa 14 Wochen vor der Flucht aus Stuttgart an Dalberg gerichtet. Es ist ein Hilferuf. Jeder Satz hier zeigt, bis zu welchem Grade des Dichters Widerwille gegen die Verhältnisse, die ihn umstrickten, gestiegen war. Deutlich erkennt er die Nothwendigkeit, die unabweisliche, sich diesen Verhältnissen zu entreißen, wenn er nicht Gefahr laufen will, das Beste seines Wesens zwecklos aufzuopfern und die Kraft seines schöpferischen Geistes für immer gebrochen zu sehen. Wir hören das schmerzliche Bekenntniß: „In diesem Norden des Geschmaks werd ich ewig niemals gedeyhen." Von Dal-

[32]) In der Handschrift stand zuerst „sowohl"; das ward gestrichen und „nicht nur" darüber gesetzt. Welche freie Anwendung von „als" sich der junge Schiller auch sonst verstattet, sieht man aus Schriften 2, 360, 9—11.

berg erwartet er alles; einem solchen Gönner will er mit unbedingter Hingebung sich anvertrauen; durch den thätigen Edelmuth dieses von den Mannheimer Freunden angebeteten Kunstbeschützers wähnt er das Glück seines Lebens erwarten zu dürfen. Und ist er nicht von Dalberg selbst zu jeder Hoffnung ermuthigt worden? Doch hier müssen wir uns unmittelbar die auf S. 61 befindlichen Worte des Briefes selbst vorführen: „ich werde den Händedruck der Ihren Verspruch versiegelte, ewig fühlen; wenn Euer Excellenz diese 3 Ideen goutieren und in einem Schreiben an den Herzog Gebrauch davon machen so stehe ich ziemlich für den Erfolg."

Seltsam! Was haben wir hier gelesen? Schiller weist zurück auf drei Ideen, welche der Freiherr goutieren soll. Aber in dem ganzen Briefe war nicht die geringste Spur solcher Ideen zu entdecken. Blättern wir weiter, so stoßen wir nach dem Schlusse des Briefes auf eine „Beilage" (S. 64). In dieser allerdings versucht Schiller dem Intendanten die Mittel anzudeuten, durch welche vielleicht es gelingen könne, ihn, den ins Große und Weite strebenden Dichter, aus der ihm so verhaßten Stuttgarter Enge und aus den Fesseln eines noch verhaßteren Dienstes zu befreien. Die Vorschläge, die er zu diesem Behufe empfiehlt, werden ganz methodisch in drei besonders numerirten Hauptsätzen dargelegt. Dies wären also die drei Ideen. Daß Dalberg sie „goutieren" würde, hätte der Dichter keineswegs erwarten sollen. In den Vorschlägen selbst aber giebt er jene scharfe und sichere, auf klarer Menschenerkenntniß beruhende Weltklugheit kund, die sich mit der Kraft seines Willens, mit der Kühnheit seines Strebens in so überraschender und doch so verständlicher Weise paart.

Dieser Beilage, der man selbst den Titel eines Promemoria giebt, pflegen denn auch die Biographen arglos mit der gebührenden Sorgfalt zu gedenken. Wodurch aber sollte sich Schiller bewogen fühlen, den eigentlichen Inhalt des Briefes in eine Beilage zu verweisen? Setzt er ja doch gegen Schluß

des Briefes selbst diesen Inhalt als bekannt voraus! Ein Blick auf die Handschrift hilft uns aus dieser Verwirrung. Der Brief umfaßt fünf Quartseiten, d. h. drei Blätter, deren letztes nur auf einer Seite beschrieben ist. Dieses letzte Blatt ward unrichtig eingeheftet; es findet sich jetzt hinter dem Briefe vom 29. September 1783. Diesem leicht zu lösenden Wirrniß gegenüber fühlte sich der Herausgeber von allem Rath verlassen. Er verband die fünfte Blattseite mit der zweiten und riß somit das Ganze aus den Fugen, indem er zugleich weit von einander abstehende Sätze gewaltthätig zusammenschweißte. Der Inhalt der dritten und vierten Seite ward demgemäß in eine sogenannte Beilage verbannt. Die Worte, mit denen diese angebliche Beilage beginnt, schließen sich in Schillers Briefe einfach und natürlich an den Satz: „und ich werde den Händedruck der Ihren Verspruch versiegelte, ewig fühlen;" nun werden die drei Vorschläge mitgetheilt, und in durchaus verständlicher Weise fährt der Schreiber fort: „Wenn Euer Exellenz diese 3 Ideen goutieren" u. s. w. Man gebe dem Briefe sein ursprüngliches Gefüge und Gepräge wieder; erst dann können wir des Dichters Stimmung, aus welcher diese leidenschaftlich bewegten und doch so klug abgemessenen Worte hervorgingen, ganz nachempfinden.

Beachtung verdienen noch zwei zu den Briefen gehörige und neben ihnen erhaltene Schriftstücke, die von Goedeke mit Recht der historisch-kritischen Ausgabe einverleibt worden. Auch sie sind im Druck nicht unbeschädigt davon gekommen.

In dem ersten dieser Stücke, das den Brief vom 12. December 1781 begleitete, erblicken wir den Entwurf jener, auf Dalbergs Rath verfaßten, Nachricht an das Publikum, die am Tage der ersten Vorstellung der „Räuber" in Mannheim zugleich mit dem Theaterzettel ausgegeben ward. Schiller selbst bezeichnet sie als ein „kleines Avertissement". Es war bestimmt, die Theaterbesucher über den Inhalt und das mora-

liſche Endziel dieſes ſchauerlichen Meiſterſtücks[38]) zum voraus aufzuklären und die Nerven und Geiſter in die gehörige Spannung zu verſetzen, damit die vom Dichter bezweckte Wirkung nicht verkümmert würde. In Mannheim ward dieſer Entwurf mancherlei Umänderungen unterzogen. So finden wir denn in den Schriften (2, 336—7) den Text, der am 13. Januar 1782 den Mannheimern vor Augen kam, zugleich mit den Varianten, die aus dem gedruckten Entwurfe ſtammen. Zwei dieſer Varianten im letzten Satz („aus" dem Schauſpiel ſtatt „von", und „brauche" ſtatt „brauchen") ſind aber jetzt zu ſtreichen; ſie rühren, wie die Handſchrift bezeugt, nicht von Schiller her, ſondern vom Drucker. Anziehender erſcheint eine der vorhergehenden Varianten. Das Mannheimer Avertiſſement ſchildert mit den beweglichen Worten des urſprünglichen Entwurfs die Greuelthaten und den Untergang des Mordbrennerhauptmanns. Dann aber rühmt es von ihm: „doch erhaben und ehrwürdig, gros und majeſtätiſch im Unglück, und durch Unglück gebeſſert, rückgeführt zum Fürtrefflichen." Goedeke giebt mit vollem Rechte an, daß die Worte „doch erhaben und ehrwürdig" im Entwurfe fehlen. Aber ſollte Schiller unterlaſſen haben, gerade mit dieſem Zuge das Bild ſeines Räubers auszuſtatten? Sprach

[38]) Mit dieſem zweifelhaften Ehrentitel belegte die „Räuber" der Arzt und Hofrath Mai, ein Freund Dalbergs, in dem Aufſatz „Ueber die Heilart der Schauſpielerkrankheiten", der in der „Berliner Litteratur- und Theater-Zeitung" vom 1. und 8. Februar 1783 zu leſen iſt. Er charakteriſirt das Schillerſche Trauerſpiel als „ein Stük, wobei das Menſchenblut erfrieren und die Nerven, ſowohl beim Schauſpieler als Zuſchauer, erſtarren müſſen, wenn ihre Urahnen nicht von Pantoffelholz geweſen ſind." Herr Mai, der zu Schiller in perſönlicher Beziehung ſtand, redet als Arzt und als Freund der Schauſpieler, dem dieſe „Nervenmärtirer" Hochachtung und Mitleid ablocken. Unter Schauſpielerkrankheiten verſteht der Arzt hier übrigens wirkliche, nicht vorgeſchützte Krankheiten. Es lohnte vielleicht der Mühe, dieſen ergetzlichen Maiſchen Aufſatz, dem es an manchem belehrenden Winke nicht fehlt, nach mehr als 100 Jahren wieder vollſtändig ans Licht zu ziehen. Julius W. Braun konnte in dem Sammelwerke „Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenoſſen" 1, 1, 28, natürlich nur die erſten Sätze mittheilen.

er doch schon in der ersten Vorrede zu seinem Schauspiel von „ehrwürdigen Mißethätern, von Ungeheuern mit Majestät!“ (Schriften 2, 5, 28.) Den Aufschluß gewährt auch hier die Handschrift. Schiller hatte zuerst geschrieben: „von Abgrund zu Abgrund stürzte, in alle Tiefen der Verzweiflung. Aber auch im Laster erhaben und ehrwürdig — Groß und majestätisch im Unglück“ u. s. w. Aber zu dieser Erhabenheit und Ehrwürdigkeit im Laster mag Dalberg doch wohl den Kopf geschüttelt haben. In der Handschrift ist der bedenkliche Satz mit unverkennbarer Energie durchstrichen. Der Herausgeber der Briefe aber hielt alles Durchstrichene seiner Aufmerksamkeit unwerth, und so mußten aus dem Drucke jene bezeichnenden Worte bis auf die letzte Spur verschwinden.

In dem zweiten dieser Schriftstücke ist uns der von Schiller entworfene Plan einer Mannheimer Dramaturgie erhalten, auf dessen Ausführung er freilich verzichten mußte. Er ist jetzt unter die Aufsätze eingereiht, die im dritten Bande der Schriften auf „Kabale und Liebe“ folgen. Was hier aus der Handschrift nachzutragen und zu verbessern ist, mag in der Note kurz angegeben werden.[34])

Ans Ende dieser lang gedehnten Reihe von Fehlern, Versehen und Entstellungen schließt sich nun ein fast belustigendes Beispiel vollendeter Fahrlässigkeit. Es begegnet uns in dem Briefe vom 24. August 1784, der, reich an bedeutsamen Aeußerungen, zu den erfreulichsten der Sammlung zählt. Vor allem erfreut uns hier der Dichter durch den unverhohlenen Ausdruck der eigenen Freude, welche durch das neu gesteigerte Bewußtsein der ihm innewohnenden Schöpferkraft genährt wird. Und

[34]) Schriften 3, 526, 5 ist nach „Generalübersicht von“ einzuschalten: „seiner jezigen Verfassung“; 526, 29 ist statt „den Zufällen des Buchhändlers“ zu setzen: den Zufällen des Buchhandels; und 527, 3 ist „tragen“ in „wagen“ zu ändern. Wie doch selbst solche und ähnliche Veränderungen, mögen sie auch noch so unwesentlich scheinen, dennoch auf den Gesamtton der Rede wirken.

zugleich glaubt er, daß dieſe Kraft nun in die ihr angewieſene Richtung gelenkt worden; er glaubt mit Beſtimmtheit zu erkennen, welchem Dichtungskreiſe die Aufgaben angehören müſſen, in deren Bewältigung ſie das Höchſte zu leiſten berufen ſei. Er ſchwelgt in der Ausſicht auf ſeinen Carlos. Schon im Sommer 1782 war er durch einen Wink Dalbergs zu dem Stoffe geführt worden, dem er ſich dann, auch im Gedränge anderer Arbeiten, nie wieder gänzlich entfremdete. In den Frühlingstagen des Jahres 1783 ergeht er ſich in der ſchwärmenden Begeiſterung eines leidenſchaftlichen Liebhabers, wenn er von dem Helden ſpricht, auf den er gleichſam den Pulsſchlag ſeines eigenen Weſens übertragen will. Zugleich nimmt er ſich vor, in dieſem Drama, deſſen Held ſo liebevoll von ihm umfaßt wird, ein edles Nachewerk zum Frommen der entadelten, niedergedrückten Menſchheit zu vollbringen. Jetzt, im Sommer 1784, giebt er ſeiner Theilnahme an dem Stoffe, den er ſich nun immer entſchiedener zu eigen macht, einen gemäßigteren, aber darum nicht minder innigen Ausdruck. Das „herrliche Sujet" iſt vorzüglich für „ihn" herrlich. Er weidet ſich an dem Ausblick auf das Gebiet, das vier große Charaktere, unter denen freilich Poſa noch nicht erſcheint, ſeiner dramatiſchen Kunſt eröffnen. Der höheren Bedeutung des Gehalts muß die Würde der künſtleriſch gehobenen Form entſprechen. Will er ſeinen Carlos zu einem vollkommenen Drama ausbilden, ſo darf er ihm den Schmuck des Verſes nicht vorenthalten,[35]) und er freut ſich, daß er „nunmehr ſo ziemlich Meiſter über den Jamben" geworden. In Verbindung mit

---

[35]) Man ſehe das Vorwort zu dem in der „Thalia" erſchienenen Dom Karlos (Schriften 5, 1, 3, 32) und vergleiche damit die Worte Wielands im „Teutſchen Merkur" 1782, 4, 83. Mit einer Ergriffenheit, die ſich dem unbefangenen Leſer mittheilt, ſchildert Streicher (S. 198) aus ungeſchwächter Erinnerung den Eindruck, von dem er überwältigt ward, als er die prächtig dahinrauſchenden Verſe friſch, wie ſie aus des Dichters Geiſte hervorgequollen waren, aus des Dichters Munde vernahm.

ſolchen Aeußerungen, die von einer freudigen Selbſterkenntniß zeugen, thut er den kühnen und wahren Ausſpruch (S. 127): „Ich kann mir es jezt nicht verbergen, daß ich ſo eigenſinnig, vielleicht ſo eitel war, um in einer entgegengeſezten Sphäre zu glänzen, meine Phantaſie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einzäumen zu wollen,[86]) da die hohe Tragödie ein ſo fruchtbares Feld, und für mich, möcht ich ſagen, *da* iſt; da ich in dieſem Fache größer und glänzender erſcheinen, und mehr Dank und Erſtaunen wirken kann, als in keinem andern, da ich hier vielleicht nicht erreicht, in andern übertroffen werden könnte." Ich wiederhole: ebenſo wahr geſagt, wie kühn! Sollte man aber glauben, daß dieſer Satz, einer von den gewichtigſten, welche uns die ganze Briefreihe bietet, einer von denen, welche das Schillerſche Siegel am deutlichſten aufweiſen — ſollte man glauben, daß gerade dieſer Satz an drei verſchiedenen Stellen Schaden genommen? An der erſten Stelle freilich hätte man gar wohl den Schaden wittern können. Denn klingt es nicht ein wenig gar zu ſchüchtern, wenn der ſtolze Satz eingeleitet wird mit den Worten; „Ich kann mir es jezt nicht verbergen" — Und was kann er ſich nicht verbergen? Daß er ſo eigenſinnig, ſo eitel geweſen? — Man merkt ſchon, hier weht nicht der Hauch Schillerſcher Rede. Und merkt man nicht zugleich, daß aus dem „verbergen" ein „vergeben" herzuſtellen iſt? Nicht vergeben kann es ſich der Dichter, deſſen Sinn nun ausſchließend auf das Große gerichtet iſt, daß er, untreu ſeinem hohen tragiſchen Berufe, aus Eigenſinn, vielleicht auch aus Eitelkeit, ſich in die Enge des bürgerlichen Trauerſpiels hat einſchränken wollen. Hier iſt ſchon angedeutet, daß Schiller geſchrieben: „vielleicht auch ſo eitel war;" und endlich iſt in den Schlußworten des Satzes zu leſen: „im

---

[86]) „Ohne ſich übrigens in die Schranken eines Theaterſtücks einzuzäunen" heißt es in der zweiten Vorrede zu den „Räubern", Schriften 2, 8, 5. Natürlich zeigt auch die Handſchrift des Briefes: einzäunen.

andern übertroffen werden könnte," nicht „in andern". Der Schöpfer des Carlos, indem er behauptet, daß er im Fache der hohen Tragödie vielleicht unerreichbar sei, will doch zugeben, daß man im anderen Fache, nämlich in dem des bürgerlichen Trauerspiels, ihn übertreffen könne. Warum mußte doch gerade an diesem Satze der Zufall, der launisch über den gedruckten Buchstaben schaltet, seine Tücken so reichlich üben! Wird man nicht lächeln, wenn man erfährt, wie leicht gerade hier diese Tücken zu vereiteln waren? Der erste Herausgeber dieser Briefe wollte von Schillers Handschrift eine Probe vorlegen; er wählte für ein Facsimile sehr schicklich gerade diesen nämlichen Satz. Also hatte man unmittelbar neben dem fehlervollen Drucke die fehlerfreie Urschrift vor Augen. Aber was vor aller Augen liegt, wird deshalb auch nicht immer gesehen. Fast jeder, der über Schiller schrieb, hatte dieses Satzes zu gedenken. Aber unter der ganzen, ungleich gemischten Masse von Biographen, Kritikern und Litterarhistorikern, die sich seit etwa fünfzig Jahren über Schiller haben vernehmen lassen, kam es niemanden in den Sinn, dem trefflich gerathenen Facsimile auch nur einen vergleichenden Blick zu gönnen.[87]) So geschah es, daß der überall angeführte Satz sich überall mit denselben Fehlern belastet zeigte.

Und nun genug Silben gestochen und Worte geklaubt! — Muß ich nicht besorgen, daß mancher Leser, wenn er auch bis hieher standhaft ausgeharrt, doch an diesem anscheinend so un-

---

[87]) Aus diesem Facsimile ließ sich auch ersehen, daß Schiller „entgegengesezten" in „entgegensezten" verschrieben hat. — Uebrigens freut es mich, anzumerken, daß Wilhelm Vollmer auch hier seinen aufmerkenden Scharfsinn bewährt. In dem belehrenden Vorworte zu seiner Ausgabe des Don Carlos (Stuttgart 1880), welche den Reichthum der unter einander abweichenden Texte so übersichtlich zusammenordnet, citiert er den oben besprochenen Satz. Daß in dem „verbergen" ein Fehler stecken muß, entgeht ihm nicht. Ohne sich beim Facsimile Raths zu erholen, setzt er das aus dem Inhalte der übrigen Worte sich ergebende, vollkommen sinngemäße „verzeihen".

erſprießlichen Geſchäft einen recht gründlichen Ueberdruß empfunden? Es würde wenig nutzen, einen ſolchen widerwilligen Leſer zur Dämpfung ſeines Mißmuthes daran zu mahnen, daß es doch eben Worte Schillers ſind, die wir von anhaftenden Flecken zu ſäubern, denen wir die urſprüngliche Faſſung wieder zu gewinnen ſuchten — Worte, denen ſo oft der Werth von gewichtigen Zeugniſſen zukommt, die jeder beachten muß, der tiefer in Leben und Weſen des Dichters eindringen will. Vergebens auch würde man ſolchen Mißmuthigen Leſſings Ausſpruch entgegenhalten: „Vieles für klein und unerheblich erklären, heißt öftrer die Schwäche ſeines Geſichts bekennen, als den Werth der Dinge ſchätzen.“ Man dürfte nicht hoffen, ſie umzuſtimmen. Viele ſind nun einmal ſo geartet, daß ſie in dem angeblich Kleinen nur das Kleinliche ſehen. Ob ſie zur Strafe dafür nicht auch zuweilen der Gefahr verfallen, in dem wahrhaft Großen das Große zu verkennen?

Bei ſolchen Leſern alſo würde keine Entſchuldigung fruchten. Sollte mir aber die Hoffnung verwehrt ſein, die tröſtliche Hoffnung, nur billig geſinnten und empfänglichen Leſern zu begegnen, vor denen es keiner Art von Entſchuldigung bedarf? Dieſe verweilen theilnehmend auch bei geringfügigen Einzelheiten, nicht etwa weil ihr Sinn nur an dem Kleinen ſich vergnügt, ſondern weil ſie die Verpflichtung und zugleich die Luſt empfinden, alles, das Kleinſte wie das Größte, das von den Meiſtern unſerer Litteratur ausgeht oder zu ihnen hinführt, zu beachten und je nach ſeiner Bedeutung zu würdigen. Sie wollen jedes Wort eines Autors geſchützt wiſſen, weil ja nur durch das Wort ſein Geiſt für uns fortwirkend lebendig bleibt. Sie ſehen ein, wie vielfache Verderbniſſe das in Schrift oder Druck überlieferte Wort bedrohen; und ſie vermögen die öde Vielthuerei des ſelbſtgefälligen Silben- und Buchſtabenkrämers wohl zu unterſcheiden von der ernſten Mühe, der ſich der ſelbſtloſe Arbeiter unterzieht, damit jene in Worten niedergelegten Geiſtesſchätze nirgends vermindert und nirgends verſehrt werden.

Solche Leſer ſind auch längſt überzeugt von der Nothwendigkeit, daß die von der Unwiſſenheit und dem Hochmuth ſo thöricht geſchmähte philologiſche Kritik auch die Schriftwerke der neueren Litteraturen in ihre liebevoll ſtrenge Hut nehme; und ſie freuen ſich, dieſe Ueberzeugung hier durch ein nachdrückliches Beiſpiel abermals bekräftigt zu ſehen.

In einer künftigen Ausgabe dieſer Briefe wird alſo der Dichter ſeine ureigene, unverkümmerte Sprache reden können. Dieſe Ausgabe jedoch, welcher die aus der Handſchrift gewonnenen Ergänzungen und Verbeſſerungen zu ſtatten kämen, ſie ſollte nicht vereinzelt, nicht für ſich allein abgeſondert hervortreten; ſie ſollte vielmehr in Gemeinſchaft mit dem geſamten Schillerſchen Briefwechſel erſcheinen, und dieſer müßte in Zukunft als unzertrennlicher Beſtandtheil einer jeden Ausgabe Schillers gelten, die uns den ganzen Dichter, den ganzen Menſchen zeigen will.

Denn gehören die Briefe eines großen Schriftſtellers etwa nicht in den Kreis ſeiner Schriften? Das Verfahren der anderen großen Culturvölker kann uns hier zum mahnenden Beiſpiel dienen.

In Frankreich würde man keine Sammlung der Werke Voltaires, Rouſſeaus, Diderots für vollſtändig achten, von welcher der Briefwechſel ausgeſchloſſen wäre. Der fünfzigbändige Voltaire, der jetzt aus dem Garnierſchen Verlage hervorgegangen, läßt uns eine in achtzehn Bände zuſammen gedrängte Maſſe von 10,372 Briefen überſchauen. Sind von einem Schriftſteller höchſten Ranges nur Briefe geringeren Gehaltes aufbewahrt, ſo überläßt man ſie dennoch nicht der Vergeſſenheit, und einem Montesquieu dürfen ſeine Lettres familières nicht fehlen. Im Zeitalter Ludwigs XIV. unterhielten Boileau und Racine eine ziemlich ausgiebige, beſonders dem Hiſtoriker werthvolle, Correſpondenz. Auch der unbedingte Verehrer der franzöſiſchen Claſſiker kann ſich's nicht einfallen laſſen, dieſe briefliche Zwieſprache zwiſchen dem angeſehenſten

Kunſtlehrer und dem erſten tragiſchen Künſtler jener Zeit in irgend eine Vergleichung zu bringen mit dem erhabenen Geiſtesgeſpräch, an dem uns die beiden Meiſter deutſcher Dichtung in ihren Briefen theilnehmen laſſen. Aber der Deutſche entbehrt noch einer Ausgabe Schillers oder Goethes, welche ihren Briefwechſel in ſich ſchlöſſe, während in jeder Ausgabe Boileaus oder Racines, die nach einem ſtrengeren wiſſenſchaftlichen Plane angelegt worden, die beiderſeitigen Briefe ihren breiten Platz finden.[38]) Und was für die Früheren zu Recht beſteht, das wird auch den Neueren, die unſern Zeiten nah und näher gerückt ſind, nicht vorenthalten. Als jüngſt dem Grafen Joſeph de Maiſtre durch eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Schriften das gebührende Denkmal errichtet ward, erſchien es als natürliche Pflicht gegen den mächtigen Kämpen des Katholicismus und der Legitimität, die Sammlung zu einem wahrhaften Ganzen zu geſtalten durch die Aufnahme der Briefe, welche nun, in ſechs Bänden vereinigt, die anſchaulichſte Vorſtellung von ſeiner Perſönlichkeit gewähren.

In England wird das nämliche Verfahren faſt noch ſtrenger eingehalten und noch gleichmäßiger durchgeführt. Man denke an die Ausgaben von Pope, Swift, von Gray und Cowper![39]) Den Dichtungen Byrons werden zur unentbehr-

---

[38]) Montesquieus Briefe ſind von Ed. Laboulaye im ſiebenten Bande ſeiner Ausgabe (Paris, Garnier, 1872) zuſammengeſtellt. Racines und Boileaus Correſpondenz findet man in der umfaſſenden Ausgabe Boileaus von Gidel (Garnier, 1873) und in dem Racine, den Mesnard für die Sammlung der Grands Écrivains de la France ſo trefflich bearbeitet hat. So ſagt S. de Sacy (Variétés Littéraires, Paris 1861, 2, 72:) Quel est, chez nous, l'auteur un peu célèbre dont les oeuvres complètes ne soient point couronnées par un ou deux volumes au moins de correspondance?

[39]) In der neuen von Elwin begonnenen Ausgabe Popes, die zehn Bände umfaßt, ſind beinahe fünf Bände der Correſpondenz eingeräumt. In ſeiner Biographie Popes hat Dr. Johnſon paradox und einſeitig ausgeführt, daß Briefe den Charakter des Schreibers nicht kennen lehren.

lichen Ergänzung die von Thomas Moore zusammengeordneten Briefe beigesellt, in denen der Poet sich als Herrscher des prosaischen Wortes offenbart und Menschen und Dinge, auf die sein Auge fällt, vor allem aber sein eigenes Bild, mit unübertrefflicher Schärfe zeichnet. Zu den Werken Walter Scotts gehört naturgemäß die von seinem Schwiegersohne Lockhart verfaßte Lebensbeschreibung, welche durch die zahlreichen Briefe des unerschöpflichen und immer regen Autors erst das eigentliche Leben empfängt. Selbst den Werken Southeys ließ man zwei höchst umfangreiche Briefsammlungen folgen; die eine ward in sechs, die andere in vier Bänden dargereicht. Und hiemit war noch nicht genug geschehen für den ehemaligen Poeta laureatus, den wir Deutsche nicht bloß aus Byrons ingrimmigen Spöttereien kennen sollten. Im Jahre 1881 sah man noch die Correspondenz mit Caroline Bowles und mit Shelley hervorkommen, die ein Mann, wie Edward Dowden, bei den Lesern einführte. Will man eine Ausgabe von Charles Lambs Werken (by Percy Fitzgerald, London 1882) zur Hand nehmen, so gewahrt man auch hier einen reichen Vorrath von Briefen, aus welchen der Urheber der „Essays von Elia", ganz wie er leibt und lebt, mit seiner wunderlich liebenswürdigen Eigenart, im Kreise seiner litterarischen Genossen uns entgegentritt.

So kann jeder dieser Schriftsteller, indem er uns seine Werke vorlegt, zugleich des unschätzbaren Vorrechtes genießen, uns selbst mit seiner Persönlichkeit vertraut zu machen. Nach welchem Maße dieselbe zu messen sei, das wird sich schon aus der Gesamtheit der untrüglichen Zeugnisse ergeben, die er hier, bald absichtlich, bald unwillkürlich, über sich selbst ausstellt. In den Werken, die er für die Welt bestimmt, offenbart sich

---

Works, (London 1820), 11, 156. — Von Briefen, wie Pope sie gelegentlich schrieb, mag das gelten. Aber selbst Verstellung und Künstlichkeit ist hier ein Charakterzug.

das Können, zeigt sich das Vollbrachte; in den Briefen, die er an seine Lebens- und Geistesgenossen, an Freunde und Halbfreunde richtet, enthüllt sich das Trachten und Sinnen, das Wollen und Streben, das Werden und Sein. Indem die Briefe den Werken sich als gleichberechtigt zur Seite ordnen, erheben sie an unsere Aufmerksamkeit den gleichen Anspruch. So wird der Autor sein eigener Lebensbeschreiber und dadurch zugleich sein eigener Erklärer. Er darf sich uns zu erkennen geben nach dem ganzen Umfange seiner Natur und in der selbständig geschlossenen Einheit seines Wesens.

Den Meistern unserer neueren heimischen Litteratur ist es noch nicht durchweg so gut geworden. Allerdings war und ist man unablässig beflissen, ihre Briefe, die gehaltlosen wie die bedeutungsreichen, zum Druck zu befördern. Sie erscheinen zerstreut und vereinzelt, oder in genügenden und ungenügenden Sammlungen. Sie werden vielfältig angeführt und ausgeschrieben, gebraucht und gemißbraucht. Goethes nachdrücklicher Satz: „Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann" — er war nicht vergebens gesprochen. Und wurden nicht schon früher die Briefe Winckelmanns, Johannes von Müllers, Lichtenbergs und so mancher anderen denkwürdigen Deutschen ihren Schriften einverleibt oder angeschlossen? Unter den Größten des vorigen Jahrhunderts aber, die Deutschland als seine beständigen Lehrer achtet, ist es eigentlich Lessing allein, dessen Briefe in unmittelbarer Verbindung mit den Werken auf uns gekommen sind. Ursprünglich von seinen überlebenden Freunden gesammelt, dann von Lachmann vermehrt und zu einem übersichtlichen Ganzen verknüpft, neuerdings von Redlich mit gründlicher Sorgfalt bearbeitet, müssen sie den einzig ihnen geziemenden Platz in der Reihe der Schriften selbst würdig behaupten. Jetzt vernehmen wir mit Freuden, daß die neue Ausgabe Goethes, die, hervorgehend aus dem Kreise der Goethe-Gesellschaft, allen begründeten und oft vergeblich geäußerten Wünschen Erfüllung

verheißt, auch die Gesamtheit der Briefe umfassen soll. Der Einwirkung eines so edlen Beispiels werden die Herausgeber auch unserer übrigen größten und großen Schriftsteller sich auf die Dauer nicht entziehen können.

Beeifert man sich dann in der That, einem solchen Muster nachzukommen, so wird der Erfolg dieses Bestrebens ein doppelter sein. Dem Deutschen, der mit den Schriftstellern der Nation in einen geistigen Verkehr treten will, wird eine Fülle von Urkunden leicht zugänglich, aus denen er, ohne weitere Vermittlung, eine lebendige, wahrheitsgetreue Ansicht von Personen und Zuständen schöpfen mag. Vielleicht aber wird auch erst alsdann den Augen aller die ganze Kostbarkeit des Schatzes offenbar, den unser Schriftthum an diesen wahrhaft sprechenden Lebenszeugnissen besitzt.

Unsere Schriftsteller können auch als Briefsteller mit den ersten aller Zeiten und Völker siegreich wetteifern. Nicht alle Correspondenzen sind mit dem gleichen geistigen Gehalt ausgestattet; in allen aber regt sich ein eigenthümliches Leben, werth, daß der Kunst- und Menschenforscher es ergründe; alle zeigen das deutliche Abbild ihrer Urheber.

Klopstock verstattet nur in der Jugendzeit seinen Worten einen ungehemmteren Fluß, seinen Empfindungen ein freieres Ausströmen; später nöthigt ihn seine Würde, die er mit Selbstgefühl und Selbstgefälligkeit festhält, zu einer etwas unbehaglichen Kürze, in welcher der Ausdruck oft die Geschmeidigkeit verliert und sich manchmal dem nüchternen Befehlshaberton nähert. Wie behaglich aber stimmt uns oft die leicht hinrinnende Geschwätzigkeit der Wielandischen Briefe, denen es doch auch an humoristischer Derbheit nicht mangelt! Herders Briefe wirken nur selten ganz erquicklich; aus ihnen geht hervor, was der großartige Mann zu bekämpfen und zu ertragen hatte, während er sein vielumfassendes Lebenswerk vollbrachte. Und eben hiedurch müssen sie reizen und fesseln, sie gewähren das treue Spiegelbild seines ewig bewegten und in der Bewegung

oft so mißgestimmten Innern. Die Briefe Lessings kann man nicht treffender bezeichnen, als wenn man sie den vollendeten Werken seiner Prosa beizählt. Alle die unveräußerlichen Eigenschaften seines Stils, sie scheinen ja vornehmlich der Briefform zu statten zu kommen: die Bewegtheit des dramatischen Zwiegesprächs, die überraschende epigrammatische Wendung, dialektische Schärfe und das kühne Spiel eines immer lebendigen Witzes, in den selten, aber dann um so ergreifender, ein tiefer Empfindungston hineinklingt.

Vergeblich wäre das Bemühen, Wesen und Form Goethescher Briefe mit kurzem Worte anzudeuten. Unübersehlich in ihrer Manigfaltigkeit, sind sie unerschöpflich an wechselndem Reiz. Und wie könnten sie anders sein, da sie durch fast sieben Jahrzehnte hindurch ein solches Leben begleiten und bezeugen! Sie umspannen eine Welt von Gefühlen und Anschauungen, von Gedanken und tiefgreifenden Anregungen. Sie durchmessen die Weiten und Breiten eines Zeitalters, in welchem die Menschheit sich neue staatliche und gesellschaftliche Daseinsformen zu schaffen versuchte, während Dichtung und Wissenschaft wie mit neu beschwingten Kräften ihre Selbstverjüngung vollzogen und nach allen Richtungen des geistigen Lebens neue Aussichten sich eröffneten. Alle Aeußerungen geistigen Bestrebens, die in einer solchen Zeit laut werden, finden in diesen Briefen Anklang oder Widerhall. Hier spricht der Künstler, der Forscher, der Staats- und Geschäftsmann. Hier ergießt sich die brausende Leidenschaft, hier schaltet Weisheit und weltmännische Einsicht. Der Jüngling, der Mann, der weltüberschauende Greis zeigt sich hier in Verhältnissen, welche in die verschiedensten Lebenskreise hinein und weit über das Vaterland hinaus reichen, in Verhältnissen zu Freunden und Gleichgültigen, zu Mitgenossen und Widersachern seiner Bestrebungen, zu hemmenden oder fördernden Mächten, die aus der Vergangenheit oder Gegenwart in sein Schaffen und Wollen eingreifen. Bald ist der Brief ein entzückendes Gedicht, ein Gelegenheitsgedicht im

Goetheſchen Sinne, dem Augenblick entſpringend und den Augenblick verewigend; bald iſt er eine ſorgfältig erwogene Mittheilung, welche dauernde Anſchauungen oder die Ergebniſſe eines von allen Bedingungen des Augenblicks unabhängigen Denkens und feſte, durch Erfahrung bekräftigte Ueberzeugungen darlegt. Die ganze Tonleiter menſchlicher Rede wird hier durchlaufen. In den Briefen der Jugendzeit ſtürmt das Wort oft feſſellos dahin. Es wird nicht geſchrieben, es wird aus leidenſchaftlicher Erregung heraus geſprochen; es ſteigt unmittelbar aus dem bewegten Herzen auf. Manchmal genügt es nur eben, um das „innere Wühlen" der Empfindung zu bezeichnen. In den Schreiben der ſpäten und ſpäteſten Jahre wird auch der formelhaft abgezirkelte Ausdruck nicht verſchmäht, der allzu würdevoll einherſchreitet und nahe an die Grenzlinie des Komiſchen anſtößt, wenn er auch das Geringfügige, das in einer aus ſo verſchiedenen Elementen gebildeten Maſſe nicht fehlen kann, mit dem Schein des Wichtigen umkleiden will. In der weltlichen Litteratur der neueren Jahrhunderte giebt es nur zwei Briefſammlungen, die mit der Goetheſchen an umfaſſender Bedeutung für die Mit- und Nachwelt ſich vergleichen ließen: es ſind die von Erasmus und Voltaire. Wie weit aber übertrifft ſie jene an innerem Reichthum und bleibendem Werth!

Schillers Briefe wirken mit dem ganzen Zauber, mit dem ſeine Perſönlichkeit uns ergreift. Wer ſich in dieſelben hineinlebt, der gewinnt vielleicht eine Vorſtellung von der Macht ſeines Geſprächs, in welcher die eingeborene Hoheit ſeines Geiſtes unbedingt und uneingeſchränkt zu Tage trat.[40]) Auch von den Briefen gilt, was Goethe von der Unterhaltung des Freundes ausſagt: „Schiller erſcheint hier wie immer im abſoluten Beſitz

[40]) Daß er für das „Geſpräch ganz eigentlich geboren ſchien," bemerkt Wilhelm von Humboldt auf S. 13 der Vorerinnerung zu ſeinem Briefwechſel mit Schiller (1830). Wer erwägt und überdenkt, was Goethe und Humboldt über Schiller äußern, der kann ſicher ſein, den Pfad, der zur tieferen Einſicht in Schillers Weſen leitet, nicht zu verfehlen.

seiner erhabenen Natur." Ueberall dieselbe Klarheit, Festigkeit und männliche Sicherheit. Die mächtig geschlossene Einheit der Schillerschen Natur giebt allen Briefen einen verwandschaftlichen Zug, der aber niemals zur Einförmigkeit führt. Liegt ein großer Gegenstand vor, so wird der Brief zur formvollendeten, gehaltreichsten Schrift, in der jedoch der Abdruck der Persönlichkeit deutlich erkennbar bleibt. Aber auch das Geringe, wenn er es erfaßt, muß von ihm in einen höheren Geistesbereich heraufgehoben werden. Mit welchem rein menschlichen Antheil lesen wir seine Geschäftsbriefe, vornehmlich die Correspondenz mit seinem Cotta! Auch hier bewegt sich die Rede in ihrem sicheren, festen Gange, auch hier bewährt sich die freie und scharfe Ansicht der Dinge. Der Genius tritt unbefangen in die nächste Berührung mit Zuständen und Verhältnissen der Wirklichkeit, um sie zu bewältigen und für seinen höheren Zweck fügsam zu machen. Sobald Schiller zur Feder greift, ist er mit seiner ganzen zusammengenommenen Kraft gegenwärtig. Er beherrscht das Wort, wie er sich selbst beherrscht. Keine Laune, kein Wechsel der Stimmung darf sich störend dazwischen drängen. Größe und Würde stellen sich von selbst ein, und so fehlt auch nicht Natur und Einfachheit. Vor allem aber offenbart sich in dem Ganzen dieser Briefe die stete, auf bestimmte Ziele und Gegenstände gerichtete, unzerbrechliche Willenskraft, welche doch nie zu stoischer Härte erstarrt. „Der Mensch ist das Wesen, welches *will*" — diesen Spruch, mit dem Schiller die sittliche Freiheit des Menschen verkündet, hat er durch sich selbst, in seinen Briefen fort und fort bestätigt und beglaubigt. Genießt man des hohen Glücks, ihn zu erkennen, wie er sich hier selbst giebt und darstellt, so fühlt man sich bewegt, in den Ausruf Goethes einzustimmen: „Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein![41])

[41]) Goethe zu Eckermann, 11. September 1828. Vorher gehen die Worte: „er ist so groß am Theetisch, wie er es im Staatsrath gewesen sein würde." Gewiß hat hier Eckermann jeden Satz mit vollkommener

Schillers Briefe, als ein Ganzes betrachtet, müßten wohl für die schönsten unserer Litteratur gelten. Neben den Lessingschen, von denen sie sich doch so gründlich unterscheiden, bilden sie die makellosen Muster deutscher Epistolographie. Ein unbefangenes Studium dieser Briefe müßte manchen Wahn verscheuchen, manche schiefe oder einseitige Vorstellungen wegräumen, die noch immer, oder jetzt wieder, einzelne Deutsche und ganze Kreise unseres Volkes an einer reinen und fruchtbaren Erkenntniß Schillers hindern. Und doch soll es uns allen angelegen sein, daß dieses Heldenbild ganz so wieder erstehe und stehen bleibe, wie es einem früheren Geschlechte sich lebendig dargestellt hat, durch Erhabenheit rührend, geweiht durch die Glorie jener echten, den Menschen erhebenden Tragik. Auch nicht den leichtesten Zug in diesem Bilde sollte sich der Deutsche rauben oder verfälschen lassen.

Unter den Schillerschen Briefen der früheren Zeit werden die an Dalberg gerichteten stets eine besondere Aufmerksamkeit erheischen und erhalten. Mit ihnen wendet sich der Dichter zuerst aus der peinvollen Enge der Heimath hinaus. Sein Blick richtet sich ins Weite, und doch auf einen bestimmten Punct. Sein erschütterndes Jugendwerk, unter schwerem Qualendruck entworfen, soll ihm den Weg ins Freie bahnen, und ihn zugleich in Verhältnisse führen, in denen er sein großartiges Wollen im ungehemmten Schaffen bethätigen kann. Voll Sehnsucht schaut er nach Mannheim hinaus, wo die dramatische Muse, wie er hoffnungsfreudig wähnt, ihr Paradies gefunden. Als Flüchtling, heimathlos und jeglicher äußeren Stütze beraubt, wagt er sich an das vermeintliche Paradies heran. Enttäuschungen suchen ihn heim; die gehoffte Begünstigung bleibt aus oder wird nur kärglich gewährt. Das Schicksal scheint

---

Treue festgehalten. Darf ich hier nicht daran erinnern, daß Uhland, wie wir aus Hollands gediegener Publication erfahren, mit dem Vortrage eines Schillerschen Briefes (an Goethe, 27. März 1801) seine stilistischen Uebungen am 6. Mai 1830 eröffnete?

ihn hart umtreiben zu wollen. Aber dem, was schwache Sterbliche Schicksal nennen, setzt er seinen, dem Höchsten zustrebenden Willen entgegen. Auch als Bittender erscheint er von würdigem Selbstgefühl getragen; von äußerem Mangel gedrückt, wird er des inneren Reichthums um so gewisser. In sich selbst findet er Halt und Stütze. Wenn er hie und da den Forderungen der Welt gegenüber eine kluge Nachgiebigkeit zeigt, so ist er doch bereit, sein ganzes Ich an die Durchführung dessen zu setzen, was er will und wollen muß. Mit der Ausbreitung seiner Kraft hält seine anwachsende Thätigkeit gleichen Schritt. Die drei großen dramatischen Jugendwerke befestigen sein Verhältniß zum deutschen Volke, vor allem zur deutschen Jugend. Die Welt des Carlos thut sich auf. Das Gefühl seiner Bestimmung, seines Berufes weist ihn aus Mannheim hinweg, wie es ihn aus Stuttgart hinweggewiesen. Schon ist Körners Freundesstimme ermuthigend aus der Ferne zu ihm gedrungen. Schon hat er von Carl August ein verheißungsvolles Zeichen ehrender Gunst empfangen und sich damit dem Lebens- und Gesellschaftskreise genähert, in welchem er die Heimath sich gründen soll.

Während wir den Inhalt dieser Briefe in uns aufnehmen, ziehen dramatisch hochbewegte Momente des Schillerschen Lebens vor unserem Geiste vorüber.

Da mögen wir denn auch beobachten, wie der Künstler zum ersten Male vor einen hochstehenden Gönner seiner Kunst hintritt. Mit jugendlicher Vertrauensluft will er sich ihm in die Arme werfen, ohne sicher zu wissen, daß diese Arme für ihn geöffnet sind. Bald erkennt er das Verhältniß, wie es in Wirklichkeit ist. Er lernt an Dalberg seine Menschenkenntniß schärfen. Im Verkehr mit ihm und denen, die zu ihm gehören, sammelt Schiller seine ersten Erfahrungen, die er in Zukunft erfolgreich zu verwerthen weiß.

Was Dalberg in seinen kräftigen Jahren für die Mannheimer Bühne und dadurch für das gesamte deutsche Theater

geleiſtet, ſoll nicht gering geſchätzt werden. Auch ſein Verhalten zu Schiller pflegte man ehedem in das günſtigſte Licht zu ſtellen. Wenn die Lobſprüche, die man für ſeine Förderung des jugendlichen Genius ihm darbrachte, Glauben verdienten, ſo mußte man zu der Annahme verleitet werden, Dalberg habe den Schöpfer der Räuber erſt entdeckt und ihn großherzig der deutſchen Nation zugeführt. Als die Mannheimer Schauſpieler am 5. October 1806 ihrem ehemaligen Chef die Todtenfeier bereiteten, ward in den Verſen, die Georg Römer für dieſen Anlaß verfertigt hatte, auch der Verdienſte gedacht, welche der Heimgegangene ſich durch die Unterſtützung Schillers erworben. Schiller würde — ſo vermuthete der lobpreiſende Gelegenheitsdichter — im Jenſeits dem vormaligen Gönner „dankend und huldigend" ſich nahen. Ja, Deutſchland ward aufgefordert, dem Intendanten für Schillers Erziehung den ſchuldigen Dank zu entrichten:

„Ihm danke, Vaterland, daß Er wohlthätig
Den Liebling Dir erzog, daß Freiheit ihm
Des Geiſts Er gab, ihm zur Unſterblichkeit
Die Bahn eröffnete." [47])

Neuerdings hat man Dalbergs Beziehungen zu Schiller unfreundlicher und herber beurtheilt. Allzu herbe, wie mich dünkt. Sicherlich erweiſt man dem Intendanten kein Unrecht, wenn man ihm die Fähigkeit abſpricht, in dem Jüngling, der hülfeſuchend ſeine thätige Theilnahme für ſich gewinnen wollte, die Uebermacht eines allbeſiegenden Genius zu erkennen oder zu ahnen.[48]) Warum ſollte aber gerade ihm dieſer Mangel an Erkenntniß zum bitteren Vorwurf gereichen? Wie viele unter den Kennern zeigten ſich denn ſcharfſichtiger? Wie ſchmäh-

[47]) Pichler, Chronik. S. 198

[48]) Als Dalberg 1787 ſeinen „Mönch vom Carmel" herausgab, zählte er in einer Anmerkung zum Prolog die Dichter auf, welche durch edle Werke die Mannheimer Bühne gehoben. Da kommen zuerſt Gemmingen, Gotter, Thöring, Meyer; dann folgen Schiller, Iffland und Beil. An einer ſolchen Genoſſenſchaft nahmen damals wohl auch Andere als Dalberg keinen Anſtoß.

lich ward Kabale und Liebe von einem Karl Philipp Moritz verurtheilt! Und mußte nicht Dalberg selbst von dem ersten der deutschen Schauspieler, von F. L. Schröder, den Urtheilsspruch vernehmen:[44]) „Es ist schade um dieses Mannes Talent, daß er eine Laufbahn ergreift, die der Ruin des deutschen Theaters ist. Ich hasse Schillern, daß er wieder eine Bahn eröffnet, die der Wind schon verweht hatte."

Darf man es Dalberg verargen, wenn er ähnliche Empfindungen des Mißbehagens nährte, wenn er den Einwirkungen eines Dichters, der sich zu solchen Schöpfungen verstieg, nur halb widerwillig sich hingab? Daß er, der Leiter eines fürstlichen Bühneninstitutes, dennoch Werke, wie Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe, und sei es auch unter noch so erschwerenden Bedingungen, in seine Kunsträume zuließ, das bleibt ein redliches Wagestück und eine rühmliche That, deren Werth man nicht herabsetzen sollte. Und diese That erscheint vielleicht noch rühmlicher, wenn man bedenkt, daß er selbst nach dem Dichterlorbeer geizte und aus Ueberzeugung dem französischen Geschmacke zugethan war. In späteren Jahren wollte er das Verbot, das „Kabale und Liebe" längere Zeit von den Bretern verbannt hatte, nicht aufgehoben wissen. Die Wallensteinsche Trilogie für seine Bühne zu erwerben, fand er allzu bedenklich. Damit bekundete er jedoch keine besondere Mißgunst gegen seinen ehemaligen Theaterdichter. In den letzten Jahren seiner Verwaltung scheint er überhaupt den ihm sonst innewohnenden Sinn für das wahrhaft Bedeutende eingebüßt zu haben.[45])

---

[44]) Das Schreiben vom 22. März 1784, welches diese Sätze bringt, ist in der Sammlung der Briefe an Dalberg enthalten, die zu den Schätzen der königlichen Hof- und Staatsbibliothek in München gehört. Bekanntlich fließt in dieser Sammlung eine reiche Quelle für die innere Geschichte des deutschen Bühnenwesens.

[45]) Aus dieser Zeit stammt auch die bitterböse Aeußerung des Schauspielers Heinrich Beck über Dalberg, die in den „Bildern aus der Schillerzeit" S. 170 aufbehalten ist.

Bezeichnete er doch auch „Emilia Galotti“ als veraltet und zu abgespielt!

Aber nicht nur einen Bühnenleiter lernte Schiller kennen zur Zeit, da diese Briefe entstanden, auch mit den Bühnen*künstlern* stiftete er Bekanntschaft. Wie bescheiden, wie vertrauens- und ahnungsvoll hatte er von seinem Stuttgarter Leidensposten aus hingeblickt auf die „Herren Schauspieler“, welche die Geschöpfe seiner glühenden, noch weltfremden Einbildungskraft ins lebendige Dasein führen sollten. Freilich hatte er in dem Aufsatze „über das gegenwärtige teutsche Theater“ (Schriften 2, 340) die Schwächen und Schäden der deutschen Bühnenkunst, das Unerfreuliche des gesamten Komödiantenthums in eine schonungslose, vielleicht allzu grelle Beleuchtung gerückt; er hatte sich nicht gescheut vor dem Ausspruch, der hoffentlich nur die damals lebenden Künstler trifft: „Declamazion ist immer die erste Klippe, woran unsere mehreste Schauspieler scheitern gehen“ (347). Dennoch trat er offenen Herzens und empfänglichen Sinnes unter die Mannheimer Künstlerschar. In den ersten Zeiten konnte er sich des Verkehrs mit ihnen in harmlosem Behagen erfreuen; er ließ sich das heiter scheinende, buntscheckige Treiben gefallen; er ließ sich davon gelegentlich selbst fortreißen. Die Freuden und Wehen, die aus einer theatralischen Wirthschaft und Liebschaft[46]) entspringen, lernte er, wie er bei späterem Rückblick auf diese Epoche bekennt, nur zu gründlich und erschöpfend auskosten. Ein zur Meisterschaft berufener, gewissenhaft an sich arbeitender Künstler, wie Iffland, entschiedene Talente, wie Beil und Beck, durften ihm als rühmeswerthe Vertreter ihres Standes gelten. Wenn er aus diesem Kreise auch niemanden zum Vertrauten seines Geistes erkor, so bildeten sich doch freundliche Verhältnisse, denen der Anstrich einer gewissen Herzlichkeit nicht mangelte.

---

[46]) An Goethe, 9. December 1794.

Aber bei länger dauernder Berührung mußte der Widerstreit unvermeidlich ausbrechen. Die nur äußerlich Verbundenen mußten sich scheiden. Mochte Schiller die Schaubühne, mit Recht oder Unrecht, als eine wichtige Anstalt zur sittlichen Hebung der Menschen achten, mochte er der Schauspielkunst alle verdienten Ehren zugestehen — mit den Künstlern selbst konnte er sich nicht in ein geistiges Einvernehmen setzen. Zwischen der Welt, die sich der Dichter auferbaute, und der anderen, in der die Schauspieler hausten, gab es keinen vermittelnden Uebergang. Den Forderungen, welche jener als unerläßlich aufstellte, wollten oder konnten diese sich nicht fügen. Mißhelligkeiten persönlicher Art, wie sie auf dem Theaterboden so leicht gedeihen, traten hinzu. Der Dichter fühlte sich in seiner Künstlerwürde gekränkt, wenn er erdulden mußte, daß sein „mühsam vollendeter Dialog" durch den Mund der Schauspieler, die ein sorgfältiges Memoriren für überflüssig hielten, ins Platte herabzogen und „nicht einmal in gutes Deutsch verwandelt ward." Die reizbaren Darsteller hingegen waren empört über kritische Aeußerungen Schillers und ließen sich zur rohesten Ungebühr gegen ihn hinreißen.[47]) So geschah es denn, daß die beiden letzten Briefe, die Dalberg vom Dichter empfing, den Zwie-

---

[47]) Madame Rennschüb, welche sich der Rolle der Lady Milford nicht ganz gewachsen zeigte, hatte in der „Thalia" 1, 187 lesen müssen: „Dennoch würde Madame Rennschüb eine der besten Schauspielerinnen seyn, wenn sie den Unterschied zwischen Affekt und Geschrei, Weinen und Heulen, Schluchzen und Rührung immer in acht nehmen wollte." — Wie die Ermahnte ihren Empfindungen Luft machte, kann man ungefähr aus Schillers Worten entnehmen: „Aber einer Frau ohne Erziehung vergebe ich jede Aufwallung der Eitelkeit sehr gerne, wenn sie auch nur in die Wochenstube gehörte." — Wie Herr Boek sich geberdete, erzählt Schiller selbst: „Dieser Mann erröthet nicht, auf öffentlicher Bühne mit Gebrüll und Schimpfwörtern und Händen und Füßen gegen mich auszuschlagen, und auf die pöbelhafteste Art von mir zu reden." — Der Brief, der uns dies Genrebild zeichnet, ist vom 19. des Lenzmonats (März) 1785. Fünf Tage vorher hatte Schiller die Widmung seiner „Thalia" an den Herzog Karl August unterzeichnet.

ſpalt zwiſchen Darſtellern und Dichter, und die Mißachtung, welche ſie dieſem einflößten, zum ſchroffſten Ausdruck brachten.

Kein Zweifel, daß Schiller, als er Mannheim verließ, vom ganzen Schauſpieler-Weſen und -Treiben höchſt widrige Eindrücke mit hinwegnahm. Dieſe blieben haften. Sie erneuerten ſich verſtärkt bei ſpäteren Anläſſen; ſie entlockten ihm Worte, wie die folgenden, die er noch im April 1801 an Goethe richtete: „Ich will mit dem Schauſpielervolk nichts mehr zu ſchaffen haben, denn durch Vernunft und Gefälligkeit iſt nichts auszurichten, es giebt nur ein einziges Verhältniß zu ihnen, den kurzen Imperativ, den ich nicht auszuüben habe.“ [48]) So ſprach der Dichter, als er durch die größten Schöpfungen ſich das unbeſtrittene Herrſcherrecht auf der Bühne ſchon errungen hatte.

„Er war ſtolz, aber nicht auf kleinliche Vorzüge, ſondern er fühlte nur, was er ſei, was er leiſte.“ Dieſer Satz, mit dem Charlotte von Schiller einen Grundton im Weſen ihres Gatten bezeichnet, kommt uns unwillkürlich ins Gedächtniß,

---

[48]) Hier ſtimmt Schiller einmal mit Kotzebue zuſammen. Jeder in ſeiner Art war ein gründlicher Kenner des Bühnentreibens; nur muß Kotzebue, um dasſelbe auszuſprechen, natürlich andere Worte brauchen, als Schiller. In einem Briefe an den Intendanten der Berliner Bühne, den Grafen Brühl, giebt er Folgendes zu vernehmen: „Freylich, dem gemeinen Volk der Schauſpieler (und es giebt leider nichts gemeineres auf Gottes Erdboden) haben Sie hier und da ins Auge geſchlagen; aber daran kehren Sie Sich nicht. Ich bleibe dabei, ein Theater muß deſpotiſch regiert werden, es iſt gar nicht anders möglich, unter dieſem Pack Ordnung zu halten, und es zu zwingen, daß es mit vereinten Kräften etwas vorzügliches leiſte. Gemeinſinn für die Kunſt werden Sie nie hineinbringen; jeder denkt nur an ſich.“ (15. October 1815. Teichmanns Litterariſcher Nachlaß 342). — Aus ähnlicher Stimmung heraus klagt einmal unſer Babo: „Meine Amtsbekanntſchaft mit Künſtlern hat mir die Kunſt recht ekelhaft gemacht.“ — Vernimmt man ſolche Anklagen, die das ganze Schauſpielerweſen in Bauſch und Bogen verdammen, ſo mag man, um ſich zu einer milderen und gerechteren Anſicht zu ſtimmen, der Worte Jarnos in Meiſters Lehrjahren gedenken: „Alle Fehler des Menſchen verzeih ich dem Schauſpieler, keine Fehler des Schauſpielers verzeih ich dem Menſchen.“

wenn wir im vorletzten Briefe an Dalberg auf die Worte treffen: „Ich glaube und hoffe, daß ein Dichter, der 3 Stüke auf die Schaubühne brachte, worunter die Räuber ſind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen.“

Worunter die Räuber ſind! Wenn Schiller auch ſpäter, zu lichteren Kunſthöhen gelangt, dieſem Werke und den ihnen verwandten Dramen den eigentlichen Kunſtcharakter aberkennen wollte, ſo fühlte er doch in Uebereinſtimmung mit den Zeitgenoſſen, daß er ſich mit dieſen Tragödien als den geiſtesgewaltigen Abkömmling jenes Tragikergeſchlechts legitimirt habe, deſſen herrſchendes Familienhaupt wir in Aeſchylus ſtaunend anerkennen.

Die Ueberzeugung, daß er ein ſolcher ſei, drang auch alsbald über die Grenzen des Vaterlandes hinaus. Man weiß, wie dieſe Dichtungen in Frankreich aufgenommen wurden und in die dort vorwaltenden Stimmungen einſchlugen. Man weiß vielleicht nicht ſo genau, daß ſie auch in England die Gemüther mächtig anſprachen und vor allen die jugendlichen Führer einer neuen Dichterſchule zu übermäßiger Bewunderung hinriſſen. Männer, wie Southey und Coleridge, hatten ſich ſo eingelebt in dieſe Werke, daß ſie Kraftſtellen daraus brauchten, um ſich ihre eigenen Empfindungen mitzutheilen. Als zwiſchen den beiden genannten eine längere Entzweiung eingetreten war, mahnte Southey den ehemaligen Genoſſen zur Verſöhnung, mit Verrinas Worten:[49]) „Fiesco! Fiesco! thou leavest a void in my bosom, which the human race, thrice told, will never fill up.“ (Fiesko! Fiesko! du räumſt einen Plaz in meiner

[49]) Southey. By Edward Dowden. London 1879. p. 55. Eine Aeußerung Byrons über die „Räuber“ und „Fiesko“ in ſeinem Tagebuch 20. Februar 1814. Von Shelley läßt ſichs denken, daß ihn die Räuber zumeiſt ergriffen. Complete Poetical Works. London 1885. 1, 117. Ich verweiſe auf zwei ältere Aufſätze „On the genius of Schiller the German dramatic poet“ und „Desultory observations on the Robbers of Schiller.“ Beide ſind wieder abgedruckt im vierten Bande der Sammelſchrift von Nathan Drake: The Gleaner. London 1811.

Bruſt, den das Menſchengeſchlecht, dreifach genommen, nicht mehr beſezen wird." Schriften 3, 160). Und als Coleridge mit der erſten Ausgabe ſeiner Gedichte hervortrat, fand ſich unter ihnen auch ein Sonett: „To the Author of the Robbers." Es zeichnete mit kühnen Strichen das gigantiſche Schauerbild jener Scene des vierten Acts, in welcher Karl im Dunkel der Nacht den Vater aus der Gruft heraufführt.

Ah! Bard tremendous in sublimity! Coleridge berichtet, in einer winterlichen Sturmnacht habe er zuerſt die „Räuber" geleſen. Er behauptet, Schillers Menſchen wirkten mehr Staunen und Erſchütterung, als alle Geſpenſter- und Koboldſcharen wirken könnten, ſelbſt diejenigen, welche Shakeſpeare hervorruft.

Als dieſer engliſche Hymnus auf die „Räuber" ertönte, hatte Schiller ſchon längſt den feſtgezogenen Pfad betreten, der zum „Wallenſtein" führte. —

Ich habe hier nur einige der Betrachtungen angedeutet, denen man leicht und gern ſich überläßt, während man ſinnend die halb vergilbten Blätter dieſer Schillerſchen Briefe umwendet, und das Auge über die wechſelnden Formen der Lettern hingleitet. Der Lebenshauch der dichteriſchen Perſönlichkeit ſcheint uns unmittelbar zu berühren. Wir bleiben dem Poeten zur Seite, der, mit den Mächten des Daſeins ringend, ſich alles Niedrigen erwehrt, ſich aus quälender Enge befreit und gegen das Gemeine in Kunſt und Leben mit ſiegender Entſchloſſenheit ankämpft.

Alle Angehörigen der Münchener Univerſität haben Urſache, ſich dieſer ihr hochherzig zugewandten Gabe zu erfreuen. Jeder Deutſche, der ſich dem Geiſte Schillers dankbar befreundet fühlt, wird gern ſein Auge auf dieſen Blättern weilen laſſen, auf denen einſt die jugendkräftige Dichterhand geruht.

Register.

(Ueber die hier fehlenden Namen gewährt die Inhaltsangabe genügende Auskunft.)

Addiſon 144.
Albitte 216, 217.
Amyot 258.
Ancre, Marſchallin von 322, 323.
Angelus Sileſius 106.
Apollonius Rhodius 238.
Auger 314.
Ayrenhoff 250, 251.

Babo 447.
Balzac 258.
Banville, Th. de 265.
Barante 241.
Baudrillart 178.
Beaumarchais 202, 203, 219.
Beck, Heinrich 444, 445.
Becq de Fouquières 317.
Beil 409, 445.
Benedict XIV., Papſt 6.
Bertrand, Joſeph 277.
Bettelheim, Anton 202, 203, 204.
Beuchot 203, 204.
Bieſter 159.
Blennerhaſſett, Lady 251, 302, 307.
Blignières, A. de 261.
Böhtlingk, Arthur 67.
Boek 446.
Böttiger 225, 241, 369. [433, 434.
Boileau 117, 239, 266, 271, 272,
Boiſſonade 161.
Bolingbroke 255, 256.
Bonaparte, Lucian 230. [22—26.
Bonaparte, Napoleon 4, 11—15, 19,
Boſſuet 107.
Bourdaloue 107.
Boxberger, R. 401.
Brandes, Georg 64.
Brandl, Al. 53.
Brumaire achtzehnter 11.
Brunel, L. 276.
Brunetière, F. 107, 110, 241.
Buchholz, Friedrich 350.
Buckle, H. Th. 184, 314, 315.
Büttners Bibliothek 382.
Bulwer 315, 400, 402.
Bunyan, John 82.
Burke, Edm. 170, 312, 346.
Byron, Lord 21, 35, 38, 93, 435, 448.

Calderon 99, 106, 232.
Campiſtron 268.
Carl Auguſt, Herzog von Weimar 222—24, 246, 247, 346, 347, 373, 442, 446.
Catel 255.
Cenſur, Wiener 3, 6, 16, 18.
Certon, Salomon 263.
Chamfort 126.
Channing, William C. 66.
Chapelle 227.
Chateaubriand 174, 175—78, 185, 306, 329, 332, 333, 341.
Chénier, André 198, 316.
Chénier, Marie-Joſeph 11, 147, 158, 161, 163, 215—17, 311, 340.
Chuquet, Arthur 240, 408.
Cideville 211, 212.
Clairon 119, 120, 305.
Coleridge S. T. 91, 448, 449.
Colini 199.
Collé 288, 303, 338.
Collin, H. J. von 249—54.
Condorcet 179, 204, 276.

Conſtant, Benjamin 295, 296.
Cooper, Fenimore 64.
Corneille, P. (Sertorius) 12, 130, 131, 146, 226, 257—61, 282, 320, 321.
Coſack, W. 240.
Cotta 389, 391.
Cotta, Freiherr von 370.
Cowper, Will. 107, 108, 269, 434.
Cramer, Brüder 199.
Crébillon, Proſper Jolyot de 10, 228, 241, 288.

Dacier, Madame 263.
D'Alembert 243, 275—77, 339.
Daudet, Léon A. 198.
Daunou 162, 163, 203, 291.
De Broſſes 286.
Decroix 202, 203, 204.
Delacroix, Eugène 302.
Deltour, F. 270.
De Maiſtre, Joſeph 101, 174, 178—84, 186, 337, 434.
De Quincey, Thomas 93, 417.
De Saint-Géniès 153.
De Sanctis 122.
De Saur 153.
Deſchanel, Emile 12, 17.
Dictionnaire de l'Académie von 1799 170.
Diderot 173, 338, 340, 411, 433.
Dionyſios von Halikarnaß 265.
D'Olivet 273.
Doudan 163.
Dryden, John 310.
Du Bartas, Saluſte 273.
Du Camp, Maxime 269, 302.
Ducis, J. F. 313, 414.

Ebert, Felix 33 fg.
Eckermann 34, 52, 85, 86.
Eckhart, Meiſter 106.
Elias, Julius 391.
Elſter, E. 64.
Emerſon, R. W. 91.
Erasmus 439.
Eſchenburg 4.
Etienne und Martainville 158, 216.
Euripides 253, 323—26.
Eybenberg, Frau von 3, 5, 6.

Faguet, Em. 110.
Fénélon 107, 272.
Ferrières, Marquis de 311.
Fichte, J. G. 22—26, 351.
Fielitz, W. 374, 406.
Flaubert, G. 269.
Florian 218, 220.
Forſter, Georg 181, 302.
Freytag, Guſtav 232.
Friedrich der Große 104, 116, 212, 227, 276—80, 342—46.
Froude, J. A. 146.

Galiani, Abbé 303.
Garve, Chr. 346.
Gaſſendi 258.
Gautier, Théophile 269, 304.
Geffroy, A. 107.
Genſike 400.
Gentz, Fr. 26, 346.
Geoffroy, J. L. 251, 293, 294, 296.
Georges, Mdlle 304.
Geruzez 144.
Gilbert 131.
Gildemeiſter, Otto 38.
Gillies, R. P. 41, 43.
Girard, Jules 281.
Girardin, Saint-Marc 161, 306.
Gleim 142.
Gluck 375.
Goedeke, K. 406, 426.
Gotter 4, 159, 254, 331.
Gottſched 159, 302, 339.
Gottſched, Frau 330.
Gouhier 214.
Gourgaud, General 77.
Gray, Th. 315, 434.
Grillparzer 226, 264. [338, 339.
Grimm, Baron 127, 158, 159, 305,

Grimm, Brüder 42.
Grimm, Herman 292.
Grimm, Wilhelm 46.
Guillen de Caſtro 260.
Guiſe, Herzog Franz von 331.
Guizot 166, 241, 251, 295.
Guyon, Madame 106.

Hamann 21.
Hauff, Hermann 369, 388.
Hegel 30.
Heine, H. 63.
Hellen, Ed. von der 388.
Helvetius 101, 173.
Hémon, F. 321.
Herder 142, 302, 304, 361, 437.
Herder, Caroline 225.
Hermann, Gottfried 388.
Heyſe, Paul 122.
Hirzel, Salomon 372.
Hoffmann, E. T. A. 41–44.
Holland, Lord 260.
Home, John 41.
Homer 262.
Horatius 109, 265.
Howard, Luke 49.
Huber, L. F. 10, 148, 187, 347.
Hugo, Victor 315, 323.
Humanité 309.
Humboldt, Wilhelm von 4, 5, 228, 320, 327, 351, 388, 390, 439.

Iffland 4, 350, 409, 445.
Jahn 404.
Jameſon, Mrs. 34.
Janet, Paul 272.
Jauffret, E. 216.
Jean, Paul 339, 391.
Jeffrey 58.
Johnſon, Samuel 434.
Jonas, F. 397.
Joubert 341.

Kant 353.
Keller, Adelbert von 404, 405.
Kießling, Adolf 109.
Klein, Anton von 400.
Klinger (Heinſe) 390.
Klopſtock 247, 280, 437.
Knebel 17, 387.
Körner, Chr. G. 397, 398.
Köſter, Alb. 155, 249.
Kotzebue 447.

Laban, F. 249.
Labitte, Charles 216, 217.
Lachmann, Karl 436.
La Motte, Houdart de 271, 272, 274.
Lanfrey 80, 341.
La Noue 118.
Le Brun (Pindare) 185.
Leconte de Liſle 262.
Le Franc de Pompignan 101, 232.
Léger, Claude 156.
Leibnitz 103.
Lekain, H. L. 119, 120, 130, 203, 305.
Lenient 203.
Leopardi 122.
Leſſing 303, 304, 313, 330, 382, 410, 432, 436, 438.
Levallois, Jules 166.
Lichtenberg 436.
Lindner, F. L. 61.
Litzmann, B. 159.
Lockhart, J. G. 33, 34, 50, 51, 435.
Loménie 203.
Lothringer, Abbé 218.
Lucas, Hippolyte 12.
Lucian 338.
Lucretius 91, 207, 299.
Ludwig I. König von Bayern 372.

Macaulay 279.
Mai, Hofrath 427
Malfilâtre 273.
Malherbe 258.
Manzoni, Aleſſandro 49.
Maréchal, Sylvain 220.
Marheineke 29.
Markland, J. 324.

Marlowe, Chr. 91.
Martha, C. 338.
Maupeou 340.
Maury, Cardinal 285.
Mayr, Richard 292.
Meadowbank, Lord 40.
Ménage 259.
Mendelssohn, Moses 313.
Merkel, G. 142—44
Mesnard, P. 434.
Meulan, Pauline de 241.
Meyer, Heinrich 368, 382
Michelet 322.
Millié, J B. J. 202.
Milton 113.
Minor, Jakob 229, 230, 237.
Mirabeau 158.
Möser, Justus 257.
Molé 120.
Molière 261, 269.
Montaigne 258, 331.
Montesquieu 433.
Monvel 158, 220, 221.
Moritz, K. Ph. 444.
Morley, John 110.
Mortimer-Ternaux 218.
Mozart 268.
Müller, Johannes von 436.
Müller, Max 402.
Münch, W. 155.
Musset, Alfred de 252, 302.

Nicolai 45.
Niebuhr, B. G. 243.
Novalis 346, 388.

Palissot 11, 340.
Palleske 414.
Panckoucke 202.
Pattison, Mark 286.
Pausanias 57.
Pelissier, Georges 258, 265.
Poe, Edgar Allan 152.
Polygnot 57.
Pope, Alex. 268, 269, 434.
Posselt 179.
Prescott, William H. 67.

Rachel 252, 253, 301, 302.
Racine 123, 130, 131, 166, 192, 226, 232, fg. 243, 261—74, 283, 355, 360. 433, 434.
Racine, Louis 235, 253.
Rafael 268.
Ranke, Leopold von 226, 227.
Redlich, Carl Christian 436.
Rehberg 337.
Reichardt 393.
Reinbeck 296.
Rémusat, Charles de 306.
Rémusat, Frau von 15, 17, 81.
Rennschüb 393. 400.
Rennschüb, Madame 446.
Richelieu, Cardinal 258.
Rivarol 170.
Robert, Ludwig 254.
Robert, Pierre 240.
Römer, Georg 443.
Rohde, Erwin 324.
Roland, Madame 21, 218,
Rousseau, J. J. 8, 9, 101, 147, 309, 334, 336, 433.
Rowe, Nicholas 332.

Sachs, K. 115, 149, 203.
Sacy, S. de 434.
Saint-Lambert 338.
Saint-Simon, Düc de 258, 361.
Saint-Victor, Paul de 227.
Sainte-Beuve 65, 66, 152, 163, 185, 273.
Schelling 369, 392.
Schiller, Charlotte 373, 447.
Schlegel, A. W. 4, 159, 230, 235, 239, 251, 296, 312, 347, 366, 375.
Schlegel, Caroline 376.
Schlegel, Friedrich 229—40, 302.
Schleiermacher 347.
Schloffer, F. Chr 62.
Schmeller 408.

Schmidt, Erich 51, 202, 226.
Schmidt, F. W. Valentin 263.
Schnorr 382,
Schopenhauer, Heinrich Floris 101.
Schröder, F. L. 444.
Schulze-Gaevernitz, G. von 94.
Sénancour 340.
Sensibilité, sensible 217—19, 220.
Seuffert, B. 155.
Shakespeare 43, 85, 100, 250.
Schelley 448.
Sophokles 374.
Soulavie 361.
Southey, R. 79, 89, 435, 448.
Staël, Frau von 226, 251, 301, 306.
Stern, Adolf 398.
Strehlke, F. 34.
Streicher, Andr. 402, 412, 421, 429.
Sublignŷ 270.
Süvern, W. 373, 374.
Swift 434.

Taine, Hippolyte 26—28, 81, 94, 184.
Talma 119, 306.
Taschereau 83.
Taylor, Bayard 350.
Thiers 81.
Thomas 243, 314.
Tieck, Ludwig 235, 337, 346.
Timme, Chr. Fr. 401.
Tobler, Adolf 165.
Uhland 441.
Unzelmann, Friederike 360.
Uz, J. P. 104.

Valckenaer 253, 286, 304, 305.
Varnhagen von Ense 18, 19, 27, 31, 60, 61.
Vauvenargues 243.
Benningen-Ullner, Freiherr von 397.
Benningen, Freifrau von 403.
Vergil 41, 271.
Vigny, Alfred de 323.
Villemain 163, 177. 184.
Vogüé, E. M. de 72.
Vollmer, Wilhelm 370 fg. 415, 431.
Voß, J. H. 390.
Vulpius 5.
Vulpius, Mademoiselle 370.

Wahle, Julius 361.
Wallon 179.
Walzel, O. F. 237.
Weiß, Johann 155.
Weltrich, R. 404.
Wieland 429, 437.
Witkowski 350.
Wolf, F. A. 391.
Wolzogen, Caroline von 379, 399.
Wolzogen, Wilhelm von 391 [269.
Wordsworth, William 79, 88—91,

Xenien 202, 251, 273, 274, 376.

Zelter 69.

Berichtigungen.

S. 49, Z. 10 von o. lies Carmagnola.
„ 119, „ 6 „ „ „ eigenartig.
„ 170, „ 3 „ u. „ wenn er,
„ 224, „ 3 „ „ „ Umwälzung.
„ 226, „ 6 „ „ „ Staël.
„ 292, „ 12 „ „ „ überantworten.

Schriften

zur

Kritik und Litteraturgeschichte

von

Michael Bernays

Zweiter Band

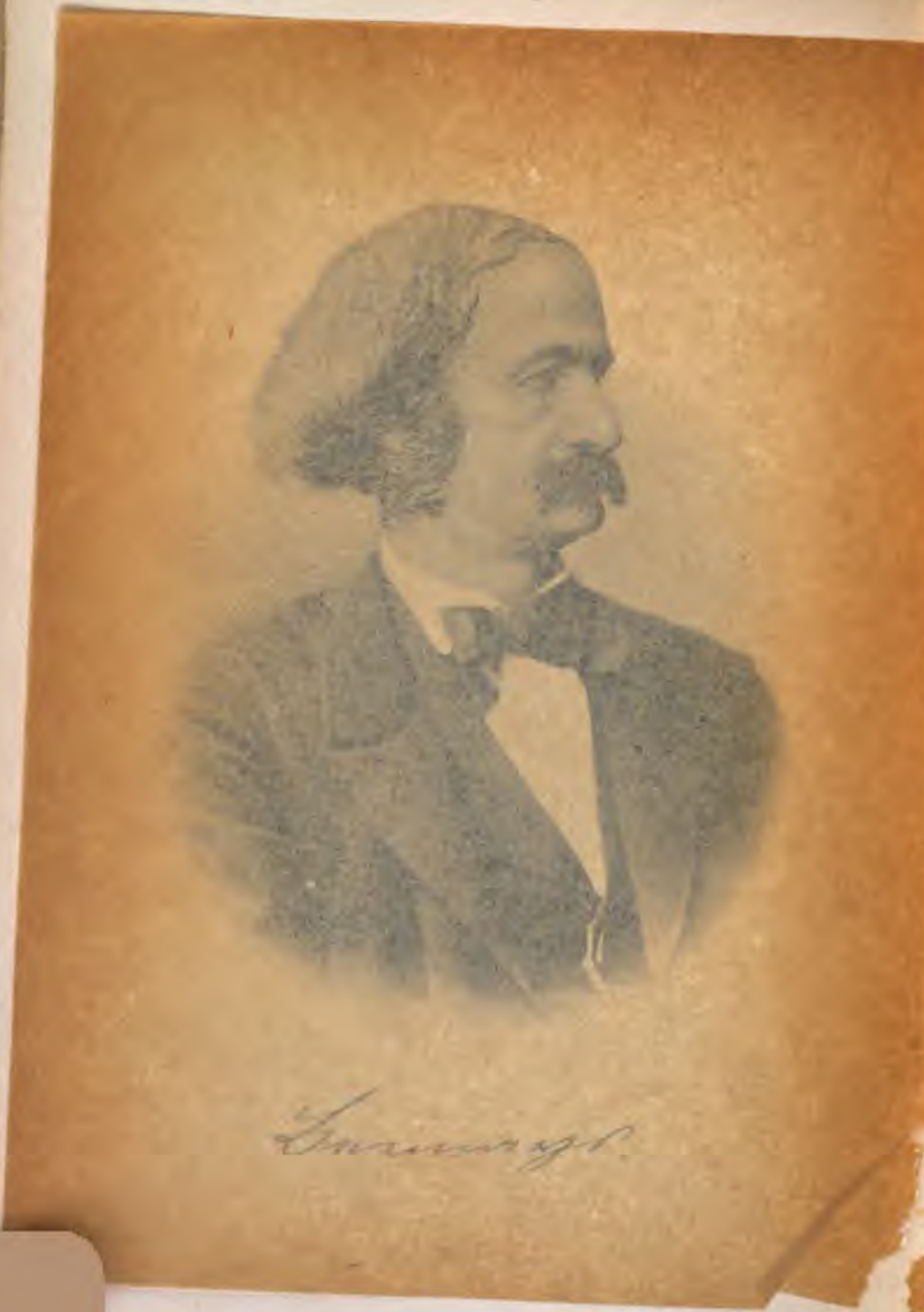
Bernays.

Zur neueren Litteraturgeschichte

von

Michael Bernays.

Berlin
B. Behr's Verlag (E. Bock)
1890.



Zur

neueren Litteraturgeſchichte

von

Michael Bernays.

II.

Berlin.
B. Behr's Verlag (E. Bock).
1898.

Vorwort.

Am 11. Mai 1890 empfing Michael Bernays folgende, von dreiundneunzig älteren und jüngeren Männern unterzeichnete, Zuschrift, die ich im Einverständnis mit gemeinsamen Freunden verfaßt hatte und die nun hier als ein Mnemeion stehen soll:

„An dem Tage, da Sie in voller Kraft den Hörsaal des gefeierten akademischen Lehrers mit dem stillen Studirzimmer vertauschen, möchte eine freie Vereinigung von Fachgenossen Zeugnis ablegen für die reichen Gaben und Anregungen, die Sie in Rede und Schrift ausgestreut, und der tröstlichen Erwartung, die sich nun an Ihre freiwillige Muße knüpft, Ausdruck leihen.

„Einer der Ersten haben Sie das Banner historisch-philologischer Erforschung der neueren Litteratur entfaltet in Zeiten, wo diese Studien auf so manches Hemmnis und Vorurtheil stießen, haben erst nach reiflichster Ausrüstung das Katheder betreten und, ein siegreicher Vorkämpfer, der aufstrebenden Wissenschaft ihre feste Stelle im Lehrplan der Hochschulen erobern, den Jüngeren freie Bahn schaffen helfen. Sie haben in Leipzig, dann lange gesegnete Jahre hindurch in München, dort an Gegebenes anknüpfend, hier neuschöpferisch, Ihre ganze Persön-

lichkeit für die so gelehrt wie schwungvoll erfaßte Disciplin eingesetzt, redegewaltig den Dichter und sein Werk vergegenwärtigt, ein Studentengeschlecht nach dem andern begeistert und unterrichtet. Ihre Bücherschätze standen dem nahen Schüler wie dem fernen Fachgenossen allzeit so offen, wie Ihre Hilfe und Ihr Rath, gestützt auf die intimste und schlagfertigste Kenntnis alter und neuer Litteratur, jedem Suchenden beisprang. Im lebendigen Wort vor allem wirkte während dieser so Vielen unvergeßlichen Zeit Ihre Kraft. Schüler und Freunde meinten, daß ein so breiter und mächtiger Lehrerfolg durch den Verzicht auf eine ununterbrochene schriftstellerische Thätigkeit nicht zu theuer bezahlt sei, und zügelten deshalb die Wünsche, die Sie selbst so nahe legten.

„Sie haben, mühselige aber wohlbelohnte Arbeit in engem Raum zusammenfassend, den Goethischen Text gereinigt und seine Geschichte aufgerollt. Ihre Einleitung zu den Briefen an F. A. Wolf erschloß gründlich und weitsichtig alle kleinen und großen Zusammenhänge. Goethes Jugend wurde durch S. Hirzel und Sie ein Lieblingsfeld erfrischter Studien. Dem künftigen Biographen leisteten Sie Vorschub — und so müssen Sie sich denn den Namen eines ‚Goethe-Forschers' schon gefallen lassen im Munde derer, die Ihre nimmermüden Wanderungen durch die Weltlitteratur, Ihren vertrauten Verkehr mit den Alten wie mit Dante und Shakespeare, mit den Humanisten wie mit den neueren Schriftstellern germanischer und romanischer Zunge kennen und beneiden. Sie haben zwei stolze Wipfel deutscher Aneignungskunst, Schlegels Shakespeare und Vossens Odyssee, von der Wurzel aus im Aufsprießen und Blühen gezeigt. Sie haben auch weitausschauende Verpflichtungen übernommen, an die wir jetzt auf der Schwelle Ihrer neuen ungebundenen Lebensepoche mahnen.

„An Ihrem frühen Abschied vom Münchener Lehramt herzlich theilnehmend, begrüßen wir zugleich freudig und zuversichtlich den Karlsruher Schriftsteller, der neben einer Sammlung

seiner zerstreuten Blätter nunmehr die letzte Hand an mancherlei Entwürfe legen und den großen Plan: ‚Homer in der Weltlitteratur' ausgestalten wird."

Diese Hoffnungen und Mahnungen sollten, konnten sich aus äußeren wie inneren Gründen nur zum kleinen Theil erfüllen. Der „Homer" blieb liegen, und flüchtige Notizblätter verrathen nicht, welches Buch die Gelehrsamkeit eines Mannes, der das reichste Wissen im Gedächtnis barg und mit sicherem Griff in den ihn umgebenden gedruckten Schätzen schwelgte, zu geben vorhatte. Er bedurfte ja auch keiner Collegehefte, sondern nur des stillen Nachsinnens und eines gelegentlichen Nachschlagens, um den Stoff zu beherrschen, und sogar von der schwung- und gehaltvollen Weimarischen Festrede über Goethes Geschichte der Farbenlehre fand sich keine Zeile vor, weil sie ohne schriftlichen Behelf fertig geworden und leider verklungen ist.

Die kleinen Schriften waren auf vier Bände berechnet, deren letzter der englischen Litteratur gelten und neben Shakespeare vornehmlich den Liebling Wordsworth darstellen sollte. Aber am 25. Februar 1897 erlag Bernays, bis in die letzten Fieberphantasien seinen Dichtern hingegeben, einem Herzleiden, das viel länger, als wir ahnten, seine Thatkraft unterwühlt hatte.

Von dem zweiten Bande lagen die Bogen über die schweizerische Litteraturgeschichte Baechtolds — auch er ist nun vielbetrauert dahin gegangen — gedruckt vor, des Gefolges harrend. Da ich mehr denn zwanzig Jahre hindurch des Abgeschiedenen wohlwollendste Freundschaft genossen und die Ehre seiner letzten Widmung (der sich weitere an Sauer Suphan Brandl anschließen sollten) erfahren habe, war es meine Pflicht, mit Hilfe der Nächststehenden Hand anzulegen an das verwaiste Werk und wenigstens diesen zweiten Theil dergestalt auszufüllen, daß ich jenen schon aus der Presse gekommenen Aufsatz durch einen Abstrich nothdürftig rundete und dem übrigen theils zum Neudruck gerüsteten, theils noch nicht wieder durchgesehenen Vorrath

entnahm, was mir zweckdienlich erschien und die Art des Mannes von einer neuen Seite beleuchten konnte. Ich bin also für die Auswahl verantwortlich, auch für die Aufnahme des handschriftlichen, dem „Euphorion“ zugedachten Bruchstückes über Wolfe. Gewisse Incongruenzen der Schreibung fallen mir zur Last. Das Register aber ist nicht mein Verdienst, und das Schriftenverzeichnis hat Witkowski gern beigesteuert. Daß diese letzte Gabe ein wohlgelungenes Bild bringt, wird ihren ernsten Werth bei Allen erhöhen.

Niedernau, 3. September 1897.

Erich Schmidt.

Inhalt.

I. Die deutsche Litteratur in der Schweiz. (Ungedruckt.)

Baechtolds Werk 3—4. Das Drama 5. Gegen das Theater: Breitinger 7. 18; Frankreich (Nicole, Conti, Bossuet, Rousseau, Ausläufer) 8—16; England 19. — Zwingli 21—28. Kirchenlied, Volkslied, Satire 28—32. Bibel, Sprache 32—33. Geschichtschreibung (Tschudi) 33—39. Das siebzehnte Jahrhundert 40—42. Baechtolds Darstellung des achtzehnten 43—48. Drollinger, Haller 49—50. Bodmer 51 ff. Kritik Mörikofers 61 ff. Bodmer und Breitinger 63—65. Gottscheds Kritische Dichtkunst 65—82. Bodmers Milton 82—106 (Hagedorn 86, Th. Newton 85—90, Haller 97, Liscow 98, Mittelhochdeutsches 99—100, Dramaturgisches 101—105, Murer und Ruf 105—106). Wielands Noten, seine Apologie des „Noah" 106—122 (Roscommon, Addison, Bentley, Franzosen über Miltons 6. Gesang 116—120). Wielands fromme Jugendpoesie 122—126; die Krise 126—131. Klopstock als „deutscher Milton" 131—135.

II. Zur Erinnerung an Herzog Leopold von Braunschweig.

Leben und Charakter 139—146 (seine Biographen 144). Die Katastrophe, Abwehr neuerer Zweifel 146—150. Friedrich der Große 150—154. Bürgers „Braver Mann" 154. Stiftung 155—158 (Chodowiecki 157). Nachrufe deutscher Dichterlinge 158—163. Herders und Goethes Epigramme 163—167. Die Pariser Akademie, Reden, Preisgedichte 167—184 (Marmontel 172, 176—180, Graf von Artois als Stifter 173, La Harpe 180, M. J. Chénier 181—183).

III. Ueber ein Goethesches Motto.

Zur Farbenlehre I: Multi pertransibunt et augebitur scientia. — Bacons Advancement of learning 188—190. Prophet Daniel 190 bis 191. Bacons Buch lateinisch (De dignitate) und Citat im Novum organon 191—193. Bedeutung des Spruchs für den Forscher Goethe 194—199.

IV. Goethe, Maturin, Wolfe. (Ungedruckt.)

Maturins Bertram 203—207 (Coleridge 205, Scott 206). Goethes erneute Beschäftigung mit englischer Litteratur 207—208, mit Byron 208—210. Sein durch Medwin veranlaßter Irrthum, Wolfes Ode auf General Moore sei ein Gedicht Byrons 210—213.

entnahm, was mir zweckdienlich erſchien und die Art des Mannes von einer neuen Seite beleuchten konnte. Ich bin alſo für die Auswahl verantwortlich, auch für die Aufnahme des handſchriftlichen, dem „Euphorion“ zugedachten Bruchſtückes über Wolfe. Gewiſſe Incongruenzen der Schreibung fallen mir zur Laſt. Das Regiſter aber iſt nicht mein Verdienſt, und das Schriftenverzeichnis hat Witkowski gern beigeſteuert. Daß dieſe letzte Gabe ein wohlgelungenes Bild bringt, wird ihren ernſten Werth bei Allen erhöhen.

Niedernau, 3. September 1897.

Erich Schmidt.

Inhalt.

I. Die deutsche Litteratur in der Schweiz. (Ungedruckt.)

Baechtolds Werk 3—4. Das Drama 5. Gegen das Theater: Breitinger 7. 18; Frankreich (Nicole, Conti, Bossuet, Rousseau, Ausläufer) 8—16; England 19. — Zwingli 21—28. Kirchenlied, Volkslied, Satire 28—32. Bibel, Sprache 32—33. Geschichtschreibung (Tschudi) 33—39. Das siebzehnte Jahrhundert 40—42. Baechtolds Darstellung des achtzehnten 43—48. Drollinger, Haller 49—50. Bodmer 51 ff. Kritik Mörikofers 61 ff. Bodmer und Breitinger 63—65. Gottscheds Kritische Dichtkunst 65—82. Bodmers Milton 82—106 (Hagedorn 86, Th. Newton 85—90, Haller 97, Liscow 98, Mittelhochdeutsches 99—100, Dramaturgisches 101—105, Murer und Ruf 105—106). Wielands Noten, seine Apologie des „Noah" 106—122 (Roscommon, Addison, Bentley, Franzosen über Miltons 6. Gesang 116—120). Wielands fromme Jugendpoesie 122—126; die Krise 126—131. Klopstock als „deutscher Milton" 131—135.

II. Zur Erinnerung an Herzog Leopold von Braunschweig.

Leben und Charakter 139—146 (seine Biographen 144). Die Katastrophe, Abwehr neuerer Zweifel 146—150. Friedrich der Große 150—154. Bürgers „Braver Mann" 154. Stiftung 155—158 (Chodowiecki 157). Nachrufe deutscher Dichterlinge 158—163. Herders und Goethes Epigramme 163—167. Die Pariser Akademie, Reden, Preisgedichte 167—184 (Marmontel 172, 176—180, Graf von Artois als Stifter 173, La Harpe 180, M. J. Chénier 181—183).

III. Ueber ein Goethesches Motto.

Zur Farbenlehre I: Multi pertransibunt et augebitur scientia. — Bacons Advancement of learning 188—190. Prophet Daniel 190 bis 191. Bacons Buch lateinisch (De dignitate) und Citat im Novum organon 191—193. Bedeutung des Spruchs für den Forscher Goethe 194—199.

IV. Goethe, Maturin, Wolfe. (Ungedruckt.)

Maturins Bertram 203—207 (Coleridge 205, Scott 206). Goethes erneute Beschäftigung mit englischer Litteratur 207—208, mit Byron 208—210. Sein durch Medwin veranlaßter Irrthum, Wolfes Ode auf General Moore sei ein Gedicht Byrons 210—213.

V. Ein unpatriotischer Vers Goethes.

Die Zeilen vom März 1818 „Der Deutsche ist gelehrt, Wenn er sein Deutsch versteht" gehn auf Canitz zurück 219. Gottsched 220. Uz 221.

VI. Friedrich Schlegel und die Xenien.

Dank an Haym 225. — „Der deutsche Orpheus" gegen Schlosser 225—228. Urtheil Schillers, sein Bruch mit Schlegels 229—232. Zwei Xeniengruppen gegen Friedrich 232—234. Das Xenion „Lieblich und zart" gilt ihm als Recensenten Herderscher Epigramme in Schillers Almanach 235–248, „Du nur bist mir der würdige Dichter" einer Bemerkung über Goethe in derselben Recension 248–251. Schiller und Schlegels kritische Manier 251—257. Schlegels Verhältniß zu Schiller 257—263. Der Auszug aus den „Griechen und Römern" in Reichardts „Deutschland" gewürdigt und im Einzelnen als Quelle der Xenien erörtert 264—273. Nachklänge 274—275. Schlegels spätere Redaction seiner Jugendschriften, Bedürfniß ihrer Wiederherstellung 275—278. — Anhang. Herders „Parthenope," Unbrauchbarkeit der Vulgata 279—281.

VII. Caroline.

Werth ihrer Briefe 285—288. Hayms Ergänzung zu Waitz 288—290. Göttingen 290—294. Clausthal und Marburg 295–298. Meyer und Tatter 298—300. W. Schlegel 300. Gotha, Mainz 301—303. Schlegel als Retter, Ehe 303—304. Jena, Theilnahme am Shakespeare, Kritik 305—307. Schelling, Augustens Tod, Ehe, Ende 307—309. Zusammenfassendes, Berichtigungen 310—311.

VIII. Zur Kenntniß Jacob Grimms.

Vorgeschichte des Deutschen Wörterbuchs 315—317. Erste Aufnahme 317—320. Wilhelms Antheil und Art 321–322. Jacobs Briefwechsel mit S. Hirzel 323—333 (Goethe 326–328, Menschliches 329—331. Politik 331–333). Charakteristik Hirzels 333—338. Austausch und unvermeidliche Mißhelligkeiten beim Wörterbuch 338–352 (Orthographie 339—341, Quellenverzeichniß 341, Ausstattung 342, Recensionen 342—343, Jacobs vereitelte selbständige Pläne 344–348, Stockungen 348—352). Jacobs „Lernen" 352—354. Fortführung, Bedeutung des Wörterbuchs 354—359 (ausländische Lexikographie 356—358, Rud. Hildebrand 359). Der achte Band der „Kleineren Schriften" 360—372 (Jacobs Sprache 362—364, Schmeller 364—365, Vaterlandsliebe und Politik 365—372).

I.

Die deutsche Litteratur in der Schweiz.

(1892. 1895.)

1.

Im Jahre 1887 sahen wir Jakob Baechtold als berufenen Geschichtschreiber der Litteratur seines Schweizer Heimathlandes hervortreten. Mit freudigen Erwartungen begrüßte man ihn und sein Unternehmen.

Gleich durch die erste Lieferung des Werkes[1]) fühlte man sich eben so freundlich angesprochen, wie gründlich belehrt. Denn hier ließ sich in seiner ganzen Ausdehnung das litterarische Leben und Thun überschauen, das sich vom achten bis ins elfte Jahrhundert im Bereiche des Klosters Sankt Gallen entfaltet hat. Es erschien um so deutlicher, da manche unbewiesene und unbeweisbare Angabe, die bis dahin Glauben gefunden, nun durch schärfere Prüfung für immer beseitigt worden.

Die zweite Lieferung umfaßte die Zeit, da die höfisch ausgebildete Gesellschaft des Mittelalters sich der Pflege der erzählenden und lyrischen Dichtung widmete. Dann wandte sich der Geschichtschreiber den beiden Jahrhunderten zu, dem vierzehnten und fünfzehnten, in denen Adel und Ritterthum ihre allbeherrschende Stellung einbüßen und demgemäß die Kunstbildung des Mittelalters abstirbt. Wie das Bürgerthum sich seine Selbständigkeit erkämpft, so dringt allmählich der bürgerliche Sinn durch alle Kreise der Litteratur. Dort kann er fürs erste keine neuen Formen erzeugen, noch einen erneuten

[1]) Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz. Von Jakob Baechtold. Frauenfeld. Verlag von J. Huber. Acht Lieferungen zwischen 1887—92.

geistigen Aufschwung befördern. Die Prosa jedoch fängt an, zu gedeihen. Das geschichtliche Volkslied giebt in kräftigen Lauten Zeugniß von dem kühnen Emporstreben, von den entscheidenden Kriegsthaten der Eidgenossen. Die volksmäßig geartete Litteratur nahm auch vielfältige Einflüsse gelehrter Bildung in sich auf. Im Fortgange des fünfzehnten Jahrhunderts erfrischte sie sich an den Bestrebungen des Humanismus, der Geist und Kunst des Alterthums zu erfassen suchte, um sie in das Lebensgetriebe der neueren Welt hinüberzuleiten.

Für die Behandlung des sechzehnten Jahrhunderts hatte Baechtold die ernstesten Zurüstungen zu treffen. Die überraschende Fülle eines meist noch unausgenutzten Stoffes drängte sich hier ihm entgegen. Das Zeitalter der Reformation, von gährenden Leidenschaften erfüllt, bedurfte einer Form, in der alles, was die Gemüther stürmend bewegte, unmittelbar zum heftigsten und schlagendsten Ausdruck gelangen konnte. Einem solchen Bedürfnisse vermochte nur die dramatische Form ganz und voll zu genügen. Je ungebundener der Geist, der das Zeitalter herrschend durchzog, gerade in der Schweiz sich regen durfte, um so entschiedener mußte dort das Drama die Lebenskraft der Litteratur an sich ziehen.

Von seiner vertrauten Kenntniß des schweizerischen Dramas hatte Baechtold schon längst in seiner Ausgabe des Niklaus Manuel[2]) eine hocherfreuliche Probe abgelegt. Hier, in der vierten und fünften Lieferung seines Geschichtswerkes, hat er den ganzen Reichthum der älteren Schauspieldichtung seines Schweizerlandes zum erstenmal für die Zwecke einer umfassenden litterarhistorischen Belehrung ausgebeutet. Er konnte auf mehre taugliche Vorarbeiten zurückblicken: die Hauptarbeit mußte er selbständig vollbringen.

---

[2]) Frauenfeld, Verlag von J. Huber, 1878. Die Ausgabe bildet den zweiten Band der in jedem Sinne empfehlenswerthen Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz und ihres Grenzgebietes.

Seit langem freilich war es bekannt und anerkannt, daß von der Schweiz das Drama der Reformationszeit seinen Ausgang genommen, daß dort sein Wachsthum und seine Verbreitung mit dem fruchtbarsten Eifer gefördert worden. Aber erst in Baechtolds Darstellung sind uns diese unbestrittenen Thatsachen vollkommen anschaulich vors Auge gebracht.

Nun erst lernen wir jenes Drama würdigen als ein eigentliches Naturerzeugniß des schweizerischen Bodens. Kein Wunder, daß es dort überall so üppig emporschießt! Verweilen wir beim Ueberblick dieser Massen, so sehen wir ein, warum aus ihnen keine Kunstwerke höherer Art aufragen. An verheißungsvollen Ansätzen zu edlerer Ausbildung der dramatischen Form fehlt es keineswegs. Aber selbst feiner gestimmte Geister, die sich der Anerkennung strengerer, vom Wechsel der Zeiten unberührter Kunstgesetze nicht entziehen würden, selbst sie müssen sich in den unentrinnbaren Bann dieser Gegenwart gefangen geben. Von jedem, der ihr angehört, erheischt sie unbedingte Hingabe. Stets will sie zu allererst sich selbst vernehmen; in jedem Schauspiel, für das man ihre Aufmerksamkeit verlangt, will sie sich selbst wiederfinden. Mag daher der Dramatiker sich ins jüdische oder classische Alterthum zurückwenden; mag er eine neutestamentliche Parabel oder einen Novellenstoff und den derbsten weltlichen Schwank bearbeiten; mag er als rücksichtslos scheltender Satiriker, als geifernder Zelot oder als erbaulicher Prediger reden; mag er endlich in das volle geschichtliche Leben des Vaterlandes hineingreifen und etwa die Gestalt des Bruder Klaus zu neuem Dasein erwecken — immer doch ist es die Schweiz des sechzehnten Jahrhunderts, deren Zustände uns vor Augen treten; immer werden wir gemahnt an die Bestrebungen, die Anliegen und Wünsche, die dem Volke und seinen Führern in jenem weltgeschichtlichen Zeitpuncte als die wichtigsten und theuersten galten.

So entsteht Einheit unter diesen bunt wechselnden Stoffen, und eine Art von Gemeinschaft in der Schar dieser Dramen-

dichter, die durch Verschiedenheit der Sinnesweise wie durch das verschiedene Maß der Begabung doch oft so weit von einander getrennt erscheinen. Daß diese Einheit, dieser innere Zusammenhang merkbar werden, das gehört zu den Vorzügen der Baechtoldschen Darstellung. Ein nicht minder rühmenswerthes Verdienst erlangt sie dadurch, daß sie die einzelnen Persönlichkeiten, in ihrer Eigenart schärfer begrenzt, aus der Masse heraushebt. So beleben sich vor unsern Blicken Männer wie Niklaus Manuel, Johann Kolroß, Sixt Birk, Heinrich Bullinger, Hans von Rüte, denen sich dann Jakob Ruf, Jakob Funkelin, Jos Murer und noch manche andere nennenswerthe beigesellen. Um anzudeuten, was sie geleistet und was ihnen zu leisten versagt geblieben, läßt der Darsteller in fein und bedächtig ausgearbeiteten Inhaltsangaben die lange Reihe der Schauspiele selbst an uns vorüberziehen. Er weiß dabei seine Sprache so zu stimmen, daß in diesen prosaischen Auszügen der bezeichnende Grundton des einzelnen Dramas vernehmlich anklingt.

Dem Geschichtschreiber der schweizerischen Litteratur war es eine unabweisliche und treulich geübte Pflicht, alle Lebensformen jenes Dramas zu verzeichnen und es in allen seinen Lebensäußerungen mit eindringender Aufmerksamkeit zu beobachten. Die treibenden Kräfte, die hier so ungehemmt hervorgebrochen, erlahmen, sowie der Geist des siebzehnten Jahrhunderts sich in seiner traurigen Herrschaft befestigt hat. Auch von außen her wird ihnen Stillstand geboten.

Man vergaß oder hätte gern es in Vergessenheit gebracht, daß vordem die thätigen Pfleger des Dramas im großen Kampfe um die Reformation tapfer mitgefochten. Dem frommgläubigen Eifer gereichte nun die weltliche Schauluft zum bedenklichen Anstoß. Es erging über sie das Urtheil der Verwerfung. Man wähnte in einem Bühnenstücke nur eine Herabwürdigung alles Heiligen zu sehen. Von denen, die sich zu Vertheidigern des Heiligen berufen fühlten, ward den Verfassern und Darstellern dramatischer Spiele mit steigender Bitterkeit vorgerückt, ihr

Treiben könnte nur darauf abzielen, die Sinnlichkeit zu reizen und niedrige Leidenschaften anzufachen.

Diese bühnenfeindlichen Ansichten wurden 1624 verbreitet und bekräftigt durch eine Schrift, deren volle Bedeutung Baechtold ins richtige Licht gesetzt hat. Sie war das Werk Johann Jakob Breitingers (1575—1645), eines vielthätigen und auf das Wohl seiner Volksgenossen ernstlich bedachten Theologen, der damals seit elf Jahren seines Amtes als Vorsteher der Züricher Kirche gewaltet. J. C. Mörikofer hat uns schon früher ein Lebensbild dieses Mannes geliefert,[3]) in dem er zugleich ein belehrendes Zeitbild aufstellte, das uns freilich nicht mit hellen Farben entgegenleuchtet. Breitingers „Bedencken Von Comoedien oder Spilen" richten sich mit der ganzen Schärfe einer unerschrockenen Kanzelberedsamkeit gegen alles, was dem zornmuthigen Sitten- und Glaubenswächter als dramatischer Unfug erscheint. Auch von der Kanzel selbst herab schollen seine Mahn- und Weherufe. Das Elend der Zeit gab ihnen den furchtbaren Nachdruck. In der That, wer mochte an den derben, zuchtlosen Späßen, an den lustigen Gaukeleien der Bühne sich erheitern, da rings umher die deutsche Welt sich in endlosen Kriegsjammer versenkte? Trug man aber Gelüsten nach tragischen Greueln, so konnte die wilde Einbildungskraft des Poeten nichts so Gräßliches aussinnen, das die Entsetzlichkeiten, die sich auf der Trauerbühne des wirklichen Lebens an einander drängten, nicht weit überboten hätten.

In Völkern, die christlicher Gesittung huldigen, hat es der Schaubühne niemals an Widersachern gefehlt. Verschieden waren die Anlässe, die in verschiedenen Zeitaltern die Gegner aller dramatischen Schaustellungen zu offenem Kampfe riefen. Da indeß der Gegenstand des Kampfes immer derselbe blieb, so ward eigentlich auch immer mit denselben Waffen gefochten, freilich

[3]) J. J. Breitinger und Zürich. Ein Kulturbild aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Von Dr. J. C. Mörikofer. Leipzig, Hirzel, 1874.

ohne daß man einen wahrhaft versöhnenden Friedensschluß erzielte. Nur die Art der Waffenführung änderte sich. Bald war es die Religion, bald die höhere Sitte, bald auch nur die äußere Schicklichkeit, über deren angebliche Verletzung man schalt und klagte, und zu deren Schutze man in die Schranken trat. Gerade in dem Volke, das der Theaterlust am anhaltendsten gefröhnt, das Jahrhunderte hindurch an die Ausbildung der dramatischen Dichtkunst die edelsten Kräfte gesetzt, die Schauspielkunst am feinsten und vielseitigsten entwickelt und lange genug den übrigen Bühnen Europas Gesetze und Muster gegeben hat — gerade in Frankreich mußten Schauspiele und Schauspieler die häufigsten und heftigsten Befehdungen erdulden.

Häupter der Litteratur, Träger großer Namen stehen in den ersten Reihen der Angreifer und Verächter. In dem Jahrhundert, dem der ehrenwerthe Züricher Theologe angehört, entwarf Pierre Nicole, der erfolgreichste Verbreiter jansenistischer Moral, eine gründliche Schilderung der Gefahren, denen die Sittlichkeit eines jeden preisgegeben wird, der sich zur Theilnahme am Treiben der Bühne verleiten läßt. Im Jahre 1667 erschien ein Traktat gegen die Schauspiele, den der kurz zuvor verstorbene Prinz von Conti, der Bruder des großen Condé, hinterlassen. Nach den schmählichen Wirrnissen seiner Jugend hatte sich der fürstliche Autor zur äußersten Frömmigkeit bekehrt. So that er auch Buße für die übermäßige Liebhaberei, mit der sein Geist, oder vielmehr seine Sinne ehedem am Theater gehangen: gestützt auf die kirchliche Ueberlieferung und das Ansehen der heiligen Väter, verwarf er nun rücksichtslos die dramatische Dichtung sammt allem ihrem Zubehör.[4]) Selbst den bewunderten Tragödien Corneilles wird nachgesagt, daß sie gegen die Grundsatzungen des Christenthums sich schwer vergehen, weil sie

[4]) Vom Traité de la Comédie et des Spectacles hat Karl Vollmöller einen dankenswerthen, mit belehrender Einleitung versehenen Abdruck geliefert (Heilbronn 1881). Ueber die Bekehrung Contis sagt das Richtige Sainte-Beuve, Port-Royal 5,27 fg.

die Leidenschaften, die in ewiges Verderben führen, dem leicht bethörten Menschenherzen annehmlich machen, indem sie ihnen eine Größe und Würde leihen, die nur der wahren Tugend zukommen.

Gegen Ende des Jahrhunderts vermaß sich der Theatinerpater Caffaro, die verpönte Comödie, als etwas Unsträfliches, in seinen geistlichen Schutz zu nehmen. Er mußte freilich zugestehen, daß die Kirchenväter, daß vor allen Schriftsteller wie Tertullian und der heilige Cyprianus auf die Theater, als auf die Heimathstätten aller Laster und Ausschweifungen, mit leidenschaftlichem Abscheu hingeblickt; aber, meinte er gutmüthig, die französische Bühne seiner Zeit habe sich so weit gesäubert, daß der Christ sie wohl nicht mehr durchaus zu meiden brauche. Er zeigt, daß Scholastiker und Casuisten keineswegs einhellig und unbedingt das Schauspiel verurtheilen: ja, er sucht darzuthun, daß der heilige Thomas und, schon lange vor diesem, der heilige Augustinus solche Ergetzlichkeiten, wie die Bühne sie etwa bieten mag, den Gläubigen zur Erholung des Geistes sogar anempfohlen haben.

Die gutgemeinte Vertheidigung ward dem Theatiner übel vermerkt. Alle, die an der Strenge der kirchlichen Anschauung festhielten, standen entrüstet gegen ihn auf. Der letzte der Kirchenväter, Bossuet[5]), fuhr auf ihn los mit dem Donner seines Wortes. In einem umfangreichen Schreiben, das als vertrauliche Aeußerung gelten sollte, wandte er sich unmittelbar an den Schuldigen selbst und schmetterte ihn unnachsichtig zu Boden. Unverweilt entschloß der Arme sich zu demüthiger Abbitte und zum Widerruf; er betheuerte zugleich, er habe niemals ein Stück von Molière, Racine oder Corneille, wenigstens nicht ein einziges

[5]) So ward er von La Bruyère bezeichnet, als dieser am 15. Juni 1693 seine Antrittsrede in der Akademie hielt — un défenseur de la religion, une lumière de l'Église, parlons d'avance le langage de la postérité, un Père de l'Église. — Oeuvres de La Bruyère — éd. Servois 2,463 (Paris, Hachette 1865).

vollständig, gelesen. Aber vorwärts getrieben von seinem kirchenväterlichen Eifer, wollte Bossuet für das verletzte Ansehen der Kirche, für die beleidigte Ehre der heiligen Väter auch öffentlich vor aller Welt mit der ganzen Kraft seines Geistes eintreten. Den Brief an den Pater erweiterte er zu einem Manifeste, das allen christlichen Gemüthern die unverfälschten Grundsätze der Kirche auf das nachdrücklichste einschärfen sollte.[6]) Er verschmäht jegliche Milderung dieser Grundsätze. Gerade ein Zeitraum von siebzig Jahren liegt zwischen Breitingers oben erwähnten „Bedencken von Comödien" und den „Maximen und Reflexionen" des Bischofs von Meaux (1624—1694). Beide Schriften, obgleich so ganz und gar verschiedenen Bildungskreisen entstammend, sind dennoch Ausgeburten derselben Sinnesweise. Wie ein Kirchenlehrer der frühen christlichen Jahrhunderte auf das zuchtlose Schauspiel, auf den jeder Scham überhobenen Mimus seinen gerechten Grimm herniederschüttet, so, mit ähnlichen Worten glühender Empörung, will der große Zeitgenoß Corneilles, Molières, Quinaults, Racines jeden brandmarken, der den diabolischen Verlockungen der Bühne unterliegt. Welche Mutter, ruft er aus, möchte ihre Tochter nicht lieber im Grabe als auf den Bretern sehen![7]) Aus allen Verdunklungen und sophistischen Umdeutungen will er die echte Lehre der Kirche, der gesamten Kirchenväter ans Licht heben, damit sie in ursprünglicher Lauterkeit den Gläubigen leuchte, die vom Heilswege nicht abirren dürfen.

[6]) Die drei anziehenden Actenstücke — Bossuets Brief vom 9. Mai 1694, des Theatiners demüthige Abbitte vom 11. Mai, die Maximes et Réflexions sur la Comédie — findet man beisammen im achten Bande der Oeuvres complètes, p. 73—106. Ich citiere Bossuet nach der Gesamtausgabe, die, auf der Grundlage der älteren Versailler Edition, von den Priestern der Immaculée Conception de Saint-Dizier in zwölf Quartanten bearbeitet worden, Nancy 1862—63. Die Maximes et Réflexions nebst den sie betreffenden Actenstücken besitzen wir in einer vorzüglichen Sonderausgabe von A. Gazier (Paris, Eugène Belin) 1881.

[7]) Quelle mère, je ne dis pas chrétienne, mais tant soit peu honnête, n'aimerait pas mieux voir sa fille dans le tombeau que sur le théâtre? 8,86. Schon der Brief an Caffaro enthielt dieselben Worte

Neben die Meister der christlichen Lehre stellt er den schöpferischen Meister der vorchristlichen Philosophie, der in seinem „Staate" die Dichter, und unter ihnen auch die dramatischen, nicht eben glimpflich behandelt habe. Und doch, meint Bossuet, müßten wir zu unserer Beschämung eingestehen, daß die Tragödien, die ein Platon vor Augen gehabt, die Sinnlichkeit viel weniger aufreizten, den Leidenschaften in weit geringerem Maße schmeichelten, als die Trauerspiele, die auf neueren Bühnen bewundert werden. Allerdings habe schon Platons Schüler, Aristoteles, obwohl er dem Aug' und Ohr der Jugend Unwürdiges und Unedles fern halten wollte, sich zu einer größeren Fügsamkeit bequemt; er habe der Tragödie sogar die Wirkung zugeschrieben, die Leidenschaften, und insbesondere die des Mitleids und der Furcht, zu reinigen; niemand aber sei bisher im Stande gewesen, zu ergründen, wie diese geheimnißvolle Reinigung sich vollziehe und was sie eigentlich bezwecke.[8]) Ueberhaupt bleibe der Wunsch nach Läuterung und sittlicher Erhebung des Schauspiels unerfüllbar für immer.

8,76. Auch dem milden Massillon ist die Bühne mit allen ihren Anhängseln Satanswerk. Man lese nur die noch jetzt höchst anziehende Rede Sur le petit nombre des élus. Er weist gleichfalls mit besonderem Nachdruck hin auf die débauche publique des créatures infortunées qui montent sur le théâtre, auf die scènes impures ou passionnées qu'elles débitent. Alle, die zum Stande der Schauspieler zählen, sind ihm gens infâmes, même selon les lois des hommes. Oeuvres de Massillon 1,309 (éd. Didot 1870.) Vgl. Hurel, les orateurs sacrés à la cour de Louis XIV (Paris 1872) 2,224.

[8]) 8,92, une manière, qu'il n'explique pas, de purifier les passions en les excitant (du moins la pitié et la crainte) — und gleich im folgenden Absatze: „Mais laissons, si l'on veut, à Aristote cette manière mysérieuse de les purifier, dont ni lui ni ses interprètes n'ontt su encore donner de bonnes raisons." — Ich weiß nicht, ob man bei den neueren Streitigkeiten über die Katharsis Rücksicht genommen auf diese Aeußerung des französischen Kirchenvaters, der dem Alterthum wahrlich nicht als Fremdling gegenüberstand. Er sagt richtig crainte, und nicht terreûr. So hatte schon vor ihm Corneille das Wort φόβος richtig gefaßt. Dafür zeugt der Anfang des zweiten seiner drei großen Discours (Oeuvres éd. Marty-Laveaux 1,52); dafür zeugt, wo möglich

Sinnreich verfährt Bossuet, um den Sätzen des heiligen Thomas, die von den Schutzrednern der Bühne zu deren Gunsten mißdeutet worden, ihren wahren, den kirchlichen Geboten entsprechenden Inhalt zurück zu erstatten. Nicht minder sinnreich weiß er in Lullis Musik, in den dramatischen Gedichten Corneilles, Quinaults, Racines Quellen sittlicher Verderbniß zu entdecken. Die Erinnerung an den vor etwa zwanzig Jahren so plötzlich hinweggerafften Molière stimmt ihn zu einem ergreifenden Zornesausbruch gegen den Dichter-Komödianten, der wohl das Lächerliche zu verspotten, niemals aber das Laster anzugreifen gewagt.

Die Abhandlung Bossuets gehört unter die Meisterstücke seiner herrischen, keines Einwands achtenden Beredsamkeit. Sie zeigt ihn als gründlichen Kenner menschlicher Schwachheiten, der am Hofe Ludwigs des Vierzehnten, in der gebildetsten Gesellschaft Frankreichs einen ergiebigen Boden für seine Studien gefunden. Seine Worte sind wie von Siegesbewußtsein getragen. Und in der That, wie sollte seine Beredsamkeit nicht siegreich bleiben? Durch die Mauern der Glaubensfestung, hinter denen er sich verschanzt hat, dringt kein Angriff, der ihn treffen könnte.

Nach mehr als sechzig Jahren folgte in Bekämpfung des

---

noch bestimmter, sein Schreiben an den Abbé de Pure vom 25. August 1660, das einen Bericht über die Entstehung jener drei Abhandlungen enthält: „Dans la seconde, je traite des conditions du sujet de la belle tragédie; de quelle qualité doivent être les incidents qui la composent, et les personnes qu'on y introduit, afin d'exciter la pitié et la crainte; comment se fait la purgation des passions par cette pitié et cette crainte —“ (Oeuvres 10,486). Hier sei noch erinnert an die unterhaltende Studie von Jules Lemaitre: Corneille et la Poétique d'Aristote (Paris 1888) p. 34. — Bei Rousseau, in dem gleich zu erwähnenden Briefe an D'Alembert über die Schauspiele, herrscht schon die terreur. Er sagt auf S. 30 des ersten Druckes jener Schrift (Amsterdam 1758): J'entens dire que la Tragédie mène à la pitié par la terreur — er fragt dann ganz richtig: mais quelle est cette pitié?

Schauspiels dem ruhmvollen Haupte der gallikanischen Kirche der Bürger von Genf. Der nie völlig gedämpfte Streit sollte von Neuem heftig aufflammen in einem Zeitalter, das sich von Voltaire beherrschen und von den Encyclopädisten belehren ließ. Im siebenten Bande der Encyclopädie hatte D'Alembert die Stadt Calvins mit einem wohlwollenden Artikel bedacht. Unter fortwährenden Seitenblicken auf das große Frankreich pries er das Glück, das der kleine Staat genoß und verdiente. Doch er beklagt zugleich, daß man dort kein Theater dulden wolle. Er ertheilt den Genfern Rath, wie sie durch Begründung einer solchen Anstalt ihr gesellschaftliches Leben verfeinern und die Ausbildung ihrer Sitten befördern könnten. Gegen diesen verderblichen Rathschlag erhob sich Rousseau. Er will seiner Geburtsstadt seine Treue bewähren, indem er sich dem ihr angedrohten Unheil widersetzt. Schon hatte er das Band zerrissen, das ihn an die Encyclopädisten geknüpft. Sein Brief an D'Alembert, der im ersten Druck (1758) nicht weniger als 264 Seiten umfaßt, ward, gleich seinen vorangegangenen Abhandlungen, zu einem Fehdebrief an die vornehme, bildungsstolze Gesellschaft seines Jahrhunderts. Rousseau zergliedert die bewunderten Meisterwerke der französischen Bühne, um den Wahn zu zerstören, als könne aus ihnen die menschliche Natur irgend einen Antrieb zu ihrer sittlichen Veredlung empfangen; er prüft die Eindrücke, die der tragische oder komische Vorgang in dem Zuschauer erzeugt; er findet diese nur geeignet, eine dem strengeren Sittlichkeitsbegriffe entfremdete Menschheit in den Abgrund der Selbstsucht noch tiefer hinunterzulocken, oder ein thatloses Schwelgen in entnervender Empfindsamkeit zu begünstigen. Was seinen Gründen an zwingender Kraft gebricht, ersetzt er durch die herzgewinnende Kraft seiner Rede, durch die bestechende Anmuth eines Witzes, der ihm nicht immer so willig wie hier zu Gebote steht. Dreißig Jahre vor der Revolution zeigt er der französischen Gesellschaft mahnend ihr eigenes Abbild, das sie auf der Bühne stets wiederfinden will.

Er gestattet sich Abschweifungen aller Art*) und verschont dabei weder Verkehrtheiten noch Mißbräuche, die von der damals geltenden Gesellschaftsordnung unzertrennlich scheinen. Auf dem Standorte, den er sich gewählt, bleibt er eigentlich so unangreifbar wie Bossuet auf dem seinigen. Und wie häufig berühren sie sich in Worten und Gedanken, der großartige Sophist, der sich die Miene giebt, alle Vortheile der Kultur für das Glück eines erträumten Naturzustandes eintauschen zu wollen, und der kunstgewaltige Priester, der den erschlafften Zöglingen einer einseitigen Bildung die ewigen Wahrheiten der christlichen Lehre mit schreckendem Ernst entgegenhält! Aber sind es denn wirklich bloß Künste der Sophistik, mit denen hier der hochtönende Prediger des Naturevangeliums Herz und Sinn seiner Leser berückt? — Sind wir ans Ende dieses langen, aber niemals zu gedehnten Briefes gekommen, so stimmen wir wohl den Worten bei, mit denen der jugendliche Lessing einst die erste der Preis- und Streitreden Rousseaus begrüßt hatte: „Ich weiß nicht, was man für eine heimliche Ehrfurcht für einen Mann empfindet, welcher der Tugend gegen alle gebilligte Vorurtheile das Wort redet; auch sogar alsdann, wann er zu weit geht."

Weiter als Bossuet und Rousseau konnte man nicht gehen. Aber noch in unserem Jahrhundert schlug man mehrfach die Richtungen ein, in denen jene beiden sich vorwärts bewegt hatten.

Wenige Wochen, ehe Napoleon von Elba zurückkehren

*) Die Ausführungen über das Duell (von S. 119 des ersten Druckes an) wird man noch jetzt nicht ohne innere Bewegung lesen. — In einer Anmerkung über die auch von Lessing geschätzte Énie der Frau von Graffigny (S. 78) findet sich der Satz, der die läppische Streitfrage über das größere oder geringere Maß der den Frauen vergönnten geistigen Begabung ein für allemal niederschlagen müßte: ce n'est pas à une femme, mais aux femmes que je refuse les talens des hommes. — Ich nenne jene Streitfrage läppisch, indem ich bedenke, wie sie gewöhnlich aufgeworfen und wie sie gewöhnlich beantwortet wird. Vgl. Lessings Dramaturgie St. 53. (Lachmann 7,238).

ſollte, ward die Pariſer Menge bis zu blinder Zerſtörungswuth aufgereizt, als der Pfarrer von Saint-Roch, ſich auf das anerkannte kirchliche Recht ſtützend, der Leiche der einſt berühmten Schauſpielerin Raucourt die dringend verlangte Einſegnung beharrlich verweigerte. Die Erinnerung an dieſen widerlichen Auftritt hat ſich in der Litteratur erhalten: denn ihm verdanken wir das anziehende Schriftchen, in dem Chateaubriand ſein behutſames Urtheil „über die Excommunication der Schauſpieler“ abgiebt.[10]) Der edle Fürſprecher des Chriſtenthums, der aber nie vergaß, welchem Jahrhunderte er angehörte, mußte einige Mühe aufwenden, um die wechſelnden Anſichten und Geſinnungen der verſchiedenen Zeitalter mit den ewig unwandelbaren Satzungen der katholiſchen Kirche in Einklang zu bringen.

Spätere Wortführer ſtreng kirchlicher Gläubigkeit ſehen wir wieder zu derberen, rückſichtsloſeren Angriffen gegen das Theater vorſchreiten. Gerade um die Mitte des Jahrhunderts da Frankreich dem zweiten Kaiſerreich verfallen war, entlud ſich von neuem der theologiſche Groll gegen die Bühne. Folgerichtig hätte man von dem Staate, der ſich einen katholiſchen nannte, verlangen müſſen, er ſollte die Schauſpielhäuſer vom Boden Frankreichs hinwegbannen.

Um ſolchen Anſturm abzuwehren, traten auch damals aus den Reihen eines weltlicher gearteten Schriftſtellergeſchlechts

---

[10]) Der Tumult in der Kirche Saint-Roch hatte am 17. Januar 1815 ſtattgefunden. Im Februar ſchrieb Chateaubriand „De l'excommunication des comédiens“. Er theilte den Aufſatz wieder mit in dem erſten Abſchnitte ſeiner Mélanges de Politique, Paris 1816, p. 279—94. Jetzt ſteht das Schriftchen im elften Bande der Oeuvres complètes (Furne, Jouvet et Cie.) p. 168—75. — Die meiſten Geſchichtſchreiber der Reſtauration erwähnen jenes kirchenſchänderiſche Gebaren der Maſſe; ſie erblicken darin ein Anzeichen der herrſchenden Mißſtimmung gegen das bourboniſche Regiment. Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire 19,10. — Vaulabelle, Histoire des deux Restaurations, 2,140. — Duvergier de Hauranne, Histoire du Gouvernement Parlementaire en France 2,368. — Vgl. auch Villemain, La Tribune moderne 1,202.

manche Lobredner der Bühne hervor. Bemerkenswerth unter dieſen bleibt noch immer Hippolyte Rigault, ein Mann von feingeſtimmtem Geiſte, der ſeine Kräfte im ununterbrochenen Dienſte der Litteratur allzu frühzeitig aufzehrte. Im März 1853 ließ er ſeine Abhandlung Question des spectacles erſcheinen, die dann nach ſeinem Tode in den vierten Band ſeiner ſämmtlichen Werke übergegangen iſt (Oeuvres complètes de H. Rigault, Paris 1859, 4,82—107). Geſchickt reiht er hier alles aneinander, wodurch die Bühne, als eine immerhin nutzbare Anſtalt, ſich auch denen empfehlen kann, die eine Verletzung der chriſtlichen Moral weder ſich ſelbſt leichtfertig geſtatten noch ihren Nebenmenſchen erlauben wollen. Doch durch Erörterungen dieſer Art ließen ſich die entſchloſſenen Widerſacher des Dramas nicht beſchwichtigen. Der Gegenſatz zwiſchen Theater und Altar, zwiſchen Bühnenſpiel und ſtrenger Sittlichkeit ward immer ſchärfer, immer gehäſſiger betont. Bis zu lärmender Wuth aber ſteigerte ſich die Kampfesſtimmung in dem Buche über Molière und Bourdaloue, das Louis Veuillot 1877 allen Freunden der Bühne, allen Förderern des Schauſpiels entgegenſchleuderte.

So überdauert dieſer Widerſtreit die Wandlungen der Zeiten. Immer aufs neue regt er ſich im republikaniſchen nicht minder als im königlichen und kaiſerlichen Frankreich.[11])

[11]) Der Graf Joſeph de Maiſtre gönnt der Bühne und ihren Künſtlern nur im Vorbeigehen einen Blick der Mißachtung; er begleitet ſie mit einem Fingerzeig auf die herabgewürdigte Geſellſchaft, die ſolchen Künſtlern eine höhere Bedeutung beilegt. Je ne finirais pas, si je voulais accumuler les autorités de tout genre qui ont flétri dans tous les siècles et le théâtre et les hommes qui s'y dévouaient. Je me borne à observer que l'importance accordée à cette classe d'hommes, au théâtre en général, mais surtout au théâtre lyrique, est une mesure infaillible de la dégradation morale des nations. Ce thermomètre n'a jamais trompé. — Dieſe Sätze ſtehen in einer der Noten, die der Graf ſeiner Bearbeitung der Plutarchiſchen Schrift De sera numinis vindicta (Sur les délais de la justice divine) beigegeben hat. Oeuvres complètes (Lyon 1884) 5,457. — Eine raſche Ueberſicht über den äußeren Gang des

Und so oft er stark und laut hervorbricht, immer sind es die Worte Bossuets, die Worte Rousseaus, die vernehmlich nachklingen, oder gar noch in verschärfter Betonung, mit gesteigerter Feindseligkeit wiederholt werden. —

Hat uns aber der Reiz der geschichtlichen Betrachtung, der wir uns hier überließen, von der Person des ehrenfesten Züricher Kirchenvorstehers nicht allzu weit hinweggelockt? — Gewiß nicht! Bei den flüchtigen Andeutungen, die allein hier gestattet waren, behielten wir ihn vielmehr beständig im Auge. Gleichsam ihm zu lieb eröffneten wir uns diese weitere Umschau. Sie sollte uns belehren über den ganzen Ernst jenes nie abzuschließenden Kampfes, in den, lange nachdem der schweizerische Gottesgelehrte ihn wieder aufgenommen, so manche kraftvolle Geister mit immer frischer Streitlust eingriffen. Wir wollten auch in diesem Falle uns des höheren Vortheils versichern, der aus der geschichtlichen Anschauung uns erwächst, sobald sie einen größeren Kreis von verwandten Zuständen und Personen umspannt. Denn aus ihr gewinnen wir ein deutlicheres Verständniß für das Wesen der einzelnen Erscheinung, eben weil diese aus ihrer Vereinzelung herausgehoben und mit ähnlichen Vorgängen und Thatsachen, die sich bei andern Völkern, in früherer oder späterer Zeit, beobachten lassen, in eine naturgemäße

Kampfes zwischen Theater und Kirche gewährt W. E. H. Lecky in der History of the rise and influence of the spirit of rationalism in Europe 2,300—325. — Einige Ergänzungen dazu von französischer Seite liefert Saint-Marc Girardin, Jean-Jacques Rousseau, sa vie et ses ouvrages (Paris 1875) 2,7—61. Beide, der Franzose wie der Engländer, haben den richtigen Blick für die geschichtliche Bedeutung dieses Kampfes. G. Lanson in seinem Buche über Bossuet (Paris 1891) S. 433—41 mag beweisen, wie einsichtig in dem Kreise der jetzigen Litterarhistoriker Frankreichs das Verhalten des großen Prälaten gegen Schauspiel und Schauspieler beurtheilt wird. (Mehr als anderthalb Jahre, nachdem ich die obigen Betrachtungen aufgezeichnet, fand ich in den Études d'histoire et de critique dramatiques von Gustave Larroumet, Paris, Hachette 1892, die beiden feinsinnigen Aufsätze: Le théâtre et la morale und Les comédiens et les moeurs, p. 201—293. — Sie entstanden auf Anlaß des Buches von Maugras Les comédiens hors la loi, Paris, Lévy 1887.)

Verknüpfung gebracht wird. Das Einzelne hört dann auf, uns zu befremden oder gar abzustoßen.

So werden wir denn gelassener dem redlichen und rüstigen Breitinger zuhören, wenn er die Jünger und Diener der dramatischen Muse mit unglimpflichen Worten überhäuft. Wir erkennen ja deutlich, daß aus den Mahn- und Drohreden, mit denen er das Gewissen seiner Schweizer aufzurütteln sucht, nichts anderes hervortönt, als was vor ihm so mancher geweihte Mund gepredigt hatte, was nach ihm hochberedte Vertheidiger der Religion und Sitte in der gebildetsten Umgangssprache Europas aber und abermals verkündigen sollten. Die Jesuiten betrieben ernstlich die Pflege des Dramas: mit geschmeidigem Sinn und oft mit geschickter Hand wußten sie es als wirksames Unterhaltungs- und Unterrichtsmittel für ihre Zwecke tauglich zu machen. Um so heftiger entbrennt der Eifer des strenggläubigen reformierten Zürichers gegen „des Teufels Pracht und Anreizung, gegen die pompas Diaboli, denen der Christ ja schon im Taufgelöbniß entsage. Allerdings seien unter den Förderern der Reformation einige theure Gottesmänner, wie Bullinger, Gwalther, Bucer, dem Schauspiele nicht abhold gewesen; aber manche von ihnen hätten sich doch im höheren Lebensalter zu einer strengeren Sinnesart bekannt. Keineswegs dürfe man sich durch ihr Beispiel verleiten lassen, da ja die Beweise von den erschrecklichen Folgen und Nachwirkungen des theatralischen Treibens so unverkennbar vor aller Augen daliegen. Solche unzweideutige Beweise gewahrt Breitinger in mancherlei Begebnissen, über die er grauenerregenden Bericht erstattet. Da war es vorgekommen, daß die drei oder vier Teufel, die vorschriftsmäßig in einer Komödie auftreten sollten, sich auf unbegreifliche und unheimliche Weise vermehrten. Manchmal geschah es auch, daß während der Aufführung grausam tobende Unwetter entstanden. Ferner hat man beobachtet, daß die Unseligen, denen die Rollen der Lasterhaften zugetheilt waren, hernach im Leben diesen auf der Bühne dargestellten Lastern dauernd fröhnten. Ja, noch zuletzt in Zürich

hatte die Studenten, die sich zum Komödienspiel zusammengethan, ein grauses Verhängniß getroffen: die einen, die sich während der anstrengenden Proben einen stärkenden Schluck zu verstatten pflegten, hingen auch später diesem Brauche nur allzu treulich an und blieben demzufolge vom Schul- und Kirchendienste ausgeschlossen; die andern hingegen wurden ihren Mitmenschen dadurch zur Plage, daß sie die Reden, die sie einst im Schauspiel vorgetragen, auch ferner bei jedem Anlasse, besonders aber wenn der Wein ihnen das Gemüth erhitzt hatte, wieder von sich geben mußten.

Haben die Heiden, ihren vermeintlichen Göttern zu Ehren, Spiele veranstaltet, so dürfen, nach Breitingers Ueberzeugung, die Verehrer des wahren Gottes ihnen hierin nicht nachahmen. Sie müssen vielmehr von allen irdischen Schaugerüsten Aug' und Sinn abkehren, um jener herrlichsten aller Komödien zu harren, die einst „in dem himmelischen Amphitheater" zur Aufführung gelangen und durch die wahrhaftige Gegenwart der Auserwählten, der Frommen, der gottseligen Martyrer verherrlicht sein wird.

Hätten die großen Franzosen, die mit ihrer vornehmen Beredsamkeit das Theater angriffen, in Breitinger nicht einen sinnesverwandten Vorgänger begrüßen können? Seine Ausdrucksweise freilich erinnert mehr an die eifernden Engländer, die von den Zeiten Elisabeths bis in die Tage Wilhelms des Dritten die Bühne samt allen Angehörigen der Bühne mit schmähenden Anklagen leidenschaftlich verfolgten. Ganz schicklich könnte man ihn einem Stephan Gosson an die Seite stellen, der im Jahre 1579, wie mit scharf gellender Stimme, alles Theaterspiel verketzert hatte. Auch Jeremy Collier dürfte man zur Vergleichung herbeiziehen, der mehr als hundert Jahre später allen Sündenunfug der von Dryden und seinen Zeitgenossen entwürdigten Bühne in einer höchst eindrucksvollen Schilderung zusammenfassend vorführt![18]) Als der eidverweigernde jakobitische

[18]) The School of Abuse — By Stephan Gosson. — In den English Reprints von Edward Arber findet man einen sauberen Abdruck;

Geistliche die faulen Schäden der englischen Bühne bloß legte, hatte Bossuet vier Jahre zuvor an der französischen sein geistliches Richteramt ausgeübt. Collier beschäftigt sich mehr mit der Entartung der Dichter, als mit dem sittenwidrigen Treiben der Darsteller. Eine reinigende Kraft ist von seinem Buche ausgegangen. Wir mögen es jetzt benutzen als eine Sammlung lehrreicher Actenstücke zur Sittengeschichte der englischen Schauspieldichtung; Breitingers Schrift bleibt uns beachtenswerth als sprechendes Zeichen einer sich verdüsternden Zeit, der alle unbefangene Lebensfreude zu entschwinden droht.

Ein Blick auf diese Zeitverhältnisse läßt uns begreifen, warum Lust und Kraft zur weiteren Ausbildung der dramatischen Form erschlaffen mußten. Sonst könnte man sich geneigt fühlen, den kräftigen Sprüchlein Breitingers die Wirkung eines Exorcismus zuzutrauen. So gründlich ward der Theaterteufel ausgetrieben.

Später hat sich dieser vielverleumdete Dämon wohl in die Schweiz wieder zurückgefunden. Aber so herrschkräftig, wie einst im sechzehnten Jahrhundert, hat er dort niemals wieder gewaltet. Mit handwerksmäßiger Betriebsamkeit brachte man seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts Schauspiele in erschreckender Anzahl zu Stande. Vom Frühling bis zum Herbst des einen Jahres 1764 ließ Bodmer sieben Dramen aus seiner Federspule hervorrinnen.[18]) Kein Strahl echten dichterischen Lebens drang in den Haufen dieser ungefügen Erzeugnisse. Auch

London 1868. — A short View of the Immorality, and Profaneness of the English Stage, Together with the Sense of Antiquity upon this Argument, By Jeremy Collier, M. A. London 1698. — Wer dies wichtige Buch wirklich kennt, findet die Lobsprüche, die es von Macaulay empfängt, gewiß nicht übertrieben. Essays 3,262 (London, Longmans, Green, and Co. 1885).

[18]) „Bodmer hat in völliger Verblendung und unbekümmert um das Gespött der Welt etwa fünfzig sogenannte Schauspiele hingefudelt. Die produktivste Zeit ist das Jahrzehnt von 1759—1769. Die Monate April bis Oktober 1764 allein weisen sieben Dramen auf." Baechtold, S. 686.

hernach, als für die Litteratur der Schweiz abermals die Zeit eines frischen, herrlichen Gedeihens angebrochen war, hat die Arbeit im dramatischen Fache nicht gestockt. Dem Forscher jedoch drängt die Frage sich auf, die wohl eine sorgfältige Erörterung verdiente, — die Frage nämlich, warum bisher in der Schweiz das Drama nicht erstanden, das an Lebensgehalt und künstlerischem Werthe den Schöpfungen gleichkäme, die in den weiten Bereichen der Erzählungskunst, die auch in den Kreisen der Lyrik sich unserer Bewunderung darbieten. —

Obschon Baechtold in der Schilderung des sechzehnten Jahrhunderts dem Drama den gebührenden Vorrang einräumt und es in allen seinen Abzweigungen sich vor uns ausbreiten läßt, so gewährt er doch den übrigen bedeutsamen Erscheinungen der Zeit gleichfalls ihr unverkürztes Recht. Eine große fesselnde Gestalt wie Ulrich Zwingli kann hier freilich nur im Umriß gezeigt werden. Dennoch muß der Blick auf ihr theilnahmsvoll ruhen. Gern erinnert die Litteraturgeschichte daran, daß der Reformator in früherer und späterer Lebenszeit der vaterländischen Dichtung seinen Zoll abgetragen hat. In zwei geschickt behandelten Allegorieen, dem „Labyrinth“ [14]) und dem „Fabelgedicht vom Ochsen“, führt er seinen Landsleuten zu Gemüthe, wie sie die Gefahren bestehen und abwehren müssen, mit denen sie von den großen Staaten bedroht werden. Indem er schildert, wie

[14]) In den Literarischen Denkmalen (Zürich 1779), die trotz der Angabe „von verschiedenen Verfassern“ von Bodmer allein herrühren, steht S. 190—195 eine prosaische Umschreibung des Labyrinths. (Vgl. Baechtold in den Anmerkungen S. 127 und 202.) In einem kurzen Nachworte äußert Bodmer: „Der Verfasser ist Ulrich Zwingli, er schrieb dieses allegorische Gedicht in einer satyrischen Laune, und man entdeckt den Geist, der seinen christlichen Verstand mit der Litteratur speisete.“ — Von dem Spruch an den schwäbischen Bund 1530 sagt Baechtold mit gegründeter Vorsicht, er werde dem Zwingli zugeschrieben. Liliencron durfte ihn freilich aus seiner großartigen Sammlung der historischen Volkslieder nicht hinausweisen (4,20). Sollten aber die farblosen Reime wirklich dem Reformator angehören? Die Urheberschaft ist wenigstens nicht so sicher bezeugt, daß man jeden Zweifel aufgeben müßte.

diese das Schweizervolk bald schrecken, bald an sich locken wollen, läßt er deutlich merken, wie klug und ernst er das irdische Wohl seiner Heimath bedenkt. Als reinen Ausfluß seines männlich-christlichen Sinnes schätzen wir das dreitheilige Gebet, das er (1519) sich selbst zu Trost und Erhebung dichtete, „als er mit Pestilentz angegriffen ward“ und sich dankbar der Genesung freute. Heiteres Gottvertrauen spricht aus dem Kappelerliede, das (1529) im Lager entstand, da er, in der Eigenschaft eines „tapfern christlichen Prädikanten“, die Hellebarte auf der Schulter, ausgezogen war mit dem Heere der Seinen, um für evangelische Freiheit und die Selbständigkeit des Vaterlandes zu streiten wider die katholischen fünf Orte.

Daß er zum Kriege sich ins Feld begab, daß er hernach am Tage der blutigen Entscheidung (11. Oktober 1531) das Züricher Banner in Ausübung seines Predigtamtes abermals begleitete und dann auf dem Schlachtfelde der Tod ihn traf — das allein genügt, um scharf den Gegensatz zu bezeichnen, der zwischen dem Stifter des reformierten Bekenntnisses und dem deutschen Reformator obwaltet und ein einträchtiges Zusammenwirken beider Männer unter allen Umständen vereitelt hätte.[15])

Denen, die seiner Lehre folgten, erwies sich Meister Ulrich als Berather und Leiter in Krieg und Frieden. Er ließ sich nicht daran genügen, den Glauben zu läutern, das kirchliche

---

[15]) Der Unterschied zwischen den Naturen Luthers und Zwinglis ist selten so scharfsichtig erkannt und so überzeugend dargelegt worden, wie von K. B. Hundeshagen in seinem Aufsatze: „Das Reformationswerk Ulrich Zwinglis oder die Theokratie in Zürich.“ Dieser Aufsatz bildet einen bedeutenden Bestandtheil der „Beiträge zur Kirchenverfassungsgeschichte und Kirchenpolitik, insbesondere des Protestantismus“ (Wiesbaden 1864) S. 127—297. — Ueber die Richtung, die Zwingli sowohl in den Studien seiner frühesten Zeit, wie in seiner ganzen damaligen Geistesentwickelung eingehalten, belehrt die Abhandlung von J. M. Usteri: „Initia Zwinglii. Beiträge zur Geschichte der Studien und der Geistesentwickelung Zwinglis in der Zeit vor Beginn der reformatorischen Thätigkeit.“ Theologische Studien und Kritiken 1885, S. 607—72. 1886, S. 95—159.

Leben zu ursprünglicher Einfachheit zurückzuführen und, so weit der Einfluß seines Geistes und seiner Rede sich erstreckte, dem Worte der christlichen Wahrheit freie Bahn zu schaffen. Noch auf andere Ziele war sein Thun gerichtet. Seine Gedanken und Plane umfaßten das ganze Gemeinwesen der Schweiz. Auf der Grundlage neuer Ordnungen sollte dort das gesamte Leben in Staat und Gesellschaft eine heilsame Umgestaltung, eine veredelnde Umbildung erfahren. Er fühlte den Beruf, in die weltlichen Händel, die er mit klarem Urtheil überblickte, mit der Sicherheit des Staatsmanns einzugreifen. Er wollte den in Europa vorherrschenden Mächten gegenüber die Selbständigkeit seines Vaterlandes sichern, damit es in Selbstvertrauen und gerechtem Stolze jede entwürdigende Anlehnung an das Ausland verschmähte und in der eigenen Kraft die stets zuverlässige Stütze fände. Sollten Bestrebungen dieser Art mit ersehntem Gelingen gekrönt werden, so durfte er der irdischen Waffen nicht entrathen. Wie er den Plan für eine neue Gestaltung von Kirche und Staat entwarf, so fühlte er sich auch verpflichtet, Kriegsplane zu entwerfen. In beiden Fällen blieb er sich selbst und seiner Lebensaufgabe treu; in beiden Fällen handelte er als Diener seines Heilands, dem er auf Schweizerboden ein Reich evangelischer Freiheit begründen wollte.

Wie könnte man hingegen sich denken, daß Luther nach Ausübung weltlicher Herrschaft getrachtet, daß er den Fürsten und Herren in ihr Amt gegriffen und so Göttliches und Weltliches in einander gemischt hätte! Durch die allumfassende Wirkung seiner Thaten ward das Staats- und Gesellschaftsleben mit Nothwendigkeit in neueröffnete Bahnen gelenkt. Seiner Natur jedoch war es durchaus zuwider, selbst an der Festsetzung neuer Staatsordnungen zu arbeiten. Noch weniger könnte man den Gedanken fassen, daß er zum Schutze des Evangeliums Krieg begonnen oder anempfohlen, daß er selbst Kriegsberathungen gepflogen oder gar kriegerische Rüstung angelegt habe, um in die Schlacht zu ziehen.[16]) Lächeln wir doch schon unwillkürlich,

[16]) In dieser Zeit zumeist sollte man an Rankes Ausspruch mahnen,

wenn wir uns vorstellen, wie er im Bereiche der Wartburg als ritterlicher Junker Georg, mit dem Schwert umgürtet, einherging! Denn diesem gewaltigsten und tapfersten Deutschen, der eine Welt zum Kampfe wider sich aufrief, ihm war das Wort die einzig gemäße und die vollkommen ausreichende Waffe. Der Heldensinn, mit dem er diese Waffe führte, entsprang aus der unerschütterlich gläubigen Ueberzeugung, die Botschaft, die er verkündigte, werde sich als eine Botschaft des einzig wahren Heils bewähren, zu deren freudiger Annahme der Christ bereit sein müsse, ohne daß ihn das Schwert dazu zwinge.

In dem hellen Geiste des schweizerischen Reformators waren die Elemente der humanistischen und der christlichen Bildung fein gegen einander abgewogen; in Luthers Geiste hatte auf dem Grunde theologischer Bildung die Vollkraft des deutschen Wesens mit der christlichen Glaubensgewalt sich wunderbar geeint. Der staatsmännischen Umsicht in Zwingli stand in Luther die tiefe Glaubensinnigkeit gegenüber. Aus ihr schöpfte er den stets sich erneuernden freudigen Muth, mit dem er auf seiner Siegesbahn über alle Hemmnisse hinweg drang. Aus dieser leidenschaftlichen Glaubensinnigkeit erwuchs ihm auch die Kraft, die ihn zu einem der machtvollsten Schriftsteller aller Zeiten emporhob. Aus den Tiefen der deutschen Volksart mit stürmendem Ungestüm brach das Wort hervor, das dann hinaus in alle Weiten der christlichen Welt erscholl. Die Litteratur, die er ins Dasein rief, schien beherrscht von dem heroischen Gemüthe, das er in den inneren Kämpfen gegen die Todesmächte der Sünde gestählt und hernach im Kampfe gegen die Außenwelt ungebeugt und ungebrochen behauptet hatte. In dieser Litteratur gelangte deutsche Sinnes-, Gefühls- und Glaubensweise zum ersten vollen,

dessen Wahrheit jedem einleuchten muß, der durch regen Verkehr mit Luthers Schriften mit dem Geiste Luthers vertraut geworden: „Luther ist von Allen, die sich jemals an die Spitze einer Weltbewegung gestellt haben, vielleicht derjenige, der am wenigsten von Gewalt und Krieg hat wissen wollen." — Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation (Fünfte Auflage) 3,30.

ganz und gar ungebändigten Ausdrucke. In dieser Litteratur, durch die Luthers Genius fortwirkt, hat das deutsche Volk sich wiedererkannt und wiedergefunden.

Zwingli besaß warme Empfänglichkeit für alles Herrliche der biblischen Poesie. Aber auch den heidnischen Dichtern, wenn in ihnen eine Ahnung des wahren Göttlichen aufdämmerte, bleibt sein Herz zugethan, und sein Geschmack befriedigt sich an der künstlerischen Vollendung, die ihren Werken die Ewigkeit verbürgt. Wie er das Buch Hiob und den Psalter preist, so trägt er auch keine Scheu, als ein rein- und freigesinnter, von den Alten selbst geschulter Kenner die Dichtung Pindars zu preisen. So bewahrt er auch, ungestört durch religiöse Bedenken, seine Neigung den Helden des mythischen und geschichtlichen Alterthums, die mit ihren Händen die Ungeheuer vom Erdboden vertilgt, die für der Menschheit Bestes thätig Sorge getragen oder in ihrem Leben ein Muster sittlicher Reinheit aufgestellt haben. Er gewinnt es nicht über sich, solchen würdigen Heiden den Mitgenuß der den Gläubigen verheißenen Seligkeit völlig zu mißgönnen. Diese milderen Gesinnungen bezeugt er noch in einer Schrift, aus der seine Freunde seinen Schwanengesang vernahmen und in der uns unzweifelhaft ein endgültiges Bekenntniß überliefert ist. Sie stammt aus seinen letzten Lebensmonaten und ward dann erst nach Verlauf von fünf Jahren zur allgemeinen Kenntniß gebracht. Zwingli hatte sie — seltsam genug! — Franz dem Ersten von Frankreich zugeeignet. In gutem Glauben hatte er die fruchtlose Mühe über sich genommen, diesem Könige Theilnahme an der Sache der Reformierten einzuflößen, indem er ihm die Hauptpuncte ihrer Lehre in beredten Ausführungen darlegte. Da wird denn auch ein Bild des ewigen Lebens entworfen und dem „frommen“ Könige die tröstliche Aussicht eröffnet, dort in der jenseitigen Seligkeit nicht nur den tugendreichen Gläubigen des alten und neuen Testaments zu begegnen: auch Herkules, Theseus, Sokrates, Aristides, Antigonus und Numa, Camillus, die Catonen und Scipionen sollen ihm dort zur Gesellschaft dienen.

Luther vermochte es nicht zu fassen, wie ein Bekenner des Heilands es wagen durfte, die Pforten zum ewigen Leben so weit aufzuthun. Fortan galt ihm Zwingli nicht nur als ein Feind des heiligen Sacraments; ihm war der Fürsprecher der gottlosen Heiden selber „ganz und gar zum Heiden" geworden, der den christlichen Glauben jedem andern Glauben und Unglauben gleich achtete.[17]) Die feste Einheit im Wesen Luthers wäre gesprengt worden, wenn er sich den scheinbar umfassenden Anschauungen Zwinglis befreundet hätte. Er sah Welt und Menschheit nur, so weit sie vom Lichte der christlichen Offenbarung bestrahlt und durchhellt wurden. Von ihm durfte man nicht verlangen, sich mit unbedingter Hingebung in die Dichtwerke des

[17]) Noch weitherziger wird mehr als zweihundertfünfzig Jahre später der Vossische Pfarrer von Grünau predigen:

O Himmelswonne! wir freun uns
Alle, die Gutes thaten in Einfalt; freun uns mit Petrus,
Abraham, Sokrates, Paulus, Konfuz und Homer, und dem edeln
Mendelssohn! Der hätte den göttlichen Mann nicht gekreuzigt!

So lesen wir die Verse auf S. 139 des Musen-Almanachs für 1784, wo Voß den ersten Gesang der Luise zuerst mitgetheilt hat. Hernach wies er aus dieser verklärten Gesellschaft den Paulus samt dem Abraham hinaus; statt ihrer wurden Moses und Zoroaster berufen. So heißt es denn in den folgenden Ausgaben:

freun uns mit Petrus,
Moses, Konfuz und Homer, dem liebenden, und Zoroaster,
Und, der für Wahrheit starb, mit Sokrates, auch mit dem edeln
Mendelssohn! Der hätte den Göttlichen nimmer gekreuzigt! —

Die Schrift Zwinglis Christianae fidei brevis et clara expositio ad Christianissimum Galliarum Regem erschien 1536, von Heinrich Bullinger herausgegeben. Luther ergießt seinen Zorn über dies Schriftstück („Solchs sollt ein Ausbund sein uber alle seine vorige Bücher") in dem „Kurzen Bekenntniß vom heiligen Sacrament", 1545 (Erlanger Ausgabe 32,396). — Bossuet im zweiten Buche der Histoire des variations des églises protestantes (Oeuvres 4,436) weiß sowohl die heidenfreundlichen Aeußerungen Zwinglis, wie die Schmähungen, die Luther ihnen entgegengesetzt, mit gewohntem Geschick für seine Zwecke auszunutzen. Dem bewundernswerthen katholischen Polemiker ist es natürlich höchst willkommen, daß auch in diesem Falle ein so heftiger Widerstreit zwischen den beiden Führern der reformatorischen Bewegung sich hervorthut. (Vgl. Gibbon, History of the decline ch. XV, not. 70).

unchriſtlichen Alterthums zu verſenken. Gegen ſolche Forderung ſträubte ſich ſein deutſcher Sinn, den die Reize des Humanismus niemals völlig umſtrickt hielten; vor allem wehrte ſich dagegen ſeine chriſtliche Empfindung, die nur am Worte heiliger Dichter ſich dauernd erquickte. Er wollte das Studium der alten Muſter, von dem er ja auch eine Förderung ſeines eigenen ernſten Strebens erwartete, keineswegs zurückgedrängt ſehen. Die Muſter jedoch, an denen ſeine Einbildungskraft ſich belebte, um dann im freien Schwunge aufzuſteigen, dieſe wahren Muſter entnahm er dem Schatze der heiligen Urkunden. Wo er den Grund ſowie die Beſtätigung ſeines Glaubens fand, da fand er auch die Quelle ſeiner dichteriſchen Begeiſterung. So müſſen die geſammelten Kräfte ſeiner Natur in ſein dichteriſch beſeeltes Wort überſtrömen, mag er nun als Dolmetſch des heiligen Urwortes reden, oder den Empfindungen, die aus der geweihten Poeſie überwältigend auf ihn eindrangen, ſelbſtändig den weihevollen Ausdruck leihen. In ſeiner Sprache rühren uns die Pſalmen wie mit deutſchen Natur- und Gefühlslauten;[18]) in der Vorrede, durch die er in des Pſalters Herrlichkeit uns einführen will, ſpricht er wie ein hinreißender Dichter, als wäre das Leben, das in dieſen heiligen Liedern wallt und wogt, aus ſeinem Inneren hervorgequollen. Mit einigen der gehaltvollſten Sätze dieſer Vorrede ſchmückte Herder ſeine Beurtheilung der Oden Klopſtocks:[19]) nicht anſchaulicher als durch Ausſprüche Luthers glaubte er das Weſen aller echten Lyrik ſchildern zu können. Als Goethe und Zelter im Jahre 1816 gemeinſam den Vorſatz

---

[18]) Den Charakter des deutſchen Pſalters entwickelt feinſinnig Guſtav Keyßner in der beachtenswerthen Schrift: Die drei Pſalterbearbeitungen Luthers von 1524, 1528 und 1531. Meiningen 1890.

[19]) Allgemeine deutſche Bibliothek 19, 1,110. — Am 23. November 1772 ward die Recenſion an Nicolai in Berlin geſchickt. Herder fürchtete wohl, die aufkläreriſche Kritik möchte das Citat aus Luther bekritteln. Deshalb ermahnt er den Herausgeber: „Laſſen Sie mir ja den Luther in Klopſtocks Recenſion.“ Nicolai hat denn auch weislich nicht daran gerührt.

hegten, das herannahende Jubiläum der Reformation durch eine großartig entworfene Cantate zu feiern, ermunterte der Dichter den Tonsetzer zur Arbeit mit den Worten: „Vor allen Dingen lies die ganz unschätzbare Vorrede zu dem Psalter.“ —

Wohl erklärt sichs also, wie der deutsche Reformator, dem jedes ehrgeizige Streben nach Dichterruhm fern blieb, aus der Fülle seiner treibenden Kraft heraus jene Trost- und Bittgesänge, jene Kampf- und Siegeslieder schaffen konnte, mit denen er die evangelische Gemeinde für alle Zukunft ausstattete.

Zwingli bildet seine Verse sorgsam und künstlich; in ihnen kann seine Empfindung sich maßvoll äußern; man sieht, er ist erfahren in Poesie und Musik. Und doch scheint, wie Baechtold richtig hervorhebt (S. 408), seinem kurzathmigen Gedichte etwas Derberes, Rauheres anzuhaften. Ihm fehlt der mächtige, hallende Siegeslaut, der des Sängers wie des Hörers Brust in ihren Tiefen erbeben macht. Niemals hätte Zwingli den edel volksmäßigen Ton zu treffen vermocht, den erschütternden Ton, den Luther anschlug, als er sich gedrängt fühlte, die ersten Blutzeugen des Evangeliums, die zu Brüssel den Feuertod erlitten, im Triumphliede zu verherrlichen:

Die Aschen will nicht lassen ab,
Sie stäubt in allen Landen —

Volkslied und Kirchenlied sind hier in eins verschmolzen.

Leicht sieht man ein, daß und warum der von Luther angeregten geistlichen Lyrik das Kirchenlied der schweizerischen Reformierten, neben denen auch die Wiedertäufer sich vernehmen ließen, weder an innerer Lebensfülle, noch an Verbreitung und äußerer Wirksamkeit gleich kam. Um so entschiedener muß man es einzelnen begabteren Männern zum Verdienste anrechnen, daß sie, wie Leo Jud, Fritz Jakob von Anweil, Ambrosius Blaarer, sich aus der gleichartigen Schar kirchlicher Sangesgenossen mit einer etwas deutlicher bezeichneten Eigenthümlichkeit herausheben. Wahrheitsgetreue Zeugnisse eines

manigfaltig bewegten und vielfach geprüften inneren und äußeren Lebens bietet in seinen Liedern vor allen Ambrosius Blaarer, der im Würtembergischen die Reformation so emsig förderte und endlich von Konstanz hinweg sich nach der Schweiz wenden mußte, die eine Zufluchts- und Ruhestätte für ihn bereit hatte. Nicht aller Orten war der deutsche Kirchengesang willkommen. In Basel und St. Gallen fand er schon vor 1530 frühzeitige Aufnahme; dann konnte er in Schaffhausen und Bern, hernach in Winterthur durchdringen. Zu unserer Verwunderung erfahren wir, daß gerade in Zürich ihm der Eingang am hartnäckigsten und längsten verweigert ward. Erst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts bequemte man sich dort, dem deutschen Liede seine Stelle im Gottesdienste zu vergönnen.

Daß neben dem Kirchenliede der Reformationszeit der historische Volksgesang nicht verstummte, das könnten uns allein die Lieder beweisen, die man dem Unglückstage der Kappeler Schlacht widmete. Leider beweisen sie zugleich, bis zu welchem Grade von Haß und wechselseitiger Mißachtung der Hader der Religionsparteien die Eidgenossen entzweit und einander entfremdet hatte. Liliencron konnte in seiner Sammlung der historischen Volkslieder, die keines ehrenden Beiwortes bedarf, nicht minder als sieben Reimgedichte vorlegen (4,21—42), die sich über die Ereignisse des Kappeler Tages verbreiten und zum Theil auch von den Folgen handeln, welche das Mißgeschick der Reformierten unmittelbar nach sich zog. Für die Zwietracht unter Volksgenossen, die nicht zugleich auch Glaubensgenossen sind, läßt sich kaum ein sprechenderes Abbild ersinnen, als es hier in der Reihe dieser Lieder aufgestellt wird. Vier von ihnen, deren erstes sich über dreiundvierzig, das zweite gar über zweiundfünfzig fünfzeilige Strophen erstreckt, gehören Anhängern der alten Kirche. Sie preisen im Jubelton den Sieg der katholischen fünf Orte als Zeichen und Gewähr der Gnade, mit der Gott und die huldvolle Jungfrau die Unternehmungen der Altgläubigen segnen und schirmen. Von Bekennern und Vertheidigern der

Zwinglischen Lehre stammen die drei andern Lieder.[80]) Es sind Klag- und Schmerzensrufe, in die sich der Ingrimm über den trotzigen, auf seine Erfolge hochmüthig pochenden Gegner, wie zur nothwendigen Ergänzung, hineinmischt. Aber Trauer und Wuth werden übertönt durch das Lob, das dem gefallenen geistlichen Führer, dem „christenlichen Ritter", dem „thüren Helden Huldrich Zwingli" hier aus der Sänger Munde erschallt. Auch nach seinem Untergange leben seine Getreuen des Glaubens, daß er aus Kraft des wahren heiligen Geists gehandelt, daß er nur bestrebt gewesen, der sündlichen Ueppigkeit zu wehren, die unverfälschte göttliche Wahrheit wieder an den Tag zu bringen und Freiheit und Einigkeit der Schweizer wieder herzustellen. Durch die Erinnerung an sein löbliches, dem Heilande wohlgefälliges Thun fühlen sie sich auch im jetzigen Unglück ermuthigt,

obschon das crůz vorhanden ist,

dennoch von Gott nicht zu weichen und getrost seines Erbarmens zu harren. Zürich wird ermahnt, es solle sich nicht hinweg hetzen lassen vom göttlichen Worte, vielmehr auch ferner es handhaben und beschützen.

Beide Theile, Sieger und Unterliegende, suchen in der Gehässigkeit der Beschuldigungen, in der Rohheit ihrer Gefühlsausbrüche mit einander zu wetteifern oder, wo möglich, einander zu überbieten. Doch scheint es, als ob aus den Liedern der Katholischen die Sieges- und Racheluſt noch ungezähmter und in gesteigerter Wildheit hervorschlage. Da sammeln sich auf dem Haupte des Reformators alle Verwünschungen, alle Flüche. Er ist der faule, meineidige, ehrlose Ketzermann, der zürcherische Endchrist Ulrich, der Seelendieb. Freilich hat ihn die Strafe heimgesucht: sein entseelter Leib ward geviertheilt und dann in die Flammen geworfen. Aber damit ist diesen Dichtern noch

[80]) Zu ihnen kommt noch ein viertes, das Ludwig Tobler verzeichnet in seinen „Schweizerischen Volksliedern" (Frauenfeld 1882) 1,XLII: „Die Wahrheit thut mich zwingen."

nicht genug geſchehen. Der eine (Nr. 427 bei Liliencron) ruft in ſchnaubender Wuth:

man ſolt ihn lebendig gräderet han —

ein anderer (Nr. 428) läßt ſeiner ſchwelgenden Einbildungskraft noch freieren Spielraum und wünſcht:

drumb ſolt man ihn lebendig gſchunden han,
zerzert mit gluenden zangen.

Eine Feindſeligkeit, wie ſie aus dieſen Wechſelgeſängen des Haſſes erbarmungslos hervorbricht, war fortan nicht mehr zu erſticken. Wie oft ſollten noch in der Folgezeit Katholiſche und Reformierte, Pfaff und Prädikant, ihren Gift und Geifer in den derbſten Volkstönen gegen einander auslaſſen!

Gleich dem hiſtoriſchen Volksliede zog auch die Satire einen nur allzu reichlichen Stoff aus den Begebenheiten und Zuſtänden jener vom Glaubenskampfe durchwühlten Zeit. Hier ſei nur erinnert an „die göttliche Mühle“, eine der wohlthuenden und gefälligeren Dichtungen dieſer Art, die Oskar Schade in den „Satiren und Pasquillen aus der Reformationszeit“ (1,19) ſchon 1856 mitgetheilt hat. Sie begrüßt die erſten reformatoriſchen Beſtrebungen zur Läuterung der chriſtlichen Lehre und rühmt, was Erasmus und Luther für dieſen edlen Zweck leiſten. „Zwen Schweizer bauren“ wollen dies allegoriſch-ſatiriſche Gedicht verfaßt haben. Man verdankt es jedoch dem Kreiſe Zwinglis; der Reformator ſelbſt hat einiges daran zurecht gerückt. Wie die Satire entarten kann, wenn ein unreiner, zuchtloſer Geiſt ſich ihrer bemächtigt, das zeigt mit widerlicher Deutlichkeit der katholiſche Chroniſt Hans Salat. Aus vielfachen, wenn auch für ihn ſelbſt nicht immer ehrenvollen Gründen verdient dieſer Mann die Aufmerkſamkeit der Nachwelt. Baechtold hat vor ſechzehn Jahren die Selbſtüberwindung geübt, in einer ſorgfältigen Schrift ſein Leben, ſeine Geſchicke und Werke eingehend zu behandeln.[21]) Um zwei Höhepuncte der ſatiriſchen

[21]) Hans Salat, ein Schweizeriſcher Chroniſt und Dichter aus der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Sein Leben und ſeine Schriften. Herausgegeben von Jakob Baechtold. Baſel 1876.

Dichtung des sechzehnten Jahrhunderts zu bezeichnen, braucht man nur Thomas Murner und Johann Fischart zu erwähnen. Jener hat sich der beginnenden und fortschreitenden Reformation gegenüber als einer der rüstigsten Streiter auf katholischer Seite hervorgethan; dieser, tief, vielseitig und fruchtbar, ein eigenwilliger Zwingherr der Sprache, steht in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts an der Spitze des litterarischen Kampfes gegen die Vertreter des neu gekräftigten Katholicismus, vor allem gegen den Jesuitenorden. Murner weist nach Luzern, Fischart nach Basel. Beide sind mit dem geistigen Leben der Schweiz manigfach verbunden; beide haben dort Anregungen gewonnen, die vielfach ihrer Thätigkeit zu Statten kamen.

Ein würdiges Denkmal der Reformation ist in der Züricher Bibel errichtet worden. Naturgemäß mußte Luthers Verdeutschung der heiligen Schriften hier stark einwirken. Dennoch gingen die Schweizer selbständig ihren Gang. Schon im Todesjahre Zwinglis 1531 konnten sie sich des Abschlusses ihrer Arbeit freuen; erst drei Jahre später sah Luther die seinige beendet. Eifrig und unermüdet trug Leo Jud Sorge für das Züricher Bibelwerk; während seines Lebens, also bis zum Jahre 1542, ward es noch in sechs Ausgaben verbreitet.

Indem Baechtold die Bemühungen schildert, durch die Gottes Wort den Schweizern in ihrer Sprache nahe gebracht ward, findet er schicklichen Anlaß, die wandelbaren Verhältnisse dieser Sprache zum Neuhochdeutschen darzulegen. Ich nenne sie wandelbar: denn es dauert lange genug, bis hier Stetigkeit eintritt; es dauert lange genug, bis der Schweizer sich seiner eigenartigen Redeweise, an der schon Luther unberechtigten Anstoß genommen, nun endlich ganz und gar begiebt, um sich den Ausdrucksformen, die nach und nach in Deutschland zu allgemeiner Geltung durchgedrungen, willig unterzuordnen oder anzuschließen. Der Sohn der Berge bewährt auch hier seinen festen Sinn, seine Treue gegen das Angestammte. Er beharrt auf seiner „eidgenössischen Mundart"; wo man sie zurückzudrängen sucht, will er sie wieder hervorgezogen

wiſſen. Dennoch kann er ſie nicht behüten gegen das ſieghafte Vordringen der Sprache, deren Entwickelung und Ausbildung Luther eingeleitet hat. Erſt miſchen ſich zu ungleichen Theilen die verſchiedenen Sprachelemente. Dann erfolgt allmählich, aber unvermeidlich, die immer entſchiedenere Annäherung der ſchweizeriſchen Litteraturſprache an das Gebiet der neuhochdeutſchen Rede, die durch Luthers Bibel zu einer langſam, aber unaufhaltbar ſich ausbreitenden Herrſchaft in deutſchen Landen berufen worden. Nachdem die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts begonnen, zeigen ſich die hervorragenden unter den Schweizer Schriftſtellern vollkommen ſicher in der Handhabung des hochdeutſchen Wortes. Leſſing kann 1759 von ihnen rühmen, „daß ſie itzt weit mehr Sorgfalt auf die Sprache wenden als ehedem“. Geßner und Zimmermann werden von dem Kritiker als ſolche hervorgehoben, die „ungemein ſchön und richtig ſchreiben“. Mußte hier die Schweiz von der deutſchen Hauptſprache ſich gleichſam bezwingen laſſen, ſo hat ſie dafür edle Vergeltung geübt. Aus ihrem Eigenthum hat ſie den Vorrath, über den die gemeinſame deutſche Rede verfügte, trefflich gemehrt. Mit Grund behauptet Baechtold (S. 426), das Schweizeriſche habe den ſchriftdeutſchen Wortſchatz mehr bereichert, als irgend ein anderer Dialekt. Wollte doch ſchon Leſſing es dem jugendlichen Wieland zum Vorwurf anrechnen, daß dieſer während ſeines Aufenthaltes in Zürich, anſtatt ſeine Schriften mit der Unzier franzöſiſcher Ausdrücke zu beladen, nicht mehr gute Worte aus dem ſchweizeriſchen Dialekte gerettet hatte.

Welche Kraft dieſem Schweizerdeutſch innewohnt, wie es mit ſeinem treuherzigen Ton die Gemüther anſpricht, wie es für die klare Berichterſtattung, für die anſchaulich entfaltende Erzählung mit gleichem Erfolge ſich verwenden läßt, das lehren vor allen die Geſchichtſchreiber des ſechzehnten Jahrhunderts, die ſich in Baechtolds Darſtellung zu einer erfreulich hervorleuchtenden Gruppe zuſammenſchließen. Sie alle ſind mit Herzen und Sinnen dem Vaterländiſchen zugethan; ihre Forſchung ſtellen ſie in den Dienſt der Heimath. Ihrem Volke wollen ſie das

erhebende Bild seines Daseins und Schaffens auf staatlichem und religiösem Gebiet, das Bild seiner Thaten und Erlebnisse vorführen. Aber die Liebe zur Heimath hat ihre Anschauungen nicht verengt. Ihr Blick reicht hinaus über die Landesgrenze. Sie haben den Bildungsstoff sich angeeignet, den der Humanismus dem damaligen Geschlechte bereit gelegt, und sie wußten ihn zu verarbeiten. Sie haben meist mit freudigen Hoffnungen die Reformation begrüßt, der sie selbst ein erhöhtes und erweitertes Geistesleben verdankten; sie widmeten sich der Aufgabe, die Bewegung, die von ihr ausgegangen, kräftig fortzuleiten. Joachim von Watt (Vadianus) vereinigt in seinem abgeklärten Geiste die edelsten Bestrebungen des Jahrhunderts. Aus Johannes Keßlers Erzählungen treten uns Zeiten und Menschen, wie er sie klar und sinnig angeschaut, in lebensfrischer Unmittelbarkeit entgegen.[22]) Johannes Stumpf kam erst im zweiundzwanzigsten Lebensjahre nach der Schweiz. Seine Sprache verräth seine Abstammung aus Deutschland; wie er aber gleich einem eingeborenen Schweizer mit seinen Gesinnungen der Eidgenossenschaft anhing, bewies er durch seine ihr gewidmete Chronik, der eine Beschreibung des Conciliums von Konstanz vorangegangen war und eine Historia Kaiser Heinrichs des Vierten folgte.[23]) Gerade dieser tüchtige und vielseitigere Schriftsteller äußert unverhohlen seinen Widerwillen gegen das römische Kirchenwesen und seinen Eifer für die Erneuerung des Lebens in Glauben und Sitte.

[22]) Die Schilderung seines Zusammentreffens mit Luther, der von der Wartburg herabgekommen war, um in Wittenberg die dort ausgebrochenen bedrohlichen Störungen selbst zu dämpfen, hat Gustav Freytag mit Künstlerhand seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit eingefügt. Unter dem Titel „Etwas zu dem großen Charakter D. Martin Luthers“ war dieser Bericht nach seinem ursprünglichen Wortlaut schon mitgetheilt worden im Schweitzerschen Museum (1784 S. 386), einer Zeitschrift, die sich in Deutschland nur selten finden läßt und daher unter uns weniger beachtet und benutzt wird, als sie verdient.

[23]) Ueber Stumpf hatte Baechtold uns schon früher belehrt in dem prächtig hergerichteten Neujahrsblatt der Stadtbibliothek in Zürich 1890: „Johannes Stumpfes Lobsprüche auf die dreizehn Orte, nebst einem Beitrag zu seiner Biographie.“

Dagegen bewahrt Aegidius Tſchudi dem alten Glauben die Treue, mit der ein edles Gemüth die theuerſten Ueberzeugungen umfaßt. Unter den älteren Geſchichtſchreibern der Schweiz trug er einſt den ruhmvollſten Namen. Dichter und Forſcher ließen ſich in gleichem Maße durch Reiz und kraftvolle Einfalt ſeiner Darſtellung beſtechen. „Treuherzig, herodotiſch, ja faſt homeriſch" — ſo wird der Geiſt ſeiner Chronik durch Schiller bezeichnet (an Körner 9. September 1802); der Wiederklang der dichteriſchen Stimmung, die der Dramatiker aus ihr gewonnen, durchzieht die Verſe des „Tell". Und ebenſo freudig wie die künſtleriſche Trefflichkeit pries man die wohlbeglaubigte Zuverläſſigkeit jener Geſchichtsdarſtellungen. Gerade den welterfahrenen, in Staatsgeſchäften herangebildeten Diplomaten wußte man in dem Verfaſſer der Helvetiſchen Chronik zu ſchätzen. Nach Johann von Müllers Urtheil „unterſcheidet er ſich von allen Jahrbuchſchreibern, welche nicht ihrer eigenen Zeit Geſchichte aufgezeichnet, durch ſeinen gelehrten Fleiß in diplomatiſcher Geſchichtſchreibung und ſeine beſondern Kenntniſſe der älteſten Schweiz, deren Archive keinem ſo offen geweſen." Ludwig Wachler ehrt ihn als „den eigentlichen Vater diplomatiſch-treuer Schweizergeſchichte";[24]) er deutet an, wie umſichtig, wie gründlich der hochgelehrte und hochverdiente Staatsmann die Vorbereitungen

[24]) In der noch immer nützlichen Geſchichte der hiſtoriſchen Forſchung und Kunſt (1812), 1,259. — Müllers Aeußerung entnehme ich der Note 4 zum erſten Kapitel des zweiten Buches der Geſchichten Schweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft. — Im Taſchenbuch Minerva für 1815 ſchildert Böttiger S. XXXIV., wie zur Zeit der erſten Aufführungen des „Tell" Johann von Müller und der Dichter einſt in einem belebten Geſpräche das Lob Tſchudis wetteifernd anſtimmten. Bei dieſem Anlaſſe ſoll „der ehrwürdige Johannes von Schaffhauſen" ihn den „herrlichen und in ſeiner Art nie übertroffenen Tſchudi" genannt haben. Erzählungen Böttigers, der von allem weiß und über alles berichtet, wird man oft genug mißtrauiſch aufnehmen. In dieſem Falle jedoch ſehe ich keinen Grund, ſeine Mittheilungen anzuzweifeln; auch Joachim Meyer hat ſich auf ſie berufen in ſeiner rühmenswerthen Abhandlung: „Schillers Wilhelm Tell auf ſeine Quellen zurückgeführt und ſachlich und ſprachlich erläutert" (Nürnberg 1840) S. 3.

für das Werk getroffen, das dann auf festem Grunde sich erhob, „durch Glaubwürdigkeit, Vollständigkeit, Genauigkeit und lichtvolle Anschaulichkeit ausgezeichnet". Ja, noch um die Mitte unseres Jahrhunderts hat ein so maßhaltender Forscher wie Wilhelm Wackernagel alle löblichen Eigenschaften eines vollkommenen Geschichtschreibers auf das Haupt des schweizerischen Chronisten gehäuft; ohne Bedenken spricht er aus, Tschudi sei es, der zuerst und für immer den Grund der Schweizergeschichte gelegt,[25]) der zuerst es verstanden, Kritik und anschauliche Darstellung zu paaren.

Seitdem sind für Tschudis Ruhm die Tage der Prüfung gekommen, und zwar einer unbarmherzigen Prüfung. Man hat die Grundlagen seiner Darstellung untersucht und sie unhaltbar erfunden. Die Frage nach seiner Glaubwürdigkeit ward aufgeworfen und verneint. Sogar der betrügerischen Ausnutzung gefälschter inschriftlicher Zeugnisse ward er verdächtigt. Hatte man seinem Werke vormals ein unbedingtes Lob gespendet, so gefiel man sich jetzt darin, mit einer Art von schadenfrohem Behagen das überschätzte jedes wahren Werthes zu entkleiden. Es fehlt ja niemals an halbreifen Jüngern der Kritik, die den Spruch eines Meisters übertreibend nachbeten. Mancher, dem die Gesetze der historischen Forschung stets unerkannt geblieben,

[25]) Geschichte der deutschen Litteratur. Ein Handbuch (Basel 1855) S. 475. — Nachträglich verweise ich auf die gründlich strenge Untersuchung, die Aloys Schulte im Jahrbuch für Schweizerische Geschichte 18,1—156 vorgelegt hat: Gilg Tschudi, Glarus und Säckingen. Sie liefert ein für Tschudi sehr ungünstiges Ergebniß. Doch sei mir gestattet, die folgenden Worte des gewissenhaften, nur der Wahrheit dienenden Forschers herauszuheben! S. 9: „An seinen wissenschaftlichen Arbeiten wird man stets nicht allein den Fleiß und die Ausdauer des Sammlers bewundern und nicht allein seine wunderbare Gabe zu erzählen rühmen müssen, sondern auch der Umstand, daß er ein Interesse für Verfassungs- und Kulturgeschichte besaß und bethätigte, als ringsum die politische Geschichtschreibung sich entwickelte, wird Tschudi seine Stelle unter den verdientesten Geschichtschreibern sichern." — Daß Tschudi den besten seiner Zeitgenossen vor allem als ein vir exactae diligentiae gegolten, bezeugt der Lobspruch des Thuanus (lib. LIV). Vgl. jetzt Georg von Wyß, Geschichte der Historiographie (Zürich 1895) S. 201.

wähnte sich befugt, mit obenhin fahrendem Urtheil Tschudi kurzweg abzuthun. Dem grundlegenden Geschichtschreiber ward nur eben noch der Rang eines unterhaltenden Fablers zugestanden.

Allmählich wird sich Tschudi wohl die ihm gebührende Achtung zurückgewinnen. Vorurtheilsfreie Forscher werden sein Zeugniß nur nach eingehend scharfer Prüfung gelten lassen; sie werden sich auch mehrfach gezwungen sehen, es gänzlich abzulehnen. Um so freudigere Anerkennung aber werden sie dem Manne zollen, der, nur auf den Ruhm seines Volkes bedacht, mit Sohnesliebe am Lande seiner Väter hing, der, ohne Falsch, die gläubig hingenommenen Ueberlieferungen früherer Zeiten im Sinne seiner eigenen Zeit wieder belebte; und um so eifriger werden sie beflissen sein, den Schatz geschichtlicher Anschauungen, der in seinem Werke geborgen liegt, zu heben und zu verwerthen.

Inzwischen befindet sich Baechtold in der günstigen Lage, den von seiner ehemaligen Bedeutung so tief herabgesetzten Geschichtschreiber nur als hervorragenden Schriftsteller würdigen zu müssen. Als solcher wird Tschudi hier deutlich und eindrücklich geschildert; als solcher behauptet er ein unvermindertes Ansehen. Die Vorzüge, die ihm unbenommen bleiben, rechtfertigen die Neigung, die Bewunderung, die einst ihm entgegengebracht worden, und deren auch wir uns nicht entschlagen wollen. Keine aberweise Krittelei verkümmere uns die Freude an seinen vergegenwärtigenden Darstellungen, aus denen uns die einfach großen Menschennaturen vergangener Zeiten so vertraut anblicken! Wir wollen nicht hochmüthig auf ihn niedersehen, wenn er die Nachrichten und Kunden, die er noch aus lebendigem Volksmunde sammeln kann, allzu empfänglich aufnimmt, wenn er im sechzehnten Jahrhundert die sichtende Kritik nicht übt, die auch am Schlusse des neunzehnten nicht allen, die sich zu Historikern aufwerfen, geläufig ist; und wir wollen ihn nicht schelten, wenn er bei den Berichten von den Großthaten der Väter auf die ehernen Klänge der Volkslieder horcht, die er benutzt und an denen er sich begeistert.

Damit aber eine durchaus gerechte Schätzung seiner Eigenschaften möglich werde, muß er nun endlich uns in seiner vollen und wahren Gestalt erscheinen. Wie konnte es doch geschehen, daß man sich mehr als anderthalb Jahrhunderte hindurch mit der Ausgabe von J. R. Iselin begnügte? Jeder Leser Tschudis muß mit Baechtold klagen, sie sei unvollständig und ungenügend. Weder enthält sie das Werk nach seinem ganzen Umfange, noch ist der Theil, den sie enthält, mit jener Strenge und Genauigkeit bearbeitet, die uns eine völlige Zuverlässigkeit des Textes verbürgen und die jetzt ein jeder Herausgeber älterer Schriftwerke, auch der untergeordneten, pflichtmäßig beobachtet. Die Schweiz hat gerade neuerdings sattsam bewiesen, wie sorglich liebevoll sie des reichen, aus frühern Zeitaltern ihr überkommenen litterarischen Erbes zu walten versteht. Sollte sie nun nicht auch Sorge dafür tragen, daß Tschudis Werk in streng wissenschaftliche Pflege genommen werde? Da müßten Geschichtsforscher und Litterarhistoriker von philologischer Durchbildung einträchtig zusammenstehen. Und ist Baechtold nicht schon jetzt von einem Kreise litterarhistorischer Jünger umgeben, die ihre bereits geübten Kräfte an keiner rühmlicheren Aufgabe als an einer erschöpfenden Bearbeitung der Tschudischen Chronik entwickeln und bewähren könnten? Aus der Zahl derer, die er im Verlaufe seines Werkes als thätige Mithelfer erwähnt, seien hier nur Odinga, Ernst Zschokke, Hans Bodmer herausgehoben![26]) Geistes- und bildungsverwandte Forscher werden

[26]) Von Dr. Hans Bodmer erwarten wir eine umfassende Arbeit über die moralischen Wochenschriften der Schweiz. — Auch einer Schülerin kann sich Baechtold rühmen, die einen altbekannten schweizerischen Namen trägt: Hedwig Waser. Sie hat seiner Litteraturgeschichte ein Register beigegeben, das keinerlei Auskunft schuldig bleibt. In Seufferts Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 5, 2,249—70 macht sie anziehende Mittheilungen über „Eine Satire aus der Geniezeit". Es handelt sich um das Lustspiel: Das Genieweſen (1781), das sie dem Professor J. J. Hottinger zuschreibt. (Eine spätere nennenswerthe Schrift: Joh. Kaspar Lavater nach Ulrich Hegners handschriftlichen Aufzeichnungen. Von Dr. phil. Hedwig Waser. Zürich 1894.)

ſich ihnen beigeſellen. So könnte eine gemeinſame, unter einheitlicher Leitung rüſtig fortgeführte Arbeit bewirken, daß vielleicht noch vor dem Ausgange des Jahrhunderts das Denkmal, das Tſchudi ſeinem Lande hinterlaſſen, ſich in unverſtümmelter Größe, in ſeiner vollen Würde und Bedeutung endlich darſtellte. Möchte der Wunſch, den ich hier auszuſprechen wage, wie ein freundlicher Mahnruf nach der Schweiz hinübertönen!

2.

Von den Zeitgenossen Zwinglis und Tschudis, von der regsamen Fülle der Erscheinungen, die sich im Umkreise des sechzehnten Jahrhunderts durch einander drängen, wendet sich der Blick nur zögernd hinweg. Denn über diese Zeitgrenze hinaus, im Bereiche des siebzehnten Jahrhunderts, stößt er auf die unzweideutigen Anzeichen der Erschlaffung, dann der Erstarrung.

Zwar bleibt die Schweiz behütet vor der rohen Zerstörungswuth, mit der im dreißigjährigen Kriege Deutschland sich selbst das schmachvollste Unheil bereitete. Die vernichtenden Schläge, die dort den Wohlstand, die Bildung und Gesittung trafen, bleiben ihr erspart. Dennoch machen sich die Folgen des Glaubenszwistes fortdauernd merkbar. In starrer Feindseligkeit stehen die Religionsparteien einander gegenüber. Die Scheidung hat sich für immer vollzogen. Ueber die gespaltenen Kräfte des Volkes scheint eine Lähmung verhängt. Trotz den warnenden Scheltworten der Treugesinnten, die am schweizerischen Herkommen, an vaterländischer Zucht festhalten wollen, läßt man sich, besonders auf katholischer Seite, durch Lockungen und Drohungen Frankreichs fortreißen und einschüchtern; man läßt es in schimpflichem Gleichmuthe sich gefallen, daß mit der fremden Sprache auch fremde Sitte vordringt, während das Einheimische den Schein der Rohheit annimmt.

Die Litteratur wird aus dem Gesichtskreise des Volkes gerückt. Auf wie manchen ihrer Gebiete hat ehedem der refor-

matorische Geist frei gewaltet oder die Oberherrschaft ausgeübt! Jetzt scheinen seine Lebensregungen dort zu stocken. Auf das Drama, dessen Formen äußerlich fortbestehen, können die Reformierten nur noch in beschränkterem Maße einwirken. Seine Hauptstätten findet es an den katholischen Orten; Volksschauspiel und Schuldrama gerathen meist in die geschickten Hände der Jesuiten. Auch der Prosa des siebzehnten Jahrhunderts ist die Kraft versiegt. Die Dichtung, insofern sie sich mit gelehrter Bildung schmückte und höherer Kunst befleißigte, begab sich am häufigsten unter die Botmäßigkeit jener „deutschen Poeterey", der Martin Opitz die Herrschaft in deutschen Landen errrungen und durch Lehren und Satzungen befestigt hatte. Willig fügten sich die Schweizer dem, was dort als Regel aufgestellt und in gleichmäßiger Ausführung befolgt ward. Von dorther entlehnten sie Form und Weise des dichterischen Ausdrucks; sich den Mustern, auf die man dort hinblickte, anzuähnlichen, galt ihnen als ein höchst ehrenvolles Bestreben. Opitz wird als oberster Lehrmeister anerkannt und zum leitenden Vorbilde erhoben. Daneben reizen auch Rist und Philipp von Zesen zur Nachahmung; gelegentlich versucht man es sogar mit den Tändeleien der Nürnberger. Am meisten aber fühlt sich der Versemacher geschmeichelt, wenn Bewunderer ihm das Lob gönnen, daß er „opitzt" oder „opitziert".

Wie sollte man von Dichtern dieser Art einen geistigen Aufschwung erwarten können? Unter allem, was im Deutschland des siebzehnten Jahrhunderts die Litteratur niederhielt, entstellte und belastete, mußte auch die schweizerische Dichtung leiden. Schwulst und Plattheit, gedunsene Wörterfülle bei innerer Leere, hochtönendes Selbstbewußtsein beim Gefühle inneren Unvermögens, roher Ungeschmack und kindische Künstelei stehen unvermittelt neben und gegen einander. Und wenn in Deutschland einzelne kraftbegabte, überragende Persönlichkeiten Entschädigung gewähren für die traurigen Mängel des Gesamtzustandes und die Hoffnung auf eine künftige Geisteserhebung wach erhalten,

so muß die Schweiz auf solchen tröstlichen Ersatz verzichten. Kein Fleming, kein Paul Gerhardt, kein Andreas Gryphius ersteht für sie, kein Moscherosch und kein Grimmelshausen. Selbst nach einem reichlicher ausgestatteten, unaufhörlich regen und mittheilsamen Geiste, dessen Wesen und Thun hie und da wohl ans Barocke und Wunderliche streift, wie nach einem Philipp von Zesen, würde man vergebens ausblicken.

Natürlich läßt das Jahrhundert, wenn auch keine bedeutsamen und mächtig fesselnden, so doch einzelne wohlthätigere Erscheinungen zu Tage treten. Baechtold ist glücklich bemüht, ihnen die richtige Stellung und günstiges Licht zu geben. So lenkt er unsere theilnehmende Aufmerksamkeit auf Johann Wilhelm Simler und Johann Melchior Hardmeyer, die sich im Spruch und Lied hervorthun, wie auch auf Johannes Grob, den Toggenburger (1643—1697), der in der vielfach gepflegten Epigrammendichtung den Preis davonträgt. Was er über diese würdigeren Glieder der schweizerischen Poetenzunft und mehre ihrer gleichzeitigen Genossen lehrend mittheilt, macht er anschaulich durch bezeichnende Proben, die er mit kluger Wahl aus ihren Versen herausgreift und die sich in den Text seiner Darstellung ungezwungen einschmiegen. Diese Proben gewinnen noch dadurch an Werth, daß sie zu dem Bilde der damaligen staatlichen und bürgerlichen Lebenszustände manche sprechende Züge liefern, die sich aus der geschwätzigen Gelegenheitsdichtung noch beträchtlich vermehren ließen.

Neben den unvermeidlichen Gebrechen, welche dieser künstlichen, aber aller wahren Kunst meist entfremdeten Lyrik anhaften, sei auch ein Vorzug herausgehoben, an den der Schweizer wohl mit einigem Selbstgefühl erinnern darf: sie behauptete ein gewisses Maß von Ehrbarkeit. Sie duldete nicht den Unrath, mit dem in Deutschland zu jener Zeit so mancher Verskünstler seine Gedichte belud, ohne zu ahnen, daß er sie dadurch für alle Zukunft zu Gegenständen eines unüberwindlichen Ekels herabwürdigte.

Konnte Baechtold seinen Forschergang durch das siebzehnte Jahrhundert nicht ohne Mißvergnügen anstellen, so läßt er uns doch an seiner unbehaglichen Stimmung kaum theilnehmen. Denn sein Wort bleibt frisch, munter und anziehend auch bei Darstellung dieses Zeitraumes, dem so wenig wahre Lebenstriebe entkeimen.

Um so bereitwilliger nehmen wir Antheil an dem Freudengefühl, das ihn ergreifen muß, wenn er nun den Niederungen und kümmerlich angebauten Flächen den Rücken wendet und sich den lichteren Höhen des geistigen und litterarischen Lebens zukehrt, die vor seinen Blicken anlockend emporsteigen.

Er hat sich dem achtzehnten Jahrhundert genähert. Somit ist er an den Theil seiner Arbeit herangetreten, wo der Reiz der Aufgabe sich erhöht, aber auch ihre Schwierigkeiten sich verdoppeln. Mit der ausführlichen, sachreichen und doch streng zusammengefaßten Schilderung alles dessen, was jener wichtige Zeitabschnitt in sich begreift, hat der Geschichtschreiber sein Werk beschlossen und gekrönt.

Um einzusehen, wie deutlich diese Schilderung den inneren Sinn des Zeitalters verkündigt, müssen wir sie freilich zuerst bis in alle Einzelheiten hinein prüfend durchmustern; dann aber sollten wir die Betrachtung von jedem Einzelnen und Besonderen loslösen und sie in dem Maße auszuweiten suchen, daß es ihr möglich wird, das aus der gehäuften Fülle der Thatsachen sich ergebende Gesamtbild auf einmal zu umspannen. So gewahrten wir deutlich, wie hier überall mit Vorbedacht Licht und Schatten vertheilt und ausgespart sind, wie übersichtlich die großen Massen zusammengeordnet worden, und wie die verschiedenen Bestandtheile des geschichtlichen Stoffes sich in leichten Uebergängen fest und sicher mit einander verknüpfen. Die Anschauung wird gezwungen, gerade bei dem Wesentlichen zu verweilen, bei dem, was die Geistesrichtung der Zeit entscheidend bestimmt.

Wie für die Behandlung des sechzehnten, so auch für die

Darstellung des achtzehnten Jahrhunderts hat sich Baechtold den breitesten Raum verstattet. Auch hierdurch deutet er an, daß er beiden eine ähnliche Geltung zuerkennt; und seinem Verfahren gebührt Lob in jedem Sinne. Die Wechselbeziehungen zwischen diesen großen Epochen sind offenbar. Die Züge geistiger Verwandtschaft springen sogleich scharf ins Auge.

Daß mit dem beginnenden Jahrhundert auch eine neue Zeit ihren verheißungsvollen Anfang nimmt, verräth sich alsbald dadurch, daß man sich kühnlich zur Wehr setzt gegen das Uebergewicht, mit dem Frankreich Staat und Gesellschaft, Wissenschaft und Litteratur bedrückte. Zugleich mit dem Franzthum muß auch der Katholicismus eine Beschränkung seines Einflusses erleiden. Deutsches Wesen und protestantischer Geist arbeiten sich kräftig empor und bewähren von neuem ihre Gemeinschaft. Der immer mehr erstarkende vaterländische Sinn will vor allem auch in der Litteratur die ihm zukommende Herrschaft antreten. Der „Schüler der Natur, der auf Schweizer-Lands beschneyten Mauren wacht“,[27]) er will zum vollen Gefühle seiner Selbständigkeit zurückkehren. Diese glaubt er nicht gefährdet, wenn er ein

[27]) Ihr Schüler der Natur! gebohrn' und wahre Weisen!
Die ihr auf Schweizer-Lands beschneyten Mauren wacht,
Ihr, und nur ihr allein kennt keine Zeit von Eisen,
Weil Tugend Müh zur Lust, und Armuth glücklich macht.

So begann die ursprünglich dritte Stanze der Hallerschen Alpen in der ersten Ausgabe des Versuchs Schweizerischer Gedichten 1732. Schon in der dritten „vermehrten und veränderten“ Auflage 1743 erschienen dafür die matteren Zeilen:

Ihr Schüler der Natur! ihr kennt noch güldne Zeiten!
Nicht zwar ein Dichterreich voll fabelhafter Pracht,
Wer mißt den äussern Glanz scheinbarer Eitelkeiten,
Wenn Tugend Müh zur Lust, und Armuht glücklich macht.

Diese Lesart bringt mir eine Bemerkung Nicolais in den Sinn, die mir schon vor langer Zeit im 125. Litteraturbriefe (September 1760) aufgestoßen. Er erwähnt, daß Haller sich der Herrschaft der sächsischen Mundart gefügt: „Er hat diesem Sächsischen Wohlklange einige seiner vortreflichsten Gedanken aufgeopfert und muß sich wegen einiger wenigen Spuren der Schweizerischen Mundart, die er nicht hat tilgen können, noch bis jetzt von den sächsischen Puristen grob genug anklagen

Geiſtesbündniß mit den Engländern ſchließt. In England hatte ſich ſeit der ruhmvollen Staatsumwälzung, ſeit der Thronbeſteigung des Oraniers, auf neuen ſittlichen Grundlagen eine kernhafte Litteratur erhoben, die zu einer tief und weit reichenden Wirkung auf das Leben des ganzen Jahrhunderts gelangen ſollte; ein tüchtiger, manchmal ſchwerwiegender Gehalt einte ſich dort mit einer ſtreng gedrungenen oder fein abgeſchliffenen Form. Die Schriften der britiſchen Moraliſten, die Werke jener lehrenden, naturbeſchreibenden oder predigenden Dichter traten in eine Art von Einverſtändniß mit der ſchweizeriſchen Sinnesweiſe, die ſich an ihnen läutern, kräftigen und vielſeitiger ausbilden konnte. Die heilige Poeſie Miltons aber, deren Macht erſt jetzt ungehemmt in die Gemüther drang, erweckte die höchſte Vorſtellung von der Würde und dem Vermögen der Einbildungskraft: ſie erſchloß den Zugang zu einer Welt voll von Wundern; doch dieſe Wunder ſollten nur die höchſten Wahrheiten reizvoll verſinnlichen und zugleich verklären. Waren die Schweizer bemüht, die engliſche Litteratur in den Vordergrund zu rücken, ſo wollten ſie deshalb keineswegs die großen Alten hintangeſetzt wiſſen. Ja, durch die Einfalt ihrer unverfälſchten Sitten, durch die Schlichtheit und Gradheit ihres Denkens und Fühlens glauben ſie ſich befähigter als andere Volksſtämme, die erhabene Einfachheit jener altclaſſiſchen Dichterwerke zu faſſen und wiederzugeben.

Wenn im vorigen Jahrhundert der deutſche Geiſt machtvoll auferſteht und das Bewußtſein der ihm eingeborenen ſchöpferiſchen Kraft wiedergewinnt, dann vollzieht ſich eines der folgenreichſten Ereigniſſe im geiſtigen Daſein der neueren Menſchheit: die große deutſche Litteratur wird begründet. Menſchenalter mußten dahin-

---

laſſen." — Von Geßner und Zimmermann, deren Schreibart Leſſing in eben dieſen Litteraturbriefen ſo hoch gerühmt, ſagt Nicolai: „Die beſten Schriftſteller in der Schweiz, Geßner und Zimmermann, ereifern ſich, es zu einem hohen Grade der Zierlichkeit in der Sächſiſchen, oder in der eigentlichen hochdeutſchen Sprache zu bringen."

schwinden, bevor die weltgeschichtliche Wichtigkeit dieses Ereignisses selbst von den Erkenntnißfähigen wirklich erkannt ward. Das Deutsche Reich mußte sich erst erheben, ehe vor der geschichtlichen Betrachtung die deutsche Litteratur zu ihrem uneingeschränkten Rechte gelangen konnte. Endlich ist sie uns aufgegangen, jene Erkenntniß. War sie erst nur wenigen erleuchteten Geistern beschieden, so ist sie jetzt beinahe zum Gemeingut geworden. Selbst die Massen vernehmen es aus dem Munde unserer Edelsten, daß die höchsten Bestrebungen der gespaltenen Nation, daß die Sehnsucht, der Wille, des deutschen Volkes Herrlichkeit auf dem Grunde seiner Einheit neu zu erbauen, zuerst in unserer Litteratur Ausdruck und Stütze gefunden.

So würdigen wir denn jetzt, was damals geschah, als die Lebensmacht unserer großen Litteratur sich zuerst uns selbst, allmählich auch den anderen Völkern offenbarte. Wie es aber geschehen konnte, das hat sich uns noch keineswegs bis zu voller Deutlichkeit enthüllt.

Begnügt man sich doch meist, den Verlauf des geistigen Lebens von außen her zu beobachten! Gar manche glauben, dem Werden auf der Spur zu sein, wenn sie die Bedingungen aufzählen können, unter denen das Gewordene sich ausgebildet. Gar manche wähnen auch, aus gewissen sorgsam erforschten Umständen, Antrieben und Anregungen das Werden unserer neueren Litteratur ableiten und erklären zu können. Wer aber den kühnen Ehrgeiz besitzt, in das Wesen des Erscheinenden zu dringen, wer von edlem, hartnäckigem Wissensdrange getrieben wird, die Ereignisse bis in ihren Ursprung zurück zu verfolgen, der sieht sich alsbald zu dem Bekenntniß genöthigt, daß er dem geheimnißvollen, aber deßhalb nicht minder wahrnehmbaren Wirken einer unergründlichen Kraft gegenüber steht, die aus den Tiefen des Seins, wie in erhabener Willkür, hervorbricht. Hier ist dem Forschen die Grenze gezogen. Hier müssen wir uns bescheiden, anzuerkennen und anzuschauen. Der echte Geschichtschreiber, der das Bild des Geschehenen unserm Anschauungs-

und Begriffsvermögen überliefert, ohne daß er darum aufhört, den erkennbaren Gründen des Geschehens nachzuspüren, eben dieser wird nicht zweifeln, wo jene Grenze beginnt. Er wird sie ehren; er weiß, daß jenseits dieser Scheidungslinie der Verstand sein gedeihliches Geschäft nicht mehr ausüben kann und dem leeren Spiel mit Begriffen sich nicht überlassen darf.

Demgemäß wird gerade der echte Historiker zugestehen, daß bei dem anscheinenden Wunder der Geburt unserer neuen Litteratur auch jene Macht thätig gewesen, deren Walten sich oft genug unserem Erkenntnißvermögen entzieht. Ohne Zweifel ist es gelungen, viele jener geistigen Vorgänge, die unser neu aufsteigendes Bildungsleben begleitet und gefördert haben, aus den geschichtlichen Verhältnissen heraus zu begründen und begreiflich zu machen. Wie vieles aber blieb noch unergründet!

Doch wer möchte deshalb kleinmüthig von weiterem Forschen abstehen? Wer wollte an der Möglichkeit verzagen, daß auch hier sich das verschlungene Gewebe von Ursachen und Wirkungen immer deutlicher vor unsern Blicken auseinanderlegte? — Wie aber auch unsere Einsicht reifen, welcher Zuwachs unserm Wissen künftig noch beschieden sein und wie demgemäß das Urtheil über so manche Einzelheiten sich wandeln mag, so steht doch sicher nicht zu befürchten, daß der Urtheilsspruch besonnener und billig denkender Historiker die Schweizer jemals von der Ehrenstelle hinwegdrängen wird, die sie bisher in der Entwickelungsgeschichte unserer Litteratur eingenommen. Vielleicht ist sogar die Erwartung gerechtfertigt, daß man in Zukunft ihrer vorbereitenden Thätigkeit, die den deutschen Gemüthern einen so kräftigen und nachhaltig fortwirkenden Anstoß mitgetheilt, eine noch erhöhte Bedeutung beimessen könnte. Als Klopstock sich (10. August 1748) mit seinem ersten, lateinisch verfaßten Briefe an Bodmer wandte, schilderte er, wie er in seinen arbeitseligen Jünglingsjahren Homer und Virgil zu seiner Rechten, Bodmers und Breitingers kritische Schriften aber zu seiner Linken gehabt; er

schildert ferner, wie durch den von Bodmer übersetzten Milton das Feuer, das Homer in ihm entzündet hatte, zur lodernden Flamme angefacht worden. Er fand damit den treffendsten sinnbildlichen Ausdruck, um zu bezeichnen, auf welche Weise und bis zu welchem Grade die Begründer der Litteratur in Deutschland sich den Schweizern verpflichtet fühlten.

Ueberdies kommt noch in Betracht, daß das Schweizervolk Schriftsteller erzeugte, die unter den Ersten waren, welche dem Auslande Theilnahme abgewannen, anfänglich die Neugier weckten, dann die Aufmerksamkeit erregten und bald das Verlangen schärften, mit den bisher aus Unwissenheit mißachteten Erzeugnissen des deutschen Dichtergeistes sich näher zu befreunden.

Auch hier, wo seine Schweizer eine für ganz Deutschland so wichtige Aufgabe übernehmen und sie so rühmlich und gründlich durchführen, auch hier hält sich Baechtolds Darstellung frei von jeder Einseitigkeit, die aus vaterländischer Vorliebe entspringen könnte. Seine Rede bleibt schlicht und gemessen. Er weiß sie zu heben, wo es die Bedeutung des Gegenstandes erfordert; er weiß ihren Ton nachdrücklich zu verstärken, so daß seine Schilderung sich wie von selbst belebt. Aber seiner gesunden Natur widersteht alles Ueberladene und Uebertriebene. Er verschmäht rednerischen Putz, er meidet das überlaute Wort: um so vernehmlicher und überzeugender spricht bei ihm die Geschichte selbst.

Und so tragen wir denn von dieser Darstellung die erneute und bestätigte Ueberzeugung mit hinweg, daß in der That die Schweizer für uns die Führer zum Besseren gewesen. Was sie Heilsames anregten und vollbrachten, hat sich in lebendiger Nachwirkung höchst fruchtbar erwiesen; was in ihrem Wollen und Thun beschränkt und beschränkend war und auch so bleiben mußte, konnte doch den einmal zu höherer Anschauung und Thätigkeit aufgerufenen Geist in seinem fortschreitenden Streben nicht mehr hemmen. —

Gleich zu Anfang des Jahrhunderts begegnet uns die

würdevolle und dennoch heiter gewinnende Persönlichkeit Drollingers, der, wenn auch zu Durlach geboren (1688), als Mensch und Autor mit seinem ganzen Wesen der Schweiz gehört. Seine Gedichte sind gering an Zahl, aber nichts weniger als eintönig. Seine Sprache, seine Verse kommen an Reinheit und Wohllaut fast denen des norddeutschen Hagedorn gleich, die ja noch immer, selbst bei verwöhnten Ohren, durch ihren leichten Fluß sich einschmeicheln. Lernbegierig blickt er auf die Engländer. Unter dem Titel „Versuch von den Eigenschaften eines Kunstrichters" übersetzt er Popes Essay on criticism in Prosa wie eine gehaltvolle Lehrschrift.[28]) Er beschwert sich über die Tyrannei des deutschen Alexandriners und schildert mit humoristischem Aerger die Qualen, unter denen dieser bald zu kurze, bald zu gedehnte, aber stets unerträglich einförmige Vers den gehorsam arbeitenden Dichter seufzen läßt. Er empfiehlt das „Reimgebäude, das sich der Britten feineres Ohr erkoren"; ja er wagt sich noch weiter: er versucht, ob ihm Verse ohne Reim gelingen, und wünscht, daß dieser Schellenklang sich nicht mehr hören lasse.[29]) Zugleich scherzt er mit glücklichem Witz über

[28]) In seinem einundzwanzigsten Jahre (1709) hatte Pope diese seine Ars poetica verfaßt, nicht die bedeutendste, wohl aber die geistreichste seiner Arbeiten. Zwei Jahre später ward sie öffentlich bekannt. Am 15. Mai 1711 brachte die 65. Nummer des Spectator die Anzeige: This Day is publish'd An Essay on Criticism. In der Nummer 253 vom 20. December 1711 rühmte dann Addison den Essay als a Master-piece in its kind. Die Prosa der Drollingerschen Uebersetzung ist an zwei Stellen (v. 350. 366) von gereimten Alexandriner unterbrochen (in der Ausgabe Drollingers von Spreng 214 und 218).

[29]) S. 97:

O möchte doch ein deutsches Ohr
Sich von dem Schellenklang entwöhnen!
Die Zürcher-Mahler gehn uns vor,
Und wagen sich mit freyen Töhnen
Vor unsrer Musen eckeln Chor.

In diesen Versen zielt Drollinger auf den 7. Discours im zweiten Theile der Discourse der Mahlern (1722), der also beginnt: „Die Kühnheit, die ich gehabt habe, Verse ohne Reimen zu machen, hat mir einen

die anmaßliche Nichtigkeit der Gelegenheitsdichterei. In Drollinger meldet sich, wenn auch leise, das Neue, das Künftige. Er deutet auf manches Erstrebenswerthe.

In geistiger Machtfülle, ehrfurchtheischend im Kreise der Zeitgenossen, steht Albrecht Haller da. Während des vierten und fünften Jahrzehnts, bis zu dem Augenblick, da die Klopstockſche Poesie blendend aufleuchtet, verkörpert sich in ihm das Edelste und Höchste der neuen Dichtung. Seine Wirkungen reichen über ganz Deutschland, und über Deutschland hinaus. Ganze Dichter- und Dichtungsclassen stehen zu ihm im Verhält-

---

Schwarm von Feinden über den Halß gezogen, die über meine Uebersetzung ein Geschrey machen als ob ich die Musen und den Parnasse verrathen hätte." — Im fünften Discours war nämlich der Anfang des zweiten Gesangs von Boileaus Art poétique in reimfreier Uebersetzung mitgetheilt worden. Ein Verspaar zur Probe! Boileau sagt von der Hirtenidylle:

Il faut que sa douceur flatte, chatouille, éveille,
Et jamais de grands mots n'épouvante l'oreille.

Das lautet im damaligen Schweizerdeutsch:

Sie kitzelt, sie flattiert mit ihrer Zärtlichkeit,
Und schreckt das Ohre nicht mit ungeheuren Worten.

Dieser siebente Discours, der gegen die Reime eifert, ward etwa ein Vierteljahrhundert später umgearbeitet im achtundzwanzigsten Blatt des Mahlers der Sitten (1746) 1,308—321. — Haller, obwohl zwanzig Jahre jünger als Drollinger, hat der Neuerung widerstanden; er hat sich nie zu einem, wie Bodmer sagen würde, „unbereimten" Gedichte herbeigelassen. In der Vorrede zur zehnten Auflage seiner Sammlung 1768 rechtfertigt er sich deshalb mit einer etwas ironisch gefärbten Bescheidenheit: „Einmal sind meine Gedichte geschrieben: sie in reimlose Linien zu übersezen wäre eine fruchtlose Bestrebung; ich muß mich damit trösten, daß meine in den veralternden Reimen geschriebenen wenigen Gedichte an den Franzosen, am Pope, am Hagedorn und Uz noch einen Schirm haben, und nicht völlig aus dem Parnaß verdrungen werden können, so lange ihnen so mächtige Verbündete bleiben." — Als Haller diese Worte schrieb, hatte die Poesie Klopstocks seit zwei Jahrzehnten ihre Wirkung geübt. Jener Satz ist übrigens von mir nach der letzten, elften, Auflage citiert worden, die einige Veränderungen zeigt. In der zehnten hieß es: „veralterten Reimen"; und am Schlusse stand: „so lange sie so mächtige verbündete haben". Man sieht auch hier, wie Haller feilte.

niſſe der Abhängigkeit. Begreiflicher Weiſe liefert ihm auch die Schweiz ein anſehnliches Gefolge von Nachahmern, unter denen Johann Konrad Peyer (1707—1768) und Samuel Hieronymus Grimm (1733—1794) die Töne des Meiſters wohl am erkennbarſten wiedergeben.[80])

Als Hallers Dichterwort zuerſt laut erklang, hatte das litterariſche Deutſchland ſchon ſeit geraumer Zeit ſein Augenmerk auf die Schweiz gerichtet. Schon ſeit zehn Jahren hatte damals Bodmer in Gemeinſchaft mit ſeinem Breitinger an der Aufgabe gearbeitet, die Tugend und den guten Geſchmack — wie die Formel lautete — in den heimiſchen Bergen einzuführen. Es konnte daher auf den erſten Blick befremden, daß Baechtold, ſcheinbar unbekümmert um die Zeitfolge, die Hallerſche Poeſie den theoretiſchen Bemühungen der Schweizer voraufgehen läßt. Dennoch, aus inneren wie äußeren Gründen, wird man dieſem Verfahren zuſtimmen.

Haller ſteht den Zürichern ſelbſtändig gegenüber. Seine ſchweizeriſche Muſe mußte ihnen zwar als eine höchſt

[80]) Goedeke — man ſollte den Namen des Vielverdienten nicht ohne den Ausdruck inniger Erkenntlichkeit nennen — Goedeke hat in der zweiten Auflage ſeines Grundriſſes gerade am Schluſſe des 198. Paragraphen die Namen Abraham Kyburtz, Peyer und Grimm nach einander vorgeführt. Die beiden Letztgenannten ſind die oben erwähnten Nachahmer Hallers; Kyburz aber hat nach Baechtolds höchſt beluſtigender Schilderung (S. 516—517; vgl. Anmerkungen S. 163—169) Hallers Alpen ſchmählich ausgeſchrieben und noch ſchmählicher verunſtaltet. Nun wird aber bei Goedeke Haller ſelbſt erſt im Paragraphen 204, und leider recht ungenügend, behandelt. Wie ſoll man nun, wenn man im Paragraphen 198 jene bloßen Namen antrifft, auch nur ahnen können, daß ihre Träger in irgend einer Beziehung zu Haller ſtehen? — Unter den Nachfolgern Hallers erwähnt und charakteriſirt Baechtold auch (S. 518—20) den Baſeler David La Roche (1745—1817). Wenn dieſer den Frühling beſchreibt, glaubt Baechtold das Vorbild Kleiſts zu erkennen. Mich erinnert die angeführte Probe eher an Uzens Lobgeſang des Frühlings, der zuerſt in den Leipziger Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes 1743 (1,486) erſchienen war. Vgl. S. 13 in Sauers vorzüglicher Ausgabe der Sämtlichen Poetiſchen Werke von J. P. Uz. Stuttgart 1890.

willkommene Erscheinung gelten. Sie sahen in ihr eine freiwillige Bundesgenossin im Kampfe gegen Ungeschmack, hochmüthige Oberflächlichkeit und verstandesdürre Prosa. Schon aus patriotischem Eifer fühlten sie sich zur Vertheidigung dieser Muse verpflichtet, wenn sie durch thörichte oder hämische Angriffe belästigt ward.[81]) Aber sie hatte, während sie in ihrer strengen Eigenart selbstbewußt sich ausbildete, durch die Anregungen, die sich von Zürich her zu verbreiten begannen, keine unmittelbar entscheidende Förderung erfahren. Nicht in der Hallerschen, erst in der Klopstockschen Poesie konnten die Schweizer die Bestätigung ihrer Lehren begrüßen und die Verwirklichung alles dessen, was sie erahnt und gehofft, im Ueberschwang bewundern.

Durch die gewählte Anordnung verschafft sich nun aber der Darsteller auch den wesentlichen Vortheil, daß er den Reichthum der Thatsachen und Gestalten, die aus dem ganzen Bezirke des Jahrhunderts ihm entgegenkommen, um einen unverrückbaren Mittelpunct zu anschaulicher Einheit sammeln kann. Diesen Mittelpunct bildet Bodmers Leben und Thun. Oder vielleicht sollte ich lieber sagen: Das Leben dieses Unermüdlichen ist gleich einem weit gespannten Rahmen, in den die Erscheinungen und Ereignisse jener ausgedehnten Epoche wie von selbst sich einfügen. Am 19. Juli 1698 war Johann Jakob Bodmer zur Welt gekommen; am zweiten Tage des Jahres 1783 endete er sein vollkommen durch- und ausgelebtes Dasein. Friedrich Leopold Stolberg, der wegen seiner verdeutschten Ilias noch zuletzt von dem gereizten Greise mit viel stachelichten Reden

[81]) Vertheidigung der Schweitzerischen Muse Hrn. D. Albrecht Hallers. Zürich 1744. (Von Breitinger.) Vgl. dazu die spöttelnde Anzeige im siebenten Stück der Hallischen „Bemühungen" S. 572—74. — Breitingers Schrift verdiente einen mit den nöthigen Erläuterungen versehenen neuen Abdruck. Wie Haller selbst diese seine Vertheidigung aufgenommen, erzählt Bodmer in einem Briefe an Zimmermann (1778) bei E. Bodemann, Johann Georg Zimmermann (Hannover 1878), S. 180.

bekriegt worden, hat ihm damals edelsinnig und aus versöhntem Gemüthe nachgerufen:[32])

Keine Klag' erschall' an der Gruft des heiligen Sängers,
Denn reif senkte sein Haupt sich wie die goldene Frucht.

Acht Jahre vor Lessings Geburt war Bodmer schon aufs litterarische Feld geeilt und bestand erfolgreich seine jugendlichen Wagnisse; schon zwei Jahre war Lessing dem Erdendasein entrückt, als Bodmer sanft von der Hand des Todes berührt ward.

Sich regen und bewegen — das blieb für Bodmers Natur die erste aller Forderungen, das unerläßlichste aller Bedürfnisse. Empfänglich nach den verschiedensten Richtungen hin, reizbar und aufreizend, rasch auflodernd in kindlicher Begeisterung für das verkannte oder nur von ihm erkannte Große, zäh im Festhalten seiner Ansichten und Absichten, von deren Verbreitung und Erfüllung allein er das Heil erwartete; grillig und launenhaft, zuweilen ein griesgrämiger Haberecht, und als solcher blindlings zu den schlimmsten Fehlgriffen fortgerissen, im Ganzen aber lebensklug und gewandt; ungeachtet einer gewissen Neigung, sich in sich selbst scheu zurückzuziehen, doch in seiner Kampfeslust immer gleich bereit zum ernsten Gefecht wie zum leichten Scharmützel; hie und da zu kleinen versteckten Listen und Ränken

---

[32]) Dies Distichon ist der Elegie auf Vater Bodmer entnommen, die an der Spitze des Vossischen Musen-Almanachs für 1784 erschien. — „Bodmers Tod hat mich gerührt" — schrieb der Graf an Halem am 16. Februar 1783. „Da so viele schon als Jünglinge sich alt und vergessen schreiben, ist es rührend, daß der edle Greis singend und zu früh im 84. Jahre von hinnen schied." (Briefe im Anhang zu Halems Selbstbiographie, Oldenburg 1840, S. 8). So lange der Alte lebte, hatte Stolberg freilich seinen Aerger über den allzu rüstigen Nebenbuhler nicht verhehlt. Er schreibt an Voß am 14. Juny 1779: „Die Berliner sollen sich so sehr prostituiret haben, daß sie Bodmers Uebersetzung der meinigen vorziehen. Wird denn niemand die Schreyer an den Pranger stellen?" — Um zu erfahren, mit welchen Belehrungen der Greis den jugendlichen Grafen heimsuchte, durchblicke man vor allem den Aufsatz: Schwierigkeiten den Homer zu verdeutschen. Literarische Denkmale (Zürich 1779) S. 51—62.

sich herbeilassend, aber in seiner festbegründeten sittlichen Tüchtigkeit von allem Niedrigen und Gemeinen unberührt — so war er durch sein ganzes Wesen befähigt, die noch schlummernden Lebenstriebe einer werdenden Litteratur zu wecken, die Geister zum Vordringen in noch verdeckte Kunstregionen zu ermuntern und die Gemüther zur Aufnahme des erwarteten Neuen vorzubereiten. Ihm war es gegeben, eine Partei um sich zu vereinigen und zusammenzuhalten, Mitarbeiter anzuziehen und Jünger an sich zu fesseln, die auch dann noch ihre persönliche Treue ihm bewahrten, wenn sie in seinen Anschauungen sich nicht mehr befangen fühlten, oder schon längst die Grenzen des geistigen Gebietes, in dem er waltete, im Drange nach Selbstständigkeit überschritten hatten. Selten ist jemand gleich ihm für sein vorgeschriebenes Lebenswerk so zweckmäßig und so genügend ausgerüstet worden. Seine sprunghafte Beweglichkeit war mit beharrlichem Wollen gepaart. Belächeln wir seine Rührigkeit im Kleinen, so können wir seine Thätigkeit im Großen und deren Ergebnisse doch nicht ohne Staunen betrachten. Erfüllt uns die Erinnerung an die Unsumme seiner epischen und dramatischen Vergehungen mit einer Art von heiterm Entsetzen, so müssen wir doch die derbe Kraft seines poetischen Sinnes bewundern, der, nicht befriedigt durch überlieferte Schulformeln, den Begriff des Schönen erfassen will, der sich in biblische, classische und mittelalterliche Dichtung eben so gern hineinfindet, wie in die Welt Miltons und Klopstocks, ja sogar in Dante und Cervantes einzudringen versucht.[38])

[38]) Wie fein und unterhaltend ist das Kapitel „Von dem Character des Don Quixote und des Sanscho Pansa", das er seinen Critischen Betrachtungen über die Poetischen Gemählde der Dichter (1740, S. 518—547) einverleibt hat! Gedankenschwere Verse aus Hallers Lehrgedichten über Vernunft, Aberglauben und Unglauben und über die Falschheit menschlicher Tugenden benutzt er höchst glücklich, um das Wesen des unvergleichlichen Manchaners zu beleuchten. Und wie sinnig spricht er eben dort S. 43 über Dantes Francesca! Die entscheidenden Verse Quando leggemmo — wagt er nicht zu übersetzen; er legt sie in der Ursprache vor.

Langlebig zu sein, das war für Bodmer die nothwendige Bedingung seines Wirkens; daß er erst im höchsten Alter starb, dadurch erhält seine Persönlichkeit, wie sie in der Geschichte vor uns steht, das einzige und nicht zu tilgende Gepräge. Freilich könnte man fragen: hätte das Geschick ihn früher abberufen, blieb dann sein Ruhm nicht besser geborgen? Wie manches kleinliche und thörichte Beginnen, wodurch er selbst in späteren Jahren sein Ansehen herabsetzte, wäre dann unterlassen worden! — Blicken wir aber jetzt nach mehr als hundert Jahren auf den Endpunkt seiner Laufbahn zurück, so thun wir unwillkürlich den Ausspruch: Diesem Leben durfte kein früheres Ziel gesetzt werden! Selbst seine letzten Altersstunden sind nicht vergebens hingeschlichen. Bis über die erste Hälfte des Jahrhunderts hinaus ward er als Vorkämpfer der guten Sache einer fortschreitenden Litteratur bewundert und unterstützt, aber auch gefürchtet und leidenschaftlich befehdet; dann stand er unter den nachwachsenden Geschlechtern da, im Vollgenuß der Verehrung, die von dankbaren Schützlingen ihm gezollt ward, ihm, dem Beschirmer strebender Talente, dem urväterlichen Pfleger alles Guten, das er schon im schüchternen Keim zu entdecken und zu fröhlichem Wachsthum zu befördern wußte. Mochte er noch so oft den allzu wohl verdienten Spott auf sich herabziehen, mochte man die verkrüppelten Spätlinge seiner jämmerlichen Dichterei noch so verächtlich bei Seite schieben, — gern vergaß man alsbald wieder des Spottes, um vornehmlich der rühmenswerthen Mühen des Greises zu gedenken, dessen Dasein mit der werdenden und immer reicher sich entfaltenden Litteratur Deutschlands auf das innigste verwachsen schien.

Mit seltsamen Lobestönen ward er zuweilen angesungen. Gotthold Friedrich Stäudlin pries ihn als „unsrer deutschen Musen grauen Nestor“ (Briefe berühmter und edler Deutschen an Bodmer, Stuttgart 1794, S. 313); Haschka, dessen Name am Schlusse der Xenien bedenklich prangt, richtete an Lavater elende Verse, in denen er die Hoffnung ausspricht, der Bodmer-

schen Lieder Allgewalt werde einst die Kinder der zehnten Urenkelin zu schönen Thaten erregen; zugleich nennt er den eben Hingeschiedenen einen „Miterzeuger Teutonas". Dagegen erkennen wir die ungeschminkte Wahrheit in den Worten, die S. Hirzel 1761 seinem Trauerspiele Junius Brutus vorsetzte, welchem Baechtold (S. 654) das Zeugniß ausstellen darf, es sei „weitaus das bedeutendste schweizerische Drama der Zeit". Hier erscheint Bodmer als Schutzgeist der Jugend. Wir sehen ihn, „wie Er für die Besten Vaterliebe hat, ihnen das innigste Vertrauen schenkt, und über jedes ansteigende Glück Freuden-Thränen weint." Es wird auf den Segen hingewiesen, „den seine Tugend, mit Weisheit geziert, über das ganze Vaterland verbreitet, jetzt, da die vast ausgelöschene Tugend das Haupt neigt, und Pracht und Müssiggang, und Neigung zur Wollust uns mit schlimmverdorbenen Sitten drohen." Ihm wird es als Verdienst zugeschrieben, „daß Redliche im Stillen die Tugend noch verehren, und im engern Kreise ihren angenehmen Geruch ausbreiten." — Im Anblick der Leiche Bodmers rühmt Lavater aus eben so echter Empfindung,

Wie sein Vateraug' Jünglingen gelacht.

Johann Georg Jacobi aber weiß dem Noahdichter nichts Passenderes als Verse aus dessen eigener Noachide nachzusingen; dann feiert er in einem gefühlvollen Liede zu Gleims Geburtstag (2. April 1783) den jüngst verblichenen als den, der „kämpfte für die zarte Blüthe deutscher Kunst", der dastand, „wie die Zedern Gottes stehen",

Der sein edles graues Haupt,
Wipfeln gleich von Zedern, die ermatten,
Hingesenkt in stille Schatten.[34])

[34]) Ich bin mit einiger Sorgfalt den Gedichten nachgegangen, die Bodmers Tod im Jahre 1783 hervorgerufen. Durchaus geringhaltig an poetischem Werth, zeigen sie doch das Bild des wirklichen Bodmer oder das Abbild seiner Geistesart, wie es sich besonders den jüngeren Mitlebenden eingeprägt hatte. Haschkas Jammerode „Ueber Bodmern an

Die Vorstellung von einem „ermattenden" Bodmer läßt sich eigentlich nicht fassen. Wie sich ihm auch die Jahre häuften, sie konnten ihm weder die Fähigkeit noch den Muth zum Arbeiten hemmen oder bedrücken; sie konnten auch nicht seinen Geistesblick umdunkeln. So wie Haller in den „Alpen" (1732) den Schweizer Greis schildert, so mag man sich den Patriarchen der deutschen Litteratur denken:

Bald aber spricht ein Greiß, von dessen grauen Haaren
Sein angenehm Gespräch ein neu Gewichte nimmt,
Die Vorwelt sah' ihn schon, die Last von hundert Jahren
Hat seinen Geist gestärkt, und nur den Leib gekrümmt.

Dichterische Zeugungskraft hatte er niemals besessen; in späteren Jahren gerieth er mit dem ungestalten Wust seiner angeblichen Poesien nur deshalb immer unverkennbarer ins Leere und Nichtige, weil er sie in immer größeren Massen, immer rascher und demgemäß auch sorgloser, den Zeitgenossen, die ihrer nicht achten wollten, hinwarf. Sobald er sich aber in seiner Prosa, die etwas von der Beweglichkeit seines Wesens angenommen hatte, lehrend oder betrachtend erging, konnte man nichts von Abnahme seines geistigen Vermögens spüren. Mit seinen Lebenstagen schien sich seine Lebensrüstigkeit zu steigern.

Lavater. (Im Eismonden 1783)" steht im Schweitzerischen Museum 1784, 4,1048—50; sie trägt die Unterschrift: Lorenz Leopold Haschka, Exjesuite aus Wien. — Lavaters Verse: „Bei Bodmers Leiche" brachte das Deutsche Museum 1783, Februar, S. 169. Im Aprilhefte erschienen dann S. 356—61 J. G. Jacobis prosaische und poetische Aeußerungen „Zu Bodmers Gedächtnisse." Jacobi macht hier in Bezug auf Bodmer eine Bemerkung, die auch auf andere Personen und Zeiten Anwendung findet; er redet von dem „Haufen unsrer undankbaren Deutschen, welche selten einen grossen, von ihnen selbst vergötterten Mann unter sich sterben lassen, ohne ihn vor seinem Ende jedem muthwilligen Knaben Preis zu geben. Nicht allein sehen sie ruhig zu, wie er geneckt und verhöhnt wird; sondern sie haben zum Theil ihre Kurzweil daran. Ist er endlich aus ihren Augen weg, so machen sie, ohne das Vergangene zu bereuen, ihn wieder ehrlich, und pralen gegen die Ausländer mit ihm." —

Im achtzehnten Jahrhundert zeigt nur Voltaires irdisches Wirken eine ähnliche Dauer und Ausdauer. Wie oft hatten die Jüngeren, halb höhnisch, halb mitleidig, den scheinbar abgearbeiteten Alten, unter Anerkennung alles dessen, was er bereits geleistet, mit einem ehrenvollen Abschied begnadigen wollen, so daß er mit unverletzter Würde vom litterarischen Schauplatze sich hätte hinwegbegeben können! Aber fern lag ihm jeder Gedanke an einen Rücktritt aus der Bahn, die bis ans Ende zu durchlaufen er vor seinem eigenen Gewissen sich verpflichtet fühlte. Wie er einst den Schatz Miltonscher Poesie für die Deutschen gehoben, wie er dann in der vollen Reife des Mannesalters Klopstock erkannt, verherrlicht und leider auch nachgeahmt hatte, so mußte er noch in den Jahren des höchsten Greisenthums als Vertrauter Homers mit Stolberg sich messen und mit Voß, und zur Erfrischung für sich und andere den Apollonius, den späten Epiker, dessen Kunstgedicht von der Argonautenfahrt er schon längst mit seiner Neigung beehrt hatte, in seine Hexameter wohlgemuth übertragen.[85]) Vermochte er um die

[85]) „Der Dichter der Noachide" gab 1778 Homers Werke heraus; im nächsten Jahre ließ er „Die Argonauten des Apollonius" folgen. Für den Anhang übersetzte er einen beträchtlichen Abschnitt aus dem vierten der pythischen Siegesgesänge Pindars. Er sagt S. 221: „Lasset mich diese Episode in einer Uebersetzung liefern, die sich mehr an Pindars Geist als an seinen Rock anschmieget." — Die Arbeit am Homer hatte sich bekanntlich durch mehre Jahrzehnte hingezogen. Die zweite Auflage seiner gereimten Gedichte 1754 stattete Bodmer mit einer „Zugabe von Briefen" aus. In einem dieser kritischen Briefe vertheidigt und erhebt er den Apollonius; in andern hält er Gericht über Popes Homer. Mit gesundem Sinne beurtheilt er das Bedenkliche in der Uebersetzungsweise des großen Versmeisters. Er trägt Ansichten vor, denen die englische Kritik sich erst gegen Ende des Jahrhunderts zuzuneigen begonnen hat. Man vergleiche nur seine Ausführungen mit dem Urtheil, das in Gentleman's Magazine, August, 1785 William Cowper, der Dichter und Homeriker, über Popes Nachdichtung abgegeben hat. (Cowpers Works, ed. Southey, London 1853, 1,348—51. vgl. 3,216). — Bodmer kritisiert unter anderm die vielberufene Schilderung der Mondnacht, die Pope an den Schluß des achten Buches seiner Ilias gesetzt: As when the Moon, refulgent lamp of Night u. s. w. Von diesem Meisterstück

Mitte seines Lebens durch treffende Kritik und wohlausstudierten Spott die Herrschaft Gottscheds zu brechen, so war ihm in höheren Jahren das Mißgeschick beschieden, Lessingsche Werke ingrimmig zu bespötteln oder noch ingrimmiger zu parodieren. Um ihn her starben seine Streitgenossen und Kampfesbrüder, wie die Herolde seines Sieges. Sein Breitinger ging vor ihm ins Jenseits (13. December 1776); nach etwas mehr als zwei Jahren folgte Sulzer, der im Norden Deutschlands als treuer Sendbote die schweizerische Kunstlehre verbreitet und, allen feinen und rohen Spöttereien zum Trotz, den Dichterruhm Bodmers bis zum Ueberdruß der ungläubigen Hörer verkündigt hatte.[86])

Popescher Versification sagt noch Macaulay in unbewußter Uebereinstimmung mit Bodmer: The single description of a moonlight night in Pope's Iliad contains more inaccuracies than can be found in all the Excursion. Essays 1,306. Muß ich für deutsche Leser noch bemerken, daß die umfassendste unter den naturoffenbarenden Dichtungen von William Wordsworth, die Lord Byrons Witzeleien nicht schädigen konnten, den Titel Excursion trägt?

[86]) „Gedanken von dem vorzüglichen Werth der Epischen Gedichte des Herrn Bodmers" veröffentlicht J. G. S.(ulzer) zu Berlin 1754. — Diesen prosaischen Hymnus beginnt Sulzer mit dem Ausdrucke des Wunsches, den Noah in jedermanns Händen zu sehen. Dann folgen die unglaublichen Worte: „Mir kam gleich zu Sinn, wie Homer von den Griechen und Römern als ein tägliches Handbuch gebraucht worden, woraus sie ihren Witz, ihre Exempel, ihre Klugheit und Sittenlehre schöpften. Ich wünschte, daß Bodmer der Homer der Deutschen werden möchte, besonders da ich gleich sah, daß sein Gedicht vor der Ilias oder Odissee sehr merkliche Vorzüge hatte, von welchen ich hernach ausführlicher handeln werde." — Da darf man sich doch nicht mehr wundern, daß dreizehn Jahre hernach Herder in der zweiten Sammlung der Fragmente über die neuere deutsche Litteratur (Suphan 1,296) ausrufen konnte: „Bodmer und Homer! Nein, ich wage es nicht, über zwei so ehrwürdige Greise zu urtheilen; Noah mag heiliger seyn; er mag moralischer seyn" u. s. w. — In der umgearbeiteten zweiten Sammlung wollte Herder dann doch die Noachide einer umständlichen Kritik unterziehen: so weit diese ausgeführt worden, findet sie sich bei Suphan 2, 163—178. Neben Wielands ungeheuerlichem Tractat von den Schönheiten des „Noah" erscheint sie höchst anziehend. Vgl. Suphans Note 2, 374. — Noch im Jahre 1771 konnte man in Sulzers Allgemeiner Theorie der Schönen Künste am Schlusse des Artikels Helden-

Wie klar mochte sich Bodmer noch der Zeiten erinnern, da er miterlebte, wie Hagedorn, Haller, Kleist mit ihren ersten Versuchen in die deutsche Dichtungswelt hineintraten! Nun mußte er diese jüngeren, ihm dankbar befreundeten Poeten alle überleben. Er aber hielt sich aufrecht. Er söhnte sich aus mit manchen, die er ehedem bekriegt oder gering geschätzt, wie mit Christian Felix Weiße und Friedrich Nicolai.[87]) Konnte er in die Fortentwickelung des litterarischen Lebens nicht mehr unmittelbar eingreifen, so ging und griff er doch unablässig nebenher. Seine bis zu übermäßiger Ausdehnung angeschwollenen Briefwechsel mit älteren und jüngeren Vertrauten gewähren den Eindruck, als besäßen wir an ihm einen der ergiebigsten Chronisten des Jahrhunderts. Seine Aufzeichnungen, die man nicht ohne sichtende Kritik benutzen wird, lassen uns gleichsam in die Winkel und Ritzen des Litteraturgebäudes seiner Zeit hineinblicken.

Baechtold sagt im Vorworte, er sei sich wohl bewußt, daß der Abschnitt über Bodmer den Charakter einer vollständigen Monographie trage; er fügt hinzu, niemand brauche ihn dafür zu tadeln. Aber welcher Einsichtige wird sich denn beikommen lassen, ihn deshalb mit irgend einem Tadel zu behelligen? In Bodmer schließt sich die schweizerische Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts zusammen. In seine Thätigkeit verwebt und verzweigt sich das Wollen und Wirken der hervorragenden Zeit-

gedicht lesen, daß „Bodmer durch manches prächtiges Gemählde aus der Natur und aus den Sitten, und durch die hohe Sinnesart seines Noah und Sipha sie — nämlich Homer und Virgil — in Verwunderung setzen würde."

[87]) Nur des Grolles gegen Lessing konnte sich der Greis nicht entschlagen. Noch in seinem Gedichte „Bodmer nicht verkannt", das erst zehn Jahre nach seinem Tode öffentlich erschien, finden sich die komisch-bösen Hexameter:

Freilich verkannt' ihn, der des christlichen Glaubens Apostel
Nicht seyn lies, was sie sind, der erstlich den weisen Aesopus
Hatte mißhandelt, hernach die heiligen Männer und — Klozen.

(Briefe berühmter und edler Deutschen an Bodmer 1794, S. 315.)

genoſſen. Sie ſtehen und bewegen ſich neben ihm als ſelbſtſtändige Mitarbeiter. Sie werden von ihm angetrieben, gefördert, bald auf richtige Pfade, bald in bedenklichere Bahnen geleitet, oder ſie nähern ſich ihm in freiwilliger Anerkennung. Breitinger und Sulzer, Meyer von Knonau, Geßner, Lavater, Zimmermann und Iſelin — alle dieſe würdigen und edlen Geſtalten finden nothwendigen Eintritt in den Bereich des Bodmerſchen Lebens. Klopſtock, Kleiſt, Wieland treten als vorübergehende, glänzende Erſcheinungen hinzu. Eine Schar untergeordneter Dichter, Ueberſetzer, gemeinnütziger Schriftſteller ſammelt ſich um Bodmer oder blickt auf ihn als den gemeinſamen „literariſchen Vormund". So wird die Monographie zur geſtalten- und farbenreichen Geſchichtsdarſtellung.

Dem großen Zeitabſchnitte, den Baechtold hier am Schluſſe ſeines Werkes ſo glücklich und ſo gründlich behandelt, hat ſchon vor manchen Jahren J. C. Mörikofer ſeinen rühmenswerthen Fleiß gewidmet. Aus liebevoll eingehender Beſchäftigung mit dem Geiſtesleben der neueren Schweiz war ihm das Werk erwachſen, das er unter dem Titel „Die Schweizeriſche Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts" bei Hirzel in Leipzig erſcheinen ließ. Ohne ins Breite zu gerathen, gab es auf ſeinen nicht weniger als 536 Seiten Rechenſchaft von allem, was in Dichtung und Kunſtlehre, in den Gebieten der Geſchichtsforſchung, der Staatswirthſchaft wie der Erziehungskunſt geleiſtet worden. Aber dieſe Rechenſchaft ward nicht in einem zuſammenhangenden, alle Thatſachen zu einem Ganzen verknüpfenden geſchichtlichen Berichte abgelegt. Es dünkte den Verfaſſer zweckdienlicher, den Stoff über eine größere Anzahl biographiſcher Kapitel zu vertheilen, bei deren Anordnung zwar die Zeitfolge beachtet ward, von denen aber jedes einzelne für ſich abgeſondert daſtand. Unter der Schar vaterländiſcher Männer, die durch ihre Thätigkeit ein neues Zeitalter erhöhter Bildung für die Schweiz heraufgeführt hatten, traf er eine klug berechnete Wahl. So fanden ſich vierzehn erleſene Perſönlichkeiten zuſammen. Haller zeigt

sich an ihrer Spitze; mit Johannes Müller, Martin Usteri und Salis schließt die würdige Reihe. Dazwischen erhält Bodmer den gebührenden breiten Platz (S. 72—247); zu Salomon Geßner gesellt sich Zimmermann, an Lavaters Seite tritt Pestalozzi.

Für jede dieser Gestalten weiß uns Mörikofer das rechte Maß der Theilnahme abzugewinnen. In gemüthswarmem Tone giebt er unterhaltende und ausreichende Kunde von den Geschicken und Leistungen dieser Männer. Das Löbliche in ihrem Wesen und Thun hebt er mit offenbarer Neigung hervor; das Unzulängliche und Verfehlte wird meist nur schonend angedeutet. So vermißt man wohl an einzelnen Bildern Schärfe und Sicherheit der Umrisse. Dennoch entsteht aus der ganzen Reihenfolge ein befriedigendes Gesamtbild. Es weckte freudige Dankbarkeit in jedem Beschauer. Denn hier ließ sich gewahren oder wenigstens ahnen, welche bedeutungsvollen und heilsamen Wirkungen entspringen mußten, wenn das beharrlich lebhafte, nach verschiedenen Seiten vordringende und doch immer auf bestimmte Ziele gerichtete Bestreben der Schweizer aus ihrem engeren Bezirke in den weiten Umfang der deutschen Litteratur hinübergriff.

Freilich findet jetzt der aufmerksame Leser des vor etwa vierzig Jahren ausgearbeiteten Buches mannigfache Gelegenheit, eingeschlichene Irrthümer und Mißverständnisse im Stillen zu berichtigen. Und wer hätte sich, bei dem damaligen Zustande des litterarhistorischen Wissens und Forschens, von dergleichen Versehen gänzlich frei halten können? Vielmehr haben wir zu rühmen, daß sie der Belehrung, die man durch jene gefälligen Schilderungen empfing, keinen wesentlichen Abbruch thaten. Nur selten verleiten sie zu einer durchaus unrichtigen Auffassung des geschichtlichen Verlaufs.

Ein Beispiel solcher schwer lösbaren Verwirrung begegnet uns zu Anfang des Abschnittes, der zeigen soll, wie die Züricher Kunstlehrer zum endlichen Siege über den Leipziger Kunstrichter gelangten (S. 132). Noch immer ist es wohl keine unnütze

Mühe, die Angaben, die hier ungehöriger Weise zusammengereiht worden, zu prüfen, zu sichten und schicklich zu ordnen.

Um das Jahr 1740 waren Breitinger und Bodmer mit ihren vier bedeutsamen Werken hervorgerückt, in denen sie, dem Ansehen und den Schulbegriffen Gottscheds gegenüber, ihre selbstständigen Anschauungen geltend machten. Der hiermit begonnene Kampf ward alsbald lebhaft und hartnäckig weitergeführt in der von Zürich ausgehenden Sammlung Critischer, Poetischer, und andrer geistvollen Schriften. Zwölf Stücke umfassend, erschien sie seit dem Frühling 1741 und kam 1744 zum Abschlusse.[88]) Nach Mörikofers Erzählung nun müßte

[88]) Dem angegebenen Titel sind noch die Worte zugesetzt, die auf den lehrhaften und polemischen Zweck der einzelnen Abhandlungen deuten: „Zur Verbesserung des Urtheils und des Wizes in den Werken der Wolredenheit und der Poesie." — Im April 1741 berichtet Bodmer an Zellweger, das erste Stück sei heraus. Im November gedenkt er der Belustigungen des Verstandes und des Witzes. Diese waren seit dem Juli (Heumonat) 1741 zu Leipzig unter J. J. Schwabes Leitung ans Licht gekommen und gleich in ihrem ersten Stück mit der komischen Epopöe „Der deutsche Dichterkrieg" belastet worden, in der Bodmer und Breitinger (Merbod und Greibertin) als verhöhnte Helden auftraten. Bei Erwähnung dieser prosaischen Witzgeburt der Gottschedianer sei noch bemerkt, daß die Chiffre N. H. D. nicht bloß, wie man angegeben findet, am Schlusse des dritten Buches erscheint: sie steht schon hinter dem ersten. „Ihr glaubt gerne", schreibt Bodmer, „daß uns diese Sottise eine rechte Freude gemacht hat." Am 10. December (Christmonat) sendet er dann das dritte Stück der Sammlung, das, als Antwort auf den Dichterkrieg, „das Complot der herrschenden Poeten" enthält; es nimmt auch sonst auf den Inhalt des ersten Stückes der „Belustigungen" vielfach Bezug: er erleidet eine ausführliche und höchst unglimpfliche Prüfung. Man vergleiche aber auch dort die Worte auf S. 136 mit S. 8 der Vorrede zum ersten Stück der Belustigungen: „wenn nicht erst kürzlich wieder ein Schriftsteller hervorgewachsen wäre." — Am 31. Januar 1743 schickt Bodmer dann das siebente Stück der Sammlung; am 7. December 1743 redet er mit dem Freunde über den Schluß des Ganzen. — Durch Freundes Güte ward mir schon vor Jahren vergönnt, von der Urhandschrift der Briefe Bodmers an Laurenz Zellweger, der als Philokles dichterisch gefeiert ward, genaue Einsicht zu nehmen. Mir dienen jetzt die Auszüge, die ich damals zu bestimmtem Zwecke zusammenstellte. Wer diese Briefe, die

man annehmen, Bodmer habe damals, klagend über den mißlichen Erfolg seiner satirischen Schriftstellerei, als ein Entmuthigter vom Kampfe abgelassen. „Bodmer fand daher gerathen", — heißt es wörtlich, „die Zeitschrift mit 1744 zu schließen, indem Gottsched nun genug gezüchtigt sei; während er dagegen seinem Freunde gestehen mußte, Gottsched sei in den Augen der Menge fast Sieger." — Wie? Noch um jene Zeit hätte Bodmer solchen Kleinmuth gehegt und über seine eigene Stellung so ungünstig geurtheilt? — Keineswegs! Wohl war er früher in seiner kindischen Reizbarkeit mit mißmuthigen Aeußerungen gegen die Freunde herausgefahren, wenn diese bei dem feindseligen Gebaren der sächsischen Gegner sich fast lässig und unkriegerisch erwiesen. Im März 1742 hatte der weltkluge Zellweger den hart kämpfenden Freunden gerathen, sich durch den Mercure de Neufchatel den Franzosen bekannt zu machen und mit ihnen in Verbindung zu treten. Dieser Rath jedoch ward von Bodmer zurückgewiesen. In erregter Stimmung fragte er, warum sie selbst das thun sollten, warum es nicht andere thäten, warum niemand der Wahrheit um ihrer selbst willen Zeugniß gäbe? „Wir sehen uns verlassen", rief er aus, „allein, beynahe verrathen. Was können wir weiter thun? Erwarten, daß die Wahrheit sich selbst an den hellen Tag durchbreche, und inzwischen mit Sticheln die Schamhaftigkeit rege machen." — Doch schon im Beginn des Jahres 1743 konnten die Schweizer sich des Durchbruchs der Wahrheit erfreuen. Da jubelt Bodmer: „Der Sieg hat sich völlig auf unsere Seite gelenket" (Baechtold S. 561). In Liscow[89]) und Rost kann

auch Baechtold auf das sorgsamste ausgenützt hat, ihrem ganzen Umfange nach kennen lernt, der erblickt in ihnen ein klares Spiegelbild des Bodmerschen Wesens.

[89]) Der Satiriker hatte sich in der Vorrede zu Heineckens verdeutschtem Longin (1742) auf die Seite der Gegner Gottscheds geschlagen. Ich will nicht unterlassen, hier auch anzumerken, daß die Hällischen „Bemüher" sich weigerten, in dieser Vorrede Liscows Hand und Geist zu erkennen. In ihrem zweiten Stück S. 17 war zu lesen:

er willkommene Bundesgenossen begrüßen. Mag Gottsched sich zu unmächtiger Gegenwehr waffnen, mag seine geschickte Freundin sich abmühen, das vormalige Ansehen ihres Gatten wiederherzustellen: vergebens! Sie beide werden nicht mehr gefürchtet; sie erregen nur immer neues Gespötte. Mit allzu derber Schadenfreude labt er sich an der Vorstellung, Gottsched sei nun „verruffen wie der böse Pfenning"; ja, es schmeichelt dem Sieger, zu denken, daß, wenn jener Ehre im Leibe hätte, ihm keine Suppe mehr schmecken könnte. Auch wenn sie später für zweckmäßig achten, ihre Sammlung critischer Schriften mit dem zwölften Stücke zu beenden, bewahren und verkünden die Schweizer ihre siegesfrohe Zuversicht. Sie sind, wie Bodmer dem vertrauten Zellweger meldet, um so mehr entschlossen, in ihrem Eifer zu beharren, da sie bei ihrer Bekämpfung des falschen Geschmacks auf geschickte Secundanten zählen können, die ihnen von Dresden, Berlin und Hamburg aus Unterstützung leihen.

Hier sind also in Mörikofers Berichte Zeiten und Verhältnisse schon einigermaßen durcheinander gewirrt. Aber noch weiter greift die Verwirrung um sich, wenn wir ferner vernehmen: „In diesem Gefühle" — nämlich in den Augen der Menge Sieger zu sein — „führte daher auch Gottsched eine neue Auflage seiner Dichtkunst mit dem Jubel ein: ‚Und meine Dichtkunst lebet noch; sie lebet, sag' ich!'" — Eine neue Auflage? — welche? — Mit dem angeführten Satze wird die vierte eingeleitet. Die Vorrede, die mit diesem Freudenrufe anhebt, ist mit dem Datum des zehnten October (Weinmonat) 1751 bezeichnet. Demnach erschien diese Auflage gegen Ende des genannten Jahres. Da

„Herr Liskov ist im geringsten nicht der Urheber dieser schlechten Blätter: ich habe sichre Nachrichten davon." In ihrem vierten Stück, S. 277, heißt es gar: „Wir haben Briefe von seiner eigenen Hand an seine Freunde gesehen, in welchen er auf alle sehr übel zu sprechen ist, die ihn vor den Verfasser einer so ungesalzenen und pöbelhaften Satire halten: ja er hat sich selbst vorgenommen, diejenigen lächerlich zu machen, die, wie Hr. Rost, undankbar gegen ihre Lehrer wären und den Ruhm verdienter Männer ohne Ursache lästerten."

waren mehr als volle sieben Jahre seit dem Abschlusse jener Sammlung critischer Schriften verflossen, die hernach 1753 als „Sammlung der Zürcherischen Streitschriften" von neuem ausgegeben ward. Während des Verlaufes dieser sieben Jahre hatten sich in den Heerlagern der Kämpfenden die wichtigsten Veränderungen zugetragen. Aus der Schar der eigentlichen Gottschedianer hatten die Verfasser der Bremer Beiträge sich losgelöst, um sich ein gewisses Maß von Selbständigkeit zu wahren; mit ruhiger Unbefangenheit wollten sie die fernere Entwickelung und den schließlichen Ausgang des hitzigen Streits um den guten Geschmack abwarten.[40]) Georg Friedrich Meier hatte seine Beurtheilung der Gottschedischen Dichtkunst geliefert, sowie seine Anfangsgründe aller schönen Künste und Wissenschaften; dann hatte sich sein Meister, Alexander Gottlieb Baumgarten, eingestellt mit dem ersten Theile seiner Aesthetica,[41]) und — was als allseitig entscheidendes Ereigniß gelten kann — die ersten drei Gesänge des Messias

[40]) Sie versprechen in der Vorrede zu ihrem ersten Stück S. 6: „Wir nehmen uns auch vor, alle Partheylichkeit zu vermeiden. Von diesem guten Vorsatze werden wir kein Wort mehr sagen, wir möchten sonst in den Verdacht fallen, daß wir ihn in dem nächsten Stücke unsrer neuen Beyträge brechen wollten." —

[41]) 1758 folgte Aestheticorum pars altera, nur 14½ Bogen umfassend, von Moses Mendelssohn in der Bibliothek der schönen Wissenschaften (4, 1,438—56) mit einer merkenswerthen Anzeige begrüßt (Gesammelte Schriften 4, 1,375). Die Vorrede zum ersten Theile zeigt das Datum des 26. März 1750. Gerade ein halbes Jahrhundert später ließ Herder in der Kalligone 3, 219 die Worte drucken: „Baumgarten trat aus der Wolfischen Schule hervor — hätte er seine Aesthetik vollendet! Die ihn umschrieben, thaten wenig hinzu als Worte." — Wir möchten jetzt hinzusetzen: hätte doch Herder den einst mit jugendlicher Wärme ergriffenen Plan, dem Philosophen ein Denkmal nach seiner Weise zu errichten, vollständig ausgeführt! — Thomas Abbt schließt seine kleine hübsche Denkschrift auf Baumgarten mit der Verheißung: „Seine Aesthetik allein wird seinen Namen den dauerhaften Verzeichnissen für die Nachwelt einverleiben." Vorher sprach er davon, wie Baumgarten auf den Gedanken gekommen, „eine Metapoetik zu schreiben, wenn ich anders diesen Ausdruck nach der Aehnlichkeit dessen von der Metaphysik

hatten eine neue, unbestimmt erahnte Poesie in nie gehoffter Herrlichkeit offenbart.

Jener Gottschedische Ausruf erheiternder Selbstzufriedenheit entspringt also nicht einzig und allein dem täuschenden Bewußtsein, sich gegen Bodmer und Breitinger wacker und tapfer gehalten zu haben; vielmehr besagt er: Trotz Meierscher Kritik,

münzen darf" — und sagte dann von der Aesthetik, was man in gewissem Sinne auch jetzt noch sagen könnte: „Keine seiner Schriften ist wohl weniger gelesen und mehr getadelt worden, als diese." (Vermischte Werke, 1780, 4,244. 222. 228.) — Aus der Vorrede zum Laokoon erinnern wir uns des Satzes: „Baumgarten bekannte, einen großen Theil der Beyspiele in seiner Aesthetik, Gesners Wörterbuche schuldig zu seyn." H. Blümner, der für den Laokoon so Treffliches geleistet, bemerkt dazu in der kleineren Ausgabe (Deutsche National-Litteratur 69, S. 5): „Gesners Wörterbuch ist die 1747 erschienene klassische Encyklopädie von Joh. Math. Gesner, Prof. in Göttingen." — Warum Encyklopädie? Es ist ganz eigentlich ein Wörterbuch, dieser gehaltreiche Novus Linguae et Eruditionis Thesaurus, gegründet auf den älteren Thesaurus, den Robertus Stephanus auf Grundlage des weit verbreiteten Werkes von Calepinus seit 1531 bearbeitet hatte. Vgl. Essays by the late Mark Pattison (Oxford 1889) 1,73, wo aber die Jahreszahl 1759 in 1748 zu ändern ist. — Sollte Blümner an den Thesaurus eruditionis scholasticae des B. Faber gedacht haben, den Gesner zuerst 1726 herausgegeben? Doch dieser kann hier durchaus nicht in Betracht kommen. — Uebrigens bekennt Baumgarten nicht eben das, was er nach Lessings Worten zu bekennen scheint. In jener Praefatio bezeugt er öffentlich seinen Dank für die vielfache Hülfe, die er auch durch den Gesnerschen Thesaurus empfangen, als er seine früheren Aufzeichnungen zum Behufe der abschließenden Ausarbeitung wieder überdachte (ita multum adiumenti mihi attulisse, quum meditarer iterum olim conscripta, celeberrimi Gesneri thesaurum, quem ego sane non linguae solum, sed etiam rerum ad veram pulcritudinem facientium oppido divitem expertus sum). Wer den Thesaurus aus eigenem Gebrauche kennt, wird diesem Lobe zustimmen. Rühmte ihn doch Gesner selbst in der Widmung an Georg II. als ein opus tam varium quam est ipsa rerum natura, und fürchtete nicht, der Ruhmredigkeit geziehen zu werden! Aber wer das opus auch nur dem Namen nach kennt, mag doch ungefähr ermessen, welchen Reichthum es in sich schließt, wenn er die Lobsprüche berufener Richter vernimmt. In der Narratio de Joh. Matthia Gesnero nennt es Erneſti ein opus maximum, et laboriosissimum, et eruditissimum, vel unum ad immortalitatem nominis et perennem gloriam suffecturum. Ihm folgt

trotz einer neu aufgekommenen Geschmackslehre, ja trotz einer neuen, ungeheuerlichen, die Köpfe umnebelnden, allen vernünftigen Regeln schnurstracks zuwiderlaufenden Dichtungsart erscheine ich dennoch wieder auf dem Plan mit meiner zwar unaufhörlich angegriffenen, aber glücklicher Weise ganz unversehrten Dichtkunst!

Nach diesem Citate aber gleitet Mörikofers Darstellung unversehens um zehn Jahre rückwärts. Denn an dies Citat, das auf den Schluß des Jahres 1751 hindeutet, reihen sich nun die folgenden Sätze:[42]) „Zudem hatte Gottsched das Vergnügen, zwei Briefe aus der Schweiz mittheilen zu können, in deren

---

Boissonade: C'est une entreprise immense, et qui seule eût suffi pour immortaliser son nom. (Joh. Aug. Ernesti, Opuscula oratoria, Orationes, Prolusiones et Elogia, Lugd. Batav. 1762, p. 322. Die Narratio findet sich auch im ersten Bande von Gesners Biographia Academica Gottingensis, die Ehring 1768 zu Halle herausgegeben und die Klotz mit einer Vorrede geschmückt hat, p. 279—328. — Boissonade in der Biographie universelle 17,249.) — Am bezeichnendsten sagte vor etwa zwanzig Jahren Hermann Sauppe, dies Lexikon, aus vier großen Foliobänden bestehend, habe noch jetzt vorzüglich wegen der sorgfältigen Berücksichtigung der Sachen seinen eigenthümlichen Werth. (Göttinger Professoren, Gotha 1872, S. 68.) Auf die Benutzung des Gesnerschen Thesaurus, die Baumgarten ja dankbar eingestand, hat Herder angespielt in der Recension der von Niclas herausgegebenen Gesnerschen Isagoge; vgl. Haym 1,686. Herder bemerkt (Zur Philosophie und Geschichte 10,306): „Das harte Urtheil über Klopstock hat etwas Wahres ob es gleich schwatzhaft und unedel gesagt ist. Noch mehr Wahres hat das Urtheil über Meiers Aesthetik, der Gesner sehr feind ist. Baumgarten würde es nicht besser ergehen, wenn er nicht aus Gesners Thesaurus Exempel hergeholet hätte: da ist nun eine Liebe der andern werth." — Dieser überlangen Anmerkung sei noch hinzugefügt, daß Abbt gerade in der trefflichen Wahl der Beispiele ein besonderes Verdienst des Urhebers der Aesthetik erkannt hat: „Diese Wahl" — lesen wir bei ihm 4,230 — „war der beste Beweis seiner nähern Bekanntschaft mit denen Leuten, die er so zu rechter Zeit sprechen ließ." — In der That war Baumgarten seit seiner Jugend den Poeten und der Poesie nicht fremd geblieben. Man sehe im ersten Band der Aesthetica die Paragraphen 77. 136 und vgl. Danzels Gottsched S. 217.

[42]) Sollte hier nicht Jördens im Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten 2,216 den Anlaß zu Mörikofers Fehlgriff gegeben haben?

einem die Grobheit und Anmaßung der Zürcher gerügt, und im andern die Theilnahmlosigkeit der Schweiz an dem Kriege gegen die deutsche Nation versichert ward. Ueberdies fügte er ferner hinzu, daß, wer Breitingers Dichtkunst in der Absicht kaufen wollte, um Gedichte machen zu lernen, der werde sein Geld zu spät bereuen, zumal dieselbe doppelt so stark und folglich doppelt so theuer sei als die seinige: „was Lessing einen unverschämten Kniff nannte."

Diese Mittheilungen, diese Aeußerungen Gottscheds, wie könnten sie der nämlichen Vorrede entnommen sein, in deren Anfangsworten er auf das noch immer ungehemmte Fortleben seiner Dichtkunst so nachdrücklich trotzt? Diese Hinweisungen auf schweizerische Bundesgenossen, auf die vorgeblichen Lücken der theuren Breitingerschen Dichtkunst, sie versetzen uns in eine Zeit, da die heiße vieljährige Schlacht zwischen Zürich und Leipzig noch nicht zum Stehen gekommen war. Sie sind enthalten in der Vorrede, mit der Gottsched „im Jenner 1742" die dritte Auflage ausstattete. Um jene Zeit lebte und lernte Lessing, dreizehnjährig, auf der Meißner Fürstenschule, die er am 21. Juni 1741 bezogen. Er wird doch nicht schon damals und von dort aus seine kritischen Sprüche in die litterarische Welt geschleudert haben? Aber vielleicht hat er als Zweiundzwanzigjähriger, zur Zeit, da er die Berlinische privilegirte Zeitung mit seinen Kritiken so rührig versorgte, die vierte Auflage der Dichtkunst mit seinem Urtheil heimgesucht? Auch das nicht. Im Jahre 1751 hat er sich begnügt, den eben neu aufgelegten Gedichten der Leipziger Magnificenz eine scherzhafte Begrüßung angedeihen zu lassen (Lachmann-Muncker 4,301). Aber das Wort vom „unverschämten Kniff" wird er doch wohl, und zwar zur Verhöhnung Gottscheds, gebraucht haben? Ja, er hat es gebraucht, aber er hat es von keiner Vorrede zur Dichtkunst gebraucht, und erst lange nach dem Erscheinen selbst der vierten Auflage ist es seiner Feder entflossen. Es begegnet uns erst in dem Satze, der den fünfundsechzigsten der

Litteraturbriefe scharf und bitter einleitet (L.-M. 8,178): „Den Einfall des Herrn Professor Gottscheds, seinen Kern der deutschen Sprachkunst den sämmtlichen berühmten Lehrern der Schulen in und ausser Deutschland, zuzuschreiben, muß man ihn nicht für einen recht unverschämten Kniff eines gelehrten Charlatans halten?" — Dieser Brief erschien unter dem Datum des 2. November 1759. So läßt Mörikofer, indem er durch einzeln herausgehobene Thatsachen den Verlauf jener kritischen Kämpfe andeuten will, den chronologischen Faden seinen Händen völlig entschlüpfen; und auch bei den gleich darauf folgenden Erörterungen will es ihm nicht gelingen, ihn wieder zu fassen und festzuhalten.

Nicht ohne Lächeln mag man hier beobachten, wie schwer der Litterarhistoriker es gelegentlich zu büßen hat, wenn er Gottschedische Vorreden nicht nach der Zeitfolge streng aus einander zu halten weiß. Und eben die Vorreden zur Dichtkunst — wie lehrreich werden sie für jeden, der sie als geschichtliche Zeugnisse zu würdigen und als solche zu benutzen weiß. Auf dies Buch blickte der rastlos schreibende Verfasser mit besonderer väterlicher Neigung; er bezeichnete es 1751 als „eines seiner ersten und liebsten". Die vier Auflagen, in denen es erschien, vertheilen sich auf den Zeitraum von 1730 bis 1751. Die erste war im Oktober 1729 ausgefertigt.

Damals besaß man von Friedrich von Hagedorn nur die „Erlesenen Proben Poetischer Neben-Stunden", deren er später nur als „poetischer Uebereilungen" reuevoll gedachte.[43]) Von Hallers „Schweizerischen Gedichten" hatte in Deutschland noch nichts verlautet. Kant und Klopstock standen zwischen dem fünften und sechsten Lebensjahre; Lessing hatte sein erstes noch nicht überschritten.

Als Gottsched im Jahre 1751 durch eine vierte Auflage den augenfälligen Beweis für das noch nicht erloschene Dasein der von ihm ausgegangenen Dichtkunst lieferte, da hatte Klopstock

[43]) Vgl. August Sauer im Vorwort zu seinem Abdrucke des „Versuchs einiger Gedichte von F. v. Hagedorn" (Heilbronn 1883) S. VI.

eine neue, dem Höchsten zustrebende Dichtung siegreich eingeführt. Kant hatte bereits vier Jahre zuvor in den „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte" die bezeichnenden Erstlinge seines früh zur Selbständigkeit erstarkten Geistes dargeboten. Lessing übte sich schon mit Lust, Gewandtheit und Erfolg im kritischen Waffenwerk. Schon näherte sich Winckelmann dem Ende seiner mühseligen deutschen Lehrjahre, um sich bald mit entwickelter Kraft seinem großen Lebenszwecke hinzugeben. Schon drohte den Führern der schweizerischen Kritik die Gefahr, von einem jüngeren und kühneren Geschlechte, das über sie hinaussah, in den Hintergrund geschoben zu werden.

Die einzelnen Vorreden nun deuten auf die durchgreifenden Umwandlungen, die während dieser beiden Jahrzehnte unserer Litteratur beschieden waren; sie deuten zugleich auf den Umschwung, der in Gottscheds Verhältnisse zu dieser Litteratur mit Nothwendigkeit erfolgte.

Der Vorrede zur ersten Ausgabe darf man den Werth einer autobiographischen Urkunde zusprechen.[44]) Ganz richtig bezeichnet Bodmer ihren Zweck und Inhalt, wenn er sagt, Gottsched erzähle uns hier „seine poetische und critische Lebensgeschichte" (Sammlung critischer Schriften 2,162).

---

[44]) Von gleicher Bedeutung ist die spätere Vorrede zu seinen „Ersten Gründen der gesammten Weltweisheit". Mit Recht wird sie als „besonders interessant und benutzenswerth" gerühmt von Johannes Reicke in seiner Abhandlung „Zu Joh. Christ. Gottscheds Lehrjahren auf der Königsberger Universität" (Königsberg i. Pr. 1892) S. 47. In dieser gründlichen Schrift, die überall ausgiebige Belehrung bietet, wird auch freundliche Rücksicht genommen auf meine Lebensskizze Gottscheds, die für die Allgemeine Deutsche Biographie verfaßt worden, und der durch einen besonderen Abdruck eine kaum verdiente Ehre widerfahren ist. Reicke berichtigt einige meiner Angaben, die ich nach den Mittheilungen der zuverlässigsten Gewährsmänner ehedem für wohlbeglaubigt gehalten. Er läßt uns deutlich in den Kreis hineinsehen, in dem der künftige Leipziger Lehrer der Weltweisheit, der Dicht- und Sprachkunst die ersten Grundlagen seiner Bildung empfangen hat.

In der Abhandlung „Von dem Einfluß und Gebrauche der Einbildungs-Krafft" hatten die Schweizer 1727 den ersten Theil einer umfassenden Poetik geliefert. Den Plan der Fortsetzung, die freilich in dieser Form niemals zu stande kam, hatten sie in einem einleitenden Schreiben an Wolff, ihren philosophischen Führer, redselig dargelegt. Demnach sollte in vier folgenden Theilen erst das Scharfsinnige und Geistreiche, sowie das Wesen des Geschmacks und der rechte Gebrauch der Dichtungskraft bestimmt werden; dann wollten sie die verschiedenen Gattungen der Poeterei abhandeln; den Beschluß aber sollte die Lehre vom Erhabenen machen, das sie durch Longinus nur ungenügend erklärt fanden: sie selbst dagegen glaubten zuversichtlich, es durch „gantz neue Begrieffe" viel tiefer ergründen zu können. Sie versprechen, ihre Lehren mit „sehr specialen Exempeln" zu erläutern, „so aus den berüchtigtsten Poeten Deutschlandes genommen sind"; — ja, sie machen sich anheischig, alle Schriften der Deutschen, die schlimmen wie die guten, die alten wie die neuen, sonderlich die poetischen, die einiges Ansehen genießen, einer Gesamtprüfung zu unterziehen.[45]) Sie klagen, den Deutschen sei bisher eine auf philosophische Grundsätze gestützte Kritik völlig fremd geblieben; und scharf rügen sie eine in Gottscheds „Tadlerinnen" vorgebrachte Aeußerung, die einen gänzlichen Mangel solcher Grundsätze zu bezeugen scheint.

Während nun die Schweizer die fernere Ausführung eines so weitläufigen Planes überdachten, hatte Gottsched, der sich eben damals durch ein gewichtiges Specimen seiner Fähigkeiten bei Hofe und bei vornehmen Gönnern wirksam zu empfehlen trachtete, den „Versuch einer Critischen Dichtkunst vor die Deutschen" mit

[45]) Gegen diese Schrift von 1727, die noch für Danzel, wie er in seinem Gottsched S. 222 klagt, unerreichbar geblieben, und besonders gegen das Widmungsschreiben von Wolff, wendet sich das 56. Stück des „Biedermanns", 1728,31. May. Hier wird z. B. auch eine einzelne Stelle der Schweizerischen Schrift (S. 12) mitgetheilt und getadelt. Wie die Schweizer darauf antworteten, sieht man aus ihrer Sammlung critischer Schriften 2,152. Vgl. 1,111 der nämlichen Sammlung.

flinker Hand rüstig zusammengestellt.[46]) Die Vorrede beginnt er mit der Rechtfertigung des Beiwortes „critisch". Aengstliche oder böswillige Feinde der Kritik verweist er auf den „berühmten Englischen Grafen von Schaftesbury", der in seinem Tractat Advice to an Author Wesen und Beruf des wahren Criticus

[46]) Auch jetzt noch mag es nicht überflüssig sein, den ursprünglichen Titel in seiner ganzen lehrhaften Breite wiederzugeben. So zeigt er sich vor den beiden Ausgaben von 1730 und 1737: „Versuch einer Critischen Dichtkunst vor (37: für) die Deutschen; Darinnen erstlich die allgemeinen Regeln der Poesie, hernach alle besondere Gattungen der Gedichte abgehandelt und mit Exempeln erläutert werden: Ueberall aber gezeiget wird, daß das innere Wesen der Poesie in einer Nachahmung der Natur bestehe. Anstatt einer Einleitung ist Horatii Dichtkunst in deutsche Verße (37: Verse) übersetzt und mit Anmerckungen (37: Anmerkungen) erläutert von M. Joh. Christoph Gottsched (37: Johann Christoph Gottscheden, der Weltweisheit und Dichtkunst öffentl. Lehrer zu Leipzig)." — Also vor die Deutschen war diese Dichtkunst bestimmt. Auf diese einschränkende Bestimmung wiesen die Schweizer höhnend zurück, auch nachdem sie in dem wesentlich verkürzten Titel der dritten Auflage weggefallen war. Nach dem Erscheinen der Breitingerschen Dichtkunst spöttelte Gottsched, man habe in Zürich ihm sogar seinen Titel abgeborgt. Darauf erwiedert Breitinger: „Auf den Titel Dichtkunst hat weder Gottsched noch jemand anders ein Eigenthums-Recht. Aristoteles hat schon eine Dichtkunst verfertiget." — Dann thut er dar, Gottscheds Buch verdiene keineswegs die Bezeichnung einer Critischen Schrift. „Und also" — fährt er fort, „hätte der Zürichische Verfasser ihm nichts geraubt, darauf er eine rechtmässige Ansprache machen könnte, wenn es gleich Grund hätte, daß er seinen Titel dem Gottschedischen Buche abgeborget. Allein auch dieses Vorgeben ist ziemlich zweydeutig, allermassen der Zürichische Kunstrichter sein Buch nicht einen Versuch für die Deutschen, sondern schlechtweg eine Critische Dichtkunst genennet hat." — (Sammlung critischer Schriften 6,102—3). — Schon im zweiten Stücke der Sammlung war vor der Vermischung der beiden Werke gewarnt worden. „Denn so weit Leipzig von Zürch entfernt ist, eben so weit sind diese beyde Wercke in Ansehung ihres Werths von einander unterschieden." — Breitingers Werk sei eine Critische Dichtkunst überhaupt. „Aber das Leipzigische Werck ist auf den deutschen Horizont so geschickt eingerichtet, daß, wenn es gleich in eine andere Sprache übersezt würde, dennoch niemand als ein gebohrener Deutscher solches verstehen, oder sich zu Nutze machen könnte: Es leitet das innere Wesen der Poesie und der Dichtung nicht aus der allgemeinen Natur der Menschen überhaupt, sondern aus der Natur der deutschen Nation ins besondre her" u. s. w.

so deutlich geschildert.[47]) Daß in ihm selbst ein solcher Criticus erstanden, will nun Gottsched freilich nicht ausdrücklich behaupten; wohl aber glaubt er, und sucht auch seine Leser davon zu überzeugen, daß er auf seinem Lebens- und Bildungsgange sich die Fähigkeit zur Abfassung eines Lehrbuches der Poesie rühmlich erworben habe. Zuversichtlich kann er seine Lehren vortragen. Ihr Werth ist verbürgt. Sind sie doch nicht in seinem Gehirne entsprungen! Aus unzähligen Büchern längst bewährter Scribenten hat er sie zusammengelesen und für den Gebrauch der Lernbegierigen in ein Ganzes zusammengeordnet. Unter den Schriften, die er zumeist ausgenutzt, nennt er auch die „des Hn. Bodmers", nachdem er schon an einer früheren Stelle hervorgehoben, wie sehr ihn die Discurse der Mahler angereizt, sich von der Critik einen richtigeren Begriff zu verschaffen.[48]) Wenn er nun, vornehmlich in den ersten

— Hier läßt sich die Taktik der kriegerischen Schweizer so recht beobachten. Jede Art von Vortheil wissen sie auszubeuten.

[47]) Er wünscht eine Uebersetzung dieses Tractats. Der Wunsch ward nach acht Jahren erfüllt: Antons, Grafens von Shaftsbury Unterredung mit sich selbst, oder Unterricht für Schriftsteller, aus dem Englischen übersetzt. Magdeb. und Leipzig 1738. — Das Original war 1710 zuerst gedruckt worden. Die Uebersetzung rührt von Georg Venzky her, der in Gottscheds critischen Beyträgen St. 9,59—114 „das Bild eines geschickten Uebersetzers" entworfen. Wie wenig er selbst einem solchen Bilde sich anzuähnlichen vermocht, bewies jede Seite seiner Dolmetschung. Wäre diese zwanzig Jahre später erschienen, so würden wir ihr vielleicht ein lustiges Litteraturbriefchen Lessings verdanken.

[48]) So sagt er auch im dritten Capitel: Vom guten Geschmack eines Poeten S. 78: „Ich will mich hier nicht in die historische Untersuchung einlassen, wenn und wo das Wort Geschmack zuerst in dieser neuen Bedeutung genommen worden. Das haben schon andre vor mir gethan, deren Schrifften ich mit Vergnügen und Vortheil gelesen habe: darunter ich denn des Hr. Geh. Secr. Königs, und Hrn. Bodmers aus Zürich dahingehörige Sachen, nahmhafft machen und loben muß." — Schon in der zweiten Auflage von 1737 hat Gottsched hier die Namen der beiden Vorgänger unterdrückt. König war hier genannt worden wegen seiner „Untersuchung von dem Guten Geschmack in der Dicht- und Rede-Kunst", die er seiner Ausgabe von Canitz' Gedichten (1727) angehängt.

ſechs Capiteln ſeines Buches, zeigen will, das Weſen der Poeſie beſtehe nicht in der Kunſt zu ſcandiren oder zu reimen, ſondern in der vernünftigen Nachahmung der Natur, ſo giebt er kurzſichtigen Gegnern, die ſich darüber verwundern möchten, ſchon jetzt zu erwägen, daß er damit nichts anderes lehrt, als was die guten Critici ſeit Ariſtoteles vorgeſchrieben und die guten Poeten insgemein befolgt haben.

Lebende Dichter zu tadeln, hat er ſich unterſagt. Alſo darf er auch keinen aus ihrem Kreiſe loben. Die Beiſpiele, deren er benöthigt iſt, um ſeine Anweiſungen zu bekräftigen und zu verdeutlichen, entnimmt er demnach ſeinem ſelbſterworbenen poetiſchen Vorrath. Und ſo bieten denn die beiden erſten Auflagen eine koſtbare Ausleſe Gottſchediſcher Dichtungen.[49]) Um

[49]) Im zweiten „beſonderen" Theil, der die einzelnen Arten und Nebenarten abhandelt, ſchließt jedes Capitel mit der verheißungsvollen Formel: „Nun folgen etliche Exempel von meiner Arbeit" — oder: „nun will ich etliche Proben von meiner Arbeit herſetzen" — oder: „einige von meinen Liedern zur Probe beyfügen", zu denen dann in der zweiten Auflage noch einige neuere hinzukommen. In welchem Vollklang dieſe als Exempel vorgeführten Lieder und Oden zuweilen ertönen, mögen die folgenden Verſe bezeugen, die ich gern der Vergeſſenheit entreiße:

Wenn Neid und Zwieſpalt anderweit,
Gleich ungeſtümen Meeren, brauſen,
So ſchmückt das Gold der Einigkeit
Das Ruh erfüllte Sondershauſen.

So ſchwungvoll ward das Geburtsfeſt der regierenden Fürſtin zu Schwarzburg-Sondershauſen gefeiert. Daß man gerade an jenem Hofe Gottſcheds wohlbezahlte Dichterei höchlich zu ſchätzen wußte, zeigt der Beſtellbrief, den Danzel S. 72 mittheilt. — Die Proben von Elegien wurden in der zweiten Auflage um diejenigen Sehnſuchtslaute vermehrt, die das Verlangen nach Jungfer L. A. V. Kulmus während ſeines Bräutigamsſtandes ihm entlockt hatte. In der einen dieſer Elegien „zum Antritt des 1735ſten Jahres", S. 509 ſchildert er das Staunen, in das ganz Sachſen verſinkt bei der Kunde, daß er nicht aus den Töchtern des Landes ſeine Eheliebſte ſich erkoren:

„Es heißt: Weis dieſer ſich in Sachſen nicht zu paaren?
Doch wenn man dich nur nennt, ſo lobt ein jeder mich."

aber den Verdacht von sich abzuwehren, als wolle er einer so brotlosen Kunst, wie der Poesie, eine ungebührliche Wichtigkeit beilegen, schließt er diese erste Vorrede mit der Zusicherung, daß er ernsthafteren Verrichtungen einen höheren Rang als solchem Nebenwerke einräume. Daran knüpft er das Versprechen, bei gehöriger Muße noch eine neue Ausgabe des Virgil zu stande zu bringen. Der Plan, nach dem er sie bearbeiten will, ähnelt in den Grundzügen demjenigen, den etwa vier Jahrzehnte hernach Heyne zu glänzender Ausführung bringen sollte. Ob das vielthätige Göttinger Schulhaupt von diesem geplanten Gottschedischen Virgil, der glücklicher Weise nicht in die Wirklichkeit trat, wohl jemals eine Kunde vernommen?

Aber nicht bloß als ein autobiographisches Bruchstück bleibt diese erste Vorrede dem Forscher merkenswerth. Er trifft in ihr bereits auf eine jener Hauptstellen, auf die später, nach erfolgtem Ausbruche des Kampfes, die Schweizer geschickt genug zurückgreifen, um zu erweisen, daß die Lehren und Behauptungen ihres Widersachers bei schärferer Untersuchung haltlos in sich zusammenfallen. Es handelt sich um eine Aeußerung Leibnizens, des „großen Philosophus von Deutschland", die beim Streite um den guten Geschmack jede der beiden Parteien gleichermaßen zu ihrem Nutzen zu verwenden suchte.

Schon Danzel konnte im Verlaufe der umsichtigen Betrachtungen, die er im siebenten Abschnitte seines „Gottsched" anstellt diese Aeußerung nicht unerwogen lassen. Da er jedoch bei ihrer Erörterung den richtigen Ausgangspunct verfehlte, so gewann er keinen ganz deutlichen Ueberblick über den Gang der Verhandlungen, zu denen das Wort des Philosophen den Anstoß gegeben. Seiner Auffassung zufolge hätten diese Verhandlungen sich im Jahre 1736 entsponnen, und zwar im Anschluß an den „Brief-Wechsel von der Natur des Poetischen Geschmackes", den Bodmer eben öffentlich bekannt gemacht.[50]) Indem Danzel

[50]) Es ist wohl den meisten bisher entgangen, daß die Sätze, mit denen Eurisus (Bodmer) S. 2—3 den Briefwechsel einleitet, der Vor-

den Inhalt dieser kleinen frischen Schrift auszugsweise vorführt, sucht er begreiflich zu machen, wie die Ansichten der Schweizer zu der Grundlehre der Baumgartenschen Aesthetik überleiteten, während sie doch bei Gottsched keinen Argwohn erweckten: dieser konnte vielmehr in seinen critischen Beyträgen (St. 15, S. 444 bis 456) den „Briefwechsel" ganz unbefangeu auf das freundlichste begrüßen und beurtheilen.

Danzel glaubt nun, in diesem Aufsatze der critischen Beyträge sei jenes Leibnizische Wort vom Wesen des Geschmacks zum erstenmal herangezogen worden.[51]) Aber es findet sich nicht auf diesen Blättern. Auch will Gottsched sich hier auf die Frage nach Natur und Bestimmung des Geschmackes gar nicht geflissentlich einlassen. Glaubt er doch, daß er sie früher schon, im dritten Capitel seiner Dichtkunst, triftig beantwortet hat und daß die Schweizer nun seiner Antwort beistimmen.[52]) Er, der Verfertiger des Trauerspiels Cato, zollt seine Aufmerksamkeit vornehmlich dem Anhange des „Briefwechsels". Denn dieser Anhang bietet Gelegenheit zum Nachdenken über die wesentlichen Forderungen, die der Tragiker zu erfüllen hat. Da wird von der

---

rede zu der 1727 erschienenen Schrift „von dem Einfluß und Gebrauche der Einbildungs-Krafft" mit leisen Aenderungen entnommen sind. Die Aenderungen zeigen, wie das Sprachgefühl der Schweizer sich in den neun Jahren zu verfeinern begonnen.

[51]) Der Irrthum wird begreiflich, wenn man annimmt, Danzel habe in dem zweiten Stück der Züricher Sammlung critischer Schriften die Seiten 171—175 nur flüchtig überblickt.

[52]) Er sagt S. 450: „Wer das 3. Capitel in der critischen Dichtkunst gelesen hat, der wird finden, daß dieser Briefwechsel nur eine weitläuftigere Ausführung dessen enthält, was der Urheber von jener gelehret und behauptet hat." — In Gottscheds Munde gewiß das höchste Lob! Die Schweizer wissen sich aber hernach gegen dies Lob wirksam zu schützen, indem sie bemerken: „Der Briefwechsel ist im Jahre 1729. geführt worden, und die critische Dichtkunst für die Deutschen ist erst in dem darauf folgenden Jahre an das Licht getreten. Demnach müssen die Verfasser der Briefe das dritte Capitel der gottschedischen Dichtkunst prophetischer Weise vorhergelesen haben, wenn es wahr ist, daß sie es weitläuftiger ausgeführet haben." Samml. crit. Schriften 2,173.

poetiſchen Gerechtigkeit, von Schrecken und Mitleiden geredet; da wird unterſucht, „wie ferne das Erhabene im Trauerſpiele Statt und Platz haben könne.“ Manche der hier angeſtellten Betrachtungen ſtreifen ſchon an die Grenze des Gebietes, das Leſſing in ſeinen brieflichen Verhandlungen mit Nicolai und Moſes Mendelsſohn zwanzig Jahre ſpäter betreten mußte und das bis auf den heutigen Tag ein jeder betreten muß, der ſich vornimmt, das Grundweſen des tragiſchen Kunſtwerks zu erfaſſen und den unerläßlichen Bedingungen der tragiſchen Wirkung auf die Spur zu kommen.

Gottſched ſpendet den Anſichten, die der „Briefwechſel“ zu begründen ſucht, ſeinen kunſtrichterlichen Beifall, weil er in ihnen ſeine eigenen wiederzufinden wähnt. Hier kann er darauf verzichten, dieſe Anſichten unter den Schutz eines fremden Namens zu ſtellen, und wäre es auch der Name eines Leibniz. Er kann es um ſo eher, da er ſchon ſechs Jahre zuvor ſeine Jünger auf die Worte des Philoſophen hingewieſen, die, ſeiner Meinung nach, tauglich waren, ſeine Lehre vom Geſchmack zu beſtätigen. Denn ſchon in der Vorrede zur erſten Ausgabe der Critiſchen Dichtkunſt (1730) rühmte er ſich des Einverſtändniſſes mit dem großen Weltweiſen.

„Wegen des dritten Capitels, vom guten Geſchmack eines Poeten, habe ich noch zu erinnern, daß ich nach der Zeit, als es ſchon gedruckt war, gefunden, daß auch der Hr. von Leibnitz meiner Meynung geweſen. Ich finde nehmlich in den Anmerckungen über des Grafen von Schafftsbury obenerwähntes Buch,[58])

[58]) Der Ausdruck iſt ungenau. Gottſched hat, wie wir ſahen (Anm. 47), des Advice to an Author anerkennend erwähnt; aber die von ihm herausgehobenen Worte des deutſchen Philoſophen ſind nicht an dieſe Schrift geknüpft. Sie beziehen ſich vielmehr auf Miscellany III, ch. 2, p. 164 im dritten Bande der Characteristicks. — Ich benutze die prachtvolle dritte Ausgabe von 1723, deren Seitenzahlen, ſoviel ich ſehe, mit denen der erſten von 1711 zuſammenſtimmen. — Leibniz hatte den 1708 erſchienenen Brief concerning Enthusiasm ausführlich beurtheilt, ohne den Namen des Autors zu kennen. Als dann 1711 die vollſtändige

im Recueil de diverses pieces, p. 285 folgende Worte: Le Discours sur le Gout, Misc. 3 c. 2 me paroit considerable. Le Gout distingué de l'Entendement, consiste dans les perceptions confuses, dont on ne sauroit assez rendre raison. C'est quelque chose d'approchant de l'Instinct. Le Gout est formé par le Naturel et par l'Usage. Et pour l'avoir bon; il faut s'exercer a gouter les bonnes choses, que la Raison et l'Experience ont deja autorisées: En quoi les jeunes gens ont besoin de guides. — So hat ſich, ungefähr achtzehn Jahre vor Vollendung der Critiſchen Dichtkunſt, der Philoſoph geäußert, von dem der zweiundzwanzigjährige Kant in ſeiner verwundernswürdigen Erſtlingsſchrift (1747) ausſagt, einſt habe man ſeine Ehre für die Ehre von ganz Deutſchland gehalten, und vor dem ſich hier Gottſched ehrfürchtig neigt, als vor „dem gröſten Philoſophen unſres Vaterlandes und unſrer Zeiten". Dennoch will der angehende Lehrmeiſter der Dichtung ſich mit dem Zeugniſſe eines ſolchen Deutſchen nicht begnügen: er will darthun, daß auch der „gelehrte Engelländer" ſeiner Meinung vom Geſchmack beigepflichtet. Und ſo zieht er denn aus Shaftesburys Miscellaneous Reflections 3,2 eine beträchtliche Reihe von Sätzen hervor, die mit dem unzweideutigen Ausſpruche abſchlieſſen, daß ein echter und richtiger Geſchmack nur dann erzeugt

Sammlung der Characteristicks herausgekommen, verfaßte er, wahrſcheinlich auf Shaftesburys Wunſch, das Jugement sur les Oeuvres de Mr. le Comte de Shaftsbury. Es gelangte 1712 nach Neapel, wo der ſchon erkrankte engliſche Denker es mit Befriedigung aufnahm. In dieſem Jugement, das man eher einen umfaſſenden Lobſpruch nennen könnte, entdeckte Gottſched ſo früh ſchon die Sätze, die er dann ſo wohlgefällig zu ſeinen Gunſten anführt. Ich finde ſie in der dritten Ausgabe (Lausanne 1759) des Recueil de diverses Pieces sur la philosophie, la religion naturelle, l'histoire, les mathematiques etc. par Messieurs Leibniz, Clarke, Newton 2,351. — Wie kam Leslie Stephen dazu, Shaftesbury ſchon 1711 ſterben zu laſſen? Er ſagt in ſeiner, beſonders für uns Deutſche werthvollen History of english thought in the eighteenth century 2,20: The „Characteristics", containing his collected treatises, first appeared in 1711, the year of his death. — Der vierte Februar 1713 war der Todestag des edlen Earl.

und hervorgebracht wird, wenn die Mühen und Wehen der Kritik vorangegangen.[54])

Leibniz bekennt, er habe fast seine ganzen Theodicee in Shaftesburys Moralists wiedergefunden.[55]) Gottsched sucht nun zu erweisen, daß auch in ihren Ansichten von der Erzeugung und Ausbildung des Geschmacks der Engländer und der Deutsche einmüthig zusammentreffen. Er hält das Zeugniß dieser beiden so hoch, daß er der Beistimmung anderer Kunstrichter, französischer und englischer, die ähnliches lehren, wohl entrathen kann. Auch soll das Ansehen großer Männer hier gar nichts entscheiden; vielmehr hegt er schon Selbstbewußtsein genug, um seinen Lehrsatz nur durch „die Krafft gründlicher Beweise" erhärten zu wollen.

In der zweiten Auflage der Dichtkunst beseitigte der Verfasser die ursprüngliche Vorrede.[56]) In der neuen, die an ihre

[54]) Das Kapitel 3,2 der Miscellaneous Reflections, auf das Gottsched hier Bezug nimmt, war schon in Königs „Untersuchung von dem guten Geschmack" mehrfach erwähnt worden, z. B. S. 429; vgl. auch S. 388, 432. Den entscheidenden Satz, auf den sich Gottsched 1730 stützt, betont noch 1872 nachdrücklich Gideon Spicker, Die Philosophie des Grafen von Shaftesbury, S. 170. Uebrigens hatte König auch schon auf die oben angeführten Leibnizischen Worte Beschlag gelegt und sie in seiner Untersuchung S. 419 sogar theilweise übersetzt.

[55]) Wären ihm, sagt er ferner (Recueil 2,350), vor der Bekanntmachung seiner Theodicee die Moralists zu Gesichte gekommen, so hätte er sie gebührend benutzt und ihnen große Stellen entlehnt. (Vgl. Georg Bondi, Das Verhältniß von Hallers philosophischen Gedichten zur Philosophie seiner Zeit, Leipzig 1891, S. 4. —) Aus den glänzendsten, lyrisch bewegten Stellen der Moralists hat Herder bekanntlich den Naturhymnus gebildet, mit dem er die zweite Ausgabe seines „Gott" (1800) abschloß. Wie frühe aber diese Nachdichtung schon entstanden, lernt man aus Redlichs Anmerkung in Herders poetischen Werken 3,418 (Suphans Herder Bd. 27).

[56]) Daß ich bei dieser die Aufmerksamkeit des Lesers so lange festgehalten, rechtfertigt sich schon dadurch, daß die erste Ausgabe, für die litterarhistorische Betrachtung die wichtigste, bereits zu den schwerer erreichbaren Seltenheiten gehört. Mußte doch selbst Franz Servaes auf ihre Benutzung verzichten, als er seine klar belehrende Schrift „Die Poetik Gottscheds und der Schweizer" ausarbeitete! (Straßburg, 1887, S. 6).

Stelle trat, unterdrückte er die Erzählung seines „poetischen Lebenslaufs", durch die er zuerst sein kritisches Beginnen hatte empfehlen wollen. Inzwischen hatte sich das Lehrbuch sattsam selbst empfohlen. Er äußert ein „süßes Vergnügen" darüber, daß angehende Dichter, und zwar nicht bloß in Leipzig, die von ihm aufgestellten Regeln sich zur Richtschnur genommen und durch die verbesserte Gestalt ihrer Schriften bewiesen haben, daß sein Unterricht bei ihnen gefruchtet. Dieser neuen Vorrede wurden auch jene Aussprüche der beiden Philosophen entzogen; aber Gottsched war darauf bedacht, sie an schicklicher Stelle in seinem dritten Hauptstücke nachzubringen. Dort, im neunten Absatze (S. 119), fügt er seiner Beschreibung des guten und übeln Geschmackes die Anmerkung hinzu: „Der grosse Leibnitz ist hier vollkommen meiner Meynung"; — und nun folgt das Citat. Bespricht er dann im zwölften Absatze (S. 121) die Frage, ob der Geschmack dem Menschen angeboren werde, so giebt er in einer Anmerkung das englische Citat, eingeleitet durch die Worte: „Der berühmte Graf Schaftsbury ist hier gleichfalls meiner Meynung."[57]) — Das klang ruhmredig genug, obwohl es nur ungeschickt gesagt war. Die spöttelnden Gegner in Zürich jedoch konnten hier bloß eine lächerliche Aufgeblasenheit gewahren. So witzelte denn Bodmer, gänzlich unbekümmert um die erste Vorrede des Leipzigers (Sammlung critischer Schriften 2,174): „Aber mit welcher Kühnheit darf man uns in der Anmerkung sagen, der grosse Leibnitz sey vollkommen Hrn. Gottscheds Meinung; welches noch vornehmer thönet, als wenn es hiesse, Hr. Gottsched wäre des grossen Leibnitzens Meinung." Und hierauf wird aus den Sätzen des Philosophen das gerade

[57]) In der dritten und vierten Auflage (S. 123. 126) werden zu den betreffenden Paragraphen diese Anmerkungen unverändert wiederholt; nur sucht Gottsched die Citate durch eine schwerfällige Uebersetzung zu verdeutlichen. Wie weit es ihm mit der Verständlichkeit geglückt ist, ersieht man aus dem folgenden Satze: „Erfahrung, Uebung und Anführung müssen vor dem Verstande und Witze einer so hochgestiegenen Größe und von solchem Wuchse vorhergehen." — Da kann nur der englische Text

Gegentheil von dem herausgedeutet, was sein Leipziger Meinungsgenoß in ihnen finden wollte. —

Gottschedische Vorreden also mußten zur Hülfe herangezogen werden, um das Gewirre täuschender Angaben glücklich, wenn auch mit einiger Mühsal, zu schlichten und den inneren Zusammenhang der litterarhistorischen Thatsachen hier zu ermitteln. Leichter und rascher gelingt die Berichtigung in einem andern Falle.

Mörikofer will zeigen, mit welchem Erfolge Bodmer sich andauernd um die Verdeutschung des Verlorenen Paradieses bemüht. „Meint er doch selbst" — lesen wir auf S. 89 — „seine erste Bearbeitung (1732) sei schweizerisch, allein die zweite (1742) deutsch und die dritte (1769) poetisch herausgekommen." — Diese Äußerung soll, wie eine Anmerkung lehrt, den Briefen an Zellweger entnommen sein. Allerdings hat Bodmer diesem Freunde eine derartige Selbstkritik mitgetheilt. Aber wann? Am 27. Jenner 1754. Unmöglich also kann das ausgesprochene Lob der 1769 erschienenen Bearbeitung gelten: diese behauptet vielmehr in der Reihe der Ausgaben den fünften Platz. Die dritte gehört ins Jahr 54; und von ihr mochte der Uebersetzer, aus dem

---

die nöthige Klarheit schaffen: Use, Practice and Culture must precede the Understanding and Wit of such an advanc'd Size and Growth as this. — Von mancher Uebersetzung Gottscheds gilt, was Friedrich der Große über dessen verdeutschte Iphigenie im Gespräche mit Gellert (18. Decbr. 1760) triftig bemerkte: „Ich habe das Französische dabei gehabt, und kein Wort verstanden." — Ob übrigens die Leibnizische Auffassung des goût als eine selbständige gelten darf, das erwägt nach seiner Weise, fein und sinnvoll, Heinrich von Stein in der „Entstehung der neueren Aesthetik". Ich deute insbesondere auf S. 102. Warum mußte doch dieser edel strebende Geist von Leben, Wissenschaft und Kunst so jäh und so früh scheiden! Mit Wehmuth gedenke ich der Tage, an denen der Treffliche, mit den mühevollen Vorarbeiten für das eben genannte Werk beschäftigt, in meinen Münchener Arbeitsräumen, nur durch seinen eigenen Scharfsinn geleitet, seltenere Werke aus der philosophischen und aesthetischen Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts still und ernst durchforschte.

ja inzwischen der Noahdichter erstanden war, mit erhöhtem Selbstgefühle hoffen, sie solle, wenn auch in Prosa, doch poetisch werden.

Aber diese nämliche dritte Auflage giebt Anlaß zu einem tiefer greifenden Mißverständnisse.

Mörikofer möchte nachweisen, wie Bodmers Geist durch die Beschäftigung mit Milton in freiere Bahnen geführt worden und schon früh die erhebende Vorstellung von einer großartigeren Poesie gewonnen habe. Der Uebersetzer lebte mit seinem Autor wie in einem persönlich nahen Verhältnisse. Es war ihm Herzensangelegenheit, den geweiheten Sänger, der ihm Hölle und Paradies offenbarend erschlossen, gegen den Hohn der Kunstrichter, die nur in den Niederungen der Alltagspoesie das herkömmliche Behagen fanden, mit immer neuen Vertheidigungsmitteln zu schützen. Ja, wir hören, daß „Bodmer in der Charakteristik Miltons zugleich sich selbst zeichnet und für sich selbst spricht" (S. 90). Um diese Behauptung zu erhärten, legt uns der Litterarhistoriker einige gewichtige Sätze Bodmers vor: er hat sie zwar, wie er gewissenhaft bemerkt, aus der späten dritten Auflage hervorgezogen; sie sollen jedoch „nichts desto weniger die ursprünglichen Gesichtspuncte angeben, welche Bodmern in der Auffassung Miltons geleitet." — In diesen Sätzen nun wird stark betont, wie Milton die Freiheit geliebt, die geistliche Sklaverei abzuwehren getrachtet und überall im Denken und Handeln einen echt republikanischen Sinn bewiesen. Ferner wird dargethan, wie viel Milton der Bibel schulde, wie er sein Gedicht ganz und gar auf sie gegründet und uns dadurch zu einer höheren Schätzung der heiligen Schriften anleiten könne.

Diese Aussprüche sollten uns also bezeugen, mit welcher Auffassung vom Wesen Miltons Bodmer sich diesem gleich zuerst angenähert, wie er mit liebevollem Verständnisse in ihn eingedrungen und auf ihn wie auf ein Vorbild, ja wie auf ein größeres Ebenbild hingeblickt.

Wahrlich, nicht unglücklicher hätte Mörikofer seine Zeugnisse wählen können. Denn nichts in diesen Sätzen ist Bodmers

Eigenthum. Sie sind wörtlich aus dem Englischen übertragen; und als sie in dieser Sprache zuerst öffentlich erschienen, hatte Bodmer sein Geistes- und Herzensbündniß mit Milton schon seit einem Vierteljahrhundert gestiftet. Doch Mörikofers Irrthum kann zu unserer Belehrung taugen. Um ihn zu berichtigen und zugleich um einzusehen, wie er entstehen konnte, wird es erforderlich, eben jene dritte Ausgabe, der die vorgelegten Zeugnisse angehören, genauer zu betrachten. Und die Betrachtung bleibt nicht unfruchtbar.

Unter den sechs Auflagen, die zwischen 1732 und 1780 einander folgten, macht sich die zweibändige dritte von 1754, mit der die vierte von 1759 zusammenstimmt, schon durch ihren Reichthum an mannigfaltigem Stoff bemerkbar.[58]) Sie bietet in der Einleitung eine „Critische Geschichte des verlohrnen Paradieses", in die passend einige Nachrichten über Miltons Leben verwebt worden. Vor dem zweiten Theile steht ein Paar aus dem Englischen übersetzter Abhandlungen: die eine vertheidigt den großen Briten gegen die verleumderischer Weise erhobene Beschuldigung des Plagiats;[59]) die andere, die Bodmer durch eigene Betrachtungen erweitert, giebt Winke über das künstlerische Verfahren, wodurch Vers und Sprache des Verlorenen Paradieses so hoheitsvoll gestaltet wurden. Schon in der zweiten Ausgabe (1742) hatte der Text eine beträchtliche Zahl von erklärenden und rechtfertigenden Anmerkungen zum Geleite erhalten;

[58]) Ich kann mich nur der vierten bedienen, die sich indeß, trotz abweichender Seitenzahl, in Bezug auf alles Wesentliche mit der dritten vollständig deckt.

[59]) „Untersuchung ob Milton sein Verlohrnes Paradies aus neuern lateinischen Schriftstellern ausgeschrieben habe. Nebst einigen Anmerkungen über eine Recension des Lauderischen Buchs, von Miltons Nachahmung der neuern Schriftstellern". Frankfurt und Leipzig, 1753. — Eigentlich ist es Gottsched, gegen den Friedrich Nicolai in dieser Schrift mit jugendlichem Ungeschick eifert. In mehrern Monatsstücken des Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit (1752) war Lauders betrügerischer Essay on Miltons use and imitation of the Moderns in his Paradise lost mit zustimmendem Jubel angezeigt und ausgezogen

durch diese dritte Ausgabe jedoch dehnt sich eine Art von fortlaufendem Commentar, der augenscheinlich aus verschiedenen Quellen zusammengefloſſen ist. Die Urheber der einzelnen Noten werden sorgsam angegeben; Newton ist der Name, der hier am häufigsten begegnet.

Bei diesem Namen hat man an den Doctor, späteren Bischof von Bristol, Thomas Newton, zu denken. Ihm fühlen sich noch heute die Freunde der Miltonschen Poesie verpflichtet, wenn sie der reichen Belehrung froh werden, die aus seinem Commentar zu gewinnen ist. In zwei prunkvollen Quartanten hatte er zuerst 1749 seine Ausgabe vorgelegt;[60]) gleich das nächste Jahr brachte einen neuen Druck in Octav: und dieser gelangte in die Hände des deutschen Uebersetzers.

Als Bodmer 1723 an das Verlorene Paradies heranzutreten begonnen, fühlte er sich schon befriedigt im Besitze des bloßen englischen Textes, zu dem Freund Zellwegers Fürsorge ihm verholfen.[61]) Nun, nach Verlauf von dreißig Jahren, war

---

worden. Der haßerfüllte deutsche Gegner Miltons war „entschlossen, alle seine Räubereyen und Diebstähle zu verfolgen". Daß es ihm dabei aber zumeist auf Beschämung der Klopstockischen Secte ankam, verräth der Kritiker deutlich genug, wenn er eine Fortsetzung der Recension mit den Worten beginnt: „So sehr es gewisse Leute verdrossen hat, daß wir die Diebstähle ihres Abgottes und Vorbildes in Verderbung des deutschen Geschmackes" — — u. s. w.

[60]) Das Datum des 20. May 1749 steht unter der Widmung an den Earl von Bath (den bekannten Pulteney), der als großmüthiger Beförderer der Newtonschen Arbeit zu den Kosten der Herstellung beigesteuert. Auf Wunsch seiner Freunde hat Newton 1752 auch die übrigen Dichtungen Miltons mit ansehnlichem Commentar herausgegeben.

[61]) Vgl. Hans Bodmer, Die Anfänge des zürcherischen Milton in den mir gewidmeten „Studien zur Litteraturgeschichte" (Hamburg und Leipzig 1893), S. 177—199. — Briefliche Mittheilungen des genannten Freundes haben mich seitdem belehrt, daß es die mit einem brauchbaren Index versehene Tonsonsche Duodezausgabe des Paradise lost von 1711 gewesen, die Zellweger dem künftigen Uebersetzer dargeliehen. Diese Ausgabe, die neunte, ward ehedem von den Bibliographen hochgeschätzt. Man nimmt an, daß die prächtige Ausgabe Tickells von 1720 auf dem Drucke von 1711 beruht.

ihm in Newtons Ausgabe all das Treffliche zur Verfügung gestellt, was bis dahin englische Forscher zur Erläuterung des Dichters geleistet, den er zuerst den Deutschen zugeführt. Er greift denn auch tief in die hier zusammengetragenen Vorräthe hinein. Gegen Zellweger äußerte er (27. Jenner 1754), die Noten zur neuen Uebersetzung rührten von ihm selbst her, von Wieland, Newton und den Engelländern; aus Newton aber nehme er das beste.

Originalausgaben englischer Autoren fanden damals, und auch noch in späterer Zeit, nur selten ihren Weg in deutsche Lande.[62]) Da traf es sich denn glücklich, daß Bodmer an Friedrich von Hagedorn einen Freund besaß, der, mit englischem Leben und Wesen vertraut, von Hamburg aus die Beziehungen mit dem litterarischen England stetig unterhalten konnte. Der Hamburger war beflissen, die Rolle des Vermittlers zwischen London und Zürich umsichtig durchzuführen. Vielleicht ging ihm die Erkenntniß auf, daß der Geist, der sich in der englischen Litteratur stark erwiesen, wiederum die Schweizer in ihrem Bestreben, den Geschmack zu reinigen und den Sinn für gehaltvolle Poesie zu wecken, leiten oder doch erfolgreich unterstützen müsse. So wurden denn wissenschaftliche und dichterische Erzeugnisse jenes Geistes über Hamburg nach der Schweiz rechtzeitig befördert. So gestand der Schweizer denn auch nach dem frühen Hinscheiden des norddeutschen Freundes (an Zellweger 14. Novbr. 1754), er würde ohne diesen mit den bedeutendsten Dichtern Englands weit unbekannter geblieben sein.

Diesem Freunde also war Bodmer für den Besitz der Newtonschen Ausgabe verpflichtet. Schon am 10. October 1751 hatte Hagedorn die Absicht geäußert, mit diesem wichtigen Werke den Uebersetzer Miltons zu beschenken.[63]) Aber erst am 16. Sep-

[62]) Wie unbekannt z. B. in Schwaben die englische Litteratur noch 1762 gewesen, ersieht man aus Minors Schiller 1, 140.

[63]) Hagedorns Briefe, von denen Eschenburg im fünften Bande seiner Ausgabe des Dichters (82—124) nur ungenügende Bruchstücke mitgetheilt, waren mir in den saubern Handschriften zugänglich, die der

tember 53 konnte er die Gabe überſenden, deren Werth er ihm in folgenden Worten anempfahl: „Ihre Anmerkungen über das verlohrne Paradies, welche Sie der ſchönen Überſetzung, vor zehn oder eilf Jahren, hinzugefügt haben, würden hieraus nicht wenige, allen Leſern angenehme Zuſätze erhalten können, wenn Eu. Hochedelgb. Sich zu einer neuen Ausgabe entſchlöſſen.“ — Unverzüglich erkannte Bodmer, welch ein Hülfsmittel ihm hier überliefert worden.[64]) Gleich die Einleitung zeigt, wie er es zu benutzen verſtand: denn was er hier in der ſchon erwähnten „Critiſchen Geſchichte des verlohrnen Paradieſes“ über dies Epos und deſſen erhabenen Schöpfer berichtet, entlehnt er dem Life of Milton, das ihm in Newtons Ausgabe vorlag. Und alsbald auf der erſten Seite bekennt er ſich unverhohlen zu dieſer

---

Bodmerſche Nachlaß bewahrt. Ich benutze auch hier Auszüge, die ich ſchon vor Jahren für meinen Gebrauch angefertigt. — Die Proſa dieſer Briefe erinnert durch die Glätte der wohlgefeilten Rede, die leicht und gewandt ins Ironiſche hinüberſpielt, an die Reinheit und den gefälligen Fluß des Hagedornſchen Verſes. Der Dichter zeigt ſich hier, wie er ſich im perſönlichen Verkehr zu zeigen pflegte, weltklug, unterhaltend, liebenswürdig. Wie anmuthig ſpricht er über ſich ſelbſt in dem reizenden autobiographiſchen Briefe vom 19. September 1748! Dieſe Briefe verdienten einen Herausgeber zu finden, der nicht nur mit der gleichzeitigen deutſchen, ſondern auch mit der franzöſiſchen und italieniſchen, vor allem aber mit der engliſchen Litteratur gründlich bekannt wäre. Denn Hagedorn war nicht nur ein zärtlicher Bücherliebhaber; er war auch ein überaus wiſſensreicher Litterator. — Wann endlich empfangen wir eine Ausgabe, wie ſie dieſem noch unveralteten Dichter gebührt und wie wir ſie bei dem jetzigen Stande unſerer Studien fordern müſſen?

[64]) Daß der Leiſtung Newtons auch jetzt noch hohe Anerkennung gezollt wird, beweiſen die Worte von Wilſon Verity in der Einleitung zu ſeiner lehrreichen Ausgabe der erſten Bücher von Paradise lost (Cambridge 1894) XLV: Preeminent among them (unter den aus dem achtzehnten Jahrhundert ſtammenden Editionen) is Bishop Newton's edition (1749). He was the first editor who took pains to secure accuracy of text, doing, on a smaller scale, for Milton what Theobald did for Shakespeare. His services too in the elucidation of certain aspects (notably the Scriptural) of Miltons learning have never been surpassed. Und auf das Verhältniß des Gedichtes zu den heiligen Schriften mußten die Schweizer ja zumeiſt Acht haben.

Entlehnung; ja, er sagt es offen heraus, daß er sich „gemeiniglich der eigenen Worte Newtons bedient". Mörikofer ließ sich diese unumwundene Erklärung entgehen; er hat auch wohl niemals in das englische Original einen Blick gethan. So wurden ihm die Worte des Engländers zu unzweideutigen Zeugnissen für Bodmers eigenste Anschauungs- und Sinnesweise.

Thomas Newton hält sich zu den Whigs; er kann der Freiheitsliebe Miltons mit uneingeschränktem Lobe gedenken, wenn er auch die Art und Weise, wie der Bewunderer und Mitarbeiter Cromwells diese Liebe manchmal bethätigte, mißbilligen muß. Man liest bei ihm 1, LXXII (der zweiten Ausgabe von 1750): And yet the darling passion of his soul was the love of liberty — bei Bodmer heißt es 1, 4 (der vierten Ausgabe von 1759): „Die Liebe zur Freyheit war die beliebteste Neigung seiner Seele"; — ferner: He was a thorough republican, and in this he thought like a Greek or Roman, as he was very conversant with their writings — Bodmer: „Er war ganz und gar ein Republikaner, und dacht von dem gemeinen Wesen wie ein Grieche oder Römer, mit welchen er vollkommen gute Bekanntschaft hatte." — Späterhin wird Miltons Verhältniß zu den religiösen Parteien berührt, in die sich das christliche England gespalten hatte: „Er fürchtete vor allen Dingen die geistliche Sclaverey, und trat darum zu Cromwell und den Independenten, unter welchen er eine grössere Gewissensfreyheit erwartete" (Seite 5). Die englischen Worte lauten (1, LXXIII): and of all things he dreaded spiritual slavery, and therefore closed with Cromwell and the Independents, as he expected under them greater liberty of conscience. — Will hernach Mörikofer uns mit Bodmers selbsteigener Ansicht von der Stellung des Miltonschen Gedichtes zur Bibel bekannt machen, so hebt er eine Reihe von Sätzen aus, die weder zur englischen noch zur deutschen Biographie gehören: Newton giebt sie am Schlusse seines Commentars (2, 447), und auch Bodmer hat sie an das Ende des seinigen verwiesen, indem er

ſie zugleich mit aller wünſchenswerthen Beſtimmtheit als Eigenthum des engliſchen Herausgebers bezeichnet (2, 317): „Er beſchleußt ſeine Arbeit mit etlichen allgemeinen Anmerkungen.“ — Dieſe Anmerkungen leiten zu der Behauptung: He is indebted to Scripture infinitely more than to Homer and Virgil and all other books whatever. Not only his principal fable, but all his episodes are founded upon Scripture — Bodmer: „Er iſt der Bibel unendlich mehr verbunden als dem Homer und Virgil, und allen andern Büchern. Nicht nur ſeine Hauptfabel ſondern alle ſeine Epiſodien ſind auf die heil. Schrift gegründet.“ — Mit der gleichen Treue hat Bodmer auch die folgenden Sätze des engliſchen Commentars wiedergegeben bis zu dem nachdrücklichen, jede kritiſche Gegenrede niederſchlagenden Schlußſatze: Whoever has any true taste and genius, we are confident, will esteem this poem the best of modern productions, and the Scriptures the best of all ancient ones — „Wir ſind überzeugt, wer wahren Geſchmack und einigen Genie hat, wird dieſes Gedicht für das beſte unter den Werken der Neuern, und die Bibel für das beſte unter allen Werken der Alten erkennen.“ —

So ließen ſich gar viele Stellen nachweiſen, aus denen deutlich zu erkennen iſt, wie der ſchweizeriſche Biograph und Commentator ſich dem engliſchen Führer anſchloß.[65]) Durch

[65]) Bodmer fällt in ſeiner Einleitung (1, 23) auch ein Urtheil über Bentleys Ausgabe von Paradise lost. Er hat ſie wohl kaum je zu Geſichte bekommen. Noch 1816 nennt ſie F. A. Wolf (Litterar. Analekten 1, 58) ein „unter uns ſeltenes Werk“. Der Schweizer iſt eben auch hier nur Ueberſetzer. Die erſte Hälfte ſeines verdammenden Richterſpruches ſtammt, wie ich mich überzeugt habe, nicht aus der biographiſchen Einleitung, ſondern aus der Vorrede Newtons, der dort die Bemühungen der früheren Kritiker nach Billigkeit würdigt. Dann überträgt Bodmer die Note, mit der David Mallet einige auf Bentley zielende Spottverſe ſeines Gedichtes Of verbal criticism (1733) begleitet hat; hierauf läßt er dieſe Verſe ſelbſt im Original abdrucken (The Works of David Mallet, London 1759, 1, 26). Man kann hier an einem deutlichen Beiſpiel beobachten, wie Bodmer ſich da, wo er keine eigene Anſicht vorzu-

die Aufdeckung des Mörikoferschen Mißverständnisses wird das wahre Verdienst Bodmers um nichts verringert. Es beruht in diesem Falle auf dem löblichen Fleiße, mit dem er die umfassende Arbeit Newtons zum Frommen deutscher Leser ausbeutet. Auf keinem andern Wege hätte er diesen ein solches Maß gründlicher Belehrung zuführen können. Aber neben dem ausländischen Gute will er die Beigaben der eigenen Hand nicht verschmäht wissen: sie bestehen zum größeren Theil aus den oft recht umständlichen Anmerkungen, die schon der zweiten Auflage (1742) einverleibt waren und die er nun in die dritte und vierte ungeschmälert herübernimmt. Sie gewähren uns ein Abbild im Kleinen von Bodmers rüstiger Vielthätigkeit.

Immer ist seine Streitlust angestachelt; immer regt sich ungezähmt seine Lehr- und Lernbegier. Mit raschem Blicke über ältere und neue Litteratur hinfahrend, trägt er behende zu Hauf,

---

bringen hat, zu seinen ausländischen Gewährsmännern verhält. Die beiden Engländer verwerfen und verhöhnen die kritischen Grundsätze, nach denen Bentley den Miltonschen Text entstellend behandelte; aber jeder hat auch ein Wort der Anerkennung für den außerordentlichen Landsmann. Dies wird jedoch von Bodmer bei Seite gelassen. But prejudice apart, sagt Newton, he was a very great man, of parts inferior to few, of learning superior to most men; and he has made some very judicious and useful remarks upon the Paradise Lost, though in the general they may rather be called the dotages of Dr. Bentley. Im Deutschen werden nur die letzten Worte wiedergegeben: „Und man hat seine Anmerkungen über das verlohrne Paradies mit ganzem Rechte seine Kindereyen genannt." Ebenso bleiben die Worte Mallets unübersetzt: he was otherwise a man of very considerable abilities and of great erudition. — Bodmers Bekanntschaft mit Mallet hat wahrscheinlich Hagedorn vermittelt, der in der Anmerkung zu dem Epigramm „Auf gewisse Ausleger der Alten" (Poetische Werke, Hamburg 1757, 1, 92) das Gedicht of verbal criticism erwähnt und außerdem die poetische Erzählung The Hermit dem Schweizer Freunde brieflich angepriesen hat. — Mallet witzelt, durch Bentley sei das Paradies abermals verloren gegangen. Ich habe die Ausgabe in dem ursprünglichen Drucke von 1732 genau studiert. Durch alle Abgeschmacktheiten und Kindereien bricht der mannhafte Geist des größten der Kritiker oft leuchtend hervor.

was ihm zu seinem Zwecke, die Leser für die eigenthümlichen Schönheiten seines Dichters empfänglich zu stimmen, einigermaßen behülflich sein kann. Bedenken und Kritteleien, die früher von Kunstrichtern wie Voltaire, Constantin de Magny, neuerdings von Louis Racine ausgegangen, werden bald zornig, bald höhnisch zurückgewiesen. Hatte man seine „Critische Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen" (1740) gelesen, so konnte man wissen, welche Begegnung solche „geschwinde" oder vorsätzlich mißdeutende Kritiker von ihm gewärtigen mußten:[66]) in jenem Buche, das sich mit einer erschöpfenden Vertheidigung Miltons befaßt, wie in diesen Anmerkungen wird jeder Bekrittler des Dichters gleich einem persönlichen Feinde angefahren. Ja, der Uebersetzer scheut sich nicht, sogar mit einem von der Herrlichkeit seines Poeten so vollkommen durchdrungenen Herausgeber wie Newton selbst anzubinden, wenn dieser, selten genug, die tadellose Trefflichkeit einzelner Verse bescheiden anzuzweifeln wagt.

Im zehnten Buche schildert Milton bis ins Einzelne, welche Wandlungen im Naturleben sich vollzogen, nachdem das erste Menschenpaar durch den Genuß der verbotenen Frucht die

---

[66]) Aus einem Beispiel mag man ersehen, wie die Noten zur Uebersetzung sich mit gewissen entsprechenden Theilen der „Critischen Abhandlung" berühren. Hier lesen wir S. 47: „Der Poet bekümmert sich nicht um das Wahre des Verstandes; da es ihm nur um die Besiegung der Phantasie zu thun ist, hat er genug an dem Wahrscheinlichen, dieses ist Wahrheit unter vorausgesetzten Bedingungen, es ist wahres, so fern als die Sinnen und die Phantasie wahrhaft sind, es ist auf das Zeugniß derselben gebauet." — In der Note auf S. 15 der Uebersetzung — ich citiere hier überall nach der vierten Auflage von 1759 — findet sich der Ausspruch: „Die Poesie bekümmert sich eigentlich nicht um das Wahre des Verstands; es ist ihr nur um die Besiegung der Phantasie zu thun; darum begnüget sie sich an dem Wahrscheinlichen, welches auf das Zeugniß der Sinnen und der Phantasie gegründet ist." — Ich habe diese Worte auch deshalb herausgehoben, weil sie auf einen Fundamentalsatz der schweizerischen Lehre deuten.

ewige Schuld auf sich und alle künftigen Geschlechter geladen hatte. Wie vom Mahle des Thyestes wandte die Sonne ihr Antlitz hinweg von dem Sündengreuel, und die von allen Seiten mit zerstörender Gewalt hervorbrechenden Winde umtosten den Erdkreis. Acht bis neun Verse (695 fgg.) füllte der Dichter mit den Namen der Winde, von denen manche, wie Caecias, Thrascias, Libecchio, mit absonderlichem Klange das englische Ohr trafen. An diesem Verzeichnisse der Winde, das alte und neue, lateinische und italienische Benennungen durcheinander mischt, findet Newton ein „unnöthiges Gepränge von Gelahrtheit" zu tadeln (a needless ostentation of learning); von solchen Schwächen unseres Dichters könne man wahrheitsgemäß sagen:

Such laboured nothings, in so strange a style,
Amaze th'unlearn'd, and make the learned smile[67]) —

Bodmer verkleidet diese Verse in sein hexametrisches Deutsch:

Solche gekünstelte Ding in solcher seltsamen Schreibart
Machen die Unbelesnen bestürzt, die Belesenen lustig. —

Dann aber thut er Einspruch gegen eine so unehrerbietige Aeußerung (2, 200): „Wenn hier Gepränge ist, so ist es gewiß nicht in der Beschreibung der Winde selbst; diese Vorstellung thut hier ihre eigene Würkung. Die Benennung mit den bekannten Nahmen hätte diese Stelle sehr Matelotsmäßig gemacht." — Und zum Schluß der Rechtfertigung ruft er aus: „Nun urtheile

[67]) Newton hält es für unnöthig, den Autor dieser Verse zu nennen. Woher sie stammen, wußte damals ein litterarisch gebildeter Engländer und wohl auch der deutsche Uebersetzer ohne weiteres anzugeben. Für heutige Leser mag es dienlich sein, zu bemerken, daß sie dem Popeschen Essay on criticism angehören (v. 326). In Drollingers Prosa lauten sie: „Dergleichen mühsäliges Nichts in einer so wunderseltsamen Schreibart bedöhret die Ungelehrten, und macht die Gelehrten lachen." (Drollingers Gedichte, von Spreng, S. 211; vgl. Sammlung critischer — — — Schriften 1, 66) — Louis Racine blieb über den Ursprung dieser Dichterworte im Unklaren. Er schreibt in den Noten zu seiner Uebersetzung (Oeuvres 4, 285): Un commentateur applique à cet endroit deux vers anglais dont voici le sens: „Ces riens si travaillés dans un style si étrange, étonnent un ignorant, et font rire un savant."

man, wie viel gekünsteltes Nichts übrig bleibe, und wer es gemacht habe, die ungelehrten in Erstaunen zu sezen, und die gelehrten lustig zu machen."

In seinem zehnten Buche läßt Milton, während die eigentliche Handlung des Gedichtes sich dem Abschlusse langsam nähert, die widerstreitendsten Empfindungen nach einander zum mächtigsten Ausdrucke kommen. Nachdem Satan den Scheinsieg errungen, nachdem die Höllenhunde, Sünde und Tod, in die schöne Welt zerstörungslustig eingebrochen, soll der sündige und zur Erkenntniß seiner Schuld gelangte Vater des Menschengeschlechts, über den der unwiderrufliche Richterspruch ergangen, unser stärkstes Mitgefühl unwiderstehlich aufregen. In Adams großer Klagerede (720—844) scheint der Dichter den Gipfel pathetischer Beredsamkeit erstiegen zu haben. Aus ihr tönt der Jammerruf einer Welt, die sich selbst dem Untergange preisgegeben. Seit den Tagen Addisons haben die Kritiker diesen Theil des an wechselnden Schönheiten so reichen Buches mit Vorliebe betrachtet und zergliedert. Indeß schien manches Einzelne nicht tadelfrei. Bentley nahm Anstoß daran, daß Adam, trotz der Verzweiflung die ihn überwältigt, „sich mit Spizfindigkeiten und Wortspielen und Geklingel abgiebt" — so verdeutscht Bodmer catching at trifles, quirks, jingles; — der britische Aristarch will daher zehn Verse (731—41) gründlich herausschneiden, von denen er kühnlich behauptet, sie seien nicht aus Miltons Munde gekommen: er schiebt sie vielmehr dem gefabelten Herausgeber zu (the Editor), dessen unmögliche Gestalt er aus eigener Machtvollkommenheit geschaffen und auf den er alle vermeintlichen Fehler und Gebrechen der Dichtung abwälzt. Dieser frechste und zugleich armseligste aller Interpolatoren sollte, wie manche andere, so auch jene verpönten Verse ohne Wissen des Erblindeten eingeschwärzt haben.[68]) Newton freilich enthält sich eines

[68]) Bentleys ausführliche und höchst belustigende Note zum Vers 731 muß man in seiner eigenen Ausgabe von 1732 S. 334 nachlesen. Er verhöhnt unter anderm auch die naturwissenschaftlichen Vorstellungen,

so barbarischen Wüthens wider den überlieferten Text; aber doch bedauert er, daß die von Doctor Bentley bespöttelten Verse in das Gedicht und gar in eine so schöne Rede Eingang gefunden; er tröstet sich mit dem Sprüchelchen vom Homer, der manchmal einnicke. Bodmer indeß will auch hier nichts von einer Schläfrigkeit des englischen Homer wissen; er rechtfertigt die ganze Anlage des hochtragischen Selbstgesprächs, und da er in den Gedanken, die es enthält, „nichts ungeschicktes oder falsches" wahrnimmt, so schließt er zuversichtlich (2, 204): „Ich hoffe, daß in der Uebersezung die Wortspiele unmerkbar seyn, und da sie ganz wörtlich ist, so möchte das Geklingel wol allein zufällig, oder nur in des Doctors Ohren gewesen seyn."

Wie er in des Dichters Kunstweise eindringt und als geschworener Vertheidiger treu zu ihm steht, mag man auch aus einer Note zum elften Buche lernen. Sie bezieht sich auf eine der Stellen, an denen Milton die mächtigen Fluthen seiner Gelehrsamkeit ungehemmt in das Gedicht hinüberströmen läßt, so daß ein Betrachter, der am Aeußeren haften bleibt, wohl fürchten könnte, die Poesie würde hinweggeschwemmt. Michael, der Abgesandte des Herrn, geleitet den Erzvater auf den höchsten Hügel des Paradieses, das er nun bald meiden soll, und läßt ihn von dort aus die vier Theile der im weitesten Umfange vor ihm sich hinstreckenden Erdenwelt überschauen. Da ergießt der Poet durch fünfundzwanzig Zeilen die Reichthümer seines geographischen Wissens, „mehr mit einem Gepränge von Belesenheit" – wie Newton in Bodmers Sprache sagt — „als mit einiger Verschönerung, die das Gedicht daher empfangen hätte (more with an ostentation of learning, than with any additional beauty to the poem). Der Uebersetzer jedoch begreift, daß die fast verwirrende Masse aneinander gedrängter Einzelheiten hier die

die der unwissende Editor dem jammernden Adam aufbürdet: Adam, it seems, was already a Peripatetic in his Notions: He supposes here, that Elementary Bodies do not gravitate in their natural Places; not Air in Air, not Water in Water: from which he fetches a pretty Lamentation — u. s. w.

Vorstellung eines ungeheuren Ganzen erzeugen soll; und völlig im Sinne seines Autors entgegnet er: „Ich hoffe, Herr Newton werde doch eingestehen, daß der Poet die Erde, welche die große Scene dieser Gesichte Gottes war, beschreiben muste: Wie konnte denn diese Beschreibung mit einem geringeren Aufwand von Belesenheit vollzogen werden?“ (2, 247).

Obwohl Nachklänge aus der Poesie aller Zeiten das Verlorene Paradies durchziehen, so will Bodmer doch überall die unbeschränkte Selbständigkeit seines Dichters anerkannt wissen. Sicherlich bewährte sich diese auch in der Schilderung des Kampfes, den die treugebliebenen Himmelsscharen gegen die abtrünnigen Engel bestehen müssen; und nicht im geringsten wird sie gefährdet, wenn in das Gemälde, dessen ungeheure Umrisse kaum einen Ueberblick gestatten, auch hie und da Farben und Züge hineinspielen, die an Homerische Schlachtenbilder erinnern. Newton erläßt sich die Mühe, die Stellen besonders anzugeben, die Homers Einfluß verrathen; er glaubt, dieser bestehe selbst da, wo eine bewußte Anlehnung an das griechische Muster unerweislich bleibt: ohne Kenntniß der Homerischen Schlachten hätte der Dichter, bei aller Schaffenskraft seines Genius, den Kampf der Engel nicht so trefflich auszubilden vermocht; ihn lehrte Homer, den Homer zu übetreffen.[69]) — Sogar dieser Satz,

---

[69]) Homer taught him to excel Homer. — Newton knüpft diese Bemerkung an den Vers 6, 239: As only in his arm the moment lay | Of victory. Gerade an diesem Verse läßt sich gewahren, mit wie anhaltender Mühe Bodmer noch im späteren Lebensalter das Verständniß des englischen Wortes zu gewinnen und seine Gewandtheit im Gebrauche des deutschen zu steigern trachtete. 1742 hatte er geschrieben (S. 266): „ein jeder stützte sich auf sich selber, als ob der Ausgang der Schlacht alleine auf seinem Arm beruhet hätte“ — dem Sinne nach richtig; denn moment ist gleich dem lateinischen momentum, wie Milton ja gern den aus dem Lateinischen stammenden Wörtern die ursprüngliche Bedeutung wiedergiebt. Aber victory war noch unübersetzt. So hieß es denn im Texte der vierten Ausgabe (1, 297): „als ob der Zeitpunkt, der den Sieg lenket, allein auf seinem Arm beruhete.“ Seltsamer Weise bietet dieselbe Seite vor der Note, deren Inhalt uns hier beschäftigt, die Ab-

der doch die höchste Anerkennung des englischen Epos in sich schließt, ruft Bodmers Widerspruch hervor. Der treue Dolmetscher leugnet geradezu, daß sein Dichter des Homer bedurft habe, um der Darstellung übermenschlicher Kämpfe den höchsten Grad der Anschaulichkeit zu verleihen. „Wäre kein Homer gewesen" — sagt er aus innerer Ueberzeugung — „so wäre doch die Natur gewesen, aus der Homer genommen hat; und ein so wunderbarer Genie, wie Milton war, war so geschickt, in der Natur selbst, als in ihrem Abschreiber, Homer, zu lesen." (1, 297.) Warum also wolle man sich leichtsinnig weigern, zuzugestehen, daß Milton alles von der ersten Hand empfange und aus eben derselben Quelle schöpfe, aus der Homer geschöpft?[70])

So ist Bodmer stets bereit, als diensteifriger Sachwalter für den Dichter einzutreten oder ihn, wie ein Jünger seinen Meister, zu verherrlichen. Dabei wird doch der vaterländischen Litteratur vielfältig gedacht; ja, durch Beziehungen auf deutsche Schriftsteller und Schriftwerke alter und neuer Zeit weiß er seine Noten eigenthümlich zu beleben.

Im fünften Buche schildert Milton, wie Raphael nach Gottes Befehl sich auf die Erde zu den beiden Paradiesesbewohnern hinabbegiebt. Gegen die Umständlichkeit dieser Schilderung, zu der klassische Vorbilder die Grundlinien dargeboten, hatte eine engsichtige Kritik Einwendungen erhoben. Indem Bodmer diese abweist, erinnert er (1, 241) zur Rechtfertigung Miltons an den zwölften Abschnitt der critischen Dichtkunst, natürlich der von Zürich ausgegangenen. Dort hat Breitinger

---

weichung: „als ob das Gewicht, das den Ausschlag giebt, allein auf seinem Arme beruhete." Endlich, in den Auflagen von 1769 und 80 erscheint die befriedigende Lesart: „als ob der Ausschlag des Sieges allein auf seinem Arm beruhete."

[70]) Von Vergil (young Maro in his boundless mind) hatte Pope im Essay on criticism gesagt:

134. But when t'examine ev'ry part he came,
Nature and Homer were, he found, the same —

Verse, die dann den Kritikern lange geläufig blieben.

(1, 433 fgg.; vgl. 455) im Anschluß an Longin entwickelt, wie zweckmäßig Homer im dreizehnten Buche der Ilias die Umstände gewählt, die zur Ausschmückung der Meerfahrt Poseidons dienen; er hat — so bezeichnet es Bodmer — „Homers Beschreibung der Reise des Neptuns mit einem gründlichen Fleisse gerettet." Ist aber Homer gerettet worden, so muß nun auch Milton gegen jede Anklage gesichert sein.

Wie die schweizerische Kritik, so muß die eigentlich schweizerische Muse in den Noten gleichfalls zu Worte kommen. Wir treffen auf gewichtvolle Hallersche Verse, deren Inhalt sich mit dem Stoff der Miltonschen Vorstellungen berührt. Sie stammen meist aus dem zuerst 1734 gedruckten Lehrgedichte Ueber den Ursprung des Uebels, und zwar aus dem Anfange des zweiten Buches, wo von der Entstehung der „Geister-Welten" und ihrer „unzählbaren Heere" gehandelt wird. Hallersche Worte sollen als entscheidende Aussagen zu Gunsten Miltonscher Anschauungen gelten. Manchem der leidigen Kunstrichter wollte es nicht in den Sinn, wie doch nur die Engel, die in großer Zahl zur Bewachung des Paradieses befohlen worden, ihres Amtes so ungeschickt warten konnten, daß der böse Feind, dessen Andrang sie abwehren sollten, dennoch Gelegenheit fand, sich in den Sitz der Glückseligkeit einzuschleichen. Man gestattete sich anzügliche Aeußerungen über den Dichter, wenn er, im Beginne seines zehnten Buches, nach geschehenem Sündenfalle die hehren Wächterscharen unverrichteter Dinge zu den Himmelshöhen eilig emporsteigen ließ, wo sie sich alsbald vor dem obersten Richter von jeder Schuld der Fahrlässigkeit zu reinigen wußten (made haste, to make appear | With righteous plea their utmost vigilance). Auch Bodmer (2, 158) entschuldigt die diensteifrigen Hüter, die für ihren beklagenswerthen Mißerfolg keine Verantwortung tragen. Jenen kritischen Zweiflern aber erklärt er in lehrhafter Ausführlichkeit, zu welchem Zwecke Gott eine so beträchtliche Anzahl himmlischer Geister als Schutzwache ins Paradies hinabgesandt; er erklärt zugleich, daß die Engel, ob-

wohl „die wachsamsten, getreuesten, scharfsichtigsten, verständigsten Wesen", doch, im Vergleiche zur allwissenden Gottheit, nur „eingeschränkte Geschöpfe" bleiben und den Täuschungen, die der abgefeimte Böse verübt, unterliegen können. Und um den Wahn von der Allwissenheit und Unfehlbarkeit der Engel auf das gründlichste zu zerstören, ruft er den philosophischen Dichter herbei, der also lehrt (Ursprung des Uebels 2, 47):

Welch Engel ist, der stets der Neigung Stufen mißt,
Wo nur das Mittel gut, sonst alles Laster ist?
Kein endlich Wesen kennt das Mitseyn aller Sachen,
Und die Allwissenheit kann erst unfehlbar machen.

Bodmer hält es für unnöthig, den Dichter oder auch nur das Gedicht zu nennen, dem diese Zeilen angehören.[70a]) Den Lesern seines Milton muß ein Ausspruch Hallers vertraut entgegenklingen. Eine ersprießliche Gemeinschaft entsteht zwischen der edlen heimischen und der großen fremden Poesie.

In den Noten zum neunten Buche, das den Erfolg der Verlockungen Satans und den Fall der ersten Eltern schildert, wird zweimal auf Liscowsche Sätze hingedeutet. Wie darf Bodmer, während er im Geiste bei dem heiligen Dichter weilt,

---

[70a]) Er citiert nach den Drucken von 1734 und 43 (Hirzels Haller S. 242 und 245). In ihrer späteren Fassung hätten die Verse für seine apologetischen Zwecke kaum getaugt. Denn seit der Ausgabe von 1748, die für die Gestaltung des Textes entscheidend ward, lautete die erste Zeile:

Wer ists, der allemahl der Neigung Stuffe mißt.

Auch hier sieht man, wie eine Aenderung, die um des Wohllauts oder der grammatischen Richtigkeit willen vorgenommen worden, in den ursprünglichen Sinn eines Hallerschen Verses umbildend oder abschwächend eingreifen kann. — Bodmer citiert noch (1, 28. 125), und zwar gleichfalls nach den ersten Lesarten, Urspr. d. Uebels 2, 21—24. 35. 62. Diesen letzten Vers ändert er eigenmächtig. Haller hatte geschrieben: „Wir lobeten Gott nicht, wann er uns zwung (zwüng) zu loben." Seit 1748 hieß es: „Wir loben Gott nicht mehr, wann er uns zwingt zu loben." — Bodmer setzt indeß:

Wir lobeten Gott nicht, wenn er zu loben zwänge.

auf die Bemerkungen des Spötters achten?[71]) Doch Liscow stand ja seit geraumer Zeit bei den Schweizern in Gunst; auf ihn, der das Recht der freien Kritik so mannhaft verfochten, beriefen sie sich, als sie gegen Gottsched den offenen Kampf begannen; in der Vorrede zur Breitingerischen Dichtkunst hatte er von Bodmer den Ehrentitel des „unerschrockenen" empfangen.[72]) So wird denn auch in den Noten zum Milton seiner wortreichen und verstandesdürren Auslassungen über die angeblich vernunftwidrige Lehre vom Sündenfall und dessen Vorbedingungen ohne eigentlichen Tadel gedacht. Die Schweizer wissen einen nutzbringenden Bundesgenossen zu schonen.

Lieber als einem Liscow begegnet man in diesen Erläuterungen den Lieder- und Spruchdichtern unseres Mittelalters. Wenn im zwölften Buche (379) Adam, von dem Erzengel über das Erscheinen der Jungfrau und des Heilandes belehrt, der künftigen Gottesmutter seinen demuthsvollen Gruß widmet, so mahnt Bodmer (2, 297) daran, das Lob Marias sei der höchste Stoff der Minnesinger, in dessen Behandlung sie wetteifernd sich selbst übertreffen: eine Strophe Konrads von Würzburg, „die der Jenaische Codex hat" (in v. d. Hagens Sammlung

---

[71]) Vgl. 2, 122. 133. An der ersten Stelle wird Liscows Name verschwiegen, an der zweiten mit allen Buchstaben ausgeschrieben, während der Druck von 1742 hier nur ein schüchternes L. bietet. Die Sätze, auf die Bodmer Bezug nimmt, stehen in der Sammlung Satyrischer und Ernsthafter Schriften (1739) S. 539. 659. Auch Sarrazins unehrerbietige Verse über die verführbare Eva, die von Bodmer 2, 104 im französischen Original mitgetheilt werden, sind aus Liscows Sammlung S. 589 entlehnt, wo breite Erörterungen über Evas „grosse Neugierigkeit und unordentlichen Appetit" sie begleiten.

[72]) Bodmer äußert dort die zuversichtliche Hoffnung, der Geschmack an critischen Schriften werde bei der deutschen Nation in kurzer Zeit insgemeine durchbrechen, „nachdem der unerschrockene Hr. von Liscov in dem philosophischen Werckgen: Unpartheyische Untersuchung der Frage, ob die bekannte Satyre Briontes der Jüngere eine strafbare Schrift sey; das allgemeine Recht der Menschen zu critisieren so vollkommen bewiesen hat, daß die Deutschen ohne Zweifel zu diesem Geschmacke nunmehr genugsam vorbereitet sind." — Vgl. Liscows Sammlung S. 129 und 183.

2, 330), druckt er vollständig ab, damit „Leute, die sonst nichts von diesen alten Poeten zu sehen bekommen", eine Probe solcher Lobgesänge kennen lernen. Bald hernach erinnern ihn die erhebenden Worte Michaels 12, 575, die sich auf 2. Petr. 1, 5 stützen, an einen Spruch Boppes (v. d. Hagen 2, 377), und er rühmt in scharfem Tone (2, 306), dieser „habe in einer Sprache die izt verachtet ist, und mit einem Geist, über den sich unsere Poeten weit erhaben glauben, den Gedanken Miltons ganz poetisch ausgebildet". — Wir aber erinnern uns dankbar, daß in eben demselben Jahre, 1759, in dem zum vierten Male der deutsche Milton erschien, Bodmer und Breitinger die Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpuncte beschlossen, in der sie den versunkenen Schatz der Jugendlyrik unseres Volkes ans Licht gehoben.[78]) Kurz zuvor hatten sie die Bonerschen Fabeln und Chriemhilden Rache, des Nibelungenliedes zweite Hälfte, der deutschen Welt zugänglich gemacht. Sie mußten sich damals mit einer mäßigen Anerkennung begnügen. Für die Zukunft und im Vertrauen auf sie hatten sie gearbeitet. Die ganze weithinreichende Bedeutung ihres hochsinnigen Unternehmens ward erst von den Nachkommen gewürdigt, als diese sich des zu Tage geförderten Reichthums durch ernste Forscherthätigkeit bemächtigten.

---

[78]) Damals mußte es noch heißen: „Aus der Handschrift der Koeniglich-Franzoesischen Bibliotheck herausgegeben". Auf dem Tittelblatte des ersten, 1758 erschienenen, Theiles ist außerdem vermerkt: „Durch Vorschub einer ansehnlichen Zahl von Freunden des Minnegesanges." — In der Vorrede zum zweiten Theile giebt Klingesor dienliche Winke über das wissenschaftliche Verfahren, das man bei Ausnutzung dieser Reste des Mittelalters einschlagen sollte. — Schon im Laufe des Juli 1747 waren die Schweizer mit der Abschrift des Pariser Codex zu Stande gekommen (Bodmer an Zellweger 22. Juli 1747). Schöpflin, durch dessen Vermittlung sie die Pariser Handschrift erhalten hatten, schrieb am 20. August von Straßburg aus an Bodmer: „Ueber die Geschwindigkeit, womit der Codex Poetar. Teut. ist abgeschrieben worden, verwundere mich sehr, und wünsche von Hertzen Glück, daß solche Abschrifft zu Ende gebracht." (Straßburger Studien 2, 469.)

Wenn der schweizerische Commentator des Verlorenen Paradieses sogar der Minnesinger gedenkt, dann darf es uns nicht befremden, daß er auch Anlaß findet zu einem Rückblicke auf das einheimische Drama des sechzehnten Jahrhunderts. Wohl ist Milton befugt, für sein Gedicht den Ruhm anzusprechen, daß es von Dingen künde, an denen man sich bis dahin weder in Prosa noch im Vers versucht habe. Doch wir wissen ja, daß die Thaten, Begebenheiten und Zustände, die sein wagnißreicher Sang (adventrous song) umfaßt und verherrlicht, Jahrhunderte hindurch den Mysterien und den biblischen Schauspielen den nie veraltenden Stoff geliefert. Auch Milton wollte zuerst in dramatischer Form den Inhalt der heiligen Ueberlieferung bewältigen. Voltaire hat die unbeglaubigte Erzählung aufgebracht, dem jugendlichen Dichter sei schon während der italienischen Reise der erste Anstoß zu seiner künftigen großen Schöpfung gekommen. In Mailand habe er einer Darstellung des Adamo von Andreini beigewohnt: obwohl Abgeschmacktheiten aller Art das Stück verunzierten, sei dennoch die verborgene Erhabenheit des Stoffes (la sublimité cachée du sujet — the hidden majesty of the subject) von ihm erkannt und er demgemäß zu einer Tragödie ähnlichen Inhalts angeregt worden.[74]) Voltaire

---

[74]) Voltaire, Essai sur la poésie épique (Oeuvres, éd. Moland 8, 353). Bekanntlich ist diese Abhandlung, die eine unterhaltende Beigabe zur Henriade bildet, zuerst 1727 in England und in englischer Sprache erschienen. Die auf Andreini bezüglichen Sätze findet man in der ursprünglichen Fassung bei John Hayley, Life of Milton (London 1796) S. 248. Dort heißt es: saw at Florence a comedy, called Adamo. Hayley giebt auch Auszüge aus dem Adamo, die uns Charakter und Inhalt des Dramas sattsam erkennen lassen. In dem zweiten Bande seines Essay on the genius and writings of Pope (London 1782) S. 184 hatte Joseph Warton sich gleichfalls über Andreinis Werk geäußert, which Milton certainly had read (— das certainly ist viel zu gewagt —) and of which Voltaire has given so false and so imperfect an account; die letzten Seiten jenes Bandes enthalten das Scenarium des Schauspiels samt einer Stilprobe. — Durch Voltaires unerweisliche Behauptung ist dem Adamo eine Art von unverdienter Be-

schilt das Stück eine Farce. Es ist vielmehr ein Spätling jener Mysteriengattung, die bei den Italienern unter dem Namen der sacra rappresentazione so lange in Geltung geblieben. Mochte es immerhin, sei es durch den Druck (Mailand 1613. 1617), sei es durch die Bühne, dem Reisenden bekannt werden — für ihn, den gründlich belesenen Poeten, ließ sich daraus nichts gewinnen, was er nicht aus zahlreichen andern, reineren und tieferen Quellen hätte schöpfen können.

Höhere Musterbilder tragischer Kunst schwebten seinem Geiste vor, als er nach der Rückkehr aus Italien, etwa in den Jahren 1640—42, sich ein vielumfassendes Verzeichniß solcher Stoffe angelegt, die er damals einer dramatischen Bearbeitung werth achtete. Sie entstammen den Urkunden bald der heiligen, bald der vaterländischen Geschichte. Nicht weniger als vier dieser Aufzeichnungen deuten auf den Inhalt des Verlorenen Paradieses. Einer der ausführlicheren Entwürfe wird auch bereits mit dem Namen Paradise lost bezeichnet; ein späterer, der über eine mögliche Gliederung des Ganzen noch genauere Angaben bietet, erhält den Titel Adam unparadized. Deutlich verrathen diese Skizzen des Dichters Absicht, den biblischen Gehalt mit der ganzen strengen Hoheit antiker Formen zu umkleiden. Er verschmäht die Freiheiten, die in dem volksmäßig gearteten Drama seines Landes zu Recht bestanden: die wilden Waldlieder seines Shakespeare durften nicht in sein tragisches Gedicht hineinklingen. Nur im Wetteifer mit den Herrschern der attischen Bühne, vor allen mit seinem Liebling Euripides, konnte sein künstlerischer Ehrgeiz sich befriedigen. Diese ursprünglich

---

rühmtheit gesichert worden. Hält doch noch Bernardo Morsolin für nöthig, ihn im Hinblick auf Milton nachdrücklich zu erwähnen! (Storia della letteratura Italiana, il Seicento, 89). — Einen brauchbaren Artikel über Andreini (Giambattista) lieferte der, wie gewöhnlich, wohl unterrichtete Ginguené in der Biographie universelle 2, 137; er sagt: il est cependant vrai que la curiosité des Anglais a fait passer dans leur île le plus grand nombre des exemplaires de l'Adamo.

dramatiſche Anlage des Werkes hat in dem ſpäter ausgeſtalteten Epos unverkennbare Spuren zurückgelaſſen.[75]) Welchen Hochflug ſeine tragiſche Rede damals genommen hätte, das mögen wir noch jetzt ahnen, wenn wir zu Anfang des vierten Buches die Worte vernehmen, in die Satan beim Anblick der neuen Sonne ausbricht:

O thou that, with surpassing glory crowned —

Ein unverdächtiges Zeugniß bekundet uns, daß mit dieſem erſchütternden Selbſtgeſpräche, in dem die widerſtreitenden Empfindungen durcheinander wogen, die Tragödie vom Sündenfalle hatte anheben ſollen. Als Voltaire zuerſt, in der Abhandlung über die epiſche Poeſie, Miltons Gedicht ſeinem öffentlichen Urtheile unterzog, erwies er dieſem glänzenden Probeſtück der Beredſamkeit Satans die Auszeichnung, es im Gewande ſeiner Alexandriner dem europäiſchen Publikum vorzuführen:

Toi sur qui mon tyran prodigue ses bienfaits —[76])

---

[75]) „Es wird nicht mehr auffallend erſcheinen, warum das Verlorene Paradies das am meiſten dramatiſche aller epiſchen Gedichte genannt worden iſt." Alfred Stern, Milton und ſeine Zeit 2, 4, 76. Es ſei auch auf die unmittelbar folgenden Erörterungen Sterns verwieſen. Sein Buch verdiente die weiteſte Verbreitung unter uns zu finden. Dem Deutſchen wird hier nicht nur Miltons Perſönlichkeit begreiflich, ja vertraut; es erſcheint ihm hier auch das politiſche und litterariſche England des ſiebzehnten Jahrhunderts ſo, wie es den großen Dichter und Kämpfer umgab und emportrug.

[76]) Oeuvres 8, 354. Voltaire giebt nur etwa neun Zeilen des Originals in elf Alexandrinern wieder. Louis Racine übertrug dann in ſeinen Réflexions sur la Poésie (Oeuvres 1808, 2, 421) den ganzen Monolog. Das Engliſche war ihm fremd; ſo konnte er nur auf Grund der proſaiſchen Ueberſetzung von Dupré de Saint-Maur ſeine Verſe ausarbeiten. Eine Vergleichung zwiſchen den beiden Ueberſetzungen, die zu Ungunſten Racines (M. Racine le fils!) ausfallen mußte, ward dann angeſtellt in der Abhandlung: Connaissance des beautés et des défauts de la poésie et de l'éloquence dans la langue française (1749). Voltaire will zwar dieſe Schrift, die ihn über die andern Dichter preiſend erhebt, nicht verfaßt haben; es hält aber in dieſem, wie in manchem ähnlichen Falle ſchwer, ſeine Ableugnungsverſuche ernſt zu nehmen (Oeuvres 23, 327). Als hierauf Louis Racine, nach erlangter Kenntniß des

Auch Bodmer will (1, 162) die Aufmerksamkeit seiner Leser bei diesem Selbstgespräche festhalten; auch er weiß zu berichten, welcher Platz ihm in dem entworfenen Drama bestimmt gewesen. Aber keineswegs will er einem Andreini einen Einfluß auf das erste stille Werden des „göttlichen Gedichtes" zugestehen. Voltaires Erzählung verwirft er als ein keckes Märchen. Ja, wäre sie begründet, so dürfe doch, wie er meint, diesem Andreini keine größere Ehre zu Theil werden, als den „zufälligen, blinden und leblosen Mittelursachen, welche als unwissende und blosse Maschinen zu der Beförderung eines Werkes dienen." Freilich ist ihm nichts Genaueres von dem Drama des Italieners bekannt; aber sein kritisches Ahnungsvermögen berechtigt ihn zu dem schneidenden Urtheil: „er hat aus einer vortreflichen, grossen und erhabenen Materie etwas schlechtes gemacht"; und da kommt dem Schweizer sein „ehrlicher" Landsmann Josias Murer in den Sinn, als dessen „Mitbuhler" Andreini höchstens gelten dürfte. Er erinnert sich des dramatischen Spiels, das 1550 in Zürich von 106 Personen aufge-

---

Englischen, seine prosaische Uebersetzung herausgab, verwies er in den Anmerkungen auf seine eigene, wie auf Voltaires frühere poetische Nachbildung; er stellte sich mit seinem Gegner in gleiche Linie, indem er hinzufügte: et nous n'avons ni l'un ni l'autre bien rendu l'original (Oeuvres 3, 321). Noch spät, in den Questions sur l'Encyclopédie 1771, Artikel Épopée, hat sich Voltaire umständlich auf Milton wieder eingelassen. Er rühmt sich, wie von den übrigen englischen Poeten, so auch von diesem den Franzosen zuerst eine Vorstellung beigebracht zu haben. Seine frühere Uebersetzung des Satanischen Monologs hat er hier um mehrere Verse verlängert (Oeuvres 18, 589). Wie weit auch seine gereimten Zeilen von der Herrlichkeit des Originals abstehen, so behaupten sie doch den Vorrang vor den Alexandrinern L. Racines und ebenso vor den späteren des geschmeidigen Delille. Vgl. Daunous Note in der Baudouinschen Ausgabe Voltaires (1825) 13, 526. — Zu beachten ist übrigens die Vermuthung Mark Pattisons (Milton, London 1879 p. 171), der von den Anfangszeilen des Monologs vorsichtig sagt: Possibly they were not intended for the very first lines; — er glaubt, Milton habe, nach Euripideischem Muster, den lyrisch gehobenen Stellen eine einfache Darlegung des Sachverhaltes, von dem die Handlung ausgeht, vorangeschickt.

führt worden: es enthielt „die Geschichte vom Anfang der Erden bis zur Sündflut". Er stößt in diesem Spiel auf einzelne Gedanken, die er als „roh" bezeichnet, in denen er aber eine entfernte Aehnlichkeit mit solchen wahrnimmt, die auch Milton in sein Gedicht verweben mußte. So greift er denn zum Beleg einige derbe Reden der Teufel heraus, die, der ewigen Verdammniß preisgegeben, jammern, rasen und wüthen, sich zum Trotze gegen Gott waffnen und ihrem Neid und Haß gegen den neu geschaffenen Menschen Luft machen; er hat hier die Reimpaare des alten Schauspiels in prosaische Sätze aufgelöst. Später, in den Noten zum zehnten Buche (2, 212), kommt er noch einmal zurück auf „Josias Murers seltsames Spiel". Wenn Miltons verzweifelnder Adam seine Vorwürfe gegen die sündige Eva richtet, die auch ihn zur Sünde verlockt hat, — Bodmer nennt das „die Ausfilzung der Eva" — so schilt er die Arme, an ihr sei „alles nur eine Riebbe, krumm von Natur" (all but a rib | Crooked by nature 10, 884). Damit vergleicht der Uebersetzer entsprechende Verse des schweizerischen Dramas, die er hier unverändert abdruckt.

Von Murer, dem der Name Jos, nicht Josias, zukommt, sind uns sieben Dramen aufbewahrt, über deren Inhalt und Eigenart Baechtold uns in seiner anschaulichen Weise unterrichtet (S. 354—64). Aber unter ihnen findet sich keins, in das die ausgehobenen Teufelssprüche gehören könnten. Bodmer hat uns mit dem Namen Murer auf eine falsche Fährte gewiesen. Eine weitere Umschau unter den dramatischen Massen der Reformationszeit mag uns auf die rechte bringen. Das Schauspiel, dessen Aufführung die Züricher 1550 erbaute und ergetzte, war kein anderes als das späteste unter den sieben Dramen Jakob Rufs: Adam und Eva. Baechtold ertheilt (S. 329) ausgiebige Nachricht über den Verlauf des biblischen Spieles, das, auf zwei Tage vertheilt, in seinen beiden ersten Acten den Inhalt des Verlorenen Paradieses umfaßt. Die Verse, die Bodmer zur Vergleichung mit der Poesie Miltons heranzieht, begegnen

uns in H. M. Kottingers Ausgabe von Adam und Heva (Quedlinburg und Leipzig 1848) auf S. 12 (v. 353), 14 (397), 15 (447)[77]), 37 (1176), 36 (1138). Unter den Züricher Dramatikern des sechzehnten Jahrhunderts muß man Ruf, dem Erneuerer des Tellenspiels[78]), den ersten Platz einräumen. Verfolgt man im Einzelnen, wie er und, mehr als ein Jahrhundert nach ihm, Milton verwandte Vorstellungen und Gedanken in Worten ausgestalten, so blickt man in zwei Kunst- und Geisteswelten, die eine unausfüllbare Kluft zu trennen scheint. Zugleich aber erkennt man von neuem, daß Milton, der niemals die leiseste Kunde von einem Drama Jakob Rufs vernommen, die Grundstoffe, die er zum Aufbau seiner Hölle, seines Paradieses verwendet, aus allen Weiten der christlichen Ueberlieferung zu sammeln verstand.

So hat Bodmer seine Noten mit manigfachem Wissen angefüllt; er ist mit aufrichtigem, zuweilen auch mit ingrimmigem Eifer bemüht, den Deutschen gangbare Wege in das Innere des fremdartigen Gedichtes zu eröffnen. Den Noten hingegen, unter denen der Name Wieland steht, schenken wir einige Aufmerksamkeit vornehmlich deshalb, weil sie von ihm herrühren. Wenn der künftige Urheber der Comischen Erzählungen, des Combabus und des Neuen Amadis unter den Commentatoren Miltons auftritt, so ist es erlaubt, neugierig zu fragen, wie eine solche Rolle ihm zu Gesichte steht. Gleich aber vermuthet man, daß er sich

---

[77]) Der Eilbote, den die Teufel zur Beobachtung des schaffenden Gottes abordnen, soll

also gugken,
daß vor ihm schaff gott nit ein mugken,
nüt heimlichs müg vor ihm vollbringen —

Bodmer: „Daß Gott vor ihm nicht eine Mücke erschaffen, und nichts heimliches vollbringen mag." — Diese Stelle aus Rufs Drama war mir in lebhafter Erinnerung geblieben, und so ließ Bodmers kleiner Irrthum sich leicht entdecken und berichtigen.

[78]) Vgl. Gustav Roethe in den Forschungen zur deutschen Philologie. Festgabe für Rudolf Hildebrand. 228 flg.

ganz leidlich in sie hineinfinden, ja daß er sie mit anscheinender Natürlichkeit spielen wird. Trug der frühreife, das heißt unreife, Verfasser eines antilucrezischen Lehrgedichtes und eines Hermann damals doch laut stolzierend die ganze Schwere des über ihn verhängten Klopstock-Bodmerischen Bannes! Er war Hausgenoß Bodmers. An einem Tische mit ihm arbeitete und aß er. Milton, Klopstock und Bodmer verehrt er als Vorbilder und Schutzgeister seiner Dichtung. In dem „Schreiben von der Würde und der Bestimmung eines schönen Geistes", das er im Sommer 1752 aufgesetzt, werden die drei zu einer Einheit verbunden:

Klopstock, der Ruhm ist dein, du theilst ihn mit Milton und Bodmer.
Welche Gedanken erschafft ihr in uns? Zu welchen Entschlüssen
Weckt ihr das Herz? O was vor liebenswürdige Thränen
Wurden bei euern Gesängen geweint! —[79])

In den „Erzählungen" (Heilbronn 1752), zu denen Thomson in seinen „Jahreszeiten" die Muster geliefert, werden S. 104, neben dem Paradies des Homers der Britten, die Bodmerschen Töchter der Natur und die Klopstockschen Seraphim aufgeführt. Bodmer scheint dem Herzen des schwärmenden Jüngers sogar am nächsten zu stehen. Neben der geliebten Serena, die den Engeln bekannter ist als niedrigen Menschen, nennt Wieland ihn allein, wenn er sich anschickt, den „geprüften Abraham" im geistlichen Heldenliede zu besingen:

O heilige Muse
Laß dich erbitten, auch mich zu deinem Priester zu weihen,
Wie du dir Bodmern geweiht hast, daß er die heilige Laute
Von Elihu geerbt zum Preis der Weisheit beherrschte; —

---

[79]) Fragmente in der erzählenden Dichtart (Zürich 1755) S. 123. Ich erlasse dem Leser in diesen Citaten die sattsam verspottete „Zyricherische" Schreibweise, auf die nach einigen Jahren die dortige Dichtergilde selbst verzichtete. — Es ist ein seltsamer Irrthum Mörikofers (S. 190), Bodmer für den Verfasser eines poetischen Schreibens zu halten, in dem die oben angeführten Verse vorkommen. Der Irrthum wird dadurch einigermaßen erklärlich, daß Wieland dies Erzeugniß seiner scheltenden jugendlichen Muse von den späteren Sammlungen

so fleht er im Sommer 1753. Und wenn er im folgenden Jahre die „Erinnerungen an eine Freundin" aufzeichnet, so begrüßt er den Verfasser des Noah und der Sündflut als den Socrates der Dichter,[80]) dessen reizerfüllte Schildereien der Tugend und der Weisheit den jugendlichen Schönen zur Nachahmung vorgehalten werden.

Solche mehrfach wiederkehrende Ausbrüche der Verehrung bereiteten dem patriarchalischen Dichter eine innige Genugthuung. Den Freunden giebt er Kunde von diesen Lobesergüssen. In diesem jugendlich begeisterten Anhänger findet er alles wieder, was er selbst an Joseph, dem Sohne Jacobs, gepriesen hat (Jacob und Joseph, Zyrch 1754, S. 6):

Ernst und Tiefsinn zu denken, bei andern die Früchte des Alters,
Waren bei ihm in der Blühte des Lebens gereifet; Gott gab ihm
Weisheit, die Künste der tiefverborgnen Natur zu entdeken.
In ihm hauchte der göttliche Geist. — — — —
Was er vornahm konnte nicht besser
Vorgenommen, und was er dacht nicht besser gedacht seyn.

Diese Schilderung bekräftigen die an Zellweger gerichteten Worte vom 9. Juli 1752: „Alles was dieser Jüngling vornimmt, geräth zum Besten. Von ihm ist auch wahr, was ich

---

seiner Schriften ausgeschlossen hat; und daran that er recht. Es erscheint aber noch in den dreibändigen Poetischen Schriften von 1762, 1, 315 unter dem Titel: „Sendschreiben an einen Freund, von der Bestimmung des Genie." —

[80]) Wie diese Worte im ersten Drucke der „Erinnerungen" (Zyrich 1754) S. 13 erschienen, so stehen sie noch unverändert 1798 im vierten Bande der Supplemente zur Göschenschen Gesamtausgabe S. 15. Der „geprüfte Abraham" mußte sich vielfache Veränderungen und Verkürzungen gefallen lassen. Als der dritte Band der „Poetischen Schriften" 1762 das biblische Gedicht brachte, und zwar unter dem neuen Titel „Die Prüfung Abrahams", da war die oben mitgetheilte Anrufung schon ausgemerzt. — Das Studium Wielandscher Varianten, zu dem Goethe schon vor hundert Jahren aufforderte, bleibt immer unterhaltend. Wie ergiebig es wird, das erfährt der Forscher dann zumeist, wenn er bei den Arbeiten der früheren und frühesten Epochen aufmerksam verweilt. Die wechselnden Lesarten, die tiefer ins Ganze eingreifenden Umbildungen, sie werden uns urkundliche Beiträge zur Geschichte dieses anscheinend so

in Jacob und Joseph von Joseph gesagt v. 149—159. Ich kann es nicht anders, als für eine besondere Vorsehung ansehen, daß ein solcher Mensch noch in meinen Tagen gebohren worden."

Dieser erlesene Mensch, in dem der göttliche Geist hauchte, wollte auch in platter Prosa bekennen, daß ihm in Bodmer ein neuer, vielleicht ein größerer Milton erschienen sei. In den kritischen Aufsätzen der Samstagsblätter des Spectator, die Bodmer schon 1740 den Deutschen zugänglich gemacht, hatte Addison einst vor den blöden Augen der Engländer die noch verborgenen Schönheiten des Verlorenen Paradieses enthüllt. Die versteckten Schönheiten des Noah waren nicht minder würdig, vor aller Welt ausgebreitet zu werden. Für den neuen, den schweizerischen Milton, mußte ein neuer, deutscher Addison in die Schranken treten; er mußte die „Erzväter der Dummheit oder ihre getreuen Waffenträger" abwehren, die sich etwa gegen den Noah so vergehen möchten, wie sie wider das Verlorene Paradies und den Messias sich vergangen. So entstand die gedehnte „Abhandlung von den Schönheiten des epischen Gedichts: Der Noah", deren öffentliches Erscheinen Bodmer mit begreiflicher Ungeduld erwartete, bis er endlich um die Mitte des April 1753 sie den Freunden zusenden konnte.[81]) Nach dem Vorbilde Addisons ergeht sich Wieland zuerst in allgemeinen Betrachtungen; er prüft die Handlung, die Charaktere, die Darstellung des Wunderbaren, die Schreibart und den Vers. Dann wendet er sich zum zweiten

---

wandelbaren, so allseitig empfänglichen Geistes, der doch seine angeborene Eigenart so beharrlich festhält. Auch auf Wielands frühere Schriften läßt sich anwenden, was Goethe über dessen Jugendbriefe gegen Carl August äußert: „Die heitere Nachgiebigkeit und zähe Hartnäckigkeit, zwischen denen sein Wesen sich bis in die spätesten Jahre bewegte, ist auch hier schon ausgesprochen."

[81]) Wieland unterzeichnete den Vorbericht am 8. April. Am fünften hatte er den „geprüften Abraham" begonnen. So schritt er von der ausschweifenden Lobpreisung des Noah unmittelbar zur Verfertigung des einzigen biblischen Gedichtes, das er — wie ihm in späteren Jahren zu sagen beliebte — zu verantworten hatte.

Theile seiner Aufgabe: der Reihe nach beleuchtet er auch für den Blick des Ungeweihten alle die Schönheiten, die dem Auge des Bewunderers aus jedem der zwölf Gesänge des Noah entgegenstrahlten. Die Bekrittler des Noah werden für ihren bösartigen Stumpfsinn mit kernigen Schelt- und Schmähreden gezüchtigt. Wieland ist zu der Einsicht gelangt, daß der Noah unter den Werken, die der menschliche Geist hervorgebracht hat, eine der obersten Stellen einnimmt. Es lockt ihn, sich mit seiner Einbildungskraft in die entlegenste Zukunft zu verlieren. Mit nachdenklichem Tiefsinn erwägt er, „aus was für einem Gesichtspunkt man in tausend Jahren, wenn die Erde diese noch erlebt, den Noah ansehen wird". Wenn nun gar diese biblische Epopöe das einzige Werk wäre, das sich aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in jene spätesten Zeiten hätte hinüberretten können! Welch einen hohen und umfassenden Begriff müßten dann die zukünftigen Leser von der allseitigen Ausbildung und von der Zeugungskraft eines Zeitalters gewinnen, das fähig war, einen Noah ins Dasein zu rufen!

Das Staunen über die dichterische Größe des Noah konnte jedoch den jungen Lobredner nicht so gründlich betäuben, daß er darüber den empfänglichen Sinn für die wahren Herrlichkeiten des Verlorenen Paradieses eingebüßt hätte. Auch mußte es ihm schmeicheln, an der Seite des Noahdichters den verdeutschten Milton gegen die Kritiken der Dunse vertheidigen und vor den Verdächtigungen der Gottesgelehrten schützen zu können. Seine Beisteuer zu den Noten ist nicht eben reichlich ausgefallen. Seine Bemerkungen streifen meist das theologische Gebiet. Zweimal hat er es mit Warburton zu thun, gegen dessen irreführende Klügeleien er empörten Einspruch erhebt. Der hochfahrende Verfasser der „göttlichen Sendung Mosis" hatte sich nicht enthalten können, auch gegen einige Verse Miltons seinen unseligen Scharfsinn spielen zu lassen. Gegen diesen Scharfsinn ist weder Engel noch Mensch gesichert. Im achten Buche äußert Adam sein Entzücken über die Rede des Erzengels, die Ohr und Geist

mit Süßigkeit füllt, ohne zu überſättigen; in ſeiner Erwiederung rühmt Raphael dagegen die anmuthvolle Beredſamkeit des Urvaters der Menſchen, über den Gott, als über ſein ſchönes Ebenbild, ſeine Gaben in- und auswendig reichlich ergoſſen:

for God on thee
Abundantly his gifts has also pour'd
Inward and outward both, his image fair (219—21).

Auswendig — outward — da wittert Warburton Ketzerei. Bei dieſem Worte, meint er, ſollte man denken, Milton habe der Secte der Anthropomorphiten ſo gut wie Materialiſten angehört. Ueber dieſe tückiſche Bemerkung geräth Wieland in Eifer. Nachdem er vorausgeſandt, daß ſie „dem Verſtande oder dem Herzen des Hrn. Warburtons wenig Ehre mache", verſucht er, ſie in aller Form zurückzuweiſen. Kein vernünftiger Leſer dürfe ſo unbeſcheiden ſein, „den Worten eines Poeten den abgeſchmakteſten Sinn anzudichten, weil ſie nicht ſo beſtimmt ſind, als wie ſich ein Metaphyſicus ausdrükte" (2, 50). Nichts anderes wolle Raphael ſagen, als daß durch den Leib der erſten Menſchen, in denen Verſtand und Wille noch unbeirrt die gerade Richtung einhalten, das Bild Gottes wie durch einen zarten Vorhang hindurchſcheine. Dieſe Vorſtellung erläutert Maximus Tyrius, wenn er in einem artigen Gleichniſſe ausführt, daß die ſchöne Seele, in einen ſchönen Leib gepflanzt, lieblicher in die Augen leuchte, „wie die Blumen anmuthiger unter einem klaren Waſſer hervorblinken".[82]) Und warum — ſo ſetzt der hitzige Vertheidiger Miltons ſeine Widerlegung fort — warum könnte man nicht annehmen, daß in der Menſchengeſtalt ein, freilich unvollkommenes, Abbild jener vollkommenen Geſtalt ſich zeige, in der es dem höchſten Weſen zuweilen beliebt, ſich den

[82]) Das Gleichniß, auf das ſich Wieland beruft, ſchmückt den neunten Aufſatz: *οἷον εἰ ξυνείης ποταμοῦ κάλλος λειμῶνι ἐπιῤῥέον· καλὰ μὲν τὰ ὑπ' ἀντῷ ἄνθη, λαμπρυνόμενα δὲ ὑπὸ τοῦ ὕδατος πρὸς τὴν ὄψιν. τοῦτο δύναται καὶ ψυχῆς ἄνθος* — u. ſ. w.

Engeln und seligen Geistern zu offenbaren? Dann wäre das so schmählich mißdeutete Wort Raphaels durchaus gerechtfertigt, und jeder Verdacht des Anthropomorphismus beseitigt.[88])

Fast noch heftiger wird Wielands Unwille gereizt, wenn Warburton in einer späteren Stelle des achten Buches die Gelegenheit entdeckt, seiner Verketzerungssucht abermals zu fröhnen. Adam erzählt, wie ihm, der eben sein wonnevolles Dasein begonnen, von Gott dem Herrn der Besitz des ganzen Erdbodens verliehen und alle Geschöpfe ihm vorgeführt worden; er erzählt, wie sie ihm, dem ersten Menschen, gehuldigt und er ihnen Namen gegeben; er erzählt ferner, wie er, durchdrungen von dankbarer Verehrung, sich dann zu Gott gewandt und fragend ausgerufen habe, mit welchem Namen er denn ihn, der alles Wirkliche und alles Denkbare so unermeßlich hoch überrage, anbetend nennen sollte:

O by what name, for thou above all these — — (v. 357).

Addison bewundert das hier beginnende Zwiegespräch zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe; Warburton, spitzfindig bis zur Abgeschmacktheit, glaubt hier auf eine Meinung zu stoßen, die er als unvernünftig und untheologisch verwerfen muß (unreasonable as well as untheological): denn der Mensch kann nicht durch Gottes Gabe Einsicht in die Natur seiner Mitgeschöpfe erhalten, bevor er Kenntniß von der Natur seines Schöpfers gewonnen. Wieland läßt seine Entrüstung über diese Logik, die sich zur Sophistik verkehrt, hervorbrechen in den Worten (2, 61): „Es ist kaum zu begreiffen, wie ein Mensch der seine Vernunft

[88]) In aller Kürze, ebenso unterhaltend wie unterrichtend spricht über die Anthropomorphiten Gibbon ch. XLVII. n. 12. 13. — Im zweiten Bande des Werkes über die Einsamkeit (1784) erzählt Zimmermann S. 365 unter Anwendung seiner derbsten Ausdrucksmittel, wie der alexandrinische Bischof Theophilus die mönchischen Anthropomorphiten, die gegen ihn antobten, zu besänftigen wußte. Es ist der von Socrates und Sozomenus berichtete Vorfall. Vgl. Schröckh, Christliche Kirchengeschichte 10 (1785) S. 224. Milman, History of Christianity 3,103 (ed. 1884).

noch in seiner Gewalt hat, solche Folgerungen aus einem Text erzwingen kann"; — er übernimmt alsdann die Mühe, einem vorurtheilsfreien Leser darzuthun, wie deutlich eben die von Warburtons Kritteleien heimgesuchten Worte bezeugen, daß Adam vom Schöpfer des Alls eine durchaus würdige Vorstellung gehegt.[84])

Besonders vertraut zeigt sich Wieland mit der Wesensbeschaffenheit der Engel, der guten wie der bösen. Nach Miltons Schilderung (1, v. 678) hatte Mammon schon im Himmel, ehe über ihn und seine aufrührerischen Gesellen die ewige Verdammniß verhängt worden, sein schlimmes Gelüsten durch bestimmte Anzeichen verrathen. Anstatt sein Aug emporzuheben und nach dem beseligenden Anschauen Gottes zu trachten, hielt er seine Blicke und seine Gedanken niederwärts gesenkt und sah verlangend stets auf den goldenen Estrich des himmlischen Palastes. Wieland weiß zu erklären, wie es geschehen konnte, daß ein noch nicht offenkundig abgefallener Engel sich auf eine, seinem ursprünglichen Stande so wenig geziemende Weise betragen mochte (1, 47): „es ist sehr wahrscheinlich, daß sich die Engel auch durch einige Ungleichheit in den Neigungen, obgleich ohne ursprüngliche Unordnung, von einander unterscheiden." — Demnach treten wir dem Mammon keineswegs zu nahe, wenn wir annehmen, daß er von jeher den Hang und Drang nach Golde in sich gehegt. Freilich erst nachdem er in den Höllengrund hinabgeschmettert worden, konnte diese Begier ungehemmt hervorbrechen, um dann in sattsam bekannter Weise nach allen Richtungen hin sich durch die sündige Welt zu verbreiten.

Zu einem breiteren Erguss seines theologischen Wissens mußte besonders das sechste Buch des Verlorenen Paradieses den

[84]) In den Noten zu seiner hexametrischen Uebersetzung des Verlorenen Paradieses vergißt Zachariä nicht, anzumerken (2, 44. 50), daß Wieland den Dichter von dem Verdachte der ihm aufgebürdeten Ketzereien gründlich gereinigt habe. — Warburtons theologische Sinnesart und Kampfesweise wird treffend bezeichnet von Leslie Stephen: To disagree with him was to be not merely a fool, but a rogue. — History of English thought in the eighteenth century 1, 345.

frommen Erklärer anregen. Dort giebt Raphael unserem Urvater den staunenswürdigen Bericht über den Kampf, der zwischen den himmlischen Heerscharen entbrannte, als Satan und seine Gesellen, verführt durch die hochmüthige Vorstellung von ihrer angestammten Selbstherrlichkeit, sich der Auflehnung gegen den Höchsten erkühnten. Der Erzengel soll durch Schilderung dieses Kampfes, der mit ewiger Vernichtung der zur Hölle niederstürzenden Empörer enden muß, seinem Hörer eine heilsame Warnung ertheilen. Denn schon lauert der Führer der abgefallenen Engel, und will das arglose Menschenpaar mit frevelhaften Listen und Ränken umstricken. An dem schreckensvollsten Beispiele soll Adam erkennen, daß, wer auch immer dem göttlichen Geheiße widerstrebt und gegen die Obermacht des göttlichen Willens ankämpft, sich selbst dem unabwendbaren Verderben überliefert. Um die Eindringlichkeit dieser Warnung zu verstärken, muß Raphael sich zur menschlichen Fassungskraft herablassen: der feindliche Zusammenstoß der Geisterheere muß in sinnlich wahrnehmbaren Bildern dem Auge vorgeführt werden. So umkleidet denn der Dichter die ätherischen Wesen mit leiblichen Hüllen; sie bekriegen und verwunden sich wechselseitig; von den zischend hin und wieder fliegenden feurigen Pfeilen bildet sich ein Flammengewölbe über den Häuptern der Streitenden. Wie die Heere in nicht zu dämpfender Wuth auf einander losstürmen, ertoset der ganze Himmel; und die Erde, wäre sie damals schon gewesen, hätte bis in ihr Innerstes hinein die Erschütterung empfinden müssen. Noch ungeheuerlicher tobt am zweiten Tage der Geisterkampf. Da haben die Aufrührer aus dem rohen Urstoffe der Natur das höllische Pulver zubereitet; eine ganze satanische Artillerie steht wohlgeordnet den treu gebliebenen Engeln entgegen, um Verderben über sie auszuspeien. Beim losbrechenden Donnergebrüll der Kanonen fahren die teuflischen Geschosse verwirrend unter die Getreuen Gottes. Schon schwelgen die hohnlachenden Rebellen in Siegeszuversicht. Aber jene werden durch den brennenden Zorn über ihre anscheinende

Niederlage zu neuen Kraftäußerungen getrieben: sie rüsten sich mit einer unerhörten Art von Waffen. Die gefesteten Hügel und Berge, ja ganze Vorgebirge reißen sie aus dem Himmelsboden. Diese Gebirgsmassen werden an den rauh bewaldeten Gipfeln emporgehoben und dann niedergeschmettert, erst auf die fluchwürdigen Kriegswerkzeuge, die den Donner des Allerhöchsten nachahmen sollten, dann auf die Abgefallenen selbst, die sich peinvoll stöhnend unter den gewaltigen Lasten wälzen. Das Grauen der Verwüstung drohte auch den Himmel in ein Trümmerfeld umzuwandeln, wenn nicht am dritten Tage die göttliche Allmacht den Sohn, den Gesalbten, den Mitinhaber des himmlischen Thrones, entsandt hätte, um den alles zermalmenden Kampf siegreich zu endigen. Der Messias macht sich auf; alle Glorie, alle schreckende Majestät des Vaters strahlt aus ihm hervor. Von seinem Wagen herab, der im Rollen ertönt gleich strömender Fluth oder starkem Kriegesheer, schleudert er seine unwiderstehlichen Donner und jagt die Ueberwältigten, Verzweifelnden hinunter in die grause Tiefe, wo ihnen der Sitz für alle Ewigkeit angewiesen bleibt. Dort mögen sie ihren zehrenden Grimm in verderbenschwangeren Planen gegen das Heil der neugeschaffenen Menschheit zu ersättigen suchen. Messias aber, nachdem er den Himmel von der widerspenstigen Rotte gesäubert hat, wendet sich, im Triumphzug emporgetragen, zurück zu seinem Vater: er wird in die göttliche Glorie wieder aufgenommen, begrüßt von dem Siegesjauchzen anbetender Engelchöre. —

Englische Kunstrichter trugen kein Bedenken, die Großartigkeit dieses Kampfgemäldes anzuerkennen. Ihnen schien hier der neuere Dichter alles zu überbieten, was je die alten von den Zeiten Homers und Hesiods bis hinab zu den Tagen Claudians in Darstellung von Götter- und Gigantenkämpfen geleistet. Freilich hat er, der Kenner aller biblischen und weltlichen Poesie, auch hier den Schatz seiner Erinnerungen gründlich ausgebeutet. Aber vor der mächtigen Einheit seines Stils schwindet auch hier

jeder sichtbare Unterschied zwischen dem Angeeigneten und dem Eigenen; untrennbar ist es ineinander verschmolzen.

Etwa vierzehn Jahre war England im Besitze der Miltonschen Dichtung; da ward schon das sechste Buch, als einer ihrer glänzendsten Bestandtheile, der Bewunderung der Kenner empfohlen. Der Earl von Roscommon, der, obwohl meist durch französische Kritik gebildet, doch Miltons Werth zu fühlen vermochte und verdiente,[85]) hatte 1681 in einem Lehrgedichte von der Kunst der poetischen Uebertragung eine Reihe zweckdienlicher Vorschriften zusammengefaßt; an den Schluß seiner Belehrungen stellte er die Aufforderung, sich der Herrschaft des barbarischen Reimes zu entziehen, dem man sich oft knechtisch füge und darüber wichtigere Satzungen außer Acht lasse. „Jetzt aber", — ruft er in jenem Essay on translated verse seinen Landsleuten zu, — „jetzt, da Phoebus und die geweiheten Neun mit allen ihren Strahlen unser beglücktes Eiland bescheinen, warum sollen wir da nicht den alten Kunstbrauch wieder herstellen, wie er einst in Rom oder Athen heimisch gewesen?" — Und nun erinnert er an die Hoheit und Würde, die in Miltons reimfreiem Verse waltet, indem er siebenundzwanzig von ihm selbst verfaßte Verse dieser Art seinem reimgeschmückten Gedichte anfügt. Es ist aber der Inhalt des vor allen bewunderten sechsten Buches, den er in diese Verse zusammendrängt; ja, einzelne Machtworte Miltons läßt er unverändert in seine Zeilen hinüber-

---

[85]) In den Imitations of Horace, epistle II, 1, 213 konnte Pope ihm den oft wiederholten Lobspruch ertheilen, daß er allein in den Tagen Karls des Zweiten seinen Lorbeer unbefleckt erhalten:

in all Charles's days
Roscommon only boasts unspotted bays.
(Pope's Works by Elwin and Courthope, 3, 362).

Roscommon, der schon 1684 fünfzigjährig gestorben, hinterließ anerkennenswerthe Uebersetzungen der Horazischen Ars poetica und des Dies irae. Man sieht, wohin auch immer Milton seinen Einfluß erstreckt, wirkt er veredelnd.

tönen.[86]) An dieſe ſeltſame Nachdichtung reiht er dann den Wunſch, daß er den glorreichen Tag erleben und feſtlich begrüßen möge, an dem Britanniens triumphierende Muſe, die barbariſche Ausſchmückung verſchmähend, in der römiſchen Majeſtät erſchiene, der ihre eigene unverfälſchte Natur ſo nahe kommt.

Alſo gerade dieſe Schilderung des Aufruhrs, der den Himmel durchtobt, erweckt in dem edlen Kunſtlehrer die Hoffnung auf neue, herrlichere Ausgeſtaltungen der vaterländiſchen Dichtkunſt.

Dreißig Jahre ſpäter unternimmt es Addiſon, durch eine umfaſſende Kritik des „Verlorenen Paradieſes“ und durch eine liebevolle Darlegung ſeiner Schönheiten den Rang Miltons unter den Dichtern der alten und neuen Welt endgültig feſtzuſetzen. Auch ihm wird gerade durch das ſechſte Buch ein volleres Maß ehrfürchtiger Bewunderung abgenöthigt. Wenn er ſich dieſem Buche nähert (Spectator, No. 333, Saturday, March 22, 1712), ſucht er ſeinen kunſtrichterlichen Worten einen erhöhten Schwung mitzutheilen. Muß er doch bekennen, daß der Dichter, ſobald dieſer Himmelskämpfe gedacht wird, ſich über ſich ſelbſt erhebt![87]) Nicht nur ſtaunt der Kritiker über die hier entfalteten Wunder einer Einbildungskraft, die ſich ohne Zagen den kühnſten Flügen überläßt, er unterſucht Miltons Verhältniß zu den Dichtern, die hier als ſeine Vorgänger gelten können; er zeigt, wie ein Claudian in ſeiner Gigantomachie, verleitet durch das Beſtreben, zum Großen und Gewaltigen aufzuſteigen, in das Spielende und Kindiſche verfällt; er rühmt die künſtleriſche Einſicht, mit der

[86]) Miltons Verſe 6, 775 und 836

When the great ensign of Messiah blazed —
in his right hand
Grasping ten thousand thunders —

ſind faſt wörtlich dem Essay einverleibt. — Ich leſe Roſcommons Essay in der noch immer brauchbaren zweibändigen Sammlung: The Works of the most celebrated Minor Poets (London 1749). Die Arbeiten des edlen Earl finden ſich dort 1, 1—121.

[87]) The Author's Imagination was so inflam'd with this great Scene of Action, that wherever he speaks of it, he rises, if possible, above himself. The Spectator. No. 333 (ed. Henry Morley 2, 455).

Milton vielmehr alles ausscheidet, was den Gesamteindruck des Erhabenen, zu dem hier alles zusammenstimmen muß, gefährden könnte.

Der Kritik Addisons folgte nach zwanzig Jahren die Ausgabe Bentleys. Mag der Philolog auch noch so verblendet und muthwillig an den überlieferten Worten des Gedichtes zerren und mäkeln, — für den Dichter selbst hegt er eine warm empfundene Ehrerbietung; und diese entspringt aus der lebendigen Anerkennung der Geistesgröße, die sich in dem ganzen Umfange dieses alle Zeiten und Welten umspannenden Epos ihm offenbarte. Die unzweideutigsten Anzeichen und Beweise dieser Größe glaubte auch er im sechsten Buche zu gewahren.[88]) Denn hier, seiner Meinung nach, mußte der Poet die ihm verliehene Fähigkeit zur Darstellung des Erhabenen aufbieten und die ganze Macht seiner hochtönenden Rede bewähren. „Das hat er in bewundernswerther Weise geleistet", — ruft der Beurtheiler aus, der sich sonst eher zu ungebührlicher Krittelei verführen als zu übertriebenem Lobe hinreißen läßt.

Aber was den Engländern, die mit ihrem Dichter ein gleichsam natürliches Einverständniß unterhielten, als bewundernswerth sich darstellte, das ward von dem Geschmacksurtheil der Franzosen verpönt. Wer Boileaus Lehrsprüche und Vorschriften im Sinne trug, der konnte nur widerwillig auf die Bilder hinblicken, in denen die Himmelsfehde hier versinnlicht worden — widerwillig oder spöttelnd. So ergeht sich denn Voltaire in beißender

---

[88]) Bentleys Note zu 6, 212 lautet in ihren ersten Sätzen: Now our Author it come to that Part of his Poem, where he is most to exert what Faculty he has of ὕψος, Magniloquence of Stile, and Sublimity of Thought:

Nunc, veneranda Pales, magno nunc ore sonandum. He has executed it to admiration — — Dann aber sieht der Kritiker sich doch gleich gemüssigt, dem Lobe eine einschränkende Bemerkung anzuhängen und nach seiner Weise eine Miltonsche Wortfügung von tadelloser poetischer Schönheit prosaisch zu recht zu rücken. — Der Hexameter stammt aus Verg. Georg. 3, 294.

Spottrede. Trockener, doch nicht minder heftig, bringt Conſtantin de Magny ſeine Einwürfe vor;[89]) ein jetzt gänzlich verſchollener Abbé Yart erhebt ſeine tadelnde Stimme in ſeiner Idée de la poésie anglaise, die er 1749—1756 in acht Bänden erſcheinen ließ. Schon die Vorſtellung eines in die Himmelsregion verlegten Kampfes beleidigt dieſe Kritiker. Wie kann das Böſe, das den Kampf entfacht, Einlaß in den Himmel erhalten? Wie können die Empörer, nachdem der Allmächtige einmal ihre Niederlage beſchloſſen und ihre Strafe angeordnet, ihren Widerſtand ſo hartnäckig und ſo erfolgreich fortſetzen? — Und nun gar ein ſolcher Krieg, in dem man ſich entwurzelter Felſen und geſchleuderter Vorgebirge als wirkſamer Wurfgeſchoſſe bedient, ein Krieg, in deſſen Verlaufe die dämoniſche Bosheit der Abgefallenen das Pulver erfindet, die Donnergeſchütze verfertigt — wie konnte ein verſtändiger Franzoſe, der ſelbſt bei überirdiſchen Begebenheiten auf Beobachtung des Herkömmlichen und Schicklichen drang, in den Vorgängen eines ſolchen Krieges etwas anderes gewahren als eine Anſammlung abgeſchmackter Ungeheuerlichkeiten? — Geiſtreich dichtet Arioſto, daß ſein ritterlicher Held die unritterliche Feuerwaffe ins Meer verſenkt, damit ſie für immer in den hölliſchen Untiefen verbleibe, wo ſie zum Verderben der Menſchheit und zur Schmach des Ritterthums angefertigt worden.[90]) Aber als ganz und gar widerſinnig ward

---

[89]) Seine Kritik des ſechſten Buches leitet Magny mit den Worten ein: „Les absurdités vont se multiplier à tel point dans ce sizième Livre, que je ne sçai comment la Critique y pourra suffire; — Louis Racine ſucht in den Sinn und in die Kunſt des Dichters vorurtheilsfreier einzugehen; er ſucht ihn gegen Tadel und Mißdeutung zu ſchützen, aber doch auch ſein Lob vorſichtig abzudämpfen. Auch er beklagt ſich über fictions condamnables oder puériles, die aber wegen der großen und wahren Schönheiten, die ihnen beigeſellt ſind, Vergebung finden ſollen. — Ich verweiſe auf ſeine große Note zu Ende des fünften Buches. Oeuvres de Louis Racine (Paris 1808) 3, 429—33.

[90]) O maladetto, o abimonoso ordigno,
Che fabricato nel tartareo fondo
Fosti per man di Belzebù maligno

das Verfahren Miltons gescholten, der den italienischen Epiker gewissermaßen beim Worte nimmt und vor unsern Augen durch die bösen Engel, die künftigen Bewohner des christlichen Orcus, eine kriegstüchtige Artillerie herrichten läßt.

Beschuldigungen und Einwürfe solcher Art hatte der Dichter eigentlich schon zum voraus entkräftet: denn im Beginne und am Schlusse seines Kampfberichtes (5, 573. 6, 893) erklärt der Erzengel, daß er Geistiges in körperlichen Formen darstellen und die himmlischen Dinge nach dem Maße der irdischen behandeln müsse, um das Uebermenschliche dem menschlichen Fassungsvermögen nahe zu bringen. Wieland konnte sich begnügen, diese durch den Dichter selbst verbürgte Erklärung den französischen Tadlern entgegen zu halten. Aber als Kenner und Bekenner der schweizerischen Kunstlehre rügt er vielmehr an ihnen, wie an „einigen Geisseln Homers von eben dieser Nation", daß sie dem Reiche der Möglichkeit zu enge Grenzen ziehen und das „Recht der Phantasie an die Geisterwelt" kaum gelten lassen (Bd. 1, 320 der Uebersetzung). Wie seltsam! wie ungewöhnlich!

Che ruinar per te disegnò il mondo,
All' inferno, onde uscisti, ti rassigno.
Così dicendo, lo gittò in profondo.
Orl. Fur. 9, 91.

Noch leidenschaftlichere Verwünschungen richtet der Dichter gegen alles Schießgewehr in den ergreifenden Stanzen 11, 22—28. — Man blicke auf Otto Gildemeisters köstliche Uebersetzung dieser Stellen, um zu erfahren, bis zu welchem Grade das meisterlich gehandhabte deutsche Wort sich der gediegenen und doch so leichtbeschwingten Rede des Poeten annähern kann, dem, wie keinem andern, alle bewegliche Anmuth des italienischen Ausdrucks zu Gebote steht. — Bei den eben angeführten Versen des Orlando erinnert sich ein neuerer Herausgeber, G. Casella, der satanischen Artillerie Miltons. Er bemerkt: Questo passo dette forse a Milton l' idea prima di fare un po' bizzarramente, che gli angeli ribelli combattano su in cielo contro i buoni, a colpi d'artiglierie da loro inventate. — Schon ältere Erklärer Miltons weisen mit Recht darauf hin, daß auch von Spenser und Drayton das Geschütz als eine Erfindung der Hölle bezeichnet wird.

wie fremdartig! — so lautet ihr stetig wiederkehrender Einwand. Da fordert er sie keck mit den Worten Hamlets auf:

And therefore as a stranger bid it welcome —

und er fügt die Verse hinzu, auf die man sich im vorigen Jahrhundert und im unsrigen so oft berufen hat, wenn es galt, das Unglaubwürdige als möglich zu erweisen:

There are more Things in Heav'n and Earth Horatio
Than are dreamt of in our Philosophy.[91])

Nach dem Schlusse des sechsten Buches geht er in einer umständlichen Note mit den „Sophistischen Wizlingen" noch strenger ins Gericht. Er sucht darzuthun, wie ohnmächtig auch die stärksten Waffen bleiben, mit denen sie Miltons Engel bekriegen. Er widerlegt die Trugschlüsse, durch die sie zu der Annahme verleitet werden, den Engeln, als geistigen Wesen, mangle der Körper. Zufolge seiner Theorie von der unsichtbaren Welt dünkt es vielmehr ihn sehr wahrscheinlich, „daß sie mit einer ätherischen, behenden, und ihrer Englischen Natur und Verrichtung angemessenen Materie verbunden sind". Das sei von den scharfsinnigsten Weltweisen wie von vielen Kirchenvätern gelehrt worden; uns aber müsse es ernstlich um eine genaue Kenntniß jener Wesen zu thun sein, deren Einflüsse wir hier und im Jenseits an uns erfahren. Den Tadlern, die einen

---

[91]) Das bid, statt give, im ersten dieser Verse ist aus der dritten oder vierten Folio genommen; in our philosophy ist die Lesart der Folios, die selbst von Alexander Dyce beibehalten worden: die meisten der neueren Herausgeber lesen mit den Quartos your. In seiner Uebersetzung (Shakespear Theatralische Werke. Aus dem Englischen übersezt von Herrn Wieland. Zürich 1766. 8, 56) läßt Wieland den Hamlet sagen: „Eben darum, weil es euch so fremd vorkommt, so heißt es als einen Fremdling willkommen. Mein guter Horatio, es giebt Sachen im Himmel und auf Erden, wovon sich unsre Philosophie nichts träumen läßt." — In Schillers Geisterseher (Goedeke 4, 201) finden wir: „es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als wir in unsern Philosophieen träumen." — Vgl. Wielands Lucian (1788) 1, 192.

Engelkampf als anstößig verwerfen, giebt er zu bedenken, daß Milton auch hier, wie überall, der Bibel, als seiner Führerin, sich anschließt, daß die höhnische Kritik sich also gegen diese und nicht gegen den Dichter wende. Was ihnen aber in den Einzelheiten der Schilderung selbst auffällig sei und ihren Spott reize, das werde durch bestimmte, hier sorgfältig angegebene Stellen der Heiligen Schrift gleichfalls vollkommen gerechtfertigt. Und hat er vorher die Verächter des Wunderbaren mit einem Shakespeareschen Worte abgefertigt, so sucht er sie jetzt durch einen griechischen Exorcismus zu bannen: er mahnt sie an Pindars hochsinnigen Spruch[92]) von den Raben, die, unbändig in ihrer nichtigen Schwatzhaftigkeit, ankrächzen gegen des Zeus göttlichen Vogel.

Wielands Noten zum deutschen Milton verschwinden fast unter den Vers- und Prosamassen, in denen er sich damals und später so redselig ausbreitet. Dennoch dienen sie dazu, einzelne wohlbekannte Züge seiner jugendlichen Physiognomie noch schärfer zu beleuchten. Jedes Wort, das er zum Schutze Miltons vorbringt, bezeugt den gläubigen Eifer, mit dem er die Ausbildung und Verbreitung einer Poesie fördern will, die, mit der Religion innig verschwistert, als Lehrerin aller Tugend die sittliche Läuterung der Menschheit bezwecken muß. Um die schönen Geister über ihre Würde und Bestimmung aufzuklären, predigt er ihnen, der Himmel habe sie dazu ausersehen, den zärtlichen Seelen die Tugend in ihrer siegenden Schönheit vorzuführen

---

[92]) Ol. 2, 95 ed. Christ. — Zum Frommen seiner Leser hätte Wieland die Uebersetzung beifügen sollen, durch die der alte treffliche Erasmus Schmid λάβροι so anschaulich wiedergiebt: — „die da eins daher labbern". — Auch sonst hat Wieland um jene Zeit Pindarische Verse zur Hand. So ziert er mit Worten des thebanischen Sängers (Ol. 1, 31 fgg.) das Titelblatt der „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde", Zyrich 1753. — Aeußerungen über Pindar begegnen im Theages und in der vielberufenen Zuschrift an Sack vor den „Empfindungen des Christen" (Sammlung einiger Prosaischen Schriften, 1758, 1, 146. 2, 20).

und mit göttlichen Tönen die Herzen zu neuen Gedanken und ſcharfen Entſchlüſſen zu erhöhn:[98])

Lehrer der Tugend zu ſeyn, hat er Homere und Miltons
Unter die Menſchen geſandt, ein ſeltnes Geſchenk ſeiner Güte.

Mit dem Glaubens- und Tugendeifer, der ſich hier ſo wortreich kundgiebt, paart ſich in dem jugendlich erregten Sinne naturgemäß der Glaubens- und Tugendſtolz; und dieſer, im Schweizeriſchen Dunſtkreiſe großgenährt, verſteigt ſich gar leicht bis in eine ärgerliche Selbſtüberhebung. Aber wie konnte Wieland ſich einer ſolchen in jener Zeit bewußt werden? Wer, gleich ihm, Milton bewunderte, ſich durch den Meſſias und den Noah in himmliſche Entzückungen einwiegen ließ und gar ſelbſt, im Dienſte der heiligen Muſe thätig, ähnliche Entzückungen ſeinen Mitgeſchöpfen bereitete, der durfte — des fühlte er ſich verſichert — den wenigen erleſenen Edlen ſich beizählen, der hatte die Berechtigung erworben, geringſchätzig auf alle die kleinköpfigen Schwächlinge herabzublicken, die weder der Gottſeligkeit zu genießen, noch zur ſteilen Tugendhöhe aus eigener Kraft oder im Geleite der Seraphim emporzuklimmen vermochten.

Flieh, Pöbel, den ich haſſe, flieh den Hayn
Wo meine Lieder ſchallen, flieht ihr Ohren,
Die nie die Harmonien der Natur
Und nie der Tugend Seraphsſtimme hörten.

So ungeberdig hat er 1752 im Eingang zu ſeinen Erzählungen die Unſeligen angefahren, denen die höhere Geiſtes- und Tugendweihe mangelte. Und nicht bloß aus hochgeſteigerter Dichterſtimmung heraus will er den Pöbel verfehmt haben.

[98]) „Schreiben von der Würde und der Beſtimmung eines ſchönen Geiſtes“ in den „Fragmenten in der erzählenden Dichtart“, Zyrich 1755, S. 123. — Selbſtbewußt beruft er ſich auf dieſe Verſe und wiederholt ſie in den Sympathien noch 1758: Sammlung einiger Proſaiſchen Schriften 1, 126. In den folgenden Drucken ſind ſie natürlich weggefallen.

Dieser Verse, die er hernach aus allen späteren Drucken weislich verschwinden ließ, hat er sich damals gegen seinen schweizerischen Freund Schinz gerühmt (30. Juni 1752, Ausgew. Briefe 1, 89) und ernstlich betheuert: „Das sind meine wahren Gesinnungen. Ich weiß nichts von dem Unterschied zwischen Tugend in der Poesie und in Prosa." — Solche Gesinnungen bethätigt er, wenn er alle diejenigen so hart anläßt, die sich durch Zweifel oder Tadel an Milton vergangen. Solchen Gesinnungen gemäß handelt er, wenn er als öffentlicher Ankläger der, ob auch nicht immer harmlosen, doch oft recht nüchternen Poeten auftritt, die er als „schwärmende Verehrer des Bacchus und der Venus" brandmarkt, die er einer „Bande von epicurischen Heiden" vergleichen möchte und aus denen er einen Uz herausgreift,[94]) um ihn als einen „elenden anakreontischen Sperling", als „zwitschernden Dichterling" der strengen Ahndung des Satirikers oder auch des Seelsorgers anzuempfehlen.

Dennoch ließ der jugendliche Bekämpfer der Wein- und Liebessänger seinen Geist von den Schönheiten des Noah nicht so gänzlich überwältigen, daß er der Fähigkeit entbehrt hätte, unter den heidnischen Dichtern selbst einen Lucretius lebhaft zu bewundern. Fast noch in den Knabenjahren stehend, hatte er sich in den sechs Büchern seines Lehrgedichtes Die Natur der Dinge (1752) den Lucrezischen Ansichten entgegengestellt; er selbst nannte es später ein antilucrezisches Gedicht, bei dem jedoch der „sonst so unglückliche Weltweise" ihm als poetisches Muster vorgeschwebt. Als „eines der größesten Genies der Alten" preist er ihn im Briefe an Schinz (18. April 1752); er bedauert, daß dieser „große Geist" nicht ein Heldengedicht

[94]) Von Wielands und der Schweizer kriegerischem Verhalten gegen Uz hat Sauer in der Einleitung zu seiner Ausgabe der „Sämtlichen Poetischen Werke von J. P. Uz", Stuttgart 1890, eine ebenso aufschlußreiche wie übersichtliche Darstellung gegeben. Jede der beiden Parteien erscheint da in ihrem wahren Lichte. — Vgl. L. Hirzel, Wieland und Martin und Regula Künzli, Leipzig 1891, S. 122.

geſchrieben, das wohl kühner und kräftiger als das Virgiliſche ausgefallen wäre. Selbſt indem er den tiefliegenden Herrlichkeiten des Noah nachſpäht, wirft er bewundernde Seitenblicke auf den „bei uns zu wenig bekannten Lucretius“. Seine Aufmerkſamkeit gilt insbeſondere dem fünften Buche des Römers, das die Urzuſtände der Erde und der Menſchheit ſchildert.[95]) Ohne Bedenken erkennt er an, daß dieſer Epikureer, der eine ſo unheilige Lehre vorträgt, in der poetiſchen Malerei ſich ſo groß erweiſe wie Homer, Milton und Bodmer.

Auch aus dem Kreiſe der ſeraphiſchen Gebilde, die ſeinen Himmel durchſchweben, ſendet er wohlgefällige Blicke zu den irdiſchen Geſtalten hernieder, die ſich auf dem Boden der Schweiz ihm entgegen bewegen. Die älteren Schweizer Freunde, die ſich befugt glauben, eine Art von Aufſichtsrecht über ihn auszuüben, beobachten das Werden und Wachſen dieſer irdiſcheren Neigungen mit bänglichem Unbehagen, dann mit ſteigendem Mißtrauen. Der menſchenkundigere Zellweger hatte freilich von Anfang an, als man nur erſt in Gedichten und Briefen einander nahe gekommen war, an der reinen Geiſtigkeit des Jünglings gezweifelt, dem ſo ſaftige Ausdrücke zu Gebote ſtanden, wenn er von Liebe und von Küſſen ſprach.[96]) Vor Wielands rühmlichem Verhalten

---

[95]) Die bedeutſamen Stellen 5, 783. 942. 813. 826 kommen ihm in den Sinn, während er vom erſten und dritten Geſang des Noah handelt (Wieland, Hempel, 40, 356. 393). — Dies fünfte Buch hat bis in die neueſte Zeit beſondere Beachtung auch außerhalb dem Bereiche der eigentlichen Philologie gefunden. C. Martha (Le Poëme de Lucrèce, Paris 1873) hat ihm ein eigenes Kapitel gewidmet (p. 292—314). Sellar (The Roman Poets of the Republic, Oxford 1889) ſieht deutlich ein, daß die ſpäteren Bücher unter gewiſſen Mängeln der Ausführung leiden; dennoch ſagt er: Yet these books — especially the fifth — are as rich in poetical feeling and substance as the earlier ones (p. 322). — Uebrigens darf man mit Martha (p. 300. 392) annehmen, daß J. J. Rouſſeau bei manchen Stellen ſeines Discours sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes (1755) dies fünfte Buch vor Augen gehabt.

[96]) An Bodmer 4. Mai 1752: — je le crois d'une complexion amoureuse, ses expressions sont trop savoureuses sur le sujet des

mußten fürs erste solche Zweifel schweigen. Aber sie regten sich aufs neue, als der Verkehr mit den Damen ihn der Gesellschaft seiner ehrwürdigeren Freunde zu entfremden drohte. Hatte Bodmer einst alle Trefflichkeiten des biblischen Joseph auf ihn übertragen, so bezeichnet er ihn jetzt als „diesen sonderbaren Menschen" (29. August 1754). Er ist ungehalten über dessen Beziehungen zur vierzigjährigen Wittwe (Grebel). Der Schöpfer des Sipha und der Kerenhapuch kann nicht begreifen, wie der Verfasser der „Briefe von Verstorbenen an ihre hinterlassene Freunde" so offenbar Gefallen daran findet, „dem weiblichen Geschlecht, und allemal nur einer von ihm", hohe Metaphysik vorzuschwatzen, und sich dann an den artigen Schmeicheleien vergnügt, die ihm dafür wiedergegeben werden. Bodmer muß besorgen, daß der Ausdeuter der Schönheiten des Noah, der Sänger des geprüften Abraham seiner hohen Bestimmung vergesse, da „er sich so gern mit den weiblichen Seelen gemein machet und nach seiner Art versympathetisirt."[97])

So hat sich, bald nach der Zeit, da Wieland die Noten zum Milton abgefaßt, in seinem Inneren allmählich jene überraschende, aber durch die verschiedenen Grundkräfte seines Wesens

---

baisers, et trop tendres sur l'amour en général, pour être sorties de la plume d'un poëte purement spéculatif. — Vgl. Mörikofer 191.

[97]) Diese den Briefen an Zellweger entnommenen Aeußerungen thut Bodmer im Herbste 1754. Im Mai zuvor hatte er die wichtige Meldung gebracht, seine Magd Babet sei in Wieland verliebt. Wie hernach die lügnerische Fama die harmlose Verliebtheit der Bodmerschen Magd zu Ungunsten Wielands ausgebeutet, ersieht man aus den Worten des Schreibens von Schmid-Auenstein an Zimmermann, die E. Bodemann mitgetheilt hat: Julie von Bondeli (Hannover 1874) S. 53. — In einer bekannten Stelle seines Werkes über die Einsamkeit (Leipzig 1785) 4, 178 schildert Zimmermann, wie „stille erhaben und unaussprechlich edel Wieland in seinen frühesten und feurigsten Jahren geliebt". Dazu stimmt, wie mich dünkt, vollkommen Wielands eigene Erzählung bei Böttiger (Historisches Taschenbuch 1839, S. 402). Was Wieland hier von sich aussagt, ist der Vorstellung entsprechend, die man sich von dem Erklärer und Vertheidiger Miltons bildet. — Vgl. Der neue Amadis (Leipzig 1771) 1, 28.

nothwendig herbeigeführte Umwandlung vorbereitet, die sich dann seit dem Beginne der sechziger Jahre vor aller Augen in greller Deutlichkeit vollzog. Erfahrungen und Beobachtungen an sich und andern hatten sie befördert und gezeitigt. Sie war von ihm gewissermaßen vorausverkündigt worden. Denn frühe schon hatte er halb geahnt, halb empfunden, daß die doppelseitige Anlage seiner bis zur äußersten Reizbarkeit beweglichen Natur ihn bedenklichen Schwankungen aussetzen würde und seinen Geist in anscheinende Widersprüche mit sich selbst verstricken möchte.

Wie zeitig er in das Getriebe wechselnder Empfindungen klar hineinblickte, das erhellt schon aus den Worten des Bekenntnisses, das er am 14. Juli 1752, noch von Biberach aus, im Briefe an Bodmer abgelegt. Da verräth er dem Noahdichter, daß er in dem Noachiden Cham, wie dieser im Epos erscheine, Aehnlichkeit mit sich selbst entdeckt habe. „Doch", setzt er hinzu, „bin ich zärtlicher, ja einer der zärtlichsten Menschen, die je ein Dichter phantasirt hat. Darunter ist aber eine solche Dose Kaltsinn, daß ich mir oft selbst ein Räthsel bin." — Des Räthsels Lösung konnte nicht ausbleiben. Die Jünglingsgefühle überdauerten freilich die Jünglingsjahre; doch wichen sie langsam vor einer kühleren, schärferen Betrachtung himmlischer und menschlicher Dinge weiter und weiter zurück. Die Einbildungskraft mußte sich hinwegbegeben aus den Gefilden einer paradiesischen Unschuldswelt, die sie schwelgend im Gefolge der heiligen Poesie nach allen Richtungen hin durchmessen; sie mußte sich zum Aufenthalt unter irdischen Zuständen und Gestalten bequemen, mit denen sie sich auch immer freundlicher abzufinden, immer vertraulicher einzulassen wußte. Denn nun gelangte die der Wirklichkeit zugekehrte Seite seines Wesens zum entschiedensten, fortan nicht mehr erschütterten Uebergewicht. An die Stelle der geweihten Muse, der Sionitin mit himmelanstrebendem Sinn und Blick, tritt eine, zuweilen recht leichtfertig geschürzte, Grazie: sie nimmt manchmal die Miene an, als wollte sie, im Bündniß mit einer zweifelsüchtigen Weltklugheit, jeglichen Tugendernst

hinwegscherzen. Wieland will sich mit ihrer Hülfe vollends dem Joche entziehen, das er einst in begeisterter Hingebung über sich genommen und unter dem andere ihn für alle Zukunft gebeugt halten möchten; er will festen Fuß fassen in der Wirklichkeit; ihr Reich betritt er als ein Selbständiger, oder vielmehr als ein Befreiter, der endlich sich selbst wiedergegeben ist: hier will er zu Hause sein. Wohl mag ihn, wenn sein eingeborener Zartsinn hier an so manchen Schroffheiten anstößt, zuweilen noch eine sehnsüchtige Regung beschleichen und seine Gedanken zurücklenken nach jenen lichten Räumen, in denen er, ein beseligter Träumer, einst gewandelt: aber niemals mehr wird er sich in diesen lockenden Irrgängen verlieren.

Als Lessing in den Litteraturbriefen (18. October 1759) den Nachdichter der Johanna Gray bei seiner glücklich vollbrachten Rückkehr unter die Menschenkinder mit ironischer Theilnahme begrüßte, hatte dieser schon seit geraumer Zeit die Versuche zu seiner Selbstbefreiung begonnen. Schon bereute er, daß er mit Uz nicht glimpflicher verfahren; er befürchtete, daß er der platonischen Schwärmerei sich allzu ernsthaft ergeben könnte; er glaubte, die Irrungen und Wirrnisse seines Geistes und Herzens nun vollkommen zu durchschauen; er deutet an, daß er sich von Bodmerscher Denk- und Dichtweise losgesagt.[98]) Oeffentlich aber verkündigte er seine Abkehr von den Mustern seiner Jugenddichtung in dem allgemeinen Vorberichte, mit dem er zu Biberach am 18. August 1761 die dreibändige Sammlung seiner „Poetischen Schriften" einleitete. Dankbar bekennt er, daß er seit seinem achtzehnten Jahre der Freundschaft Bodmers, des

[98]) An Zimmermann 12. März 1758: Je ne suis pas dans toutes les idées de Mr. Bodmer. Je suis sujet naturellement de m'emporter trop sur ce qui ne me paroit pas dans l'ordre; mais je travaille à vaincre mes passions, et je souhaiterois de n'avoir traité Uz avec tant de rigueur. — Und ferner in dem nämlichen Briefe: Je crains en effet de pouvoir donner trop dans ce qu'on appelle platonisme. Je connois parfaitement tous les égaremens passés de mon esprit et de mon coeur.

würdigen Menschenfreundes, genossen, den er geliebt, „weil er seines Geistes, seines Herzens und seiner Verdienste wegen die Liebe aller rechtschaffnen Leute verdient". Aber zugleich weist er die unverdiente Ehre von sich, als sein „Waffenträger" zu gelten. Keine Zeile habe er je geschrieben, um dem älteren Freunde „den Hof zu machen." Wenn er sich, diesem zu lieb, hie und da einer „kleinen Enthusiasterey" schuldig gemacht, so sei sie stets aus der „damaligen Lebhaftigkeit seiner Empfindungen" ganz natürlich entsprungen. Die Stimmungen, denen er aus mächtigem innerem Triebe sich hingegeben und denen „die flüchtigen, unausgebildeten und unzeitigen Geburten seiner jugendlichen Muse ihr Dasein verdanken, sie haben jetzt ihre einengende Herrschaft über ihn verloren. Wir nehmen es nicht ernst, wenn er droht oder klagt, daß die Lebensumstände, in die er neuerdings versetzt worden, ihm eine fernere Pflege der Dichtkunst verwehren müßten; wir erwarten vielmehr mit Recht, daß hinfort kein äußeres Hemmniß in das freie, fruchtbare, auf bestimmte neue Ziele gerichtete Spiel seiner Kräfte eingreifen werde.

In diesem Vorberichte zu den Poetischen Schriften von 1762 hören wir schon den Ton anklingen, der auch späterhin, voller und manigfaltiger ausgebildet, sich immer wieder vernehmen läßt, sobald Wieland die Nothwendigkeit empfindet, seine Leser, die günstigen und ungünstigen, seine Kunstrichter, die scharfblickenden und die stumpfsinnigen, gleichsam zu einer offenen Zwiesprach einzuladen, damit er sie von seinen Gesinnungen und wahren Absichten verständige, ihre etwaigen Bedenken gegen sein jedesmaliges Verhalten aus dem Wege räume und die Zwecke, auf die seine verschiedenartigen Arbeiten und Unternehmungen hinzielen, vor aller Welt und gelegentlich auch vor sich selbst rechtfertige. Eine Apologie nennt er diesen Vorbericht. Freilich vermuthet er, sie werde vielen ganz überflüssig scheinen. Gewährten uns nun hier seine Noten zum Milton den Anlaß zu einem weiteren Ausblicke auf seinen Werdegang, so möchten wir

wohl fragen, ob er auch diese, falls in späteren Jahren sie ihm wieder in Erinnerung gebracht worden, einer Apologie würdig oder bedürftig gehalten. Wenigstens mußte er sie, neben den übrigen litterarischen Denkmalen seiner Jugendzeit, als vertrauenswerthe Zeugnisse seiner vormaligen Sinnesweise gelten lassen. Er konnte sie belächeln; aber warum hätte er sich ihrer schämen sollen? Er wußte sich auch in diesem Falle frei von jeder „Tartüffischen Affectation". Um so faßlicher wird uns die Natur des Wielandschen Geistes, um so stärker fühlen wir uns angezogen, sie, durch allen Wechsel der Ansichten und Ueberzeugungen hindurch, forschend zu begleiten, je deutlicher wir einsehen, daß wohl dieser bildsame Geist sich wandelt, aber sich niemals verleugnet. Von einem Empfindungs- und Anschauungskreise in den andern gelinde hinübergleitend, macht Wieland sich niemals eines bewußten Abfalles von seinem früheren Selbst schuldig. In kaum merklichen Uebergängen — wie er es einmal ausdrückt: par des degrés presque imperceptibles — wird seine Sinnesweise umgestimmt. Die Zustände seines inneren Lebens folgen auf einander, als ob sie nach dem Gesetze von Wirkung und Gegenwirkung sich regelten. Aber in jedem dieser Zustände bleibt er wahr gegen sich selbst wie gegen die Außenwelt. Was er hinter sich läßt, gehörte eben so entschieden zum Ganzen seiner Persönlichkeit, wie das, was seine neuen Ueberzeugungen ihn ergreifen lassen, sich fortan innigst mit ihr verschmelzen wird. Der gefühlsselige Schwärmer, der sich einen Platoniker dünkt, der dumpfe Eiferer und Sittenrichter, der die Cherubim und Seraphim aus nahem persönlichem Verkehr zu kennen scheint, er handelt und dichtet eben so im Einklang mit sich selbst, er spricht eben so ungezwungen aufrichtig, wie der Sänger der Grazien, der sich mit Horaz und Lucian, wie mit Geistesverwandten, befreundet, der aus den ihm zusagenden Elementen der antiken und französischen Geisteswelt sich ein Lebens- und Bildungsideal formt und das „Nicht zu wenig, nicht zu viel!" mit heiterer Ausdauer predigt. Man halte seine Noten

zum Milton und die zum Lucian neben einander! Ein schärferer Gegensatz läßt sich nicht erdenken. Und doch blicken aus jenen wie aus diesen die Grundzüge im Wesen Wielands hervor. Es war ihm eben so naturgemäß, in seiner Jugendzeit sich an Milton zu begeistern und sich auf den Fittigen der heiligen Dichtung über alles Irdische hinaufzuheben, wie in seinen reifsten Mannesjahren an der Seite Lucians auf das Gewirre menschlicher Thorheit herabzulächeln und seinen regen Scherz und Spott über die breite Fläche des Erdenlebens hinspielen zu lassen.

Hat Wielands jugendliche Einbildungskraft bereitwillig und schmiegsam sich in die Miltonsche Welt einzuleben versucht, so ward sie dagegen von Klopstocks unwiderstehlicher Einwirkung ganz und gar übermeistert. Ja, vielleicht hat ihm erst das Entzücken, das von Klopstock ausging, den Sinn und die volle Empfänglichkeit für Miltons Großheit geweckt. Einst war der Epiker Englands dem heranwachsenden Deutschen zum Wegweiser in das verheißene Land der Dichtung geworden; jetzt war es der Messias, der mit seinen weicheren Formen und milderen Tönen den machtvollen Gestalten und Klängen des Verlorenen Paradieses einen leichteren Zugang zum deutschen Gemüthe bahnte. Schon erörterte man die Streitfrage, wem von beiden der Vorrang gebühre, dem fremdländischen Meister, auf dessen Geheiß die himmlische Muse vom ersten Ungehorsam des Menschen gesungen, oder dem heimischen Dichter, aus dessen Seele der Gesang der Erlösung emporstieg. Johann Andreas Cramer hatte am Schlusse seiner Ode „Die Auferstehung" Klopstock als den wiedererstandenen Milton bezeichnet. Kein Sterblicher, so hieß es, sei vermögend, im Liede zu künden, was für Freuden nach Gottes Rath den verklärten Frommen zubereitet werden:[99])

Nicht der, so zu euch wieder kehret,
Euch den Messias singt und lehret,
Nicht Milton, den ihr Klopstock nennt.

[99]) Sammlung Vermischter Schriften von den Verfassern der Bremischen neuen Beyträge u. s. w. fünftes Stück (1749) S. 347. — Vgl. Johann Andreas Cramers Sämmtliche Gedichte (Leipzig 1783) 3, 261.

Wieland mißbilligt diese Gleichstellung beider. Er giebt wohl zu, daß Milton „außer Homer, bis auf Klopstock, der größte Esprit créateur" gewesen; aber unverhohlen bekennt er sich gegen Bodmer in einem Briefe (29. October 1751), der freilich von der jugendlichen Unreife seines Urtheils auffallende Spuren zeigt, zur größten und unbedingten Bewunderung Klopstocks: „Ich finde das Lob des Herrn Cramers zu klein für ihn; er ist mehr als Milton"; und es folgt hernach eine Aufzählung der Eigenschaften des Messias, aus der sich allerdings ergeben muß, daß der Engländer „ungemein von unserm Klopstock übertroffen wird". Dieser ist „der göttliche, unschätzbare,"[100] nach dem Wielands Auge weinet (an Schinz 29. Februar 1752); hat er doch schon oft in seinem fünfzehnten Jahre beim Messias geweint! (an Bodmer 4. Februar 52.) Kann man sich einleben in die Gemüths- und Empfindungswelt, die in jenem Gedichte sich erschließt, so bewährt man sich schon hierdurch, nach Wielands Behauptung, als Mitglied einer edelsinnigen Aristokratie des Geistes: wer in diesen höheren Geistesorden eingetreten, mag den Elenden, die der Messias unbewegt läßt, sein Mitleid gönnen; er wird es jedoch verschmähen, sie von ihrer Verstocktheit zu bekehren. Wie Fanny fortfahren kann, durch spröde Zurückhaltung den geweihten Sänger zu betrüben, das vermag sein Verehrer nicht zu fassen: sie steht in Gefahr, seine Hochachtung einzubüßen. Wenn Bodmer einige Verse der Ode auf den Zürcher See, die einen heitern Lebensgenuß preisen, als gar zu weltlich verwirft, so wagt Wieland, gegen solche grämliche Strenge den geliebten Dichter in Schutz zu nehmen;[101] er gesteht, keinen Fehler an ihm sehen zu können.

[100]) Diese Beiwörter empfängt er an zwei verschiedenen Stellen der „Vorläufigen Anmerkungen über die vollkommenste Welt", die das antilucrezische Gedicht Die Natur der Dinge begleiten. In dem neuen Abdrucke, den Wielands Poetische Schriften 1762 brachten, ist der „göttliche" ausgemerzt und der „unschätzbare" in den „erhabenen" verwandelt.

[101]) „Es dünkt mich, Sie sind gar zu streng gegen Herrn Klopstockens zweyte Ode auf die Fahrt auf dem Zürchersee. Ich liebe Klop-

Schon nach wenigen Jahren ward Wieland scharfsichtiger. Er suchte den Gehalt dessen, was der einstige Abgott geschaffen, genauer abzuschätzen und, im bewußten Gegensatz zu ihm, die Rechte seiner eigenen Natur geltend zu machen. Bereits im November 1758 erwägt er, wie Shaftesbury sich zum Messias gestellt hätte. Wohl merkt man, daß er selbst die Bedenken und Zweifel hegt, die er als Vertreter des englischen Weltweisen vorbringt. Der Messias bleibt ihm fürs erste noch ein „außerordentliches Werk", aber doch nur ein „bezauberndes Ungeheuer". Denn er sieht ein, daß die innere Wahrheit einer dichterischen Darstellung sich nicht prüfen läßt, wenn der Stoff „außerhalb der menschlichen Sphäre" gewählt ist. Und er, dem es früher so geläufig aus der Feder geflossen, wenn er die Wesenheit und Wirksamkeit der Engel als Kenner beschrieb, er wirft jetzt, mit Verleugnung seiner vormaligen Kenntniß des himmlischen Haushaltes, die Frage auf: „Wer kann sagen, ob ein Engel recht geschildert sey?"

Unter den eigentlichen Jugendgenossen Klopstocks erhielt sich indeß noch für längere Zeit der Glaube, daß in ihm ein größerer Milton erschienen sei; ja, manche waren freigebig genug, ihm noch überdies den Ehrennamen eines Shakespeare beizulegen. Als Johann Arnold Ebert 1760 seine weitwirkende Uebersetzung der Youngschen Nachtgedanken mit redseligen Anmerkungen ausstattete oder beschwerte, gefiel er sich auch darin, Stellen aus dem Noah und dem Messias zur Vergleichung mit einzelnen Versen des langen Klaggedichtes herbeizuziehen. Er sandte den ersten Band dieser Verdeutschung dem Dichter zu, begleitet von einem englisch abgefaßten Briefe, in dem er nachdrücklich eben dieser Anmerkungen gedachte, die auf einzelne Berührungen zwischen Young und Klopstock hinweisen. Man wußte ja, daß die beiden Dichter sich im brieflichen Verkehre ihrer

stocken so sehr, daß ich keinen Fehler an ihm sehen kann". Ausgewählte Briefe 1, 29. — Zu dem, was im Texte folgt, vgl. den Brief an Zimmermann, Zürich 8. November 1758 (1, 306).

wechselseitigen Verehrung und Theilnahme versichert hatten. Ebert trug also kein Bedenken, bei diesem Anlasse den Messias als eines der edelsten und ursprünglichsten Erzeugnisse des menschlichen Schöpfergeistes zu preisen (one of the noblest and most original productions of human genius). Er besaß aber auch die erheiternde Unbefangenheit, dem damals so unmäßig überschätzten Engländer ins Gesicht zu sagen, daß uns mit Klopstock mehr als ein Milton, daß uns in ihm Milton und Shakespeare vereint gegeben worden (our — more than Milton, our Shakspeare and Milton united).[102])

Eine so ausschweifende Behauptung ward in den nächsten Jahrzehnten nicht leicht ohne Einschränkung wiederholt. Allmählich minderte oder verlor sich das ehrfürchtige Staunen, mit dem man am Messias hinaufgeblickt. Wie manche aber bewahrten die Ueberzeugung, die ein Mann wie Johann Georg Schlosser noch 1781 mit festem Tone aussprach, daß Klopstock ein ungleich größerer Dichter als Milton und sein Gedicht Gedicht des Herzens sei, was Miltons Epos nie werden könne.[103]) In Kreisen, die sich eines gewissen Mittelmaßes litterarischer Bildung erfreuten, glaubte man noch am Schlusse des Jahrhunderts Klopstock nicht treffender bezeichnen und nicht schick-

---

[102]) Man findet diesen Brief, der durch seine Phraseologie nicht bloß einen Engländer hie und da zum Lächeln reizen kann, im Anhange zu dem, von Eschenburg herausgegebenen, zweiten Theile der Ebertschen „Episteln und vermischten Gedichte“ (Hamburg 1795) S. 73—82. Er muß etwa im Beginn des Jahrs 1761 geschrieben sein. Young sagt in seiner kurzen Antwort vom 7. Juni 1761: I wish I understood the Notes better than I do at present.

[103]) Diese Worte, etwa acht Jahre nach dem endlichen Abschlusse des Messias geschrieben, stehen in dem Versuch über das Erhabene (S. 301—2), den J. G. Schlosser seiner Uebersetzung des Longin (Leipzig 1781) angefügt hat. Das anziehende Büchlein, den Hofräthen „Pfeffel und Leerse in Collmar“ gewidmet, bietet manchen Beitrag zur Einsicht in die Wandlungen des Geschmacks, wie sie seit dem Ende der sechziger Jahre erfolgten.

licher ehren zu können als durch den Namen des deutschen Milton. Das erfuhr noch zu seinem Aerger Coleridge, als er während der letzten Monate des Jahres 1798 sich in Ratzeburg aufhielt, um dort die deutsche Sprache in ihrer ungetrübten Reinheit sich anzueignen. In den Messias einzudringen, dessen ehrwürdiger Urheber ihm in Hamburg eine freundliche Aufnahme vergönnt hatte, erschien ihm als unabweisliche Pflicht. Eben war es ihm gelungen, sich durch die ersten vier Gesänge hindurchzuwinden, mit reichlicher Mühsal und offenbar mit nur spärlichem Genusse: da vernahm er aus dem Munde des alten gutherzigen Ratzeburger Pastors, bei dem er eine behagliche Herberge gefunden, den herkömmlichen Spruch, Klopstock sei der deutsche Milton. Er jedoch, der sich auf das Amt des Vermittlers zwischen deutscher und englischer Geisteswelt vorbereitete, er, dem sich in Shakespeare und Milton das Höchste dichterischer Trefflichkeit offenbart hatte, er murrte unwirsch vor sich hin [104]: „Wahrhaftig, ein gar deutscher Milton!“ . . .

---

[104]) Mit dem Ausruf a very German Milton indeed!!! schließen Satyrane's Letters, in denen über die Unterhaltungen, die Coleridge und Wordsworth im September 1798 mit Klopstock gepflogen, genauer Bericht erstattet wird. Die Briefe wurden zuerst mitgetheilt in Coleridges periodischer Schrift The Friend (1809) und dann 1817 seiner Biographia Literaria einverleibt. Der auf Klopstock bezügliche Theil der Briefe ward aus der zweiten Ausgabe der Biographia (1847) nebst Sara Coleridges erläuternden Noten wieder abgedruckt im dritten Bande der Prose Works von Wordsworth, (p. 405—23), die Grosart, London 1876, herausgegeben. — Eine spätere Aeußerung Coleridges über Klopstock, aus dem April 1811, liest man in seinem Table Talk and Omniana, ed. by T. Ashe, London 1884, p. 297. Ist sie anders zuverlässig überliefert, so zeugt auch sie von einer ganz und gar ungenügenden Auffassung des Eigenthümlichen in Klopstocks Dichtungsweise. Wie viel empfänglicher zeigt sich auch hier Carlyle! In seinem Aufsatze State of German Literature (Miscell. Essays

1, 40) treffen wir auf die Worte: And is not Klopstock, with his clear enthusiasm, his azure purity, and heavenly, if still somewhat cold and lunar light, a man of taste? His Messias reminds us oftener of no other poets than of Virgil and Racine. — Vgl. Miscell. Essays 3, 243. — Neuerdings hat Henry Morley Coleridges ironiſchen Ausruf ins Ernſte umgedeutet; er ſagt English Writers (1887) 1, 111: The phrase is true and may be taken as a compliment. In all his writings Klopstock appears as a true son of his native soil, a Christian, and a German patriot.

II.

Zur Erinnerung

an

Herzog Leopold

von Braunschweig.

(1885.)

Der siebenundzwanzigste April erneuerte das Andenken einer That, welche vor hundert Jahren die Gemüther der Deutschen lebhaft bewegte. Es war eine That der Menschenliebe, bei welcher ein deutscher Fürstensohn sein Leben zum Opfer brachte. Durch eine wohlthätige Stiftung, durch ein Denkmal, durch eine alljährlich wiederkehrende Festlichkeit sollte sie den späteren Geschlechtern in Erinnerung bleiben. Schriftsteller verschiedener Rangstufen ließen ihre Lobesstimmen in Vers und Prosa laut werden. Selbst auf den Höhen unserer Litteratur durfte man sich nicht theilnahmlos verhalten: selbst Herder und Goethe feierten den hülfsbereiten Heldensinn des Herzogs Leopold von Braunschweig.[1])

Denn er war es, der Neffe Friedrichs des Großen, der Bruder der Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar, der am genannten Tage des Jahres 1785 unterging in den Fluthen der Oder, welche das schon in früheren Zeiten vielfach heimgesuchte Frankfurt abermals bedrohten.

Wurden durch diesen jähen Todesfall die ersten Regentenhäuser hart betroffen, so ward doch auch das Volk in allen seinen Schichten zur schmerzlichen Theilnahme gestimmt. Ja, hier griff das Mitgefühl vielleicht noch tiefer.

Der Prinz hatte die dreiunddreißig Jahre seines Lebens wohl auszunutzen verstanden. Er stellte das Musterbild eines Fürsten dar, wie es dem philanthropisch gestimmten Zeitalter vorschwebte. Menschenfreundlichkeit schien ihm als oberste Pflicht

[1]) [Vgl. auch Suphan, Aus dem Jahrhundert der Humanität, Deutsche Rundschau, November 1888.]

zu gelten; unbedingtes Wohlthun war seine Lust. Man verkennt nicht in ihm den Soldaten Friedrichs; aber der Zeitgenoß Josephs tritt in ihm noch entschiedener hervor.

Schon frühe zeigten sich die Keime der Eigenschaften, welche ihm die aufrichtige Neigung der Menschen gewinnen mußten. Was die Natur in ihn gelegt, kam durch Erziehung und Lehre bald zur Reife. Und die geeigneten Lehrer fehlten nicht. Besaß doch Braunschweig sein mit gutem Grund gerühmtes Carolinum! An dieser Pflegstätte wissenschaftlicher und ethischer Bildung fanden sich manche von den Männern wieder zusammen, aus deren geschlossenem Kreise einst in der hoffnungsreichen Werdezeit unserer großen Litteratur die „Bremer Beiträge" hervorgegangen waren. So konnten Gärtner und Ebert dem fürstlichen Jüngling nahe treten. Jener leitete ihn bei dem liebevoll betriebenen Studium der vornehmsten lateinischen Poeten; dieser, der Uebersetzer Glovers und Youngs, erschloß ihm die Kenntniß der englischen Sprache und Dichtung. Seinem religiösen Denken und Empfinden ward durch den Abt Jerusalem die bestimmte Bahn gewiesen. Hoch angesehen im ganzen protestantischen Norden, verkündigte und vertheidigte dieser Gottesgelehrte ein mildes und mildthätiges Christenthum, das in eine geläuterte Sittenlehre sich aufzulösen strebte. Des Prinzen Gemüth, zur Weichheit gestimmt, aber keineswegs verweichlicht, fand Befriedigung in einer Lehre, welche vor allem die sittlichen Kräfte der Menschennatur aufrief, sich zum Heile des Nächsten thätig zu erweisen. Wie fest die Grundsätze eines solchen Christenthums seinem Wesen sich eingeprägt hatten, bezeugte das Glaubensbekenntniß, das er siebzehnjährig (1769) verfaßte. Dieses Schriftstück erschien damals der öffentlichen Mittheilung werth. Bis zum Jahre 1781 ward es in drei Auflagen verbreitet.

Der Neffe Friedrichs war schon durch die Geburt zum Mitglied der preußischen Armee bestimmt. Zuerst im Jahre 1770 kam er in die Nähe seines großen Oheims. Als dieser dem Kaiser Joseph dessen vorjährigen Besuch erwiderte und die

beiden Monarchen am dritten September in Mährisch-Neustadt zusammentrafen, befand sich neben dem älteren Bruder, dem Erbprinzen von Braunschweig, auch Leopold in der Umgebung des Königs. Friedrich scheint seinem Neffen, dessen bedeutende Geistesanlagen er nicht unterschätzt haben wird, doch nur ein kärgliches Maß persönlichen Wohlwollens gegönnt zu haben. Es verlautete, daß er über die eigenartige Sinnesrichtung Leopolds seine Bedenken geäußert.

Während der nächstfolgenden, meist in Straßburg und Braunschweig verlebten Jahre förderten manigfache Studien die vielseitige Ausbildung des Prinzen. Dann sollte eine Reise nach Italien ihm noch tiefere und freiere Einblicke in Leben und Kunst eröffnen. Während einiger Aprilwochen des Jahres 1775 verweilte er in Wien am kaiserlichen Hofe, wo seine Anhänglichkeit an Preußen und den großen König eine harte Probe bestehen mußte. Maria Theresia bot ihre ganze herzgewinnende Freundlichkeit auf, um ihn an das Kaiserhaus zu fesseln oder ihn zum Eintritt in österreichische Dienste zu bewegen. Ja, sie glaubte ihn schon als einen der Ihrigen betrachten zu dürfen. In voreiliger Freude ließ sie schon den Ausruf vernehmen: „Nun habe ich doch einmal einen Braunschweiger!“ Aber der Prinz konnte nicht eigenmächtig den Kreis verlassen, in den er durch Familienverhältnisse gebannt schien; er mußte der lockenden Versuchung Widerstand leisten; er mußte Wien verlassen, ohne durch eine bindende Zusage seine kaiserliche Gönnerin erfreut zu haben.

Zur Reise ins Land der Kunst hatte er sich den würdigsten Begleiter erkoren; es war der Verfasser des Laokoon. Lessing war der Enge der Wolfenbüttelschen Zustände, deren bänglicher Druck ihn immer mißmuthiger stimmte, auf einige Zeit entronnen; er hatte etwa zehn Tage früher als der Prinz den Boden der österreichischen Hauptstadt betreten, wo man ihm eine Aufnahme zutheil werden ließ, wie sie, nach dem Zeugnisse Geblers, niemals dort einem deutschen Gelehrten bereitet worden.

Prinz Leopold freute sich des Zusammentreffens. Der Wunsch, einen solchen Reisegenossen zu gewinnen, ward dringend ausgesprochen und dringender wiederholt. Lessing mußte ihm wohl endlich willfahren.[2]) Wir wissen, daß die Erwartungen, die er selbst ehedem an einen Aufenthalt in Italien geknüpft, sich ihm nur unvollkommen erfüllten. Aus den spärlichen Briefen, die Frau König aus Mailand, Venedig und Florenz empfing, klingen Laute grollenden Unmuths hervor. Wenn auch der Begleiter des Prinzen mancher Vortheile genoß, so ward doch dem Gelehrten und Forscher die Freiheit, mit welcher er sich am liebsten unter den Schätzen und Wundern Italiens ergangen hätte, durch die Erfordernisse des gesellschaftlichen und höfischen Ceremoniells vielfach verkümmert. Dennoch mögen wir uns gern den künftigen Dichter des Nathan an der Seite eines Fürstensohnes denken, der in einer thatkräftigen, jedes Vorurtheil besiegenden Humanität die erste Pflicht seines Berufes erkannte.

Dem ursprünglichen Plan nach sollte die Reise schon in Venedig ihr Ziel finden. Sie mußte jedoch so lange fortgesetzt werden, bis über die künftige Lebensstellung des Prinzen die endgültige Entscheidung getroffen war. So gelangte man nach Rom, nach Neapel. Dort erfuhr Leopold, der König habe ihm ein Infanterie-Regiment zugedacht, und bald hernach erließ der alte Herzog den Befehl zur schleunigen Heimkehr, die gegen Ende des Jahres 1775 erfolgte.

Als Oberst des von Diringshofenschen Regiments hielt Leopold am achten Februar 1776 seinen Einzug in Frankfurt an der Oder, wo er denn auch später die Beförderung zum Generalmajor erhielt. Seinen dortigen Aufenthalt unterbrach nur der bayerische Erbfolgekrieg, in welchem er nicht durch Heldenthaten, wohl aber durch umsichtige Fürsorge für das leibliche Wohl der ihm untergebenen Mannschaften sich hervorthun konnte. So erscheint Frankfurt als die eigentliche Stätte seines

[2]) Lessing an den Bruder Karl, Mailand, den 7. Mai 1775.

Wirkens. Und dies kam den bürgerlichen, wie den militärischen Kreisen gleichmäßig zu gute. Er stiftete eine Garnisonsschule, eine Spinnschule; er suchte die Lehrer aus ihrer meist so gedrückten Stellung emporzuheben. Er selbst mochte den Verkehr mit Gelehrten nicht entbehren; und so ließ er sich auch die höhere Ausbildung seiner Officiere angelegen sein. Kriegswissenschaftliche Studien führten ihn zu selbständigen Arbeiten, deren Umfang sich aus den im Nachlaß vorgefundenen Entwürfen erkennen ließ. Den Obliegenheiten des Dienstes ward natürlich mit jener pünktlichen Strenge, wie sie in der preußischen Armee hergebracht war, vollauf genügt. Nicht immer blieb sein regsamer Geist bei dem Herkömmlichen stehen. Mit Wohlgefallen vernahm der König, daß sein philanthropischer Neffe für das Gewehrschloß eine veränderte Einrichtung ersonnen, durch welche der Act des Ladens vereinfacht wurde.

Der Herzog — diesen Titel führte Leopold, seitdem sein Bruder Karl Wilhelm Ferdinand regierender Herr geworden — der Herzog förderte unablässig durch seinen kräftigen Schutz den Flor der Anstalten, welche den Zwecken öffentlicher Wohlthätigkeit dienten. Was ihn aber zum erkorenen Liebling seiner Stadtgenossen erhob, das war der beharrliche, gar nicht zu ermüdende Eifer, mit welchem er sich der Nöthe der Einzelnen annahm. Jeder hemmende Unterschied des Ranges war da für ihn geschwunden; selbst mancher kleinen Dienstleistungen schämte er sich nicht; denn als mitfühlender Mensch sah er nur das Leiden des Nebenmenschen, das augenblickliche Linderung erheischte. Oft genug mochte man sein edles Vertrauen täuschen; manche Unwürdige mögen aus seiner Milde einen schmählichen Nutzen gezogen haben. Auf die freundliche Mahnung, daß seine Güte ins Uebermaß ausschweife, hatte er die Antwort bereit, er sei noch lange nicht gut genug. In den Schriften, welche sein Wirken und Scheiden verherrlichen sollen, finden wir seine Gemüthsart und Handelsweise durch zahlreich überlieferte einzelne Züge geschildert, welche uns anschaulich machen, wie der

Trieb wohl zu thun, zu helfen und zu retten, ihn dauernd und in allen Lebenslagen beherrſchte.*) Dabei tritt die prunkloſe

---

*) Der Frankfurter Profeſſor Karl Renatus Hauſen, der durch ſeine Biographie Klotzens und ſeine ſonſtigen hiſtoriſchen Leiſtungen ſich eben keinen beneidenswerthen Ruhm erworben, ließ gleich nach dem Tode des Prinzen eine „Hiſtoriſche Denkſchrift“ (Berlin, 1785) erſcheinen. Dann gab er eine umſtändlicher ausgeführte „Biographie Herzogs Maximilian Julius Leopold von Braunſchweig und Lüneburg — nebſt einer vollſtändigen Sammlung aller zu Frankfurt herausgekommenen Schriften und Gedichte über das Abſterben des Herzogs Leopold, und einer Nachricht von den Ueberſchwemmungen der Oder am 27. April 1785. Mit einem Plan von Frankfurt und der umliegenden Gegend, zwei in Kupfer geſtochenen Ausſichten von den Durchbrüchen der Oder, und einen Kupferſtich von der auf Befehl des regiereuden Herrn Herzogs von Braunſchweig ausgeprägten Denkmünze. Frankfurt 1785.“ Die Arbeit Hauſens, welcher dem Prinzen in längerem perſönlichen Verkehr nahe geſtanden, kann in dieſem Falle als Quelle gelten, welche dann auch von den folgenden Biographen gründlich ausgeſchöpft wurde. Aus der erdrückenden Maſſe der übrigen, theils ſelbſtändig erſchienenen, theils durch Zeitſchriften verbreiteten Lebensbeſchreibungen und Lobreden hebe ich noch heraus den vom Archidiakonus Nathanael Friedrich From „verſuchten Schattenriß“: Herzog Leopold zu Braunſchweig, der Menſchenfreund. Berlin, 1785. (Hier ſind beſonders merkenswerth die auf S. 35 bis 37 mitgetheilten Aeußerungen des Oberſten von Warnſtedt, der ſeit den Knabenjahren des Prinzen demſelben vertraut geblieben war.) Litterariſche Speculanten ſuchten natürlich die günſtige Gelegenheit habgierig auszunutzen. So gewann der unbefugte Herausgeber Höltys, Adam Friedrich Geisler der jüngere, eine zahlreiche und vornehme Subſcribentenſchaar für ſeine Compilation, die ſich ankündigte als „ein Beitrag zum vollkommenſten Gemälde der Menſchheit im 18. Jahrhundert:“ Leben und Charakter Leopolds, Herzogs zu Braunſchweig-Lüneburg. Leipzig, 1786. Wäre nur in ſolche und ähnliche Darſtellungen etwas von der Einfachheit übergegangen, welche an dem Helden derſelben gerühmt wird! Aber die meiſten dieſer Schriften laſſen einen wahrhaft beleidigenden Ton bombaſtiſcher Schmeichelei vernehmen. Man hat Mühe, unter dem Wuſte devoter und ſentimentaler Bewunderungsphraſen die wirklichen Umriſſe der edlen Geſtalt des Herzogs herauszufinden. Das Brauchbare aus jenen Schriften und Aufſätzen der Zeitgenoſſen ward ein halbes Jahrhundert hernach zuſammengeſtellt in der wohlgeordneten „Lebensbeſchreibung des Herzogs Maximilian Julius Leopold von Braunſchweig“, welche der Superintendent Chr. W. Spieker zu Frankfurt erſcheinen ließ. Dieſes biographiſche Heft von 72 Seiten hat auch mir bei den obigen

Liebenswürdigkeit seiner Natur überall in das schönste Licht. Hatte er auf dem Wege durch die Stadt seine Baarschaft bis auf den letzten Heller den Armen gespendet, so kam es wohl vor, daß er einem Bittenden, der sich noch an ihn drängte, sein Taschentuch hinreichte mit der tröstlichen Bemerkung: es würden dafür doch immer einige Groschen zu erlangen sein. Bald sah man, wie er armen, frierenden Kindern, die auf seine Kosten nach Berlin ins Waisenhaus geschickt wurden, zum Schutze vor dem Regen seinen Mantel umwarf; bald, wie er einer armen Alten zu Hülfe sprang, die auf dem sumpfigen Wege unter einem Holzbündel einherkeuchte. Einem gebrechlichen, hochbetagten Juden, dessen Ausweisung die Aeltesten der Gemeinde betrieben hatten, erwirkte das prinzliche Fürwort die Vergünstigung, seine letzten Tage friedlich unter seinen Frankfurter Glaubensgenossen verleben zu dürfen.[4]) Ein nach Kopenhagen gerichtetes Empfehlungsschreiben, das einem jüdischen Frankfurter Handelsmanne dort aus unverschuldeter Bedrängniß helfen sollte, brachte der Herzog, damit es rechtzeitig einträfe, selbst auf die Post in später Abendstunde. Obwohl er für seinen eigenen Bedarf nur über mäßige Summen verfügte, so blieb ihm doch stets genug übrig, um durch ein Darlehen, durch eine übernommene Bürgschaft die Einen vor drohender Noth zu bewahren, den Anderen in ihren Geschäften fortzuhelfen. Er verschmähte nicht, die Dürftigen und Kranken in ihren kümmerlichen Behausungen selbst aufzusuchen; sein Wort tröstete die Bedrückten, wenn seine Hand sie nicht unmittelbar aufzurichten vermochte. Man begreift, daß ein Wohlthäter, der so liebevoll der Noth der Einzelnen steuerte, bald wie ein über Allen waltender Schutzgeist erschien.

Andeutungen über Lebensgang und Lebensweise des Herzogs vornehmlich zum Führer gedient.

[4]) Der Brief, den Leopold am 20. Februar 1783 in dieser Angelegenheit ergehen ließ, ist im Facsimile der Spiekerschen Schrift beigefügt. Der Prinz bezeichnet hier den 70jährigen Juden Oscher als „einen von seinen alten Kundleuten."

Als ein solcher hatte er sich denn auch in den Jahren 1780 und 1783 bewährt, da es galt, die Stadt gegen die heranstürmenden Fluthen der Oder und dann gegen verderblich sich ausbreitende Feuersbrünste in Sicherheit zu setzen. Als ein solcher wollte er in den schreckensreichen April-Tagen des Jahres 1785 sich abermals bewähren. Mit unwiderstehlichem Ungestüm hatten sich die Gewässer verheerend ergossen. So wüthend war das Element seit dem Jahre 1736 nicht mehr vorgedrungen. Die Stadt erschien Gefahren preisgegeben, zu deren Abwendung der Herzog dem Magistrat seine Mithülfe vergeblich angeboten. Obwohl sein Beistand verschmäht worden, vermochte er den gewohnten Thätigkeitstrieb nicht zu dämpfen. Er hätte seine innerste Natur verläugnen müssen, wenn er sich's versagen wollte, hier helfend einzugreifen. Mit der steigenden Gefahr stieg sein ungeduldiges Verlangen, sich selbst dem Rettungswerke zu widmen.

Es wäre zwecklos, die Ereignisse des 27. April, die mit dem Tode des Prinzen den beklagenswerthen Abschluß fanden, hier im einzelnen vorzuführen. Den zahlreich auf uns gekommenen, in sich zusammenhängenden und übereinstimmenden Berichten von Leopolds letzten Worten und Handlungen dient sein ganzes früheres Leben und Thun zur nachdrücklichen Beglaubigung. Die hohle und gespreizte Rednerei, in welcher manche dieser Berichterstatter sich nur allzu selbstgefällig ergehen, mag unseren Aerger reizen oder uns ein Lächeln ablocken.[5]) Verweilen wir aber im Geiste bei den geschilderten Vorgängen selbst, so spüren wir jetzt noch die Regung des Mitgefühls, die auch im Gemüthe Goethes aufgestiegen war, als er, wenige Tage nach empfangener

[5]) Wie der Archidiakonus From zu schildern versteht, können die folgenden Sätze, die sicherlich nicht zu den schwülstigsten seines Büchleins gehören, anschaulich beweisen: „Er ist da, sieht, es ist Niemand ertrunken, aber der Anblick ist zum Entsetzen. Er sieht noch mehrere Joche sich losreißen, und tiefer Kummer verbreitet sich über sein ganzes Gesicht. Die Wogen erheben sich hoch, die Tiefe eröffnet sich und bebt, die Wellen schlagen mit tobender Gewalt ans Ufer. Dieses fährt erschrocken zurück, und senkt sein Haupt unter dem ausgestreckten Arm seines Feindes."

Todeskunde, an Knebel (7. Mai) die einfachen Worte richtete: „Der Tod des Pr. Leopold wird dich gerührt haben."

Um seiner Fürsten- und Menschenpflicht ein nothwendiges und, wie er glaubte, ersprießliches Opfer zu bringen, bestieg der Herzog um die Mittagsstunde des 27. April den schwanken Kahn, der ihn zu den Unglücksstätten tragen sollte. Schon in den früheren Morgenstunden war er bereit gewesen, sich in das Wagniß zu stürzen; damals hatte er sich, wenn auch widerwillig, durch die abmahnenden Bitten der Soldaten und Bürger noch zurückhalten lassen. Was ihn aber dennoch vorwärts trieb, hatte er durch den Ausruf angedeutet: „Ich bin ein Mensch, wie Ihr, und hier kömmt es auf Menschenrettung an."*) Die Kunde von diesen merkwürdigen Worten verbreitete sich zugleich mit der Todesnachricht. Sie gewannen das Ansehen einer Grabschrift, welche der Herzog sich, vorahnend, selbst gesetzt und welche den Grundzug seines Wesens schlicht bezeichnete. Ein solcher Opfertod erschien als der natürliche und würdige Schluß eines Lebens, das ganz aufgegangen war in Wohlthätigkeit und Menschenliebe.

Während aller Orten laut der Preis des Fürstensohnes erscholl, der als Retter der Bedrängten in den Tod gegangen, mochte vielleicht mancher kühlere Beobachter zweifelnd bei sich selbst erwägen, ob denn auch jenes opfermüthige Beginnen des Herzogs durch den Zwang der Umstände gefordert, ja nur gerechtfertigt worden. Vielleicht stellten Manche sich die Frage: Welche wesentliche Hülfe hätte Leopold den armen Bedrohten bringen können, selbst wenn ihm seine Wagethat auf das glücklichste gelungen wäre? Und einer solchen Frage konnte sich leicht die Vermuthung anschließen, der Fürst habe, wohl wissend, daß seine Gegenwart auf dem Schauplatze des Unglücks wenig

*) Die Worte sind natürlich in verschiedenen Fassungen überliefert. Ich gebe diejenige, welche auf dem Chodowieckischen Kupferstiche als Unterschrift prangt: Wilh. Engelmann, Daniel Chodowiecki's sämmtliche Kupferstiche. Leipzig, 1857. S. 282.

fruchten könnte, jene Todesfahrt nur unternommen, um seine Unerschrockenheit zu bewähren oder gar um eine kecke Neugier zu befriedigen.

Aber nur im Stillen wurden solche Fragen aufgeworfen. Mit jenen Zweifeln und Vermuthungen damals der allgemeinen Bewunderung störend entgegenzutreten, hätte als sträfliche Vermessenheit gegolten. Sechzig Jahre hindurch blieb der Ruhm Leopolds unangetastet. Dann erst erkühnte man sich, eine andere, dem Prinzen minder günstige Auffassung der Thatsachen öffentlich vorzutragen.

Raumers Historisches Taschenbuch brachte 1844 einen Aufsatz,[7]) in welchem G. W. Keßler, der Biograph des alten Heim, die so lange lebendig erhaltene Ueberlieferung nachdrücklich bestritt. Auf das Zeugniß eines Mannes sich berufend, der ihm vollkommen vertrauenswerth erschien, glaubte er sich befugt, die Erzählung vom Opfertode des Prinzen aus dem Bereiche der geschichtlichen Wahrheit hinauszuweisen. Er suchte seinen Lesern den wirklichen Hergang deutlich zu machen; er gelangte zu dem Schlusse, daß nicht der Drang, Menschen zu retten und Nothleidenden Hülfe zu bringen, sondern nur die soldatische Lust, Kraft und Muth zu erproben, den Prinzen habe antreiben können, sich den tobenden Fluthen zu überantworten. In den einhelligen Berichten über die letzten Stunden und Thaten Leopolds hätten wir demgemäß nur sagenhafte Gebilde zu erkennen, entsprungen der Phantasie eines dankbaren Volkes, das seinem lange verehrten Schützer und Helfer den edelsten Tod liebevoll andichtete.

Keßlers Darlegungen wirkten bestechend. Der Widerspruch, den sie hervorriefen, blieb vereinzelt; die Zustimmung schien allgemein,[8]) und für immer zerstört schien der Glaube an den

[7]) Neue Folge. Fünfter Jahrgang. „Prinz Leopold von Braunschweig." Von G. W. Keßler. S. 684—97.

[8]) In seiner Musterausgabe der Lessingschen Correspondenz spricht auch Redlich, indem er auf Keßler hinweist, von dem „mythischen Nim-

vielgepriesenen Heldentod, den der Sohn des Welfenstammes opferwillig im bescheidenen Dienste der Menschheit erlitten.

Dennoch hat dieser Glaube durch erneute Prüfung erneute Bestätigung gefunden. Dem Archivar der Stadt Braunschweig, Ludwig Hänselmann, muß das Verdienst einer solchen gewissenhaften und erfolgreichen Prüfung zugestanden werden. Er unterwarf die Zeugen, deren Stimmen wir in den älteren Berichten vernehmen, gleichsam einem neuen scharfen Verhör. Er suchte daraus ein klares, bis in alle einzelnen Züge fest bestimmtes Bild der Ereignisse zu gestalten, durch welche der Prinz in entscheidender Stunde zum Tode hingedrängt worden. Er vergegenwärtigte sich den Schauplatz, über den das Unheil dahingezogen; er spähte scharfen Blicks den Bahnen nach, welche der überfluthende Strom sich gebrochen. So gelangte er denn auch zu einer deutlichen Vorstellung von dem Gemüthszustande, in welchen der Prinz durch den Anblick des Jammers, sowie durch die schreckenden Nachrichten von dem steigenden Elend der Bedrängten nothwendig versetzt ward. Die so gewonnenen Anschauungen wurden zusammengefaßt in einem Aufsatze, der zuerst im „Braunschweiger Tageblatt" erschien (1878, Nr. 120 bis 123) und dann in einem besonderen Abdruck weitere Verbreitung fand.*)

Es gelingt hier dem umsichtigen Autor, alle Behauptungen, durch welche Keßler und dessen redefertiger Gewährsmann ihre Einrede zu stützen versucht, ganz und gar zu entkräften. Er spricht überzeugt und überzeugend. Er verhehlt nicht seinen Unmuth über die Zweifelsucht der Krittler, welche jede freie edle That aus der Welt hinwegdeuteln möchten: aber diese

bus, der Leopolds Ende umgiebt." Die Worte finden sich in der Anmerkung zu Lessings Brief an seine Braut vom 22. März 1776, in welchem des Obersten von Warnstedt gedacht wird.

*) Dieser Abdruck liegt mir vor Augen. Er zeigt den Titel: „Der Tod Herzog Leopolds von Braunschweig." Von Ludwig Hänselmann, Stadtarchivar in Braunschweig. Braunschweig, Friedrich Wagners Hofbuchhandlung 1878.

Stimmung stört keineswegs die Ruhe und Sicherheit seines kritischen Verfahrens. In seiner Darstellung erscheint des Prinzen Thun begreiflich, es erscheint gerechtfertigt durch den Nothzwang der äußeren Umstände. Die alte Ueberlieferung wird von neuem zu vollen Ehren gebracht. Auch der kühle Forscher, der wohlbedächtig seinen Sinn gegen alle Reize und Lockungen der Sage fest verwahrt, kann sich fortan jedes Zweifels entschlagen; auch ihm ist es vergönnt, künftighin die Begeisterung zu theilen, welche jener Heldentod einst unter den Zeitgenossen Leopolds erweckte.

Und an dieser Begeisterung darf er sich nicht irren lassen, wenn er auch erfährt, daß gerade der erste der Zeitgenossen jener vielbelobten That seinen Beifall versagte.

Deutsche wie Nichtdeutsche, welche damals den Prinzen rühmten und betrauerten, mußten unwillkürlich auf seinen großen Oheim fragende Blicke richten. Welche Ansicht hatte Friedrich über das Verhalten des Neffen gewonnen und kundgegeben?

Manche schienen überzeugt, der alte Herrscher könnte in diesem Falle nicht anders als die Empfindungen der Menge theilen. Er mußte, zwischen Schmerz und Bewunderung schwankend, mit thränendem Auge dem entrissenen Helden nachschauen.

So schildert ihn in überladenen und doch leeren Versen der Chevalier de Cubières. Dieser übel berufene französische Dichterling hatte sich zum Vorbild den geistreich schlüpfrigen Dorat erkoren, der als einer der geschicktesten Kleinkünstler der damaligen Modepoesie gelten durfte; er hatte sich, zur zweifelhaften Ehre dieses Meisters, sogar dessen Namen zugelegt und prangte später in der Litteratur als Dorat-Cubières.[10]) Er

[10]) Palissot verhöhnt diese Anmaßung mit den Worten, die man am Schlusse des Artikels über Dorat in den Mémoires sur la littérature liest: Quoique M. de Cubières ait fait à Dorat l'injure de prendre non seulement sa livrée, mais son nom, en se faisant appeler Dorat-Cubières, nous ne lui ferons pas l'honneur de le compter parmi ses élèves. (Oeuvres complètes, Paris 1809, 4, 250.) — Die Verse auf Leopold fand ich im dritten Bändchen der seltenen Sammlung: Opus-

geizte nach dem Ruhme, der erste zu sein, welcher dem menschenliebenden Helden das Trauerlied anstimmte. Er gedenkt jener Worte des Prinzen, die sich fast keiner der poetischen und prosaischen Lobredner entgehen läßt:

„Ces mots dignes d'un Sage, et sur-tout d'un Monarque:
Hommes! ne suis-je pas un Homme comme vous?"

Zuvor aber zeigt er uns den untröstlichen Friedrich:

„Voyez sur-tout, voyez le Salomon du Nord,[11])
Inconsolable de sa mort,
De ses pleurs chaque jour honorer sa mémoire.
Les pleurs de Frédéric, l'amitié de Henri
Suffisent sans doute à sa gloire.

Dieser thränenreiche Salomo des Nordens war indeß nur ein Trugbild. Der wirkliche Friedrich bezeigte weder Trauer noch Bewunderung. Harte Aeußerungen über die zwecklose

---

cules poétiques par M. le Chevalier de Cubières — — Nouvelle édition. Orléans 1786. Der Autor rühmt auf S. 96 von seinem Gedicht: Ces Vers sont les premiers qui ayent parus en l'honneur de ce Héros de l'humanité. — Dasselbe Bändchen enthält auch ein Trauergedicht auf den Tod Friedrichs des Großen. (S. 178.) Der Chevalier de Cubières blickt auch sonst gern über den französischen Gesichtskreis hinaus. Er redet von Shakespeare, dem Corneille de l'Angleterre, und von dem informe et brut ouvrage du Peintre d'Othello (3, 78); er sucht sogar Othellos und Desdemonas letztes Gespräch zu einer dialogisirten Romanze umzudichten (S. 3, 164). Est-ce Othello qui s'avance? — Oui, Desdemona, c'est moi. — Quel bonheur! votre présence — dissipe tout mon effroi. — Dans la nuptiale couche — placez-vous à mes côtés. — Fürwahr, ein würdiger Sänger Leopolds und Friedrichs! Später besang er Marat.

[11]) Diesen Ehrentitel hatte Friedrich schon bei seiner Thronbesteigung empfangen. Im Juni 1740 war er von Voltaire mit einer Ode begrüßt worden, die voll austönt in den Schlußzeilen:

Le Salomon du Nord apporte la lumière;
Barbare, ouvrez les yeux.

Oeuvres complètes (Garnier 1877) 8, 445. (Vgl. dazu: Hamanns Schriften, 8, 143. 232.) Will man vernehmen, wie in verschiedenen Tönen, aber mit der gleichen hoffnungsfreudigen Begeisterung ausländische und heimische Dichter Friedrich auf dem Throne bewillkommnen

Selbstaufopferung des Neffen wurden ihm zugeschrieben; ja, es verbreitete und erhielt sich die Kunde von einem an den General von Beville gerichteten Briefe, in welchem der König die unfreundliche Vermuthung äußerte, Leopold habe sich wohl eigenwillig sein Geschick selbst bereitet, indem er seinen „gewohnten überspannten Ideen" gefolgt sei.

Dieser Brief, der von Friedrichs eigener Hand herrühren soll, hat sich bis jetzt der Nachforschung entzogen. Dagegen findet sich in der Cabinetskanzlei die Abschrift einer Cabinetsordre, welche von Potsdam aus an den Oberstlieutenant von Franckenberg in Frankfurt an der Oder ergangen.[12]) Sie zeigt das Datum des 28. April, ist also gleich unter dem ersten Eindruck der von Franckenberg mitgetheilten Todeskunde abgefaßt. Natürlich äußert der König sein Bedauern über das, was dem Prinzen arriuiret ist. Aber nicht minder nachdrücklich äußert er seine Verwunderung über den ganzen Hergang. „Es ist das ein groß Unglück, das Mir sehr leid thut, aber was ist nun dabey zu machen. Es ist einmahl geschehen und weiter keine Hülfe dabei. Ich mögte nur wißen, was der Prinz da hat machen wollen, denn was die Dämme nicht halten können, sind die Menschen um so weniger im Stande." — Man sieht, der König sucht vergebens nach einem zureichenden Grunde, welcher

so lese man neben den Strophen Voltaires die Ode Pyras in der zweiten Auflage von Thirsis und Damons freundschaftlichen Liedern S. 79–98. Freilich ist dies keine leichte Aufgabe. Denn Pyra ergießt seine Wünsche und Hoffnungen in fünfundvierzig zehnzeiligen Strophen. Ob Friedrich wohl Muße fand, sich dieser ausgedehnten Huldigung zu erfreuen? Und ob dieselbe ihm günstigere Ansichten über Geschmack und Kunst deutscher Poeten beigebracht hätte?

[12]) Für die Kenntniß der hier erwähnten Actenstücke bin ich Hrn. Professor Reinhold Koser in Berlin zu Dank verpflichtet. An ihn wandte ich mich, um über jenes Schreiben Auskunft zu erhalten. Und von wem ließe sich über alles, was auf den großen König Bezug hat, gründlichere Auskunft erwarten, als von diesem erprobten Forscher? Das Original der Cabinetsordre ist, wie mir Koser bemerkt, auf jeden Fall nicht eigenhändig. Von Briefen, die der König selbst geschrieben, war es oft unmöglich, Abschriften zurückzubehalten.

das Thun seines Neffen bestimmen konnte. Demgemäß erwartet er, daß ihm näher angezeigt werde, „was des Prinzen Absicht gewesen ist, daß er sich der Waßer Gefahr exponirt hat."

Franckenberg berichtet dann am zweiten Mai, es sei an jenem Tage „nach aller möglichst angewendeten Mühe" endlich geglückt, den so lange vermißten Leichnam ausfindig zu machen. „In einer Entfernung von etwas über 200 Schritt von dem Orte, wo der Kahn umgeschlagen", war der Körper entdeckt worden. Er zeigte sich fast ganz unverändert und unverletzt.

Ob und was nun etwa Friedrich jetzt eigenhändig an Beville geschrieben, bleibt für's erste unermittelt. Die Cabinetskanzlei bietet nur noch die Abschrift einer Ordre vom 25. Mai, durch welche dem Generalmajor von Beville die Befugniß ertheilt wird, in des Prinzen Quartier Wohnung zu nehmen.

Diese Schriftstücke lehren uns wenigstens, daß der Oheim durch die frische Kunde von dem rühmlichen Ende seines Neffen sich zu keinem Worte freundlicher Anerkennung verlocken ließ. Aber, mag man einwerfen, hier spricht der König, der Kriegsherr. Könnten nicht andere, vertraulichere Aeußerungen bezeugen, daß er dennoch das Heldenthum des Prinzen mit wärmerer Empfindung würdigte? Nun wohl; er hatte seine tiefgebeugte Schwester, die verwittwete Mutter Leopolds, zu trösten. Nach etwa vierzehntägigem Zögern wendet er sich mit einem Trostbriefe an seine adorable sœur.[13]) Und wie sucht er den mütterlichen Kummer zu beschwichtigen? Durch die Hinweisung auf eine That, die ein edel geführtes Leben auf das edelste beschloß, und deren Ruhm den Abgeschiedenen überdauerte? Nein, jener That wird gar nicht gedacht. Der König behilft sich mit einer allgemeinen Betrachtung über die wunderlichen Spiele des Schicksals, welches so vielen betrübenden Ereignissen nur spärlich hie und da ein günstiges zugesellt. Ihn habe die Erfahrung eines

---

[13]) A la duchesse de Brunsvic. 12. Mai 1785. Oeuvres 27, 1, 351. — Vgl. Carlyle, Frederick the Great 13, 284. (Tauchn. ed.)

langen Lebens gründlich geprüft und belehrt; er sei überzeugt, die Schwester besitze glücklicherweise hinreichende Widerstandskraft gegen den Schmerz, den eine zärtliche Mutter beim Verlust eines ihrer geliebten Kinder empfindet.[14])

Dieser Brief an die Schwester bezeugt auf das deutlichste die Ansicht, welche der König festhielt. Durch diesen Brief wird jedes weitere Zeugniß entbehrlich. Friedrich muß, nach seiner militärisch-monarchischen Denkungsart, sich weigern, in dem philanthropischen Wagestück Leopolds eine rühmenswerthe Heldenthat zu erkennen.

Die Meinung des Königs, der man sich sonst so gern anbequemte, blieb aber diesmal ohne Nachfolge. Das Ereigniß vom 27. April hatte die Lieblingsempfindungen des Zeitalters aufgeregt; in ihnen zu schwelgen, war zugleich Bedürfniß und Pflicht. Acht Jahre zuvor hatte Bürger eine ähnliche, glücklich ausgeführte Rettungsthat in einem höchst eindrucksvollen darstellenden Liede gepriesen, dem die helltönige Rhetorik, mit der es ausgeschmückt war, nichts von seiner fortreißenden lyrischen Gewalt und nichts von seiner volksmäßigen Wirkung raubte.[15])

---

[14]) — de résister à la douleur qu'éprouve une tendre mère en perdant un de ses enfants chéris.

[15]) Im Juni 1777 entstand, und zwar in einem Guß das Lied vom braven Mann; den ersten Druck brachte der Göttinger Musen-Almanach auf 1778. Ueber den der Wirklichkeit entnommenen Stoff wird man am bequemsten durch die bündige Note unterrichtet, welche August Sauer dem Liede beigefügt hat in seiner gelehrt und geschmackvoll behandelten Ausgabe der Gedichte von Gottfried August Bürger. (Berlin und Stuttgart.) S. 203. — In seiner köstlichen Charakteristik Bürgers hat A. W. Schlegel dieser Ballade bekanntlich eine scharfe Kritik angedeihen lassen. (Charakteristiken und Kritiken. 1801, 2, 56—62.) Diese richtet sich vornehmlich gegen das reichlich angebrachte rhetorische Pathos, sowie gegen das Selbstbewußtsein, mit welchem die Persönlichkeit des Dichters heraustritt, um uns Werth und Bedeutung seines Liedes recht nachdrücklich zu empfehlen. Es lag aber wohl gar nicht im Plane Bürgers, ein eigentliches Volkslied zu liefern, in welchem die Begebenheiten, ohne Dazwischenkunft des Dichters, sich wie von selbst darstellen. Mit Absicht hebt er den ethischen Grundton stark hervor.

Der damals besungene Retter hätte sich aus den Reihen des niederen Volkes erhoben; ein Kittel deckte die Brust, in der das Herz so edel schlug. Der namenlose Bauer hatte den Lohn seiner That in der That selbst gefunden; er hatte den dargebotenen klingenden Lohn mit schlichter Würde zurückgewiesen. Dafür mußte das hoch und weit klingende Lied des großen Volkssängers ihn verherrlichen. Und schlug in der Brust des deutschen Fürstensohnes unter der preußischen Generalsuniform ein minder edles Herz? Erschien der hochgeborne Menschenfreund und Menschenretter der dichterischen Verherrlichung minder werth?

Indem die Poeten sich zu schicklichen Ausbrüchen ihrer Begeisterung rüsteten, traten in der preußischen Hauptstadt die würdigsten Männer zusammen, um den Prinzen durch ein Denkmal zu ehren, dessen Grund er gleichsam mit eigener Hand gelegt hatte. Unter den wohlthätigen Stiftungen, die mit unabläßiger Fürsorge von ihm behütet worden, stand die Frankfurter Garnisonschule in erster Reihe. Zu Gunsten dieses heilsam wirkenden Instituts wollte man durch Subscription eine bedeutendere Summe aufbringen. Sie sollte die Mittel gewähren, den Zöglingen der Schule jährlich am Sterbetage ihres ehemaligen Beschützers ein Fest der Wohlthätigkeit zu bereiten. „So ein Andenken," meinte man mit gutem Grunde, „wäre unendlich mehr als eine Abbildung seiner Gestalt in Marmor werth; denn es wäre die treue redende Abbildung Seines Menschenliebenden Herzens." Ueberaus stattlich erschien das Verzeichniß der Mitglieder des Kreises, aus welchem der Aufruf zur Stiftung einer solchen Gedächtnißfeier hervorging.[16])

Wir sollen uns an dem Erzählten sittlich erbauen; der Biedermann aus dem Volke soll uns lehren, wo unverfälschte Menschenwürde zu suchen sei. Allerdings könnte das Gedicht bescheidener auftreten und sich gemessener vorwärts bewegen; wer weiß aber, ob es dann zu jener allgemeinen Wirkung gelangt wäre, die es fortdauernd behauptet! Unter den älteren Balladen Bürgers empfiehlt sich gerade das Lied vom braven Mann durch die sicher festgehaltene Einheit des Tones.

[16]) Den Aufruf, vom 28. Mai datirt, findet man im Anzeiger des

Die Führer des künstlerischen und litterarischen Lebens, das damals in Berlin so kräftig sich entfaltete, sah man hier mit Theologen und Philosophen vereinigt. Zu Biester und Chodowiecki, zu Dohm, Engel und Gedike gesellten sich Männer wie Büsching, Meierotto und Spalding, Suarez, Teller und Zöllner, und unter diesen durfte auch Moses Mendelssohn nicht fehlen.

Die Genossen dieses edlen Vereins hatten sich zugleich anheischig gemacht, in einer umfassenderen Denkschrift ein geistiges Abbild des Geschiedenen aufzustellen. Dieses biographische Denkmal ward vom Kammergerichtsrath Klein in Berlin angemessen ausgeführt. Als es im Jahre 1787 erschien,[17]) konnte man zugleich freudig berichten, daß der Gedanke jener Stiftung verwirklicht worden. Aus den gesammelten Beiträgen ergab sich eine Summe von beinahe 7000 Thalern. Durch besondere Freigebigkeit hatte sich die regierende Fürstin von Leiningen und der Inspector Dunker zu Königsberg hervorgethan; ihnen am nächsten kam Zelter mit einer Beisteuer von 70 Reichsthalern. Der jugendliche Tonkünstler, der noch dem Maurerhandwerk angehörte, bereitete sich um jene Zeit doch schon vor, in das musikalische Leben Berlins anregend einzugreifen. Was er für die Schule Leopolds spendete, war der Ertrag eines Concertes, in welchem er durch eine Trauercantate, dem Ge-

„Teutschen Merkur," Junius 1785, XCVII-CI. Man hört die Stimme der Zeit, wenn man die einleitenden Sätze vernimmt: „Die edle, mit so allgemeiner Rührung und Bewunderung gepriesene That des Herzogs Leopold von Braunschweig hat einen größeren Endzweck erreicht, als den sie verfehlt hat. Der Prinz wollte das Leben einiger Unglücklichen retten; Er hat in den Seelen vieler Tausende das seligste und wohlthätigste aller Gefühle erweckt, das Gefühl von dem Werthe, der Liebenswürdigkeit und der Erhabenheit ächter Menschenliebe."

[17]) Sie führte den Titel: „Denkmal Herzogs Maximilian Julius Leopold von Braunschweig. Nebst Nachricht von der zu Seinem Andenken für die Garnisonschule zu Frankfurt an der Oder von einer Gesellschaft veranstalteten Stiftung. Berlin, gedruckt bey Decker 1787." 10 Bogen in gr. 4. Die Allgemeine deutsche Bibliothek brachte im ersten Stück ihres 79. Bandes eine umständliche Anzeige von Fr., d. h. Eschenburg.

dächtniß Friedrichs des Großen gewidmet, den Beifall der Kenner und selbst seines Vaters errungen hatte.[18])

Wenn die Urheber jenes Aufrufs sich der Schule annahmen, welche in Leopold ihren Pfleger verloren, so war ein Künstler wie Chodowiecki darauf bedacht, das Elend der Unglücklichen zu lindern, an deren Rettung Leopold sein Leben gesetzt. Wie liebenswürdig zeigt er sich bei diesem Anlaß, der rastlose Meister, auf dessen kleinen Blättern sich die deutsche Gesellschaft des 18. Jahrhunderts in ihren manigfachen Erscheinungsformen vor unseren Augen rührt und bewegt. Sein Gemüth war so leicht erregbar wie seine Einbildungskraft; beide waren von der That des Prinzen gleich stark getroffen worden. Was er empfand, mußte er ausdrücken, und zwar in der Sprache, die er vollkommen beherrschte. Alsbald war unter seinem Grabstichel ein größeres Blatt entstanden, welches den Fürsten in dem Augenblicke darstellte, da dieser eben seinen Fuß in den Kahn setzt, der ihn durch die angeschwollenen Fluthen zu den Unglücklichen, die seiner Hülfe bedürfen und harren, hinübertragen soll. Am Ufer werden besorgte Zuschauer sichtbar; ein altes Weib liegt auf den Knieen und fleht, er möge die Fahrt unterlassen; seine Handbewegung deutet an, daß er die Aengstlichen zu beschwichtigen sucht.[19]) Eine solche Darstellung befriedigte Gefühl und Geschmack der Zeitgenossen. Der Kupferstich fand zahlreiche Bewunderer; auch die Käufer fehlten nicht. Aber der Künstler

[18]) „Auf das Gedächtniß dieses großen Königs setzte ich eine Musik, welche zuerst in der Garnisonkirche zum Besten der Frankfurter Leopoldschule und kurz nachher in verschiedenen Concerten aufgeführt wurde." Karl Friedrich Zelter. Eine Lebensbeschreibung. Nach autobiographischen Manuscripten bearbeitet von Dr. Wilh. Rintel. Berlin 1861. S. 155. — Auch in der „Vossischen Zeitung" vom 26. October 1786 finden wir in dem Berichte über das Concert die Mittheilung:

„Das eingekommene Geld ist zur Leopolds Gedächtnißfeier geflossen."

[19]) Engelmann giebt in seinem oben angeführten trefflichen Verzeichnisse unter Nr. 540 eine ausführliche Beschreibung des Blattes. Zugleich theilt er aus den Papieren des Künstlers anziehende Notizen zur Geschichte des Bildes mit.

wollte keineswegs für eigenen Nutzen gearbeitet haben. Nicht weniger als 1759 Thaler 22 Groschen wurden für das Blatt eingenommen; diesen ansehnlichen Betrag ließ er unvermindert den armen Frankfurter Dammbewohnern zugute kommen. Auch in späteren Jahren blieb er ihrer Noth eingedenk. Sobald er den Liebhabern wieder ein paar werthvollere Abdrücke des berühmten Stiches verkauft hatte, trug er Sorge dafür, daß der Erlös zum Besten der ehemaligen Schützlinge verwendet ward.

Dem Andenken des Prinzen zu huldigen bemühten sich neben Chodowiecki mehrere namhafte Künstler, unter denen der Maler Bernhard Rode, welchen Ramler einst mit einem schwerfälligen Hymnus beehrte, vorzüglich Erwähnung verdient. Aber die Bildhauer und Maler, die Zeichner, Kupferstecher und Stempelschneider, welche sich die künstlerische Verherrlichung des hohen Menschenfreundes zur Aufgabe machten, sie bilden nur ein bescheidenes Häuflein, verglichen mit den Poeten-Schaaren, die sich mit wetteifernder Begier auf den willkommenen Stoff stürzten. Da erschien keine Zeitschrift, keine Blumenlese, kein Musen-Almanach, in denen nicht der Schatten Leopolds heraufbeschworen ward, um ein dichterisches Todtenopfer entgegenzunehmen. Die mißtönigsten Klaggesänge waren meist auch die gedehntesten.

So wurde noch im December 1785 Wielands „Merkur" mit einem „so eben aus Wien eingesandten" Gedichte belastet, dessen Autor sich nicht begnügen mochte mit der „vom Blick herab bebenden stummen Thränenfeier."[20]) Etwa zweihundert kürzere und längere Verse wurden erfordert, damit er seinen Schmerz um den „Edelsten der Welfen" vernehmlich ausweinen konnte. Karl Julius Friedrich hieß der Poet, der seine Trauer so gründlich abhandelte. Er stammte aus Schlesien, war aber in Wien ansässig und versah dort bei dem Consistorium helvetischer Confession die Dienste eines Secretärs. Eben damals

[20]) „Teutscher Merkur" 1785. Viertes Vierteljahr S. 267—274: Leopold; unterzeichnet: Friedrich.

stand er im Begriff, seine „philosophischen" Gedichte, die er „Situazionen" betitelte, und mit denen er schon vor drei Jahren das Publicum behelligt hatte, auf Pränumeration neu herauszugeben. Der Charakter dieser dürren Lehrgedichte, welche in die Form von Selbstgesprächen ungeschickt eingezwängt waren, erklärt zur Genüge das Ausbleiben der Pränumeranten. Um solche anzulocken, hatte der Verfasser eine Probe der neuen Sammlung in das Aprilheft des „Merkur" 1785 eingerückt, und Wieland ließ sich durch seine Gutmüthigkeit verleiten, dieser „Situazion des Sehers Aliba bei Zoroasters Grabe" ein Wort vorsichtiger Empfehlung mitzugeben. Durch „philosophische" Verse auf Leopolds Tod war aber damals die Aufmerksamkeit der Leser und Käufer viel sicherer zu gewinnen. Der Dichter der „Situazionen", gänzlich befangen in dem Ideenkreise der Freimaurer, versagt seine Anerkennung den Fürsten, welche auf dem „sogenannten Bett der Ehre, auf blut'gem Schlachtfeld" wirklich Ehre zu finden wähnen; er hält sich überzeugt,

„Daß die gepriesʼne Kunst des Xerxes, Tschingischane,
Der Alexander, Cäsar, Tamerlane,
Im Grunde keine andre sey,
Als seine Straßenräuberey."

Der Welfenfürst dagegen hat Anspruch auf den Dank der Menschheit, weil er

„beseelt vom Geist der Maurerey,
Die nur im Herzen, nicht im Kopfe wohnet,
Uns und die Welt gelehret, was sie sey
Und was sie würke!"

Zeugniß abzulegen für die Echtheit seiner Fürstentugend, werden Alle aufgerufen, denen er auf seinem Lebenswege jemals begegnet; auch Lessing soll Rede stehen:

„Fragt Lessing's heil'gen Schatten, der es immerdar
Mit edlem Stolz empfand, daß er einst Führer
Des heldenmüth'gen Menschenfreundes war,
Und oft ihn würdigte zum ersten Weltregierer."

So sang der Poet Friedrich am Ufer der Donau. Gleich-

zeitig klagte in Braunschweig Eschenburg und der vielthätige von Halem in Oldenburg. Beide suchten durch ihre Gedichte, mit denen das „Deutsche Museum" sich schmückte,[21]) der Mutter Leopolds, der verwittweten Herzogin, unmittelbar Trost einzuflößen. Eschenburg mußte sich wohl jeder Erinnerung an die Kritik des nun verstummten Freundes Lessing entschlagen haben, als er den Jammer seiner Reime zu Papier brachte. Halem, der eben einen tragischen Wallenstein geliefert und den Agamemnon des Aischylos nicht ganz ungeschickt übersetzt hatte, strebt nach antiker Würde; in freien ungereimten Rhythmen verweist er die Herzogin auf das Beispiel des alten Xenophon, der die Nachricht vom Tode seines Sohnes mit männlich edler Fassung aufgenommen. Die beiden angesehensten Musen-Almanache, der Göttinger und der Vossische, wurden von Sander und W. G. Becker versorgt. Letzterer begnügte sich mit zwei Distichen, während der Greizer Hofprediger Friedrich Traugott Wettengel in einer selbständig erschienenen Ode von stattlichem Umfang seine Gefühle kundgab. Sogar die Dramatiker drohten, sich des abgeschiedenen Menschenfreundes zu bemächtigen und sein Schattenbild auf die Bretter zu zerren. Wenigstens scheute man sich nicht, seine Handlung als schicklichen Stoff für ein Volksdrama zu empfehlen.[22])

Glücklicherweise hielt man sich in den Grenzen der Lyrik, und da boten sich ja die manigfaltigsten Formen zur Auswahl. Keine derselben blieb ungebraucht. Einem dieser Grabsänger-

[21]) September 1785, S. 233—235: An die Herzogin-Mutter beim Absterben des Herzogs Leopold von Braunschweig (ich gebe nur den abgekürzten Titel) von J. J. Eschenburg. — März 1786, S. 193: Xenofon. An die verwittwete Herzogin von Braunschweig, von Halem.

[22]) Der namenlose Dramatiker, der sich eines solchen Vorschlages schuldig machte, fügt beruhigend hinzu: „Freylich braucht man ihn, (den Prinzen) nicht auf der Bühne, im Wasser schwimmend, mit dem Tode ringen zu sehen." Ich verweise auf den Anhang zum 53. bis 86. Bande der „Allgemeinen deutschen Bibliothek," S. 1817. Der Criticus, der sich dort gegen jenen Vorschlag erklärt, zeichnet mit der Chiffre Rh; es ist also Schatz in Gotha.

linge[23]) kommt es wohl gar in den Sinn, sich erst im Klopstockschen Odenton mühsam emporzuschwingen und dann mit angeborener Plattheit in einem sogenannten Volksliede sich zum Verständniß der Menge herabzulassen. Diese künstlerische Doppelleistung vollbrachte Eulogius Schneider, dessen Poesien immerhin als die läßlichsten seiner Greuelthaten gelten mögen. In seinen Gedichten, welche, viel zu vortheilhaft ausgestattet, in Frankfurt 1790 ans Licht kamen, stehen Ode und Volkslied friedlich beisammen (S. 7 bis 18). Der Verworfene rühmt sich, daß er noch im Kloster zu Augsburg geweilt, als er im hohen und im niederen Tone das Lob des protestantischen Fürsten gesungen und so, wie er meint, ein Zeichen glücklich errungener Geistesfreiheit gegeben.

Bei der raschen Musterung der um den Sarg Leopolds versammelten Dichtergruppen fällt uns eine Gestalt ins Auge, der wir einen flüchtigen Blick unwillkürlich gönnen. Es ist der Schwabe Gotthold Friedrich Stäudlin. Vielleicht hatten ihm einst kühne Jugendträume die Möglichkeit vorgespiegelt, mit seinem fast gleichalterigen Landsmann Schiller erfolgreich in die Schranken zu treten. Die fünfundzwanzig Strophen seiner Ode[24]) lassen aber nichts von Schiller und nur allzu viel

---

[23]) Es sei erlaubt, diese treffende Bezeichnung der guten alten Karschin abzuborgen. Empört über die schlechten Gedichte, welche Friedrich den Großen im Grabe verfolgten, erfand sie den Ehrentitel für die unberufenen Sänger. Siehe „Journal von und für Deutschland" 1786, B. II. S. 375.

[24]) Gedichte von Gotthold Friedrich Stäudlin. Erster Band. (Stuttgart 1788.) S. 149—156. Zum Gedächtnisse Herzog Leopolds von Braunschweig. Ihm selbst hatte offenbar seine Ode zugesagt. Im Jahre 1790 schrieb er die Ballade: Freundschaft in Todesnoth. Sie besingt einen jungen Schwaben, einen „zweiten Leopold", der in den Fluthen des Neckar unterging, aus denen er einen brüderlich geliebten Freund retten wollte, und der Dichter beginnt sie, indem er selbstzufrieden der älteren Ode gedenkt:

„Hab' im kühnern Ton der Ode
Ich dem schönen Heldentode,

von Ramler merken. Dieser wird auch ausdrücklich als verehrtes Vorbild angerufen. Stäudlin wäre stumm geblieben, hätte an der Spree der Barde Friedrichs die Leier tönen lassen

„vom Tode, der in allen Herzen lebt."

Nun jedoch fühlt er sich ermuthigt, zur eigenen Leier zu greifen.

„Wohlan! Wenn Männer schweigen, o so trete
Der Jüngling auf, bescheiden, aber kühn!
Wie Flakkus Geist um Ramlers Schläfe wehte,
So schwebe, Ramlers Geist, um Ihn!"

Ramlers Geist läßt sich denn auch erbitten; er schwebt von der Spree zum Neckar, und alsbald lagert sich über das Gedicht jener frostige Pomp, der, schwer lastend, jeden wahren Empfindungsklang erstickt. Mythologische Bilder, historische Anspielungen, wuchtige Prachtwörter drängen sich wirr zusammen. Wir hören vom Kaziken, vom Sultan und seinem Hospodar, vom Alciden und der Hyder, von Achill und dem tobenden Viadrus, von Philipp und Christiern, vom Zar und Codrus. Aber all' dieses Namensgeräusch übertönt der heilige Name Philanthropie:

„O Leopold! Denn sie hat Ihn begleitet
Auch in das Land der ew'gen Harmonie,
Den Liebling, den durchs Leben sie geleitet,
Die göttliche Philantropie."

In dieser Ode besitzen wir eine etwas ungeordnete Musterkarte aller der zeitgemäßen Empfindungen, welche sich an den Tod Leopolds knüpften und den Inhalt der übrigen Gedichte bilden. Können uns diese aufgetriebenen Strophen auch keine Rührung abgewinnen, so mag uns dagegen die Erinnerung an den Verfasser rühren. Als er den Fürsten feierte, den die

---

„Den, von Fluthen rings umrollt,
Starb der Guelfe Leopold,
Aus des warmen Herzens Fülle
Nicht ein Denkmal jüngst gezollt?"
Gedichte 2 (1791), S. 245.

Fluthen der Oder verschlungen, ahnte er nicht, daß er einst, nach zielloſem Leben, verzweifelnd an ſich und ſeiner Kunſt, ſich ſelbſt das Fluthengrab im Rheine wählen würde.

Längſt verſchollen iſt alles, was zu Leopolds Ruhme geſungen worden. Hymnen und Volkslieder, Reime, freie Rhythmen, Lehrgedichte und Elegien, ſie alle ſanken in verdientes Dunkel. Kein vates sacer erſtand unter denen, welche den Fürſten in dieſer Art prieſen; nicht ihnen hat er es zu danken, daß ſein Name unvergeſſen geblieben. Nur zwei Gedichtchen, jedes von ſechs Zeilen, haben ſich das Jahrhundert hindurch lebendig erhalten: die beiden Epigramme Herders und Goethes. Und meiſt wird das Herderſche nur auf Anlaß des Goetheſchen erwähnt.

Wollten die gerade damals ſo eng verbundenen Freunde dem Bruder ihrer Fürſtin, den mitten aus dem edelſten Beginnen der Tod hinweggeriſſen, ein herzliches Wort nachrufen, ſo fügte ſich dieſes wie von ſelbſt in die Form des Epigramms.

Sie war von ihnen weder willkürlich gewählt, noch von außen ihnen aufgenöthigt; ſie lag eben in jenen Jahren ihnen am nächſten und bequemſten. Herder hatte ſie, durch ſeine ſeelenvollen Ueberſetzungen aus der griechiſchen Anthologie ſich frei und leicht angeeignet; auch Goethe hatte ſich gewöhnt, die Empfindung des Augenblicks, ein vorübereilendes Bild der Phantaſie in dieſer beſtimmt umgrenzten Form feſtzuhalten. Vornehmlich war ſie ſeit dem Frühjahr 1782 von ihm zu Inſchriften angewendet und ſo zu ihrer urſprünglichen Beſtimmung zurückgeführt worden. Erleſene Plätze des weimariſchen Bodens, auf denen er des ſtillen Verkehrs mit der Natur ſich erfreut oder Stunden inneren Glückes durchlebt hatte, wurden durch ſeine Diſtichen als Stätten ernſter und liebevoller Erinnerung bezeichnet. So ſollten auch eigentlich die dem Prinzen gewidmeten Verſe einem Denkmal zur Aufſchrift dienen.

Herders Epigramm[25]) zeigt in bewegter Schilderung den

[25]) [Siehe nun die drei Sinngedichte in Redlichs Ausgabe, Suphan 29, 646 f. vgl. 756.]

Moment des Untergangs. Der Herzog spricht die Worte, die als Zeugniß fürstlichen Edelsinnes damals von Mund zu Mund getragen wurden:

„Laßt uns helfen den Armen! Auch wir sind Menschen! So sprach er,
Und stieg muthig voran in den errettenden Kahn."

Aber Untergang und Apotheose sind eins. Die Götter berufen den Fürsten zu sich auf ihre olympischen Höhen, damit er, den Dioskuren gesellt, rettend von dorther über den Sterblichen walte, denen die sturmbewegte Fluth Verderben droht:

„Und da sprachen die Götter: Dem menschenfreundlichen Helden
Ziemet ein höheres Loos! Komm zum Olympus hinauf,
Tyndaride! Da stürzte der Kahn, da stieg er zum Himmel,
Jetzt ein glänzender Stern, oder ein rettender Geist."

Die Vorstellung ist dem Alterthume entnommen; auch die Worte mahnen an die Poesie der Alten. Sollen wir der fratres Helenae, der lucida sidera gedenken, deren Schutz Horaz das Schiff anempfiehlt, das seinen Virgil trägt? Oder sollen wir uns die schönen Verse des Hymnus zurückrufen, den Theokrit den Söhnen der Leda und des ägiserschütternden Zeus anstimmt?[26]) Da erscheinen die Tyndariden als bewährte Nothhelfer in Sturmesgefahren. Die Schiffe ziehen sie empor aus der Tiefe samt den Schiffern, die schon sich dem Tode verfallen glaubten. Schnell beschwichtigen sich die Winde; glanzreiche Heitere breitet sich über die See, und die Wolken eilen auseinander dahin und dorthin.

Auch Goethes Gedicht nähert sich dem Alterthum nicht nur durch die Form. Es ist gleichfalls von alterthümlichen Sinn durchdrungen. Aber um ihn zu fassen, bedarf es nicht der Kenntniß einer bestimmten mythologischen Ueberlieferung. Kein

---

[26]) 22, 17. *ἀλλ' ἔμπης ὑμεῖς γε καὶ ἐκ βυθοῦ ἕλκετε νῆας*
αὐτοῖσιν ναύτῃσιν ὀϊομένοις θανέεσθαι·
αἶψα δ' ἀπολήγουτ' ἄνεμοι, λιπαρὴ δὲ γαλήνη
ἄμ πέλαγος· νεφέλαι δὲ διέδραμον ἄλλυδις ἄλλαι.

Den Nachhall dieser Verse giebt uns Horaz zu hören 1, 12, 27 bis 4, 8, 31.

Olymp und keine Tyndariden! Aus der antiken Welt wird nur das, auch unserer Anschauung geläufige Bild des herrschenden Flußgottes herübergenommen. Der Held steigt nicht, unserm Blick entschwindend, in die Versammlung der Götter hinauf. Der Flußgott hat ihn sich zum Mitherrscher ausersehen. So weilt für alle Zukunft der Menschenfreund in dem Bezirke, in dem er einst, zum Heile seiner Brüder, gehandelt und gelitten. So bleibt auch unsere Einbildungskraft an den Schauplatz seiner Thaten geheftet.

„Dich ergriff mit Gewalt der alte Herrscher des Flusses,
Hält dich und theilet mit dir ewig sein strömendes Reich."

Göttlicher Ruhe hingegeben, bleibt der Verherrlichte den Seinen nahe und bewahrt für sie die thätige Liebe. Wird die Gewalt der Fluthen von neuem entfesselt, so wird er von neuem zur Hülfe sich aufmachen. Mit der Macht eines Schutzgottes ausgerüstet, wird er vollbringen, was seinen menschlichen Kräften unerreichbar geblieben.

„Ruhig schlummerst du nun beym stilleren Rauschen der Urne,
Bis dich stürmende Fluth wieder zu Thaten erweckt.
Sey dann hülfreich dem Volke, wie du es Sterblicher wolltest,
Und vollend' als ein Gott, was dir als Menschen mißlang."

Im achten Bande der ersten Sammlung seiner Schriften (1789) stellte Goethe dieses Gedicht an die Spitze der Epigramme (S. 219); und es behauptete sich an diesem hervorragenden Platze, als die epigrammatischen Distichen später unter gemeinsamem Titel zu einer besonderen Gruppe vereinigt wurden. Doch es mußten sich die Verse noch eine metrische Nachhülfe gefallen lassen, ehe sie dem Autor als vollendet galten. Der Daktylus im dritten Hexameter „hülfreich dem" gab seinem Ohre Anstoß. Dieser mußte beseitigt werden; dadurch konnte zugleich das Wort, das den Hauptbegriff trägt, sich entschiedener herausheben. Und so bildete sich die endgültige Lesart, die in der Cottaschen Ausgabe vom Jahre 1806 (1, 143) zuerst erscheint.

„Hülfreich werde dem Volke! so wie Du ein Sterblicher wolltest!“[*])

Wie ernst der Meister arbeitet, wie er nicht abläßt, bis zur deutlichsten Darstellung des Grundgedankens im dichterischen Bilde und Worte gelangt ist, das mag aus der Entstehung auch dieses Gedichtchens erhellen. Denn noch vor dem ersten Drucke war es mehrfach umgeformt worden. So hatte das zweite Distichon früher folgenden Wortlaut:

„Glücklich ruhest Du nun beym stilleren Rauschen der Urne,
Bis Dich die steigende Fluth wieder umbrauset und weckt.“

Hier fehlt die Andeutung der „Thaten,“ welche das Volk von dem neuen Schutzgott erhoffen darf. Das abschließende Distichon aber war ursprünglich in doppelter Fassung entworfen. In der einen kam das schwesterliche Gefühl der Herzogin Amalia zum Wort:

„Werde dann hülfreich den Menschen, wie Du es Sterblicher wareſt,
Den wir als Krieger geehrt, herzlich als Bruder geliebt.“

Werden aber hiedurch die Empfindungen der Liebe und Verehrung nicht gleichsam auf den Familienkreis beschränkt? Und die ganze Menschheit soll doch dankbar hoffend und verehrend zu dem Retter aufblicken. Also:

Werde dann hülfreich den Menschen, und was Du Sterblicher wolltest,
Führe Unsterblicher aus, bändige Wellen und Noth!“

Der Gegensatz zwischen Gott und Menschen sollte jedoch in dem Pentameter zusammengedrängt und dadurch noch zum Schluß nachdrücklicher betont werden:

„Und vollend' als ein Gott, was Dir als Menschen mißlang.“

So weisen nun die letzten Worte gleichermaßen auf den Adel menschlichen Bestrebens und auf das Unzulängliche sterblicher Kräfte. In den zwei ältesten Ausgaben der Gedichte folgt unser Epigramm unmittelbar auf die Hymne „Das Göttliche.“

---

[*]) Für diesen Vers ist auch noch die Anmerkung Suphans zu beachten im zweiten Bande des Goethe-Jahrbuchs S. 115. [s. Weimarische Ausg. 2, 323].

Und wie leicht offenbart sich der innere Bezug, der zwischen beiden waltet! Verkündigte nicht „das Göttliche“ die Satzung reinster Ethik, daß der edle Mensch hülfreich und gut sei, daß er durch sein Beispiel uns jene unbekannten, höheren geahneten Wesen glauben lehre?

Unter den Gedichten, die sich zu Leopolds Andenken massenweis häuften, sind die kleinen Epigramme Herders und Goethes vielleicht die einzigen, welche sich der Herrschaft der Zeitstimmung gänzlich entziehen. Die Form, dem Alterthum entstammt, scheint sie über den Augenblick hinauszuheben. Einfach wird die That hingestellt; es wird gezeigt, welch ein überschwänglicher Lohn ihr folgt. Gleichgültig, ob ein Fürst, ein Bürger oder Bauer sie vollbracht. Nur ahnen können wir, daß derjenige, der im Tode so hoher Ehren von den Göttern gewürdigt wird, auch im Leben zu den Großen der Erde gehörte. Bei den meisten der anderen Dichter hingegen herrscht Jubel und Staunen eben darüber, daß es ein Fürstensohn gewesen, den die Menschenliebe zu solchem Opfermuth begeisterte. Die philanthropischen Gesinnungen, mit denen man sich, oft in plumper Selbstzufriedenheit, brüstet, streifen unvermerkt an die demokratischen. Den „schlimmen Monarchen,“ wie das 18. Jahrhundert sie auszumalen liebte, wird hier der wahre Fürst, in dessen Herzen die Blüthe der Humanität zur Frucht gediehen, als beschämendes und strafendes Musterbild entgegengestellt.

Aber nicht nur die deutschen Volksgenossen, die dichtenden und fühlenden, beugten sich verehrend vor diesem Musterbilde. Auch in Frankreich ließ man sich zur Huldigung herbei. Denn die Empfindungen der Menschenliebe, denen die europäische Culturwelt sich damals so behaglich und geflissentlich hingab, kannten keine Landesgränzen.

Am 25. August vereinigte sich die französische Akademie alljährlich zu der öffentlichen Sitzung, durch welche sie nach altem Herkommen den Tag des heiligen Ludwig feierlich zu begehen pflegte. Da wurden die seit dem Jahre 1671 festgesetzten Preise

für die hervorragendsten Leistungen in der Beredsamkeit und Dichtkunst vertheilt und die Versammelten durch verschiedenartige, wissenschaftliche und poetische Ergetzlichkeiten unterhalten. Eingeleitet aber ward die festliche Sitzung durch eine religiöse Feier. Die Herren von der Akademie erschienen morgens in der Capelle des Louvre. Dort ward ihnen eine musikalische Messe vorgeführt, und sie vernahmen eine Lob- und Prunkrede auf den heiligen König, den Sohn der vielgerühmten Blanche, den Kämpfer gegen die Ungläubigen. Die Wahl des Redners geschah durch den zeitweiligen Director der Akademie. Besonders die jüngeren Geistlichen bewarben sich emsig um die Gunst, im Beisein der ersten litterarischen Körperschaft ihr Talent zu erproben. Sie strebten, sich als würdige Nacheiferer Bossuets, Bourdaloues und Massillons zu bewähren; manche hofften wohl auch, sich dadurch für eine einträgliche Pfründe zu empfehlen. Aber dem rhetorischen Geschäfte, mit dem sie sich so gern betraut sahen, waren die hoffnungsvollen Abbés nicht immer gewachsen. Dann erbat man sich die Beihülfe eines bedeutenden Schriftstellers, und so konnte es geschehen, daß am Ludwigstage des Jahres 1749 an geweihter Stätte ein Panegyrikus vorgetragen ward, den mit ungeweihter Hand kein anderer als Voltaire aufgezeichnet hatte. Durch die energischen Bitten seiner Freundin, der Marquise du Châtelet, war der Verfasser der Pucelle dazu gedrängt worden, den Geheimprediger zu spielen. Der Abbé d'Arty, dem man das Amt des Redners übertragen, stand seiner Aufgabe rathlos gegenüber. In einigen Morgenstunden setzte Voltaire die Predigt zusammen; der Abbé lernte sie auswendig, sprach sie her, erntete Beifall, ließ sie unter eigenem Namen drucken und verfehlte nicht, dem wirklichen Urheber dankbar mehrere Exemplare zu senden. Jetzt finden wir das kostbare Stück unter Voltaires Schriften, wo wir es mit Erbauung lesen mögen.[28])

[28]) Oeuvres 23, 314—326. Wie diese Predigt entstand, erzählt auf belustigende Weise Longchamp im zweiunddreißigsten Artikel seiner

Der genialische Schalk versteht sich in alle Gewande zu hüllen; er weiß sich auch den theologischen Faltenwurf zurecht zu legen.

Je weiter das Jahrhundert vorwärts kam, um so unfähiger ward man, Thaten und Tugenden des neunten Ludwig zu bewundern. Um zu bewundern, hätte man begreifen müssen. Die hochmüthige und engsichtige Weisheit des Tages gestattete aber höchstens ein mitleidiges Lächeln über den königlichen Helden und Heiligen, der sich mit der traurigen Thorheit eines doppelten Kreuzzuges beladen.[89]) Der Redner sprach mit schlecht erkünstelter Begeisterung vor Hörern, die ihre Gleichgültigkeit nicht verbargen. Gewöhnlich war, wie uns ein glaubwürdiger Berichterstatter versichert, am Morgen des 26. August der Prediger samt seiner farblosen Predigt vergessen. Erkühnte sich einmal ein Geistlicher, dem Bilde des Heiligen die wahre Farbe wiederzugeben, vermaß er sich gar, die frommen Züge nach dem Morgenlande zu rechtfertigen, oder nur zu entschuldigen, so ward in

---

Memoiren (Mémoires sur Voltaire p. Longchamp et Wagnière, Paris 1826, 2, 236). So viel ich sehe, sind alle späteren Berichte über diesen Vorgang aus Longchamps Erzählung geflossen. Vgl. Desnoiresterres, Voltaire à la cour (1871) 291. Da ich hier so manche Züge zur Charakteristik der Zeit sammle, so sei auch noch erwähnt, daß der Abbé d'Arty sich die Verfasser seiner Reden mit schöner Unparteilichkeit in den verschiedensten litterarischen Heerlagern aussuchte. Seine Mutter war Maitresse des Prinzen von Conti und rühmte sich, den reichsten Geldmann Frankreichs, Samuel Bernard, zum Vater zu haben. Die vielvermögende Familie wollte den Abbé durchaus zu einer höheren Kirchenwürde befördert sehen. Um sich abermals zu empfehlen, sollte er auf den Herzog von Orléans, den Sohn des Regenten, die Leichenrede halten. (1752.) Zur Verfertigung des Sermons ward Jean-Jacques Rousseau ausersehen; er mußte in seinen gedrückten Verhältnissen sich Bezahlung für die bestellte Arbeit gefallen lassen. Trotz dieser geheimen Bemühungen der ersten Schriftsteller Frankreichs konnte der Redner es doch zu keinem Bisthum bringen.

[89]) Im Jahre 1772 fragt Grimm mit zeitgemäßer Frechheit: Quel cas voulez-vous que je fasse d'un roi qu'on eut toute la peine du monde d'empêcher de se faire dominicain? Correspondance littéraire (ed. Tourneux) 10, 78.

Ferney ein Hohngelächter aufgeschlagen, das durch das ganze gebildete Europa schallte.[80])

Daß die Akademie sich den Ideen der neuen Philosophie zuneige, hatte Voltaire während seines letzten Aufenthalts in Paris, kurz vor seinem Tode, freudig bemerkt und belobt. Er hielt es für möglich, die Akademiker noch dahin zu bringen, daß sie einen Preis für die beste Lobschrift auf Coligny aussetzten. Wenn er erst erlebt hätte, daß sie den längst gehegten Ueberdruß an den Lobreden auf Ludwig IX öffentlich bekundeten! Dafür schien im Jahr 1784 der Zeitpunct gekommen. Die Sonne der Encyklopädistenweisheit hatte die Bildung der Menschen hinlänglich gereift; es ziemte sich nicht ferner, ihnen die Verherrlichung eines mittelalterlichen Heiligen vor Geist und Ohren zu bringen. Der Stoff, hieß es, den das Leben des frommen Königs dem geistlichen Redner biete, sei längst erschöpft. Man müsse der Predigt am Ludwigstage einen neuen Inhalt geben, und zwar einen solchen, der sich mit den Angelegenheiten und Interessen einer aufgeklärten Menschheit näher berühre.

Dieser Beschluß sollte am 25. August 1785 zur glänzenden Ausführung kommen. Der Abbé de la Boissière, dessen rednerische Kunst in vielverheißender Entwicklung begriffen war, bestieg die Kanzel in der Capelle des Louvre. Seine Predigt verbreitete

---

[80]) Ein solches Hohngelächter folgte dem Panegyrikus, durch welchen 1772 der Abbé, spätere Cardinal, Maury Beifall, ja Bewunderung erregt hatte. Die Akademie wollte den Redner durch einen ungewöhnlichen Beweis der Anerkennung ehren: sie empfahl ihn dem Cardinal de La Roche-Aymon, der damals mit der Vertheilung der wünschenswerthen Pfründen beauftragt war (chargé de la feuille des bénéfices); und dem Abbé ward eine Abtei zum Lohne für sein litterarisches Verdienst. Voltaire aber schleuderte gegen ihn gleich im September 1772 die Quelques petites hardiesses de M. Clair à l'occasion d'un panégyrique de Saint-Louis. Oeuvres 28, 558—565. Auf Anlaß jener Predigt ereifert sich auch Grimm über die Abgeschmacktheit der Kreuzzüge: Correspondance littéraire 10, 77. Maurys anziehende Rede ist wieder abgedruckt in seinem Essai sur l'éloquence de la chaire. Paris 1829.

sich über die christliche Wohlthätigkeit. Um diese Tugend im reinsten Glanze der Vollkommenheit zu zeigen, ließ er vor den Geistesaugen seiner Hörer das Bild des Prinzen Leopold von Braunschweig erstehen. Innerhalb derselben Mauern, die sonst vom Ruhme des französischen Königs, des heilig gesprochenen Kreuzfahrers widerhallten, erklang von den Lippen eines katholischen Predigers in französischer Sprache der Preis des deutschen Fürsten, des Protestanten![81]) So beweglich wußte der Abbé die heldenmüthige Selbstaufopferung des Prinzen zu schildern, daß die Versammlung sich erschüttert und zur lebhaftesten Bewunderung fortgerissen fühlte. Wer einer solchen Hingebung an die Sache der Menschheit fähig war, der schien sich dem Gott, an den Alle glauben, unmittelbar zu nähern. Wie man dreizehn Jahre früher in der Capelle dem Abbé Maury Beifall zugeklatscht, so wäre man auch jetzt am liebsten in schallende Beifallsbezeigungen ausgebrochen. Aber diesmal überwog die Rücksicht auf die Heiligkeit des Ortes; man begnügte sich, die innere Erregung durch stille Thränen zu äußern.

Nun folgte die Sitzung. Am Ludwigstage des verflossenen

---

[81]) Wir lesen in der Correspondance littéraire 14,212: Ce tableau touchant de la mort d'un prince protestant que son humanité rapprochait si fort au Dieu auquel doivent se rapporter toutes les religions de la terre, avait fait couler les larmes du nombreux auditoire catholique. Ich stütze meine Erzählung hauptsächlich auf die Berichte Meisters aus den Jahren 1785, 1786 und 1787. Denn Meister und nicht Grimm war damals der eigentliche Verfasser der Correspondance littéraire. Es sollte keinem Litterator mehr unbekannt sein, daß seit dem März 1773, da Grimm seine Reise zur russischen Kaiserin angetreten, die gründlichen Berichte, welche die deutschen Fürstenhöfe über das litterarische und gesellschaftliche Treiben der französischen Hauptstadt erhielten, von dem Bückeburger J. H. Meister vornehmlich, ja beinahe ausschließlich, verfaßt sind. Diese Thatsache, welche noch immer einige Schriftsteller bezweifeln oder nicht beachten, ist mir erst vor kurzem durch Maurice Tourneux, den verdienten Herausgeber der Correspondance littéraire, mündlich bestätigt worden. Wie manche Anklage, die gegen Grimm wegen seiner vermeintlichen Doppelzüngigkeit gerichtet ward, fällt nun in nichts zusammen!

Jahres sahen die Akademiker sich geehrt durch die Anwesenheit eines deutschen Fürsten, des Prinzen Heinrich von Preußen; jetzt war es die Erinnerung an einen deutschen Fürsten, welche in den Gemüthern fortwährend lebendig blieb. Marmontel, seit d'Alemberts Tode ständiger Secretär der Akademie, entwickelte in einem unterrichtenden Vortrage seine Ansichten über das Studium der Beredsamkeit. Er erläuterte die herkömmlich überlieferten Lehren und Regeln; die Versammlung folgte mit geringer Theilnahme. Aber diese steigerte sich, als er gegen den Schluß seinen Betrachtungen einen höheren Schwung gab. Er verglich die Stellung, welche die Beredsamkeit im Lebensbereiche der antiken Völker einnahm, mit der Aufgabe, welche die neuere Menschheit ihr anweist. Er gab zu, daß dort der Kunst der Rede ein weit großartigerer Schauplatz eröffnet und eine in das gesamte Dasein tief eingreifende Wirksamkeit gesichert war. Das hielt ihn aber nicht ab, den mächtigen Einfluß anzuerkennen, den sie auch jetzt noch, trotz den veränderten Lebenszuständen der modernen Völker, auf Geist und Gesinnung der Menschen behaupte. An diese Ausführung schloß sich das Lob der vor wenigen Stunden vernommenen Predigt. Hatten die Hörer nicht an sich selbst erfahren, welche Macht von den Worten des begeisterten Predigers ausgeströmt, als er in der Schilderung des Opfertodes, welchem der deutsche Fürst unverzagt entgegenging, ihnen ein Musterbild christlicher Wohlthätigkeit vorgehalten?

Die erneute Mahnung an Leopolds That rief erneute Rührung hervor. So waren die Anwesenden doppelt empfänglich gestimmt für die Mittheilung, welche nun aus dem Munde des ständigen Secretärs erfolgte. Ein Mann allerhöchsten Ranges, dessen Namen man aber nicht nennen durfte, hatte eine goldene Medaille im Werth von dreitausend Livres als Preis für ein Gedicht bestimmt, welchem die Akademie das Lob zuerkennen würde, die Selbstverläugnung, die opferwillige Hingebung des braunschweigischen Prinzen am geziemendsten und ergreifendsten

gefeiert zu haben. Alle, die eine solche Botschaft vernahmen, gingen nun von der Rührung zum Entzücken über.

Bald kannte man den Spender dieser außergewöhnlichen Gabe, durch welche der deutsche Fürst, die französischen Musen und die französische Akademie gleichmäßig geehrt wurden. Der Graf von Artois war es, Ludwigs XVI. zweiter Bruder, derselbe, der nach Ausbruch der Revolution, als ein Hauptführer der Emigranten, eine Thätigkeit entfaltete, die weder ihm noch dem Vaterlande zu Nutz und Frommen gereichen sollte; derselbe, dem es beschieden war, nach Wiederaufrichtung des Königthums unter dem Namen Karls X. als letzter der Bourbonen den französischen Thron zu besteigen und zu räumen.

Dem damals achtundzwanzigjährigen Prinzen konnte nichts ferner liegen als die Ahnung, daß solche Verhängnisse über ihm schwebten. Er genoß die Vorrechte seiner Stellung in ausschweifendem Maße; seine rücksichtslosen Forderungen bereiteten den Ministern oft genug die peinlichste Verlegenheit. Daneben gab er sich gern als Freund der schönen Wissenschaften und Künste und wollte für einen Gönner der Künstler gelten. Als Voltaire am Abend des 30. März 1778 im Theater mit beispiellosen Ehren überhäuft ward, mußte die königliche Familie diesem Huldigungsacte natürlich fern bleiben. Es ward aber wohl bemerkt und besprochen, daß Artois, welcher die Königin in die Oper begleitet hatte, doch die Gelegenheit ersah, auf kurze Zeit im Schauspielhause zu erscheinen.[32]) Noch ehe die Vorstellung zu Ende gegangen, hatte er den Fürsten d'Hénin, seinen Gardecapitän, in die Loge des Gefeierten entsandt und seine

---

[32]) In Moreaus bekannter Zeichnung, welche den Triumph Voltaires darstellt, erblickt man den Grafen Artois, wie er sich öffentlich an dem Beifallsjubel betheiligt. Also hier ging der Künstler über die Wirklichkeit hinaus. Der Graf durfte sich nicht in so auffälligen Widerspruch gegen die bekannten Gesinnungen des Königs setzen. Es ward von Zeitgenossen sogar beklagt, daß die Etikette ihn gehindert habe, sich der allgemeinen Begeisterung, die auch er sicherlich empfunden, offen hin-

Glückwünsche zu dem verdienten Triumphe überbringen lassen. Manche wollten sogar erkundet haben, daß der Alte von Ferney sich dem Bruder des Königs im Verborgenen auf einige Minuten genähert, um persönlich den Dank für die bezeigte Huld auszudrücken.

Seit jenem merkwürdigen Abende hatte der Graf Artois, gegen den die Ungunst der Menge sich schon früher gerichtet, nichts gethan, was sein Ansehen bei der Nation heben konnte. Aber man gab Acht auf ihn, auf sein Verhalten, seine Aeußerungen. Bald bekrittelte man herb seine kostspielige Anwesenheit bei der Belagerung von Gibraltar (1782); bald trug man mit Behagen seine derben Scherzworte umher. Als er die auf 400,000 Livres geschätzte Bibliothek des Marquis von Paulmy durch Kauf an sich brachte, glaubten die Männer der Litteratur darin ein Anzeichen wissenschaftlicher Neigungen zu erkennen.[38]) Die Strenge der aristokratischen Ueberzeugungen, in denen er sich gefiel, hinderte nicht, daß er im Barbier von Sevilla, den die Königin auf der kleinen Bühne von Trianon in Gegenwart Beaumarchais' zur Darstellung brachte, die Rolle des Figaro übernahm, während Marie Antoinette als Rosine ihre neckische Anmuth bewundern ließ. Nun aber trat er vor aller Welt in der Rolle des Philanthropen auf, der eine außerordentliche Handlung der Menschenliebe durch außerordentliche Anerkennung ehren wollte. Für den Augenblick gewann er damit aller Herzen. Die Tugend, die er in einem Andern ehrte, schien er selbst zu besitzen.

Und wodurch ließen sich damals die Herzen schneller ge-

---

zugeben. So sagt die Correspondance littéraire 10, 72: Quel gré cette nation aimable et sensible n'aurait-elle pas su à M. le comte d'Artois, si, en se mettant un moment au-dessus de l'étiquette, il avait osé partager publiquement l'ivresse dont elle était transportée!

[38]) Von diesem großartigen Kauf erzählte man sich auch alsbald in Deutschland. Vgl. „Allgemeine Literatur-Zeitung" 4. Juli 1785, S. 12.

winnen, als durch den Anschein jener milden Tugenden, von deren Verbreitung und Ausübung man das Heil der Gesellschaft und der Staaten erhoffte? Deutlich und immer deutlicher ward die Nothwendigkeit einer Umgestaltung in allen Verhältnissen des öffentlichen Lebens empfunden. Warum aber — mit diesem Wahne schmeichelten sich die meisten derjenigen, welche aus der herrschenden Litteratur des 18. Jahrhunderts ihre Bildung oder Halbbildung geschöpft hatten — warum sollte das Nothwendige sich nicht in gelinder Weise vollziehen? Menschlichkeit und Menschenliebe, unbefangener Sinn für Menschenwerth und Menschenwürde, brüderliches Mitgefühl mit den Leiden der Gesellschaftsclassen, die bisher zum Dulden und Entbehren verurtheilt schienen — das waren die sanften und sänftigenden Eigenschaften, welche die wilden Instincte bändigen, die rauheren Tugenden überflüssig machen und ein Zeitalter allgemeiner sittlicher Veredlung heraufführen sollten. Waren sie einmal in jeder fühlenden Brust zur Herrschaft gelangt, so mußten sie durch sich selbst die unerläßliche Umbildung von Zuständen bewirken, die nicht länger erträglich schienen, weil sie den Satzungen der Humanität Hohn sprachen. Die Menschheit, welche ahnungslos und unrettbar den Schrecken der Revolutionszeit entgegenging, schwelgte in der Aussicht auf eine nahe Zukunft, da ein Jeglicher sich an dem Streben betheiligen würde, die Erde zum Friedensreich und die Menschen zu beglückten Bewohnern desselben umzuschaffen. Die sensibilité — der Ausdruck gehört zu den unübersetzbaren; nur durch Umschreibung kann er ganz deutlich werden — die sensibilité galt als Inbegriff sittlicher Vollkommenheit; der homme sensible war sicher, der Menschheit Krone zu erringen. In der Schreckenszeit blieb selbst den bluttrunkenen Würgern wenigstens das Wort noch theuer.[84])

---

[84]) Wie manche der dramatischen Machwerke, die den Revolutionsjahren entstammen, sind mit sensibilité bis zum Ueberfließen angefüllt! In einem der vielen Stücke, welche den edelmüthigen Bürger

Wenn nun der Bruder des Königs den Musen die sensibilité gleichsam anbefahl, wenn er ihnen gebot, die rettende Menschenliebe, die in einem fürstlichen Helden verkörpert erschienen, zu besingen, welch eine lockende Gelegenheit für die Dichter französischer Zunge, sich als würdige Söhne ihrer Zeit zu erweisen!

Alsbald entbrannte denn auch ihr Wetteifer. Ihrer achtundsechzig waren es, die um den verheißenen Lohn rangen. Als das schreckliche Geschäft, die dichten Versbaufen zu durchmustern, beendet war, drängte sich der Akademie die traurige Einsicht auf, daß sie von der Ertheilung des Preises abstehen müsse. Welche Schmach für die Litteratur des civilisirtesten aller Völker! Achtundsechzig Dichter, jeder unzweifelhaft mit einem sanft empfindenden Herzen ausgestattet! Und in dieser Schaar nicht ein einziger, der es verstanden, dem köstlichen, für menschenliebende Gemüther so anziehenden Stoff die geziemende künstlerische Fassung zu verleihen!

Dem gescheiten und gewandten Marmontel kam diese Schmach nicht unerwartet. Er war sattsam vertraut mit den kümmerlichen Umständen, unter welchen damals die Poesie Frankreichs hinschmachtete. Sein eigenes kärgliches Dichtervermögen reichte nicht aus, dieselben merklich zu verbessern. Immerhin durfte sein Selbstgefühl ihn der Ueberlegenheit über die meisten Mitglieder der reimenden Zunft versichern. Als anerkannter Kunst- und Geschmackslehrer glaubte der Verfasser des einst für gefährlich erachteten Bélisaire sich hier ins Mittel schlagen zu müssen, damit die vaterländische Muse vor ihrem prinzlichen Gönner nicht allzu beschämt dastände. In seiner Eigenschaft als Mit-

---

Cange, den Commissionaire des Gefängnisses von Saint-Lazare, als Helden der Humanität vorführen, stößt man auf eine bezeichnende Phrase, in der das Wort sensible wie in einer Glorie erscheint. Es wird nach dem geheimen Wohlthäter geforscht: Fais-nous connaître cet homme généreux! Da ertönt aus dem Munde des Edlen der sublime Ausruf: Généreux! . . . dites sensible, voilà tout. Welschinger, Théâtre de la Révolution. Paris, 1880, p. 244.

glied und gar als Secretär der Akademie war er allerdings zu der Enthaltsamkeit gezwungen, sich nicht unter die Zahl der Bewerber zu mischen. Welches Bedenken aber sollte ihn hindern, sich seinem Genius, der von einer solchen Aufgabe bis zur Begeisterung erwärmt worden, ohne Rücksicht auf äußeren Erfolg in aller Stille zu überlassen?

Er mußte sich dennoch entschließen, sein Gedicht aus der Verborgenheit hervorzuziehen. Denn als seine akademischen Mitbrüder die ihnen vorgelegten Erzeugnisse, eines nach dem anderen, verworfen hatten, und, niedergeschlagen durch den betrübenden Ausgang dieser Prüfung, rathlos dasaßen, suchte der ständige Secretär die Gebeugten wieder emporzurichten, indem er ihnen seine geheim erzeugten hundertzweiundachtzig Alexandriner vorlas.

Was sie da hörten, war eine Abhandlung über gewisse Sätze der Sittenlehre, hie und da mit rednerischen Floskeln überstreut. Denn von dem dreiundsechzigjährigen Marmontel ließ sich keine Aeußerung der Einbildungskraft, kaum der Ausdruck einer starken Empfindung erwarten. Dem Streben nach dem Ruhm, welchem der allbewunderte Held nachjagt, welchen der handelnde Staatsmann auf dem Schauplatze der großen Welt erringt, wird die sittliche Berechtigung zugestanden. Der schwache Mensch bedarf nun einmal dieses anfeuernden Triebes — la vertu vit de gloire. Schmähen wir weder Alexander und Decius, noch Cato und Cicero, weil sie für ihre Thaten Ruhmeslohn ersehnten! Um wie viel höher jedoch hebt sich der Sterbliche, wenn er, nicht von Ruhmliebe angespornt, nicht einem Gebote der Pflicht gehorchend, sondern nur von Menschenliebe gerührt, für das Wohl auch der geringsten unter seinen Mitbrüdern sein Blut dahingiebt!

In der ersten Reihe solcher Sterblichen erscheint Leopold vor Mit- und Nachwelt, er, den von Jugend auf die weisen Helden seines Stammes zu allem Großen ermuntern mußten. An der Seite der Tugend, die er liebte, bietet sich ihm der

Ruhm dar, den er nicht suchte. Wenn Cäsar und wenn Leopold den so gefährlichen Nachen besteigen, wer von beiden ist der edlere? Für jenen steht die Herrschaft der Welt auf dem Spiel; dieser will zwei Unglückliche den Fluthen entreißen.

Nun folgt die Schilderung des Wehgeschickes. Die brüllende Oder, die unter Wasser gesetzten Weiler, die schwimmenden Heerden, die versinkenden Menschen, das Auftreten des fürstlichen Retters, sein Untergang — das alles wird uns anschaulich gemacht mit den längst abgebrauchten Mitteln einer Versification, der Boileau hundert Jahre zuvor Gesetz und Muster gegeben:

Il nage, il se débat, il s'épuise, il succombe.
Ah! que du moins les flots le rendent à la tombe.

Dann ergeht ein Aufruf an die „beredte und gefühlvolle Jugend" (éloquente et sensible jeunesse), seinen Manen den Dank der Menschheit darzubringen. Ehren, wie sie einst der todte Germanicus empfing, häufen sich jetzt auf den todten Leopold. Natürlich wird auch wieder der zärtlich erweichte Oheim Friedrich zur düsteren Ausschmückung der Trauerfeier verwendet. Dem französischen Prinzen, als dem Standes- und Sinnesgenossen des deutschen, darf die gebührende Lobesspende nicht fehlen; und in den letzten Versen verkündet der reimende Wahrsager, mit vorschauendem Blicke in die Zukunft dringend, den dauernden Bund der Völker und Könige:

Loin de nous désormais, loin des temps où nous sommes
Ce dur mépris des grands pour le reste des hommes.
L'humanité sacrée a recouvré ses droits,
Les peuples ne sont plus étrangers à leurs rois;
Et je crois ne plus voir, dans cet âge prospère,
Que d'heureuses tribus, dont le chef est le père.**)

Also neben den Erinnerungen an jene Helden des Alterthums, die gleichsam wieder zu Zeitgenossen werden sollen, die Ausbrüche der modernsten Gefühlsseligkeit!

**) Oeuvres de Marmontel, Paris (Verdière) 1819, 10, 563—569.

Warum aber sollten wir den weltgewandten Redekünstler belächeln, der, kurz vor dem Beginn der großen Umwälzung, zu solchen Hoffnungen sich verstieg? Er war in der That der Dolmetscher der Empfindungen, denen die Mehrzahl der Besseren unter seinen Zeit- und Volksgenossen in den Wonnen der Erwartung sich hingab. Sie träumten einen so entzückenden Traum, an dessen Gaukeleien sie sich selbstgefällig ergetzten. Ließen sie doch sogar durch die ersten Stöße der schon furchtbar losgebrochenen Revolution sich kaum aufrütteln!

Bedenkt man den niedrigen Stand, auf welchen die französische Poesie, gerade vor nun hundert Jahren, herabgebracht war, so darf Marmontels Lobrede, mit Reimen geziert, glatt und ausgefeilt, mit dem erforderlichen Zubehör menschenfreundlicher Gesinnungen wohlversehen, immerhin für eine löbliche Leistung gelten. Der Beifall, welchen die Akademiker ihm bezeigten, war gewiß nicht ganz erheuchelt. Als sie nothgedrungen dem Grafen die beschämende Meldung von dem erfolglosen Bemühen der achtundsechzig Poeten überbrachten, konnten sie, wie auf eine tröstliche Entschädigung, auf die Arbeit ihres Collegen hindeuten, durch welche das Ansehen der vaterländischen Muse für diesmal noch gerettet worden. Der Graf wollte sich auch des Kunstwerkes erfreuen; nachdem es ihm vorgelegt war, ließ er den Autor benachrichtigen, er habe zum Lohn ihm eine kostbare goldene Dose zugedacht. Dieser jedoch hielt es seiner persönlichen und litterarischen Würde angemessen, sich in diesem Falle eines derartigen Soldes zu erwehren. Er wollte sich nur zur Annahme einer aus Pappe gefertigten Dose verstehen, welche, wie er geschmeidig hinzufügte, für ihn den höchsten Werth erhalten würde, wenn das Bildniß des Grafen sie schmückte. Dieser jedoch wollte nicht gestatten, daß der Schriftsteller ihm gegenüber den Uneigennützigen spielte. Er äußerte, Marmontel richte sich nach dem, was für ihn selbst das Schickliche sei; ihm aber, dem Prinzen, wäre es keineswegs anständig, sich seiner Dankesschuld durch ein so armseliges Geschenk zu entledigen.

Doch fand er eine Auskunft. Er ließ dem Akademiker das erbetene Portrait zukommen; aber ein Rahmen umgab es, dessen Verzierungen die Kostbarkeit der Dose sicherlich aufwogen. Noch aus anderer fürstlicher Hand mußte sich Marmontel eine Gabe gefallen lassen. Er hatte, mit Genehmigung des Grafen von Artois, seine Verse dem regierenden Herzog von Braunschweig übersandt. Karl Wilhelm Ferdinand sandte schmeichelnde Lobesworte zurück und begleitete dieselben mit zwei goldenen, zu Ehren Leopolds geprägten Denkmünzen.[36])

Inzwischen war die Preisaufgabe auch für das folgende Jahr (1787) wieder ausgeschrieben worden. Einundachtzig Poeten fanden den Muth zu erneutem Wettstreit. Sie waren so wenig wie ihre Vorgänger über die hohle redneriſche Form hinausgekommen. Aber diesmal durfte die allgemeine Niederlage nicht zugestanden werden. Die Akademie mußte aus der gedrängten Reihe irgend einen Sieger herausgreifen. Mehr aus Schicklichkeitsgründen als aus innerer Ueberzeugung ertheilte man also den Preis und erkor zu diesem Behufe einen namenlosen Herrn Terrasse-Desmareilles, der zum Haushalte der Königin gehörte.

Am 25. August 1787, in feierlicher Sitzung, trug La Harpe die gekrönte Ode vor, ein kaltes, regelrechtes Machwerk, an dem nichts zu loben und nichts zu tadeln war. Das Publicum, unter dem wohl auch die achtzig abgewiesenen Mitbewerber nicht fehlten, verweigerte dem Urtheilsspruch der vierzig unsterblichen Richter seine allerhöchste Zustimmung. Lebhafter ward die Theilnahme der Hörerschaft durch eine Ode des Abbé Noël erregt, der man nur eine ehrenvolle Erwähnung vergönnt hatte. Sie schien reicher an Gedanken und Bildern, weil sie verschwenderiſch ausgeputzt war mit den politiſch-socialen Schlag-

[36]) Diese Nachrichten sind dem 11. Buche der Memoiren Marmontels entnommen, welche Schiller und Goethe mit so vielem Behagen lasen. S. Nr. 978 und 982 ihres Briefwechsels; vgl. auch Goethe an Johannes von Müller 25. Januar 1805.

wörtern des Tages, welche gar so verlockend zum Ohr der Menge drangen.[87]) Der eigentliche Sieger blieb immer Marmontel, der nun, nachdem der ruhmlose Wettkampf beendet, mit seinem Gedichte sich in die Oeffentlichkeit hinauswagen durfte. Durch den Vortrag desselben erheiterte er eine sonst langweilige Sitzung am 13. März 1788. So hatte drei Jahre hindurch der Hof der litterarischen Pairs von Frankreich sein Augenmerk auf die poetische Verherrlichung eines deutschen Fürsten gerichtet.

Doch gerade der gelungenste von allen diesen poetischen Versuchen fehlte unter den Gedichtmassen, welche die Akademie durchzuprüfen verpflichtet war.

Marie Joseph Chénier, der geringere, aber deshalb nicht ganz gering zu schätzende Bruder des großen André, wollte seine Ode La Mort de Maximilien Léopold de Brunswick keinem anderen Gerichtshofe als der Gesamtheit der Nation vorlegen. Er ließ sie 1787 im Druck ausgehen. Er konnte das Horazische Odi profanum vulgus als Wahlspruch voransetzen. Er brüstete sich wenigstens damit, die kriechenden, geldburstigen und beifallslüsternen Hof- und Gesellschaftsdichter zu verachten.

Ihm war die künstlerische Selbständigkeit versagt, welche André durch seine Gefühls- und Geistesverwandtschaft mit den Alten gewann und wundersam behauptete. Er mußte sich mit den überkommenen Formen begnügen. Aber wenigstens sah er in verschiedenen Richtungen nach neuen Stoffen aus. Wie streng er auch im Kreise der älteren französischen Kunstbildung eingeschlossen blieb, und demgemäß der werdenden Romantik als leidenschaftlicher Widersacher entgegenkämpfte, so zählt er

---

[87]) Eine der am lautesten beklatschten Strophen schloß mit der Aufforderung und dem Versprechen: Vivez pour nous, ô rois! et nous mourrons pour vous. Leben und Sinnesweise des dichtenden Abbé werden eigenthümlich beleuchtet durch die Nachricht, daß die Obrigkeit den öffentlichen Verkauf eines Theils seiner hinterlassenen Bibliothek aus Gründen der Sittlichkeit untersagte.

doch zu den vermittelnden Naturen, welche im Zeitalter der Revolution die heimische Poesie durch eine innigere Berührung mit der ausländischen anzufrischen suchten. Auch die deutsche Litteratur hat er mit seinem Blicke, wenn nicht umfaßt, doch gestreift. Wie Ossians Selma und Shakespeares Cäsar, so hat er auch Lessings Nathan, Schillers Carlos und Klopstocks Hermann und Thusnelda[88]) theils benutzt, theils umgearbeitet, theils nachgedichtet und übertragen.

In dem Gedicht auf Leopold[89]) herrscht der Odenstyl, wie er durch Jean Baptiste Rousseau festgesetzt worden. Im Schwunge des Ausdrucks übertrifft es sicherlich die anderen Gedichte gleichen Inhalts. Dennoch würden die Akademiker, wenn Chénier sich vor ihren Richterstuhl begeben hätte, sich kaum entschlossen haben, ihm den Preis zu gewähren. Selbst in jener Zeit durfte die Akademie die altbegründeten nahen Beziehungen zum Königshause, auf dessen Schutz sie fortwährend Anspruch erhob, nicht völlig mißachten. Chénier aber läßt in seine Verse schon revolutionäre Klänge hineintönen, vor denen die anerkannten Würdenträger in Staat und Litteratur damals noch das Ohr verschließen mußten. War er es doch, der wenige Jahre später, vier Monate nach Erstürmung der Bastille, mit seinem tragischen Karl IX. die Epoche der Revolution auf der französischen Bühne geräuschvoll einleiten sollte!

Sogar die Censur, die sonst im Jahre 1787 schon vielfach eine staunenswerthe Gefügigkeit bewies, sah sich dieser Ode gegenüber zu einiger Strenge genöthigt. Sie drang wenigstens

---

[88]) Denn natürlich er und nicht, wie vor einiger Zeit wieder einmal angegeben worden, sein Bruder, ist Uebersetzer der Ode. Sie findet sich im dritten Bande der großen Ausgabe von Marie Josephs Werken, Paris 1824, S. 315. Cramer sandte die Uebersetzung aus Paris an Klopstock (Lappenberg, Briefe von und an Klopstock. S. 374).

[89]) Mit den Varianten des Druckes von 1787 steht es jetzt an der Spitze der Oden im dritten Bande der Werke S. 289.

auf die Tilgung einiger Zeilen.[40]) Und in der That, der gütige Fürst, der sich als Bruder der Menschen bekennt, bietet nur den Anlaß, um rücksichtslos und gehässig die héritiers de Busiris bloßzustellen, die tyrans célèbres, die rois détestés und exécrables, denen schon in ihren Kinderjahren die Neigung zu allen schmählichen Lastern eingeimpft worden. In Verbindung mit diesem Tyrannenhaß muß sich naturgemäß das Gefühl nationaler Selbstherrlichkeit lärmend äußern. Der Poet erwartet, daß der Franzosen Gesänge den Germanen mit Staunen erfüllen werden; er hofft, das Zeitalter wieder zurückzubringen, da Frankreich durch seine Künste und seine Beredsamkeit vom Tajo bis zum Pontus Euxinus herrschte. So führt uns dieses Loblied auf den Prinzen von Braunschweig hart an die Schwelle der Revolution heran. Hier wird der Name Brunswick noch mit Entzücken ausgesprochen. Nur wenige Jahre noch, und er wird für die Masse der Franzosen ein Gegenstand grimmigen Hohnes und wüthenden Abscheus.

Aber es ist Zeit, diese vielleicht schon zu lang ausgedehnten Mittheilungen und Betrachtungen zu enden. War es indeß der Mühe so ganz unwerth, die Erinnerung an den deutschen Fürsten hervorzurufen, den vor hundert Jahren die Nationen als einen Helden der Menschlichkeit vergötterten, zu dessen Verklärungsfeier Franzosen und Deutsche sich vereinigten, den unser Dichterchor vielstimmig besang, und dem auf den Wink eines königlichen Prinzen vom Hause Frankreich etwa hundertundfünfzig gallische Poeten ihre Hymnen widmeten?

[40]) Es waren diejenigen, in welchen der Dichter den feilen Sänger brandmarkt, der nach dem goldenen Preise trachtet. Sie wurden dann mit anderen vertauscht, die durch ihren unverkennbaren Bezug auf die französischen Könige ein noch verletzenderes Ansehen erhielten:

Frappons de remords légitimes
Tous ces princes pusillanimes
Et par la mollesse vaincus,
Dont la race impie et stérile
Semble mêler un sang servile
Au sang d'Hector et de Francus.

Eine Menge von Einzelheiten iſt hier aneinander gereiht worden. Durch nahen oder ferneren Bezug auf das Ereigniß vom 27. April 1785 werden ſie zuſammengehalten. Dennoch mögen ſie auf den erſten Blick ſich als innerlich unverbunden, wohl auch als gar zu geringhaltig darſtellen. Doch iſt zum wenigſten die Hoffnung erlaubt, daß ſie vor dem Auge eines unbefangen theilnehmenden Leſers ſich zum Ganzen fügen, daß ſie ihm ein Stimmungsbild zeigen aus jenen Jahren, da der Zuſammenbruch des alten Staates und der alten Geſellſchaft auf franzöſiſchem Boden ſich vorbereitete, während die Menſchheit nicht ahnen wollte, daß er jemals, oder daß er ſo bald, und von ſolchen Schauern der Verheerung begleitet, erfolgen würde.

Der Säculartag der Revolution ſteht nicht mehr fern. Jeder Denkende, der über den Kreis der Tagesintereſſen hinausdenkt, fühlt ſich aufgefordert, dem Urſprung und dem Verlauf der ungeheuren, in ihren Folgen unüberſehlichen Umwälzung nachzuforſchen und nachzuſinnen. Vornehmlich muß es uns angelegen ſein, uns die Geſinnungen, die inneren und äußeren Zuſtände zu vergegenwärtigen, in denen die europäiſche Welt und vor allem die franzöſiſche Nation befangen war, als jenes Ereigniß ſie traf, deſſen Wirkungen fort und fort im Leben der Völker bald leiſer, bald vernehmlicher nachzittern, bald unerwartet gewaltſam wieder hervorbrechen.

III.

Ueber ein Goethesches Motto.

(1878.)

Als Goethe den didaktiſchen Theil ſeiner Farbenlehre zu Ende gebracht, ſchrieb er unter das Schlußwort[1]) den Spruch:

Multi pertransibunt et augebitur scientia.

Von den wenigen Deutſchen, welche in die zwei mächtigen Bände jenes Werkes tiefer eingedrungen ſind, werden wohl die meiſten beim Erblicken dieſes Satzes nachdenklich geſtutzt haben. Woher ſtammt das orakelhaft klingende Wort? Goethe war ein unerſchrockener und beharrlicher Leſer, und ſeine Beleſenheit erſtreckte ſich über die verſchiedenſten Wiſſensgebiete; wie weit ſie reichte, wird niemand zu beſtimmen wagen. Seine Anſpielungen zu deuten, ſeinen Citaten auf die Spur zu kommen, will manchmal ſelbſt dem Gelehrteſten nicht glücken.[2]) Ein eigentliches Nachforſchen bleibt da häufig fruchtlos; man muß ſich beſcheiden, auf einen glücklichen Fund zu hoffen.

---

[1]) Zur Farbenlehre. Von Goethe. Erſter Band. Tübingen 1810. S. 352.

[2]) Luſtig iſt es zu ſehen, wie rathlos weiſe Commentatoren ſich oft auch bei ſolchen Anſpielungen geberden, zu deren Deutung nur ein geringes Maß von Gelehrſamkeit erfordert wird. In der „Campagne in Frankreich“ erzählt Goethe unter dem Datum des „19. September Nachts,“ wie er ſich durch kluge Liſt eines Mantels verſichert habe, der ihm in ſchaurig kalter Regennacht — es war nach der Kanonade von Valmy — Wärme und Schutz gewährte. Scherzend fügt er hinzu: „Ulyß kann unter ſeinem auf ähnliche Weiſe erworbenen Mantel nicht mit mehr Behaglichkeit und Selbſtgenügen geruht haben.“ Herr Strehlke, der die „Campagne“ im fünfundzwanzigſten Theil der Hempelſchen Ausgabe bearbeitet hat, geräth bei dieſer homeriſchen Reminiscenz in eine Verlegenheit, die er in folgenden Worten zu verbergen ſucht: „Goethe kann hier wohl nur an die bekannte Begegnung des Odyſſeus mit Nauſikaa denken (Odyſſee VI, namentlich Vers 228 ff.) obwohl der Vergleich nicht ganz zutrifft, denn nach der Odyſſee erhält Odyſſeus den

Mit solcher Hoffnung pflegte denn auch ich mir auch stets wieder zu schmeicheln, wenn von Zeit zu Zeit der vieldeutige Spruch mir abermals vor Augen oder in den Sinn kam. Und diese Hoffnung trog mich nicht. Bacon wies mich auf die richtige Spur.

Im Jahre 1869 ließ der Herausgeber der Baconschen Essays, W. A. Wright, dessen Arbeiten auch besonders für Shakespeare fruchtbar geworden, die zwei Bücher Of the advancement of learning in neuer, trefflicher Bearbeitung erscheinen (Oxford, at the Clarendon press). Die neue Ausgabe lockte zu wiederholter Beschäftigung mit dem längst bewunderten und geliebten Werke. Kein anderes vielleicht läßt uns so anschaulich erkennen, wie kräftig und machtvoll sich die englische Prosa zur Zeit Shakespeares ausgebildet. Und zwar erfolgte diese Ausbildung in einem Kreise, den der Einfluß des Dichters nicht berühren konnte.

Die erste Abtheilung seines Werkes gestaltet der Philosoph zu einem didaktischen Lobgedichte auf die Wissenschaft. Er schiebt die Vorurtheile bei Seite, welche der wahren Schätzung

---

Mantel von Nausikaa geschenkt, und ruht nicht unter ihm, sondern geht, mit demselben geschmückt, in des Alkinoos Palast." — Nicht ganz zutrifft? — Er trifft vielmehr in keinem einzigen Puncte zu. Der nackte Odysseus bekleidet sich mit den Gewanden, welche die Phäakenjungfrau, von frommem Mitgefühl durchdrungen, ihm dargeboten; Goethe, an einem Kriegszug theilnehmend, schützt sich auf offenem Felde gegen nächtliches Unwetter durch einen Mantel, den er durch gewandte Klugheit sich verschafft; — wie läßt sich da auch nur die geringste Spur einer Aehnlichkeit entdecken? Goethe kannte seinen Homer seit den Tagen Werthers genauer als ihm Herr Strehlke zutraut. Der Commentator blicke auf die Erzählung, welche der Vielgewandte am Schlusse des vierzehnten Buches der Odyssee vorträgt, und er wird erkennen, wie trefflich der Vergleich in allen Stücken paßt. Gerade in diesem Theil der Odyssee war Goethe heimisch von Alters her: als Werther aus der adeligen Gesellschaft hatte weichen müssen, las er zu seiner Gemüthserquickung bei untergehender Sonne, „den herrlichen Gesang, wie Ulyß von dem trefflichen Schweinehirten bewirthet wird."

der Gelehrsamkeit im Wege stehen. Durch das Zeugniß des göttlichen Wortes bekräftigt er die Würde der Wissenschaft; aus dem ganzen Bereiche des menschlichen Seins und Thuns sammelt er die Beweise für ihre Herrlichkeit.

Anders stellt sich ihm seine Aufgabe im zweiten Buche. Hier wird der praktische Zweck des Werkes klar. Bacon giebt ein Gesamtbild von dem Zustande der Wissenschaft und der Wissenschaften, wie sie im Beginne des siebzehnten Jahrhunderts einem Geiste sich darstellen, der von den herrschenden Anschauungen seiner Zeit sich losreißen will. Er bestimmt den Grad der Ausbildung, zu welchem die einzelnen Disciplinen gelangt; er weist auf den höheren Grad, zu dem sie gelangen müssen. Zugleich lenkt er die Betrachtung auf Gebiete, deren wissenschaftliche Pflege bis dahin versäumt oder verkehrt betrieben worden. Er spricht hier Forderungen und Ahnungen aus, deren Erfüllung erst später kommende Menschengeschlechter erleben sollten. Er liefert — um ein ihm selbst entlehntes Bild zu brauchen — einen Globus der geistigen Welt; auf diesem bemerkt er genau die Länder, welche der Mensch noch nicht in dauernden Besitz genommen oder noch nicht zu seinem wahren Nutzen bebaut oder verwaltet hat.

In der ersten Hälfte dieses zweiten Haupttheils spricht er mit stolzem Wohlgefallen von der Ausbreitung, welche das kosmographische Wissen in seinen Tagen gewonnen hat. Dieser Zuwachs an Kenntniß, so rühmt er mit Recht, ward erst unserem Zeitalter vergönnt; unsern Augen erst erschließt sich die Welt, oder, wie er es in seiner bildlichen Weise ausdrückt, am großen Weltgebäude zeigen sich Fenster, durch die uns Einblick in das Innere gestattet wird.

In dem Maße, als durch Schifffahrt und Entdeckungen die Kenntniß der Erdtheile und ihrer ungleich gearteten Bewohner, so wie der verschiedenen Himmelsstriche zunimmt, in demselben Maße, so hofft der philosophische Prophet, werden die gesamten Wissenschaften fortschreitend sich bereichern. Denn

in Gottes Rathſchluß liegt es, daß in eben der Zeit, da die aufgethane Welt durchwandert und durchforſcht wird, eine Vermehrung alles Wiſſens erfolgen ſoll. Hat doch, im Hinblick auf die ſpäteſte Zukunft, der Prophet Daniel es ſchon voraus verkündigt: Plurimi pertransibunt et multiplex erit scientia.[3])

Als mir dieſer Satz vor Augen kam, hielt ich überraſcht inne. Da war er ja, der goetheſche Spruch! Nicht aus irgend einem profanen Schriftwerke, aus dem alten Teſtamente ſtammt er. Und nun erinnerte ich mich auch, in welchem Zuſammenhange der Spruch beim Daniel vorkommt. Bacon behandelt hier den Bibelvers, wie er ſo manche ſeiner zahlreichen Citate behandelt: er ändert nichts an den Worten, weiß ihnen aber durch geiſtreiche und oft auch recht gezwungene Interpretation einen Sinn anzudeuten, von dem ſich der Autor nichts träumen ließ. Nicht leicht entdeckt ein unbefangener Leſer irgend einen Bezug auf Bacons Hoffnungen und Entwürfe in den Worten der Vulgata (12,4): Tu autem, Daniel, claude sermones et signa librum usque ad tempus statutum: plurimi pertransibunt et multiplex erit scientia.

Woher nahm nun Goethe ſein Motto? Unmittelbar aus der Bibel, wird man antworten. Er war ja bibelfeſt. Wie manchen nachdrücklichen Satz der heiligen Schrift hat er ſich zu ſprüchwörtlichem Gebrauch angeeignet. Wie geläufig ſind ihm bibliſche Wendungen, beſonders in der gluthvollen Proſa ſeiner Jugendzeit! — Gewiß! Aber das lutherſche Deutſch war ihm doch wohl vertrauter als das Latein der Vulgata. Auch ſeine „Morphologie“ (1817) begleitet er mit einem Bibelſpruch; er nimmt ihn aus dem Buche Hiob 9, 11, giebt aber genau den lutherſchen Wortlaut wieder: „Siehe, er geht vor mir über ehe ich's gewahr werde, und verwandelt ſich ehe ich's merke.“[4]) Weshalb mochte er nun hier ſein geliebtes Deutſch aufgeben?

---

[3]) [ſ. Schopenhauers Motto zur „Skizze einer Geſchichte vom Idealen und Realen“ Reclam, 4, 13.]

[4]) So ſteht in der Geſamtausgabe der Bibel von 1545, deren Text

Allerdings war die deutsche Uebersetzung des danielschen Verses kaum als Motto zu brauchen. Luther schreibt: „Und nu Daniel verbirge diese wort, und versiegele diese Schrifft, Bis auff die letzte zeit, So werden viel drüber komen, und grossen Verstand finden." — Wie aber, wenn Goethe hier garnicht unmittelbar aus der Bibel geschöpft hätte? Schlagen wir die Farbenlehre noch einmal auf! Hier stehen ja garnicht die Worte des lateinischen Bibeltextes. Goethe sagt: multi, die Vulgata setzt plurimi; für Goethes augebitur hat die Vulgata multiplex erit; ihr folgt Bacon. Also weder die Schrift des englischen Philosophen, noch die lateinische Bibel kann Goethes Quelle sein. Wir müssen uns nach einem andern Fundorte umthun; denn schwerlich wird der Autor der Farbenlehre selbst dem Spruche die veränderte Fassung gegeben haben.

Vielleicht führt uns aber dennoch Bacon auf die rechte Spur. Als Goethe die Vorbereitungen zur Geschichte der Farbenlehre betrieb, muß er sich tiefer mit dem Engländer eingelassen haben, den er gelegentlich mit scherzender Derbheit „das Haupt aller Philister" nennt.[5]) Der umfassende Abschnitt, den er ihm in seiner historischen Darstellung widmet (S. 226—241) zeugt von umfassendem Studium. Sicherlich ging er damals die vornehmsten Werke Bacons durch, und er kann das vorbereitende Hauptwerk Of the advancement of learning nicht übergangen haben. Ob er es aber im englischen Urtexte las? Dieser trat im Jahre 1605 ans Licht. Schon damals hatte der Autor eine lateinische Uebersetzung im Sinne; aber erst

---

bis auf den heutigen Tag seine Geltung hat. In früheren Drucken von 1524 und 1525 hatte der Vers gelautet: „Sihe, wenn er uber mich gehet, so sehe ichs nicht, und wenn er sich wandelt, merk ichs nicht." — Vgl. übrigens Eckermanns Gespräche, 21. April 1830.

[5]) Nach Riemers Mittheilung 2,679 sagte Goethe am 13. Oktober 1807 von Bacon: „Das Haupt aller Philister und darum ihnen auch so zu rechte." — Gerade damals rüstete er sich eifrig zum Abschlusse der Geschichte der Farbenlehre; an Knebel 7. Oktober 1807; an Reinhard 28. October 1807.

achtzehn Jahre hernach (1623) ward sie ausgeführt. Die Uebersetzer, denen ein Mann wie Hobbes zugesellt war, arbeiteten unter der Aufsicht Bacons, der inzwischen den Umfang des Werkes um ein bedeutendes erweitert und es innerlich vielfach bereichert hatte. In neun Bücher getheilt, empfing es den allbekannten Titel De dignitate et augmentis scientiarum. Nur im Anfang sucht es den englischen Text getreuer wiederzugeben; später verhält es sich zu diesem oft wie die Ausarbeitung zur Skizze. Mit vollem Recht kann es als ein zweites Original gelten.[6]) Das Latein bewegt sich hier überall mit nachdrücklicher Kraft einher; es lautet entschieden und bestimmt; aber man vermißt doch die Macht und den Reiz des baconschen Urwortes.

In dieser lateinischen Fassung ging das Buch durch die Welt. Er eröffnet die Sammlung der Werke in den älteren Folioausgaben. In einer dieser Ausgaben — vor mir liegt eine Frankfurter vom Jahre 1665 — hat Goethe das Werk studirt. Er mußte dasselbe für seine Zwecke in der ausgebildetsten Gestalt kennen lernen; und überdies bot es sich ihm, wie den meisten seiner älteren Zeitgenossen, in der Gelehrtensprache bequemer dar als in der englischen.[7]) Wer weiß, ob er dem ursprünglichen Texte jemals einen aufmerksamen Blick gegönnt!

Den englischen Sätzen nun, die sich in Wrights Ausgabe auf S. 98 finden, entspricht in der lateinischen Bearbeitung das zehnte Kapitel des zweiten Buches. Und wie lautet hier das Bibelwort? Sic enim Daniel Propheta, de novissimis temporibus verba faciens praedicit: Plurimi pertran-

---

[6]) So sagt ein englischer Kritiker in der Edinb. Review, 1816 Nr. 53, S. 180: The Latin book De Augmentis — — — may be considered, in respect to the matter, as a second original.

[7]) Doch will ich nicht vergessen anzumerken, daß er im polemischen Theil der Farbenlehre die englische Ausgabe der newtonschen Optik benutzt.

sibunt, et augebitur scientia. Da zeigt sich uns Goethes augebitur, und mit voller Sicherheit können wir behaupten, das Werk De augmentis habe das Citat geliefert.

Mit voller Sicherheit? Ein kleines Bedenken bleibt noch zurück. Goethes multi trafen wir an keinem der bisher von uns besuchten Fundorte. Hat er wenigstens dies Wort eigenmächtig gesetzt? Nein, auch die Quelle des multi ist nachweisbar. Bacon muß sich jenen Spruch Daniels besonders tief eingeprägt haben; er bringt ihn noch einmal vor in einem Werke, das Goethe gleichfalls nicht unbeachtet lassen konnte, im Novum Organum, und zwar im 93. Aphorismus des ersten Buches. Die aus der früheren Schrift uns schon bekannte Anwendung und Deutung des Spruches finden wir hier, wenn auch in anderem Zusammenhange, wiederholt. Ich will die Stelle deutsch hersetzen nach der Uebertragung von G. W. Bartoldy, die, mit Anmerkungen von Salomon Maimon ausgestattet, zu Berlin 1793 erschienen ist. Bacon deutet darauf, daß alles Wichtige, was die Vorsehung veranstaltet, ganz leise und gelinde vorwärts rückt und zur Ausführung gelangt, noch ehe die Menschen es gewahren. Dann fährt er fort: „Auch die Weissagung Daniels von den letzten Zeiten ist nicht aus der Acht zu lassen: Viele werden vorübergehn, und das Wissen wird vervielfältigt seyn. Sie giebt uns aufs deutlichste zu verstehen, daß nach dem Willen des Schicksals, das heißt, der göttlichen Vorsehung, die Durchforschung der Welt (die nach so vielen und so entlegenen Reisen entweder bereits vollendet, oder doch mitten im Werke ist) und der Anwachs der Wissenschaften in einerlei Zeitraum fallen sollen." Das lateinische Original giebt hier wiederum das multiplex erit der Vulgata, aber statt plurimi lesen wir multi pertransibunt. Unser philologisches Gewissen ist also nun zur Ruhe gebracht; ohne jegliches Bedenken sagen wir: Der Spruch, wie er sich bei Goethe findet, ist aus den beiden Citaten Bacons zusammengefügt.

Verlohnte sichs aber wohl der Mühe, dem Ursprunge dieses lateinischen Sätzchens auf so gewundenem Wege nachzuspüren? Nun, erscheint auch das Ziel nicht eben wichtig, so mögen doch die kleinen Mühen des Weges selbst schon lohnend sein. Und hat nicht der Forscher das Recht, die Verpflichtung, in den Werken eines großen Autors auch das kleinste Beiwerk zu beachten? Denn hier ist alles mit allem verknüpft; das Geringfügigste mahnt an das Bedeutsamste; es ist ein Makrokosmus, in dem „alles sich zum Ganzen webt." Aber kaum bedarf es hier einer Berufung auf jenes Forscherrecht. Denn der Spruch, nach dessen Abkunft wir fragten, erscheint an sich selbst bedeutsam genug; fassen wir ihn in dem Sinne, in dem Goethe ihn gefaßt haben will, so kann er uns Anregung zu mancherlei Betrachtungen geben.

Dieser Spruch drückt unübertrefflich die Stimmung aus, in welcher Goethe nach gewissenhaften, mühseligen Vorarbeiten endlich der Welt seine Farbenlehre darbot. Er stellte sich lehrend und kämpfend einer Theorie entgegen, die in allen Lehrbüchern als unantastbare Wahrheit vorgetragen, von allen Kathedern mit gläubiger Ueberzeugung verkündigt ward, einer Theorie, welcher schon durch das Ansehen ihres Begründers die Herrschaft für immer gesichert schien. Er konnte nicht die verwegene Hoffnung nähren, die Beistimmung der Forscher leicht zu gewinnen. Freilich fürchtete er auch nicht, einer so beharrlichen Mißgunst, einer so störrischen Ablehnung zu begegnen, wie er sie später erfahren mußte. Er hoffte auf den endlichen Sieg der von ihm erkannten und, wie er glaubte, unwidersprechlich erwiesenen Wahrheit, mochten auch die Männer des Faches noch ferner hartnäckig den Irrthum behaupten; in dieser Hoffnung hatte ihn Schiller bestärkt, der ihm schon am 23. Januar 1798 das zuversichtliche Wort gesagt: „daß Sie endlich durchdringen werden, ist mir keinen Augenblick zweifelhaft." Wenn Goethe diese Zuversicht im Stillen theilte, so mußte ihn hernach der dauernde Widerstand, die geringschätzige Gleichgültigkeit der

Fachgelehrten um so peinlicher treffen; ja, er mußte wähnen, seine Gegner seien durch Eigensinn und bösen Willen mißleitet.

Aber wie er auch immer bei Herausgabe der Farbenlehre über den schließlichen Erfolg seines Unternehmens denken mochte, einen raschen Triumph seiner Lehre durfte er sich unter keinen Umständen versprechen. Erfahrung hatte ihn gewitzigt. Ein Vierteljahrhundert war verflossen, seitdem er zuerst selbständig in das Studium der Natur eingegriffen. Während dieses Zeitraumes hatte er gelernt, wie die Meister der wissenschaftlichen Gilde den unzünftigen Liebhaber der Wissenschaft zu empfangen pflegen, wenn er, ohne auf das überlieferte Bekenntniß geschworen zu haben, sich ihnen mit neuen Anschauungen nähern will. Er wußte, wie selten sie geneigt sind, mit Unbefangenheit zu prüfen, was der Laie ihnen Fremdartiges, oder dem bisher geltenden Dogma Widersprechendes entgegenbringt; er wußte, wie gefährlich es sei, die behagliche Sicherheit zu stören, mit der eine herrschende Schule auf der zu Recht bestehenden Lehre ruht. Hatte er doch erlebt, daß Camper und Sömmerring ihm ableugneten, was er mit hellem Auge gesehen! Hatte seinen Wahrnehmungen gegenüber doch selbst Merck sich zweifelnd verhalten! Ein Leibniz mochte einst dem Autodidakten das Recht zur Mitforschung zugestehen,[8]) die zünftigen Gelehrten wiesen ihn zurück. Sie hatten Goethe zu dem Ausrufe gedrängt: „Einem Gelehrten von Profession traue ich zu, daß er seine fünf Sinne abläugnet."

Eine solche Stimmung durfte freilich der Sechzigjährige nicht laut werden lassen, als er sich am Endpuncte der großen

---

[8]) Die Worte, in denen der Philosoph dies Zugeständniß macht, hat sich Lessing in seinen Notizen über Leibniz angemerkt (Lachmann 11,48). Er sagt darüber: „Dies sind merkwürdige Worte von Leibniz, über welche sich ein sehr lehrreicher Commentar schreiben ließe. Es folgt unter andern daraus, wie wenig nothwendig ein allzu sorgfältiger, allzu methodischer Unterricht, auf den unsere neueren Pädagogen dringen, im Grunde für die menschliche Seele ist."

Arbeit sah, die „mitten in dem heftigsten Kriege, der unser Vaterland erschütterte, unternommen und vollendet wurde“ (1,648). Das Schlußwort des didaktischen Theils der Farbenlehre athmet eine würdevolle Bescheidenheit. Der Autor will sein Werk nur als einen Entwurf gelten lassen. Er wünschte — und diesen Wunsch wiederholt er am Schlusse des polemischen Theiles — er wünschte jetzt, da ihm alles Mangelhafte im Druck viel schärfer entgegentritt, das Ganze von neuem bis zu gleichmäßiger Vollendung durchzuarbeiten. Er legt sich die Frage vor, inwiefern der Einzelne, der sich einer Wissenschaft nicht ausschließend widmet, dennoch durch sein Bemühen die Wissenschaft fördern könne. Mit der Kunst, antwortet er, sollten nur Meister sich abgeben, Schüler nur nach strengster Prüfung sie ausüben dürfen. Dort hat nur das Vollkommene ein Recht zum Dasein. Im Wesen des schaffenden Künstlers muß Form und Gehalt, Inneres und Aeußeres sich durchdringen, damit das Kunstwerk entstehe. Die Wissenschaften aber ruhen, weit mehr als die Kunst, auf Erfahrung; ihnen darf jeder „seinen Beitrag anbieten,“ auch wenn er ihre Pflege nicht zum einzigen Geschäfte seines Lebens macht. Die einfachste Beobachtung, die ein solcher Liebhaber der Wissenschaften mittheilt, kann sich als fruchtbar erweisen; und gerade sein unbefangener Blick gewahrt vielleicht manche noch nicht aufgedeckte Beziehung zwischen den Dingen. Nachdrücklich fügt Goethe hinzu: „jedes neue Verhältniß, das an den Tag kommt, jede neue Behandlungsart, selbst das Unzulängliche, selbst der Irrthum ist brauchbar, oder aufregend und für die Folge nicht verloren.“

So giebt denn auch er seinen Beitrag hin. Nicht mit Zufriedenheit, aber doch getrosten Muthes blickt er zurück auf das Vollbrachte und vorwärts auf das, was noch zu thun übrig bleibt; beides empfiehlt er der Mit- und Nachwelt und gedenkt abschließend des alten Wortes: Multi pertransibunt et augebitur scientia. Wir wissen nun, in welchem Sinne Goethe den

danielschen Satz anwandte: „Durch das Zusammenwirken vieler im Verlaufe der Zeiten wird das Wissen wachsen und sich mehren."

Gestattet aber der Spruch nicht auch eine Anwendung auf Goethe selbst? Auf Goethe, den Forscher, den Gelehrten, den Urheber der Metamorphose der Pflanzen, der Abhandlung über den Zwischenknochen, den Autor der Farbenlehre und aller jener naturwissenschaftlichen Schriften, die fast jedes Gebiet des großen Naturreiches berühren? Wie viele mußten vorübergehen, wie viele mußten in edlem Eifer gemeinsam wirken, damit auch diese Seiten des goetheschen Wesens erkannt und anerkannt wurden! Lange genug paßte auf seine wissenschaftlichen Arbeiten der schmerzlich-tröstende Spruch:

„Mag's die Welt zur Seite weisen,
Edle Schüler werden's preisen,
Die an deinem Sinn entbrannt,
Wenn die Vielen dich verkannt.*)

Die gleichaltrigen Zeitgenossen verkannten ihn. Was er geahnt und geschaut, was er versucht und vollbracht, blieb ohne Wirkung und Nutzen, bis aus einer jüngeren Generation edle Schüler herangewachsen waren, die, selbst zu Führern der Wissenschaft berufen, die Weihe seines Geistes empfingen. Als einer der edelsten Sprecher dieses jüngeren Forschergeschlechtes rief ihm Johannes Müller im Jahre 1826 vertrauensvoll zu[10]: „Sie müssen sich überzeugen, wie der Naturforscher auch einem Geschlechte voranging, das, ihn zu begreifen, folgte."

Immer entschiedener wird jetzt die Gesamterkenntniß des goetheschen Wesens vorbereitet. Bis zum Ueberdruß mußten wir früher vernehmen, der Autor von Dichtung und Wahrheit habe des geschichtlichen Sinnes ermangelt. Jetzt hat ein Historiker wie Wegele in einer lehrreichen und anziehenden Abhand-

*) Zur Morphologie 1,256. Im vierten Bande der Ausgabe letzter Hand S. 362 lautet der Spruch noch resignirter: „Wenig Schüler werden's preisen."

[10]) Goethes Naturwissenschaftliche Correspondenz 1,395.

lung auch den Schwergläubigen bewiesen, daß dem Dichter der hohe Name des Historikers mit vollem Rechte gebührt.[11]) Nachdem von Franzosen und Deutschen, von Männern wie Geoffroy St. Hilaire, Helmholtz, Virchow, Goethes Stellung in der Geschichte der Naturforschung genau bestimmt worden, ist die schöpferische Bedeutung seiner naturwissenschaftlichen Thaten kaum noch einem Zweifel ausgesetzt; selbst diejenigen, die seinen einzelnen Beiträgen nur einen geringeren Werth zusprechen, reden doch nur mit Bewunderung von dem tiefen Seherblick, mit welchem er die Natur in dem All ihrer Erscheinungen umfaßte. Ueber sein Verhältniß zur heutigen Naturwissenschaft aber belehrt uns eben jetzt auf das gründlichste die gewissenhafte und sachreiche Abhandlung, welche S. Kalischer seiner trefflichen Ausgabe der gesamten naturwissenschaftlichen Schriften vorausgesandt hat.

Der Forscher Goethe steht fortan gleichberechtigt neben dem Dichter. Die Einheit beider ist erkannt. Kein Biograph Goethes dürfte es fernerhin wagen, dessen wissenschaftliche Bestrebungen als Nebenwerk zu behandeln. Möchte nur mit der Anerkennung, die dem Forscher jetzt so reichlich gezollt wird, die unmittelbare Kenntniß seiner zahlreichen, der Wissenschaft gewidmeten Schriften Hand in Hand gehen! Möchte die eben genannte werthvolle Ausgabe zu dieser Kenntniß anreizen! Nur wer in die Werke des Forschers Goethe eingedrungen ist, darf sich rühmen, den Schriftsteller ganz zu kennen.

Von der Geschichte seines botanischen Studiums, die Goethe im Jahre 1817 bekannt machte und später noch überarbeitete, urtheilte im Jahre 1838 der Franzose Auguste de Saint-Hilaire: ce morceau véritablement délicieux a presque le charme des Confessions de Rousseau et il est toujours plus pur et plus instructif. Wie viele Deutsche unter den vierzig Millionen mögen wohl dies morceau véritablement délicieux genauer

[11]) Goethe als Historiker von Franz X. Wegele. Würzburg, 1876.

kennen? In keinem seiner späteren Werke hat Goethe den Gehalt seiner Weltanschauung so umfassend und vielseitig dargelegt, wie in der Geschichte der Farbenlehre.[12]) Indem er uns einen weltgeschichtlichen Umriß von der Entwickelung der Wissenschaft giebt, läßt er uns zugleich auf alle Höhen und in alle Tiefen seines eigenen Wesens blicken. Und wie viele unter den Gelehrten Deutschlands sind mit diesen Offenbarungen vertraut?

Die wissenschaftlichen Schriften Goethes gehören in der Form, in welcher sie jetzt vorliegen, zum größeren Theil dem letzten Drittel seines Lebens an. Sie können am wirksamsten dazu beitragen, die Vorstellungen zu vernichten, die über den prosaischen Stil des alten Goethe noch immer im Schwange sind. Denn hier spürt man nichts von gemessener Kälte, von gravitätischer Steifheit und gemachter Würde. Diese Angelegenheiten der Wissenschaft sind Herzensangelegenheiten für Goethe. Hier spricht der ganze Mensch unmittelbar aus Anschauung und Empfindung heraus. Haß und Liebe, Freude und Ingrimm, strenger Widerwille und hingebende, weihevolle Begeisterung — alles wird hier, wie in gewaltigen Naturlauten, vernehmbar. Auch hier ist der dauernde Verkehr mit dem Autor selbst der sicherste, ja der einzige Weg zu seiner Erkenntniß. Da weicht Wahn und Vorurtheil; es wächst die Einsicht in das Wesen Goethes — augebitur scientia.

---

[12]) Diejenigen, die ihm persönlich näher standen, wußten wohl, wie viel Kostbares er hier niedergelegt. Charlotte von Schiller schreibt der Prinzessin Caroline Luise am 14. December 1810: „So ergötze ich mich jetzt an dem zweiten Theil der Farbenlehre. — — Es ist so etwas Prächtiges, so rein verständlich und groß gesehen. Die Ansichten, die der Meister darinnen ausspricht, sind wunderbar groß, und man steht wie vor einem gefundenen Schatzkästchen und zieht ein Juwel nach dem andern ans Tageslicht. Die Geschichte der Wissenschaft, die Charakterisirung der Individuen ist so prächtig! Dies Kapitel, das Lücke überschrieben ist, ist vortrefflich; was er da klar und schön alles aufstellt, ausspricht, ist unaussprechlich." — Mit Recht zeichnet Charlotte den genannten Abschnitt aus; es ist derjenige, in welchem Goethe von dem nie verstummenden Lobgesange der Menschheit spricht, dem die Gottheit so gerne zuhören mag.

IV.

Goethe, Maturin, Wolfe.

Ein offener Brief an Auguſt Sauer.

(1896)

Die hoffentlich ſtets anwachſende Schar deiner Leſer hat gewiß dankbar Schippers gediegenen Vortrag entgegen genommen, mit dem du das Ergänzungsheft zum zweiten Bande des Euphorion eröffnen konnteſt. Mir rief er ins Gedächtniß einige der Betrachtungen zurück, die ich vormals an Wolfes bewundertes, auch von Goethe bewundertes, Gedicht angeknüpft.

Auch von Goethe bewundert? — Wo, wirſt du fragen, hat er des Verfaſſers gedacht? Sicherlich nicht in ſeinen Werken. Vielleicht in Briefen oder Geſprächen? Vergebens würde man auch dort nach dem Namen Charles Wolfe ausſpähen. Und dennoch konnte man ſeit langem wiſſen, daß jene Strophen, denen der früh verſtorbene iriſche Geiſtliche die Fortdauer ſeines Namens verdankt, dem deutſchen Meiſter die lebhafteſte Anerkennung abgewonnen.

Den Worten, die eine ſolche Anerkennung unzweideutig bezeugen, hatte ich zuletzt im Sommer 1891 meine Aufmerkſamkeit zugewandt. Mein Augenmerk richtete ſich damals auf einzelne folgenreiche Berührungen der Geiſtesmächte, die ſeit dem Schluſſe des vorigen Jahrhunderts hier in der deutſchen, dort in der engliſchen Dichtung herrſchend hervorgetreten waren. Manche verborgnere Beziehungen, die ſich zwiſchen den Litteraturen der beiden Völker nur undeutlich wahrnehmen ließen, ſuchte ich zu meiner eigenen Belehrung vollends aufzudecken.

Eben damals konnte man durch den zwölften Band des Goethe-Jahrbuchs zu Betrachtungen und Forſchungen ſolcher Art von neuem hingelenkt werden. Dort hatte Suphan uns über Goethes Beſchäftigung mit Maturins Bertram gründlich unterrichtet. Die vorgelegten Schriftſtücke zeigten, wie ernſt im

Jahre 1817 der Dichter die seltsame Aufgabe angefaßt, jenem tragischen Fratzengebilde ein deutsches Sprachgewand umzuhängen.

In dem genannten klagwürdigen Jammerspiel, das auch bei der werdenden französischen Romantik Beachtung fand,[1]) durchkreuzen sich die Verwegenheiten und Schwächen der deutschen mit den Schäden und Auswüchsen der englischen Bühne. Goethe wußte in dieser widerlichen Mischung die einzelnen Bestandtheile wohl von einander zu sondern. Das beweisen seine einleitenden Worte, die, treffend und wuchtig, uns zur richtigen Würdigung seines Uebersetzungsversuches stimmen sollen. Er redet von „Schillerischen Moors und Kotzebuischen Kindern", so wie von dem ganzen Aufgebot äußerlicher Schreckmittel, in deren verschwenderischer Anwendung sich die deutschen Ritter- und Schauerstücke gefielen. Zugleich erinnert er daran, wie seit Shakespeares Zeiten Englands dramatische Muse dem Wilden, Gewaltsamen, Ungeheuerlichen sich zugeneigt und die Ausbrüche unbändig tobender Leidenschaften mit Vorliebe dargestellt habe; auch glaubt er wahrzunehmen, daß durch die herrschende Poesie Byrons dieser bedenkliche Hang neuerdings begünstigt worden. Vor Ueberschätzung des Dramas, mit dem er sich so geflissentlich einläßt, kann und will er demnach sich selbst und uns behüten. Er sieht hier an einem grellen Beispiele, wozu man sich auf den englischen Brettern versteigen durfte, um ein verwöhntes oder abgestumpftes Publikum zu überrumpeln: so unternimmt er denn eine ruhige Prüfung dieses Bühnenstückes, in dem verzerrte Larven hier- und dorthin ziellos taumelnd durcheinander rennen.

Während ich überdachte, wie einsichtsvoll, aber auch wie schonend Goethe hier mit der gerade ihm so fremdartigen Ausgeburt einer innerlich kraftlosen Romantik verfahren, mußte mir

---

[1]) Charles Nodier hat es in die französische Litteratur eingeführt. In Paris erschien 1821 bei Gide fils: Bertram, ou Le Château de Saint-Aldobrand, tragédie en cinq actes. Traduit librement de l'anglais du rév. R. C. Maturin, par MM. Taylor et Ch. Nodier.

die umständliche Kritik in den Sinn kommen, mit der fast um die gleiche Zeit Coleridge die dramatische Vergehung Maturins heimgesucht. Er stellte die Critique on the Tragedy of Bertram an den Schluß seiner Biographia Literaria (1817). In schneidendem Tone läßt er sein vernichtendes Urtheil ergehen. Er glaubte sich zur Härte um so eher berechtigt, da die Leiter des Drury Lane Theaters, die zur Wiederbelebung des echten englischen Dramas berufen waren, die Aufführung seines eigenen dramatischen Wintermärchens Zapolya hinausgeschoben und einem so entarteten Mischling wie diesem Bertram den ehrenvollsten Empfang bereitet hatten.

Auch Coleridge spricht von sitten- und geschmackswidrigem Kotzebuisms; und in Anspielung auf ein Hamletsches Wort behauptet er, daß Bertram den Karl Moor noch „überherodet" (out-heroding Charles de Moor in the Robbers.) Seit den Tagen des Anti-Jacobin hatte der derbste Spott die deutsche Schauspieldichtung getroffen, die mit ihren Empfindeleien und groben Ungeheuerlichkeiten die Gemüther der Volksgenossen Shakespeares zu erbauen und zu berücken vermocht.[2]) Doch der Kritiker des Bertram begnügt sich nicht mit billigem Spott; er bewährt vielmehr seine überlegene Kenntniß der deutschen Litteratur. Er möchte seinen Lesern die Ueberzeugung beibringen, daß man jenen mißgeborenen Bühnengeschöpfen mit Unrecht die Bezeichnung deutsch wie zum Hohne anhänge: denn gerade unter englischem Einflusse sei die Entstehung des fälschlich so genannten German drama erfolgt; Art und Unart dieser Schauspiele, ihre Stoffe wie ihre Unform seien aus englischen Quellen herzuleiten. Nicht deutsch dürfe man diese verfehmte Dichtungsweise nennen: sie verdiene jacobinisch zu heißen.

---

[2]) Man liest in Chateaubriands Essai sur la littérature anglaise, der, unzuverlässig im Ganzen, doch im Einzelnen so manche feine Winke giebt: Puis les drames de Kotzebue profanèrent la scène de Shakespeare: on aurait pu choisir autrement, puisqu' on avait Göethe, Schiller et Lessing.

Wider diesen unbarmherzigen Urtheilsspruch empörte sich der Urheber des Bertram. In der Vorrede zu seinem Roman Women, or Pour et Contre (1818) wollte er seines Ingrimms sich öffentlich entladen. Da mußte Walter Scotts freundschaftliche Klugheit verhindernd eingreifen. Durch ein dringliches Abmahnungsschreiben vom 26. Februar 1818, das Lockhart wohl admirable nennen durfte, wußte der Verfasser des Waverley zu bewirken, daß der entzündbare irische Geistliche, dem sein Bühnentriumph so verkümmert ward, seinem völlig unfruchtbaren antikritischen Beginnen weislich entsagte.[3])

Scott trug die Mitschuld an der Aufführung des leidigen Trauerspiels. Er rechnete Maturin zu seinen Schützlingen, die er mit seiner Börse, mit tröstlichem Zuspruch und mit seinem empfehlenden Worte willig unterstützte.[4]) So mochte er sich denn auch bei den Schauspielern Kemble und Terry zu Gunsten des Bertram verwenden. Ja, durch seine nachdrücklichen Empfehlungen ward sogar Lord Byron bestimmt, der Tragödie seine mächtige Fürsprache zu gönnen und, wie er selbst hernach zu seiner eigenen Genugthuung bezeugte,[5]) ihr den Weg auf die Bretter zu ebnen.

---

[3]) In diesem Briefe, den Lockhart (Life of Scott 5,300) mittheilt, beschwichtigt Scott den verletzten Dichter durch die Versicherung: Coleridge's work pas been little read or heard of, and has made no general impression whatever — Jetzt muß man umgekehrt sagen: nur durch Coleridges Kritik hat sich Bertram im Andenken der Litteratoren erhalten.

[4]) Die Romane Montorio und Women hat Scott eingehend beurtheilt (Miscell. Works 18, 157 — 208). Auf dem Titelblatte des letztgenannten Buches bezeichnet sich Maturin als Author of Bertram. Scott blickt daher auch mehrfach auf die Tragödie zurück; gegen den Schluß seines Aufsatzes theilt er sogar aus der Handschrift eine längere Reihe von Versen mit, denen er great poetical beauty nachrühmt und zu deren Beseitigung der Tragiker sich widerwillig hatte entschließen müssen.

[5]) An Thomas Moore 31. März 1817 (Moore's Life of Byron 347). Maturins zweites Trauerspiel Manuel (Goethe-Jahrbuch 12, 16) kritisirt Byron mit gründlichem Witz im Briefe an Murray 14. Juni 1817 (358): It is the absurd work of a clever man. Vgl. an Murray 15. Juli 1817 (362).

Bertram erfreute sich demnach des Schutzes der beiden Dichter, die damals mit anerkannter Machtvollkommenheit über Englands Litteratur walteten. Hätte Maturin nun gar ahnen können, daß zu gleicher Zeit seinem so außerordentlich begünstigten Werke auch der große Deutsche theilnehmend nahe getreten! Doch weder zu ihm, noch zu seinen Beschützern und krittelnden Verhöhnern konnte jemals die wundersame Kunde gelangen, daß der Dichter des Götz und des Faust seine litterarische Leutseligkeit so weit getrieben, sich zur Uebertragung des Bertram herbeizulassen. —

Die eben erwähnten Thatsachen, wie sie nach und nach in meiner Erinnerung sich zusammenreihten, sie alle deuteten auf die Jahre, in denen Goethes Theilnahme an gleichzeitiger englischer Dichtung sich frisch belebte. Die Annalen berichten unter dem Jahre 1817, „englische Poesie und Litteratur sei vor allen andern besonders in den „Vordergrund getreten.“ Das gilt auch von der nächstfolgenden Zeit. Durch den Divan fand sich damals der Dichter und Forscher in den Orient gewiesen. Doch ließ er sich durch die Erscheinungen und Vorgänge innerhalb der britischen Dichterwelt in immer steigendem Maße anziehen. Freilich war es zumeist Lord Byrons Persönlichkeit, auf die sein Blick geheftet blieb. Legte er doch sogar 1821 die Hand an eine Uebersetzung jener maßlosen Satire, mit deren Stacheln der gereizte Lord seine Mitdichter wie seine Kritiker hatte züchtigen wollen! In dem nämlichen Jahre gab ihm Scotts Kenilworth einen Maßstab zur Schätzung der Eigenschaften und Vorzüge, durch die der große Erzähler die neu begründete und so rasch ausgebildete Gattung des geschichtlichen Romans auch einem strengeren Kunstsinne zu empfehlen wußte. Auch sollte „Jacobsens biographische Chrestomathie*) ihm eine

*) 36, 192 (Weimar. Ausg.) Im Texte stand zuerst: „Jacobsens englische Dichter“; und dieser Titel eignet sich auch besser für die Schrift, von der wohl nur wenige Leser der Annalen das Nähere wissen. Ueber Zweck und Inhalt der Chrestomathie, die Goethe „mit Aufmerk-

Ueberſicht des damaligen Geſamtzuſtandes der engliſchen Dichtung gewähren. Aber eigentlich wollte Goethe doch auch hier nur erfahren, wie der Dichter, der im Childe Harold ſich der Welt geoffenbart, im Kreiſe der befreundeten und im Kampfe gegen die feindſelig geſinnten Zeitgenoſſen ſich darſtellte. Denn je heftiger „jener werthe außerordentliche Mann“ auf ſeinen Lebens- und Dichtungspfaden, und zugleich auf dem Wege der Selbſtzerſtörung, vorwärts ſtürmte, um ſo mehr erwärmte ſich das

---

ſamkeit“ durchgenommen, unterrichtet genügend der umſtändliche Titel: „Briefe an eine deutſche Edelfrau, über die neueſten engliſchen Dichter, herausgegeben mit überſetzten Auszügen vorzüglicher Stellen aus ihren Gedichten, und mit den Bildniſſen der berühmteſten jetzt lebenden Dichter Englands, von dem Obergerichtsadvokaten Friedrich Johann Jacobſen (nicht Jacobſon, wie die Weim. Ausg. lieſt). Altona, in Commiſſion bei J. F. Hammerich, 1820. —“ Moore, Scott, Byron, die Dichter der Seeſchule, Rogers, Crabbe, Campbell, Wilſon und manche Verskünſtler geringerer Art werden hier vorgeführt. Dem Sammler war die Bibliothek des „Kammerherrn Melliſch“ (S. 377) zu freiem Gebrauche zugänglich. Dem dicken Bande voran ſteht ein Bildniß Byrons, faſt an die Caricatur ſtreifend; die Züge ſollen eben ſo viel Empfindſamkeit wie Menſchenverachtung ausdrücken. Wer durch die 741 Seiten des löblichen, wenn auch in einer gewundenen Schreibart abgefaßten Buches ſich hindurchgearbeitet, kann einen anſehnlichen Vorrath von Kenntniſſen mit hinweg nehmen und eine im Ganzen richtige Vorſtellung von den Leiſtungen der geſchilderten Dichter gewinnen. Der Verfaſſer widmete ſeine Arbeit „in tiefſter Ehrerbietung“ zehn erleſenen Damen der höheren Kreiſe: da erſcheint neben ſeiner eigenen Frau Maria Eliza auch die „Frau Legationsräthinn Klopſtock, geb. v. Dimpfen.“ — Eine etwas unſichere Hindeutung auf dieſe immerhin merkenswerthe Compilation gab de Quincey Works (ed. Masson) 10, 17. Er ſpricht von einem German work, published about two years ago, by a Hamburg barrister (I think) — Mr. Jacobs. The subject of the book is the Modern Literature of England — — It is made up in a great measure from English literary journals; but not always. Goethe war alſo gar nicht übel berathen, als er ſich dem Herrn Jacobſen anvertraute. Manchem Litterator unſerer Tage könnte das vergeſſene Buch noch dankenswerthe Dienſte leiſten. — Byron bemerkt lächelnd in ſeinem Journal (Life 515), Jacobſen habe ihn eingeladen, einen Sommer bei ſeinen holſteiniſchen Verehrern und Verehrerinnen zuzubringen.

Mitgefühl, steigerte sich die Bewunderung Goethes für das Geschick und für die Schöpfungen des jugendlichen Genius, der dann vor dem deutschen Oberhaupte der europäischen Litteratur sich dankbar und ehrfurchtsvoll zu beugen schien.

Indem ich alles, was Goethe zum Preise Byrons, des lebenden und des eben hingeschiedenen, gesprochen und geschrieben, der zeitlichen Reihenfolge nach überblickte, mußte ich von neuem der Bedeutung des Gespräches inne werden, das er am 24. Februar 1825 mit Eckermann geführt.

Hier hat er die Umrisse der Byronschen Gestalt, wie sie ihm vor Augen stand und wie er sie festhalten wollte, von allen Seiten her scharf beleuchtet. Dabei werden die Kräfte dieser Dichternatur wohl zu hoch angeschlagen; zugleich aber lernen wir einsehen, warum diesen Kräften der feste Mittelpunct gebricht, um den sie in künstlerischer Gesetzmäßigkeit sich sammeln könnten und warum sie niemals zu einer, den Dichter selbst vollauf beglückenden, Wirksamkeit gelangten. In dem rasch und machtvoll dahinrauschenden Dasein des Poeten verkündigt sich das unablenkbare Schalten des ihm eingeborenen Dämons; es bestätigt sich das Orphische Urwort:

„So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen."

Mancher Ausspruch Goethes deutet hier unwillkürlich zurück auf die Zeilen, in denen er mit liebevoll weiser Mahnung den über Gebühr bewunderten Dichter selbst aus der Ferne begrüßt hatte,

„Ihn, der sich selbst im Innersten bestreitet,
Stark angewohnt das tiefste Weh zu tragen." —

Nun aber erwartet uns am Schlusse des Gespräches eine seltsame Ueberraschung. Da verwundert sich Goethe über die Lammesgeduld, die der sonst so reizbare Lord als Poet bewiesen. Und wo hätte denn Byron so augenscheinliche Proben dieser zweifelhaften Tugend abgelegt? „Er las" — so hören wir — „das herrliche Gedicht über den Tod des Generals

Moore einen Abend vor, und seine edeln Freunde wissen nicht, was sie daraus machen sollen. Das rührt ihn nicht und er steckt es wieder ein." — Das konnte ihn auch nicht sonderlich rühren. Hat er doch niemals selbst die Thaten des Generals gepriesen, niemals das jähe Scheiden des Helden dichterisch betrauert. In seinen Gedichten und Briefen bleibt sogar der Name des vielbeklagten Führers unerwähnt.[1])

Dennoch glaubt Goethe, Byron habe das Gedicht, das er den unempfänglichen Freunden vorgetragen, auch selbst verfaßt. — „Die Ode auf den Tod des Generals Moore ist eine der schönsten Dichtungen Byrons. Shelley muß ein armseliger Wicht sein, wenn er dies nicht gefühlt hat" — diese in jedem Sinne bedenklichen Worte hatte der Kanzler von Müller schon am achtzehnten November 1824 aus Goethes Munde vernommen. In demselben Gespräche war die enthusiastische Aeußerung gefallen: „An einem so herrlichen Gedicht, wie das byronsche auf General Moore, zehre ich einen ganzen Monat lang und verlange nach nichts anderem."

Eine so hochgesteigerte Bewunderung wird begreiflich, wenn sie dem Gedichte Wolfes gelten soll. Aber Goethe will ja den Ruhm der Urheberschaft auf Byron übertragen.

---

[1]) Erwähnt wird dagegen der Vater des Generals, Dr. John Moore, der Verfasser des Zeluco, einer Art von philosophischem Roman, dessen Held sein ganzes Leben hindurch unter den Folgen einer entnervenden mütterlichen Erziehung leidet. Durch die eindrucksvolle Schilderung mochte sich Byron, wie man vermuthet hat, an die eigenen Knabenjahre gemahnt fühlen. In dem späteren Vorworte zu den beiden ersten Gesängen des Childe Harold hat er auf den Zeluco bedeutsam hingewiesen. Er gedenkt des Werkes auch in der ausführlichen Vorrede zum Marino Faliero. Dort wird Dr. Moore getadelt, weil er sich in seinem Buche über Italien (View of Italy) einige leichtsinnige Aeußerungen über das Mißgeschick des greisen Dogen gestattet hatte. Der einst wohlbekannte Zeluco muß auch Gibbon angezogen haben. Der Historiker nennt ihn in einem Briefe an den Buchhändler Cadell (17. November 1790) the best philosophical romance of the age. — Lord Macaulay bringt ein lustiges Citat aus dem Zeluco in seiner Kritik des Crokerschen Boswell: Essays (London 1885) 1, 414.

Auch dies wird begreiflich, sobald wir nur erfahren, auf welchem Wege — fast möchte man sagen: durch welchen Zufall — Goethe zur Kenntniß jener herzbewegenden Strophen gelangt ist.

Im April 1824 war die Kunde vom Tode Byrons erschütternd durch die Welt gegangen. Beharrliche Neugier und hämische Späherlust, die sich an alle Schritte des Lebenden geheftet, verfolgten nun noch eifriger den Abgeschiedenen. Nach wenigen Monaten empfing das europäische Publikum ein Buch, das seiner Neugier für den Augenblick ein Genüge thun konnte.

Dem Capitän Thomas Medwin hatte sich in Pisa während der Jahre 1821 und 22 Gelegenheit zu einem häufigeren Verkehre mit Byron und dem byronschen Freundeskreise geboten. Dem Inhalt der wichtigeren Gespräche, an denen er selbst theilgenommen oder denen er als aufmerkender Hörer beigewohnt, verzeichnete er in seinem Tagebuche. Aus diesen Aufzeichnungen ließ er die Gespräche (Conversations) mit Lord Byron hervorgehen. Unverzüglich wurden sie auch bei uns in einer leidlichen Uebersetzung verbreitet[8]) und von allen Lesern begierig, von den meisten vertrauensvoll aufgenommen, während sie in England vielfachen Kritteleien ausgesetzt blieben.

In dem noch jetzt anziehenden Buche findet sich neben manchem Glaubwürdigen manches, was man nach genauerer Prüfung als unzuverlässig abweisen muß. Bald scheint uns Byrons ureigenes Wort ans Ohr zu dringen; bald mischen sich fremde und falsche Töne in den Bericht, der, aus Mißverständnissen entsprungen, den gläubigen Leser in den Irrthum hineinlockt.

---

[8]) Medwin nannte sein Buch Journal of the Conversations of Lord Byron u. s. w. Die bei Cotta 1824 erschienene Uebersetzung zeigt den Titel: „Gespräche mit Lord Byron. Ein Tagebuch geführt während eines Aufenthalts zu Pisa in den Jahren 1821 und 1822" u. s. w. — Das Morgenblatt hatte, um die Erwartung deutscher Leser zu spannen, seit dem 23. October 1824 umfängliche Auszüge aus diesem „neuesten und sehr interessanten Werk über den berühmten Dichter" mitgetheilt.

Goethe hat zur reicheren Ausstattung der auch ihm willkommenen Medwinschen Arbeit den Aufsatz beigesteuert, der seine Lebensbeziehungen zu Lord Byron schildert. Schriftlich und mündlich hat er ausgesprochen, welche zwiespältigen Empfindungen ihm das Buch selbst erregte, das ihm einer gründlichen Durchsicht, und zwar einer wiederholten, werth geschienen.

Um die Einförmigkeit seiner prosaischen Berichterstattung anmuthig zu unterbrechen, hatte Medwin durch seine Gespräche mehre poetische Beigaben verstreut, gleichsam als Nachträge zu den längst allbekannten Gedichten Byrons. Da fand Goethe lyrische und epigrammatische Kleinigkeiten, unter andern das Reimpaar, aus dem er die zahme Xenie herausbildete: „Nein! für den Poeten ist's zu viel" (Weimar. Ausg. 5, 1, 95); da fand er den „irischen Avatar", jenes ätzende Hohngedicht auf das geknechtete Irland, das einen König wie Georg den Vierten jubelnd umschmeichelt[9]) und durch eine solche Selbsterniedrigung fast jedes Anrecht auf die Theilnahme, die sonst der Dichter den Leiden des tiefgedrückten Volkes gönnt, verwirkt hat. Da begegneten endlich auch seinem Blicke zum erstenmale die Strophen, die ihm den Trauerzug mit der Leiche Sir John Moores vorführten. Gleich den übrigen Gedichten, die als unbestreitbares Eigenthum Byrons gelten müssen, hat Medwin auch dieses, wie ein leuchtendes Schmuckstück, der Reihe seiner Gespräche eingefügt.

Deutlich genug zeichnet er den Gang der Unterhaltung, durch deren Verlauf Byron angeregt wird, das Gedicht auf

[9]) Byron sandte diese „fulminanten Strophen", wie Otto Gildemeister sie nennt, aus Ravenna am 17. September 1821 an Thomas Moore. Am 27. September bezeichnet er sie als full of ferocious phantasy. — Welche Aufnahme dem Könige von seinem begeisterten irischen Unterthanen, dem Volke Grattans, Currans und Thomas Moores, bereitet ward, schildert Spencer Walpole im zweiten Bande seiner History of England from the conclusion of the great war in 1815 (London 1890) p. 80, und erläutert somit Byrons satirische Zornrede, mit deren schlagendsten Ausdrücken er wiederum seine eigene Erzählung ziert und verstärkt.

Moores Begräbniß mitzutheilen (S. 123 der Ueberſetzung). Unter den Freunden entſteht die Frage, welcher von allen Oden der neueren engliſchen Poeſie man den Preis höchſter Trefflichkeit zuerkennen müſſe. Wie hätte da eine einhellige Antwort erfolgen ſollen? Für Thomas Campbells Hohenlinden ſtimmte der eine; der andere mochte ſich gar für manche von Thomas Moores Iriſchen Melodien entſcheiden; Shelley dagegen erklärte ſich nachdrücklich für Coleridges Ode Frankreich, die mit dem volltönenden Anruf an die freien Wolken, an des Weltmeers laute Wogen und an die feierlich rauſchenden Wälder beginnt:

Ye Clouds! that far above me float and pause —

Und bei dieſem Urtheil des großen Lyrikers hätte man beharren können. Als Erzeugniß und Denkmal einer neu erſtandenen, hochſtrebenden lyriſchen Dichtung verdiente jene Ode den Vorzug, den der Schöpfer des Geſangs an den Weſtwind ihr zuſprach.

In den erſten Wochen des Jahres 1798 war ſie entſtanden. Urſprünglich führte ſie den Titel The Recantation — der Widerruf. Dieſe Aufſchrift verrieth den Inhalt. Denn Coleridge, damals ſechsundzwanzigjährig, bekennt und widerruft hier mit ſchmerzlichem Ernſte den Irrthum, der ihn ehedem verführte, von der Selbſtbefreiung Frankreichs den Beginn eines neuen, alle Völker beglückenden Weltalters der Freiheit zu erhoffen. . . .

V.

Ein unpatriotiſcher Vers Goethes.

(1871.)

Wenn unter wohlmeinenden Deutschen, deren Gespräch gern eine Wendung zum Litterarischen nimmt, die Frage sich erhebt, inwiefern man dem Verfasser des Götz und des Faust eine vaterländische Gesinnung zuerkennen dürfe, so pflegt alsbald ein entschiedener Gegensatz der Ansichten hervorzutreten. Die Wechselrede wird eifriger und gewinnt einen lebendigeren Schwung. Ein jeder bringt, so weit sein Gedächtniß reicht, aus dem Leben und den Schriften des Dichters die Thatsachen und die Worte herbei, die seine Ansicht unwiderlegbar bestätigen sollen. Da jedoch der Gegner nicht leicht zur Anerkennung dieser Unwiderlegbarkeit gezwungen werden kann, so führt die Erörterung zu keinem festen Endziel, und herüber und hinüber schwankt die Wage des Streites.

Nachdem nun die Argumente und dicta probantia, die für solchen Fall auch dem minder Kundigen zu Gebote stehen, erschöpft worden, pflegt wohl einer, der sich tieferer Belesenheit rühmt, mit einem Spruche ins Feld zu rücken, mit dem er allen, welche die Deutschheit des Dichters gern schützen möchten, einen äußerst empfindlichen Schlag zu versetzen glaubt. Mit zuversichtlicher Siegermiene citirt er das epigrammatische Gedichtchen, das den leicht zu deutenden Namen „Nativität" führt, und das mit den unfreundlichen Worten beginnt:

„Der Deutsche ist gelehrt,
Wenn er sein Deutsch versteht."

Wie ernstlich dem Dichter dieser Ausspruch von manchem verdacht wird, erfuhr ich selbst auf überraschende Weise. Einer unserer philologischen Meister, der, wenn auch erst in hohem Alter aus dem Leben abberufen, dennoch immer zu früh aus

dem Kreise seiner herrlichen Thätigkeit geschieden ist, bezeugte mir mit aufmunternden Worten die Theilnahme, welche die Untersuchungen über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes ihm abgewonnen hatten. Aber während er den ans Licht gebrachten Ergebnissen seine unbedingte Zustimmung ertheilte, enthielt er sich nicht einer tadelnden Aeußerung über den Dichter, der seine Werke, wenn sie einmal im Drucke vorlagen, so gleichgültig angesehen und, wie es diese Untersuchungen ja eben darthaten, für die unverletzte Erhaltung seiner Worte so geringe Sorge getragen hatte. Jedoch, fügte der verehrte Meister hinzu, solche vornehme Nachlässigkeit dürfe uns nicht wundernehmen an dem Manne, der spöttelnd gesagt, der Deutsche sei gelehrt, wenn er sein Deutsch verstehe.

Nun läßt sich allerdings die Thatsache nicht bergen, daß der Dichter diese, jedem patriotischen Ohre mißtönenden, Verse in seinem lieben Musensitze Jena, und zwar am 18. März 1818, geschrieben oder dictirt hat. Welche Stimmungen um jene Zeit sein Gemüth durchzogen, mag man aus dem Briefe lernen, den er am folgenden Tage, dem Gründonnerstag, „von der Saalzinne in Sturm und Regen“ an Freund Zelter richtete. (2,453.) Er hat hernach jene Verse nicht, gleich so manchen andern gefährlichen Expectorationen, geheim gehalten oder, wie sein Ausdruck zu lauten pflegte, secretirt; er hat sie vielmehr ganz unbefangen im dritten Bande der Ausgabe letzter Hand auf S. 147 den Augen aller blosgestellt.

Ich bin durchaus nicht gewillt, das Aergerniß, das diese Worte billigerweise jedem edelsinnigen Vaterlandsfreunde geben müssen, durch irgend eine lindernde Bemerkung abzuschwächen. Mag der Dichter auch noch vor der Nachwelt für seinen unzeitigen Spott büßen! Wie konnte er auch gerade im Jahre 1818, zu einer Zeit, da alles deutschthümliche Wesen im höchsten Flor stand, seinem Mißmuth eine solche Aeußerung verstatten! Seltsam jedoch trifft es sich, daß er, um diesen Mißmuth kundzugeben, zu den Worten eines andern greift. Denn, in der

That, für diesen ärgerlichen Vers ist der Frhr. Friedrich Rudolf Ludwig von Canitz verantwortlich, der gerade ein halbes Jahrhundert vor der Geburt Goethes aus dem Leben schied. Dieser feingebildete Mann hat seinem Namen in der Litteraturgeschichte eine rühmliche Fortdauer verschafft: man nennt ihn als denjenigen, der sich mit Einsicht und Erfolg den von Meistern und Jüngern der zweiten schlesischen Schule geübten Ausschweifungen widersetzte und einem gesunden Menschenverstande wieder zu seinem unverjährbaren Rechte verhalf. In seinen Gedichten nimmt man nirgends die Thätigkeit der Einbildungskraft wahr, sieht man nirgends den Funken des Genies aufblitzen; dafür halten sie sich aber auch, züchtig und bescheiden, von allem Ungebührlichen fern; der Dichter befleißt sich überall einer maßvollen Haltung und glatten Sauberkeit des Ausdrucks; er zeigt sich meist bestrebt, Beispiele des guten Geschmacks aufzustellen. In seiner durch siebenundzwanzig achtzeilige Strophen sich hinwindenden Klag-Ode über den Tod seiner Doris ward der lyrische Schwung höchlich bewundert, und seiner Satiren wegen pries man ihn als einen zweiten Boileau.

In der dritten dieser Satiren schildert er mit beredtem Eifer in treffenden Zügen das ganze Verderbniß, von dem die Poesie seiner Zeit heimgesucht war. Der Helikon ist zum Blocksberg geworden, klagt er; man hat sich von Natur, Vernunft und Einfachheit abgewandt. Unbekümmert um den eigentlichen Inhalt der Darstellung jagt man nur nach pomphaften Ausdrücken und paart, übel genug, den ärmlichsten Gegenstand mit dem prächtigsten Worte. Wer mag sich in solchen Wirrnissen zurecht finden?

„Ein Teutscher ist gelehrt, wenn er solch Teutsch versteht.
Kein Wort kömmt für den Tag, das nicht auf Steltzen geht.
Fällt das geringste vor in diesen Krieges-Zeiten,
So, dünkt mich, hör' ich schon die Wetter-Glocke läuten:

Ein Flammen-schwangrer Dampf beschwärtzt das Lufft-Revier,
Der Strahl-beschwängte Blitz bricht überall herfür,
Der grause Donner brüllt, und spielt mit Schwefel-Keilen" u. s. w.

Wie diese ganze Satire „von der Poesie" zu den bekanntesten Arbeiten des Dichters gehörte, so erlangte jener auf die schwülstigsten Sprach- und Poesie-Verderber gemünzte Vers (Gedichte, 1734 S. 240) in litterarischen Kreisen ein fast sprüchwörtliches Ansehen. Oft genug begegnet man ihm in Schriften aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Einen neuen Sinn und eine noch gewichtigere Bedeutung erhielt er, als Klopstocks Kühnheit sich in seiner sprachverjüngenden Poesie offenbarte, für welche dem älteren Geschlechte der Poeten und Kunstrichter jedes Organ des Verständnisses abging. Da mußte es den ergrimmten Anhängern einer vernünftigen Poesie wohl vorkommen, als habe Canitz in weissagendem Geiste mit seinem bekannten Verse auf den Dichter hingedeutet, dessen Sprache den ebenen Boden zu verschmähen schien, um sich in gefährliche Höhen zu versteigen und sich in neuen Formen und Bewegungen gar seltsam zu gebärden. Hätte Gottsched einen passenderen Vers zum Hohne des messianischen und seraphischen Dichters ersinnen können? Zur rechten Zeit kamen ihm die Worte des um seiner „natürlichen Schreibart" willen von ihm hochgehaltenen Satirikers ins Gedächtniß. Als er 1751 im zweiten Theil seines „Versuchs einer Critischen Dichtkunst", die damals in vierter Auflage den lernbegierigen Verehrern einer geregelten Poesie dargeboten ward, des ersten Abschnitts viertes Hauptstück „Von dem Heldengedichte" von neuem durcharbeitete, fügte er zum Schluß, an einer in die Augen fallenden Stelle die Bemerkung hinzu (S. 504): „Auch Canitz hat in seiner Satyre von der Poesie sein Mißfallen über dergleichen poetischen Schwulst zu verstehen gegeben. Und mit ihm möchte man auch über einige heutige Dichter spottend ausruffen:

Ein Deutscher ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht.

(nämlich des schwülstigen Dichters seins)."

Ja, selbst ein Dichter wie Uz verschmähte nicht diesen Spruch seinen Versen einzuflechten, als er 1754 seine vierte poetische Epistel schrieb, für welche ihm die frommen Verfasser und die

andächtigen Leser der biblischen Epopöen so schlechten Dank wußten. Indem er sich gegen die einseitige und ausschließende Nachahmung der englischen Vorbilder erklärt und der Deutschen spottet, die ohne wie Briten zu denken, doch wie Briten schreiben wollen, klagt er gar beweglich:

„Die deutsche Dichtkunst weicht von weisrer Alten Spur:
Der gründliche Geschmack an Wahrheit und Natur,
Der Wohlklang in gesunden Ohren,
Die Sprache selber geht verlohren,
Weil alle Scham verlohren geht:
Ein Deutscher ist gelehrt, wenn er solch Deutsch versteht.[1])"

Man sieht, Goethe fand in seinen jungen Jahren manigfache Gelegenheit, sich diesen Vers einzuprägen. Aber kaum zu bezweifeln ist es, daß die Worte ihm noch aus den jugendlichen Tagen her im Gedächtniß haften geblieben, da er pflichtgemäß die Werke der würdigen poetischen Altvordern nicht sowohl las, als vielmehr, wie er es später treffend bezeichnete, in ihnen lesen lernte. Denn neben Hagedorn, Drollinger, Gellert, Creuz und Haller genoß auch Canitz des Vorzuges, der bekanntlich nur den reimenden Dichtern vergönnt war: er behauptete, in wohlverziertem Prachtbande glänzend, einen Ehrenplatz in der Büchersammlung des Rathes Goethe; der künftige Dichter der „Iphigenie" mußte diesen anerkannten Größen des Parnasses ein tiefgehendes Studium widmen, so daß es ihn hernach Mühe kostete, sich von ihrer schwerlastenden Autorität zu befreien.

Wie es aber geschah, daß gerade am 18. März 1818, als der Dichter in heiterer Thätigkeit im Erker der „Tanne" zu Jena weilte, dieser Kernspruch des freiherrlichen Satirikers aus dem fernsten Hintergrunde seiner Erinnerung wieder hervortrat — über diese fragwürdige Thatsache ist uns jeder erwünschte Aufschluß versagt. Vielleicht bergen auch diese Verse, wie die

[1]) Lyrische und andere Gedichte von J. P. Uz. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig 1756. S. 235. [Sauer S. 369.]

meisten unter dem epigrammatischen Gedichten Goethes, eine bestimmte für uns nicht mehr erkennbare Beziehung auf ein Tagesereigniß oder ein persönliches Begegniß, das ihm zum Anlaß einer poetischen Aeußerung ward, die alsdann, wie es seine Dichternatur forderte, eine allgemein gültige und allgemein verständliche Fassung erhielt. Aber bedürfte es hier auch einer solchen bestimmten Anregung? Der Dichter brauchte nur auf die Bestrebungen eines edlen, aber in leidenschaftlicher Einseitigkeit überreizten Patriotismus zu blicken, die sich in den damaligen Zeitverhältnissen hervorthaten — und wie leicht konnte da der verschollene Vers, der in früheren Jahren sich so manche Anwendung mußte gefallen lassen, ihm von neuem wieder in den Sinn kommen!

Es steht zu vermuthen, daß auch nach dem Jahre 1870 unsere Landsleute nicht ablassen werden von der bedenklichen Untersuchung, ob und inwiefern den deutschen Männern, welche zuerst wieder den deutschen Geist zum Bewußtsein seiner selbst gebracht haben, auch die gehörige Gattung von Patriotismus eigen gewesen sei. Goethe vor allen wird noch auf lange Zeit hinaus ein Lieblingsgegenstand solcher scharfsinnigen Untersuchungen bleiben. Zu Nutz und Frommen aller derjenigen, welche bei Erörterung dieser schwierigen Streitfrage sich des in den eben besprochenen Versen enthaltenen Arguments bedienen wollen, mag daher das ganze Gedicht in unverhüllter Blöße auch an diesem Orte noch einmal öffentlich ausgestellt werden:

„Der Deutsche ist gelehrt,
Wenn er sein Deutsch versteht;
Doch bleib' ihm unverwehrt,
Wenn er nach außen geht.

Er komme dann zurück
Gewiß um viel gelehrter;
Doch ists ein großes Glück,
Wenn nicht um viel verkehrter."

VI.

Friedrich Schlegel und die Xenien.

An R. Haym.

(1869.)

[Der große Artikel aus den „Grenzboten“ (1869, Bd. 4) erscheint hier so, wie ihn Bernays selbst für den neuen Abdruck mit ein paar kleinen Aenderungen und Nachträgen hergestellt hat. Als er ihn schrieb, mußten die Aufsätze F. Schlegels erst aus z. Th. schwer zugänglichen Zeitschriften ausgegraben, die Werke Herders noch bei jeder wissenschaftlichen Benutzung von der Willkür der Vulgata erlöst werden. Nach beiden Seiten hat Bernays laut und gründlich Abhilfe gefordert und selbst angebahnt; das soll ihm nicht vergessen sein. Jetzt haben wir dank Suphan und seinen Genossen eine historisch-kritische Herder-Ausgabe und haben die Sammlung „Friedrich Schlegel 1794—1802. Seine prosaischen Jugendschriften herausgegeben von J. Minor“ (2 Bände, Wien 1882), auf die ein Revisor der Abhandlung nun hätte Bezug nehmen können. Es liegt aber auch im 8. Bande der „Schriften der Goethe-Gesellschaft“ die gesamte, beträchtlich vermehrte Xenien-Masse vor, bei deren Erläuterung ich diesen Aufsatz nach Gebühr berücksichtigt habe, zugleich Neueres ausbeutend. S. hier die 28. Anmerkung.]

Laſſen Sie Sich's gefallen, hochverehrter Mann, daß ich Ihnen öffentlich den Dank ausſpreche für die Belehrung, die Sie mir ſo freundlich dargeboten haben. Ich rede hier nicht von der Belehrung, die allen, welche das geſchichtliche Studium unſerer Litteratur als eine ernſte Angelegenheit betreiben, durch Ihre Arbeiten ſo vielfach und reichlich zu Theil geworden; für dieſe im Stillen zu danken, habe ich ſchon oft willkommenen Anlaß gefunden, und auch in Zukunft wird dieſer Anlaß häufig genug wiederkehren; — jetzt möchte ich mich nur für die Belehrung erkenntlich bezeigen, die Sie mir allein, durch Ihren Brief vom 30. Juli, gewährten.

Sie haben meiner ſchwankenden Vermuthung feſten Halt gegeben und ſie bis zur Gewißheit beſtätigt; Sie haben das Sachverhältniß ſo klar und überzeugend dargelegt, daß mir jedes Bedenken geſchwunden iſt. Wir wiſſen nun, was es für eine Bewandniß hat mit der „Schlegeliſchen Kritik von Schloſſern", deren Schiller im Briefe an Goethe vom 16. Mai 1797 mit ſo unverhohlenem Aerger und Widerwillen gedenkt. Jene Kritik, gerichtet gegen J. G. Schloſſers „Schreiben an einen jungen Mann, der die kritiſche Philoſophie ſtudieren wollte", haben wir in dem von Reichardt herausgegebenen Journale „Deutſchland" zu ſuchen; dort ſteht ſie im zehnten Stück, S. 49—66 unter dem Titel „Der deutſche Orpheus"[1]). Sie wird alſo

[1]) Das Erſcheinen der letzten Monatsſtücke dieſer Zeitſchrift, die nur den einen Jahrgang 1796 erlebte, hatte ſich um ein bedeutendes verſpätet. Daher mag es ſich erklären, daß erſt am 16. Mai 97 eines Aufſatzes Erwähnung geſchieht, der bereits im Octoberhefte 96 veröffentlicht worden. Allerdings erwähnt Goethe ſchon im Briefe vom 28. April des Aufſatzes „Ueber die Homeriſche Poeſie," den erſt das

fortan unter Friedrich Schlegels Jugendarbeiten zu rechnen sein, gleich so manchen andern Aufsätzen, die noch nicht als sein Eigenthum erkannt oder gänzlich wieder vergessen worden sind.

Es darf uns eben nicht Wunder nehmen, daß man jene Aeußerung Schillers bisher unbeachtet gelassen, oder daß man nicht gewußt, auf welches Schlegelsche Delictum sie zielte. Ueber die früheren Arbeiten des jüngeren Schlegel ist nur eine unsichere Kunde verbreitet; und die Zeitschrift Deutschland ist offenbar nur wenigen Litteratoren zu Gesichte gekommen.[2]) Nicht leicht wird jemand außer Ihnen genau darzulegen wissen, welchen umfassenden Antheil Schlegel an dieser Zeitschrift genommen. Allgemeiner bekannt sind aus der reichen Zahl seiner Beiträge nur die Aufsätze über Goethe und über das homerische

---

November-heft gebracht hatte. Aber diese Abhandlung mußte sogleich von selbst Goethes Beachtung auf sich ziehen, da sie in die damals so lebhaft betriebenen epischen Studien so unmittelbar eingriff (vgl. Goethes Briefe an F. A. Wolf, S. 29); die philosophischen Händel lagen ihm gerade damals ferner, und ein Aufsatz, der diese betraf, konnte wohl eine Zeitlang von ihm ungelesen bleiben. Aus Schillers Frage am 16. Mai ist übrigens zu entnehmen, daß von der Schlegelschen Kritik schon früher unter den Freunden die Rede gewesen, wahrscheinlich während Goethes Aufenthalt in Jena vom 22. Februar bis zum 31. März.

[2]) Selbst A. W. Schlegel hatte in späteren Jahren kein Exemplar derselben zur Hand (Werke 8, 288) und zweifelte, daß noch eins aufzutreiben sei (an Tieck 15. Januar 1830). Jetzt findet sich das seltene Werk, durch Böckings Fürsorge, unter dem reichen Büchervorrathe, der zusammen mit dem handschriftlichen Nachlasse A. W. Schlegels ein unentbehrliches Hülfsmittel für das Studium unserer romantischen Litteraturperiode bildet. — Ich wiederhole hier den schon an einem anderen Orte ausgesprochenen Wunsch, daß dieser kostbare Nachlaß recht bald das Eigenthum einer deutschen Universitätsbibliothek werden möge. Von den noch vorhandenen zahlreichen Briefen hat Anton Klette ein sorgfältig aufgestelltes, höchst instructives Verzeichniß geliefert. — August Wilhelm schreibt an Tieck: „Ich habe (von Friedrich) auch eine Unzahl von Briefen, noch habe ich die Packete nicht geöffnet. Es ließen sich daraus vielleicht sehr interessante Auszüge machen." (Seitdem ist bekanntlich A. W. Schlegels Nachlaß den Schätzen der Königl. Bibliothek zu Dresden einverleibt worden, und O. F. Walzel lieferte uns (Berlin 1890) die treffliche Ausgabe der Briefe Friedrichs.)

Epos, so wie die Recension des Jacobischen Woldemar, das glänzende Meisterstück seiner kritischen Denk- und Schreibweise, das zu der tiefgehenden Betrachtung, die Wilhelm von Humboldt demselben Roman widmete, einen so bezeichnenden Gegensatz bildet. Jene Aufsätze waren Bruchstücke aus den umfangreichen Werken über „Die Griechen und Römer" (1797, S. 76—80) und über die Geschichte der alten Poesie (1798); die Recension aber fand im ersten Bande der „Charakteristiken und Kritiken" von neuem einen geziemenden Platz.

In dem Aufsatze nun, auf den Schiller so unfreundlich hinblickt, läßt Schlegel eine harte Züchtigung über Schlosser ergehen; und daß diese wohlverdient war, konnte von keinem Anhänger der kritischen Philosophie geläugnet werden. Zufolge der ihm innewohnenden, durch sein ganzes Leben bethätigten Denkart durfte Schlosser bei dem siegreichen Fortschreiten der von Kant ausgehenden philosophischen Bewegung nicht gleichgültig bleiben. Er fühlte sich verpflichtet zum Streit gegen die immer verderblicher anwachsende Macht des Kriticismus, die alle Gebiete des geistigen Lebens zu überziehen drohte, um, wie er wähnte, alle gleichmäßig zu veröden. So trat er, gereizt und erbittert, auf den Kampfplatz hervor, und ließ den lange gehegten, mühsam zurückgehaltenen Haß gegen die kritische Philosophie und deren Urheber zu ungehemmtem Ausbruche kommen.

Schlosser war kein gefährlicher Gegner. Er wäre, bei dem damaligen Stande der Dinge, auch dann nicht gefährlich gewesen, wenn die Schärfe seiner Waffen der Heftigkeit seines Ingrimms entsprochen hätte. Nichtsdestoweniger mußte auch der mit unschädlichen Waffen geführte Angriff zurückgewiesen werden. Alle, die sich zur kritischen Philosophie bekannten, vor allen aber diejenigen, die zu einer selbständigen Fort- und Umbildung derselben berufen waren, mußten sich zur Abwehr aufgefordert fühlen. Ja, der alte Meister selbst trat auf den Plan[3]) und

[3]) Mit der „Verkündigung des nahen Abschlusses eines Traktats zum ewigen Frieden in der Philosophie." (Vermischte Schriften 1799,

führte siegreich seine Sache mit heiterer Ruhe und lächelndem Behagen; und als der Ueberwundene, schutzlos Dastehende sich nochmals in einem zweiten unglücklichen „Schreiben" zu regen wagte, ließ Schelling in einer grausamen Recension[4]) die letzten vernichtenden Schläge auf ihn niederfallen.

Schlegel konnte also auf vielseitige Beistimmung rechnen, indem er über Schlosser und dessen leidenschaftliches Bemühen und Verdammungsurtheil sprach. Schiller muß denn auch gestehen, daß diese Kritik „in ihrem Grundbegriffe nicht unwahr sei"; und dies Zugeständniß konnte er nicht wohl zurückhalten, wenn er seine eigenen Aeußerungen über Schlosser vor sich selbst rechtfertigen wollte. Denn wie unbarmherzig fährt auch er über den schwächlichen Verfechter eines längst abgethanen Dogmatismus her! Da Goethe den alten Freund und Schwager in Schutz nehmen möchte gegen den furchtbaren Vorwurf der Unredlichkeit und der Lüge, den Kant mit ziemlicher Deutlichkeit gegen ihn ausgesprochen, da will Schiller keine entschuldigende Erklärung gelten lassen und hält die bittere Anklage aufrecht. Und als der so schwer Getroffene sich dann noch einmal seinen Gegnern stellte, ließ Schiller über ihn, dem er eigentliches Interesse für Wahrheit entschieden absprach, schonungslos ein verschärftes Urtheil ergehen.[5]) Man sieht also nicht recht ein, was gerade ihn,

---

Bd. 3, S. 341 fg.). Goethe nennt diese Schrift Kants „ein sehr schätzbares Product seiner bekannten Denkart, das so wie alles, was von ihm kommt, die herrlichsten Stellen enthält, aber auch in Composition und Stil Kantischer als Kantisch", an Schiller 12. September 1797. — Vgl. Schillers Antwort 22. September.

[4]) Allg. Litteratur-Zeitung 1798. Nr. 299 5. October. (Sämmtliche Werke 1, 483—87.)

[5]) Der ganze Brief an Goethe vom 9. Februar 98 ist ein erbarmungsloser Rechtsspruch über Schlosser. Den Grund seiner gesteigerten Indignation giebt Schiller sehr schön in den bezeichnenden Worten an: „Sie (Goethe) der den Menschen besser kennt, erklären sich vielleicht richtiger und natürlicher durch eine unwillkürliche Beschränktheit, was ich, der die Menschen gerne verständiger annimmt, als sie sind, mir nur durch eine moralische Unart erklären kann."

den selbst so unerbittlichen Richter, bewog, Schlegels Invective zu mißbilligen.

Indeß könnte man erwidern: Schiller äußerte seine Gesinnungen nur gegen den vertrauten Freund, Schlegel sprach öffentlich. — Redete aber nicht auch Kant vor aller Welt? Und vergleicht man die Verfahrungsart dieser beiden, so läßt sich schwer ausmachen, wer von ihnen den Gegner tiefer verwundet, härter verletzt habe. Aus den grellen Tönen der Schlegelschen Rede klingt der Hohn am stärksten vor; in Kants Worten herrscht eine unverhüllte, ungemischte und ungemilderte Verachtung.

Aber in dem, was Kant sagte, vernahm Schiller „Wahrheiten"; was Schlegel vorbrachte, waren ihm „Impertinenzen." Und in der That, Schlegel zeigt hier schon die unerquicklichen Eigenheiten seines Stils, die er dann später in seinen kritischen Arbeiten geflissentlich ausbildete, von denen aber in seinen litterarhistorischen Schriften nur hie und da wahrnehmbare Spuren sich finden. Er zeigt hier schon jene Manier, von der Schiller sich so angewidert fühlte, die „naseweise, entscheidende, schneidende und einseitige Manier"[6]). Freilich erscheint auch, mit jenen Eigenheiten innig verbunden, ein vielseitig beweglicher, oft scharf in den Mittelpunct treffender Witz; aber daß man sich seiner unbefangen erfreue, daran hindert eben diese ärgerliche Manier, die auch unverkennbar darauf berechnet ist, Aergerniß zu geben. Nicht sowohl der Inhalt, als die Art des Vortrages verletzt; sie wird selbst demjenigen anstößig, der sich den vorgetragenen Meinungen zuneigen möchte. —

Als Schiller am 16. Mai 1797 jene mißmuthige Aeußerung that[7]), hatte sich schon längst der persönliche Widerwille

---

[6]) An Goethe 23. Juli 1798.

[7]) Er wirft dem jüngeren Schlegel nicht nur böse Absicht und parteiische Gesinnung vor; er beschuldigt ihn auch der Unverschämtheit und spottet über die Unwissenheit und Oberflächlichkeit, mit der dieser Kritiker, der sich soviel dünkte, den Roman der Caroline von Wolzogen, Agnes von Lilien, für ein Werk Goethes habe halten können. Den

gegen Schlegel in ihm festgesetzt; er war wohl schon entschlossen, den persönlichen Verkehr mit den Brüdern aufzuheben, die man sich damals noch als ein in jedem Sinne eng verbundenes Paar dachte. Ein inneres Verhältniß mit ihnen hatte nie bestanden; aber auch das äußere sollte nicht mehr fortbestehen. Jene an Goethe gerichteten Worte sind nur die Vorläufer des Scheidebriefes, den zwei Wochen hernach Wilhelm zu seiner großen Bestürzung unerwartet empfing.

Schiller wies die Brüder aus seiner Nähe und zeigte dabei jene energische Festigkeit, die ihm, wo es einen durchgreifenden Entschluß galt, nie fehlte. Wilhelm mußte die Strafe, die nur dem Bruder gebührte, unverschuldet mittragen. Denn nur durch Friedrichs Verhalten konnte Schiller die anscheinend so harte Maßregel begründen.

Aber nothwendig war diese Maßregel schon seit langem geworden. Denn schon beim Beginn seines Jenaischen Aufenthalts war Friedrich gegenüber dem Dichter, den er damals noch verehren wollte, in eine bedenkliche Stellung gerathen; dem Verhältnisse war von Anfang an der Boden entzogen, auf dem es sich erfreulich hätte entwickeln können.

Als Friedrich in den ersten Tagen des August 1796 in Jena anlangte, mußte er schon mit einem deutlichen Schuldbewußtsein vor Schiller hintreten. Das Journal „Deutschland", das für Schlegels Beziehungen zu Schiller so verhängnißvoll werden sollte, hatte in seinem sechsten Stücke einen Aufsatz gebracht[8]), in dem Friedrich den Schillerschen Musen-Almanach für 1796, der schon in einem früheren Hefte der Zeitschrift beurtheilt worden, einer neuen schärferen Prüfung unterzog und seine kritischen Betrachtungen mit Vorliebe den eben so zahlreichen wie gewichtigen Beiträgen des Herausgebers zuwandte.

Grundton dieser überscharfen Aeußerungen geben die Worte: „Es wird doch zu arg mit diesem Herrn Friedrich Schlegel."

[8]) „An den Herausgeber Deutschlands, Schillers Musen-Almanach betreffend" (S. 348—360), unterzeichnet: Friedrich Schlegel.

Der Dichter, der eben den schwierigen Uebergang aus dem Gebiete der Metaphysik ins Reich der Poesie mit so wunderbarem Glücke vollbracht hatte, konnte von den Betrachtungen, die ihm der anmaßlich auftretende Kritiker widmete, nicht eben freundlich angesprochen werden. Er fand hier zwar starke Ausdrücke des Lobes und der Bewunderung, die aber seltsam genug mit spöttelndem Tadel gemischt, und durch diese Mischung etwas verdächtig erschienen; und wenn er auch das Treffende mancher Bemerkung zugeben, wenn er anerkennen mochte, daß hie und da das Eigenthümliche seiner Dichternatur nicht unschicklich bezeichnet worden, so mußten ihm doch manche Stellen dieser Kritik den Glauben beibringen, daß der Kritiker es gegen ihn auf eine persönliche Verletzung abgesehen habe[9]). Unmöglich konnte diese kritische That Friedrichs zu einer glücklichen Einleitung des persönlichen Verkehrs dienen.

Körner, der warme Theilnahme für Friedrich hegte und dessen Anlagen, nach ihrer Tiefe wie nach ihrem Reichthum, nicht unrichtig schätzte, — Körner hatte denn auch dem üblen Eindrucke jener ungebührlichen Aeußerungen vorzubeugen gesucht[10]).

---

[9]) So ward z. B. über die vierte und fünfte Strophe der „Ideale" (nach der späteren Bearbeitung die dritte und vierte) folgender Tadel ausgesprochen (S. 355): „Was hier dargestellt wird, ist nicht die frische Begeisterung der rüstigen Jugend, sondern der Krampf der Verzweiflung, welche sich absichtlich berauscht, zur Liebe foltert, und mit verschlossenen Augen in den Taumel eines erzwungenen Glaubens stürzt. Zwar kann diese unglückliche Stimmung auch mit der höchsten Jugendkraft gepaart sein, wo vernachlässigte Erziehung die reinere Humanität unterdrückte. Doch ist sie hier nicht poetisch behandelt und mit dem Ganzen in Harmonie gebracht." — Vgl. dagegen W. v. Humboldts Urtheil im Briefe an Schiller S. 175. (Auf das, was ihm an den Idealen tadelnswerth erschien, deutet Jean Paul in der Vorschule der Aesthetik, Werke (1861) 19, 66).

[10]) Dieser Versuch ward gemacht in dem Briefe an Schiller vom 22. Juli 1796. Dort heißt es: „Schlegel ist gestern abgereist, und wird bald in Jena sein. Er bringt einen Aufsatz über Cäsar und Alexander, der gute Ideen enthält, aber freilich noch in der Form beträchtliche Mängel hat." — Aber noch am 28. Juli schreibt Schlegel an Schiller von Dresden aus, und sendet den für die Horen bestimmten Aufsatz.

Er hatte dem Freunde die Versicherung ertheilt, daß dieser kaum einen entschiedeneren Verehrer habe, als eben den jungen Kritiker, der nur, um seinen Beruf zu dem übernommenen Amte darzuthun, sich gelegentlich eine strengere Miene gebe. Körners Vermittelung war wohlgemeint, aber sie sollte nichts fruchten.

Allerdings schienen die ersten persönlichen Berührungen ganz erfreuliche Verhältnisse für die Zukunft zu verheißen[11]). Um so mehr jedoch mußte sich Schlegel überrascht und unangenehm getroffen fühlen, als etwa zehn Wochen später die Xenien hervorbrachen. Man hatte ihn mit diesen unwillkommenen Gastgeschenken nur allzu verschwenderisch bedacht. Mit Nicolai und Reichardt theilte er die mißliche Ehre, unter den Beschenkten in erster Reihe zu stehen.

Die gegen Friedrich gerichteten Xenien treten zu zwei größeren, leicht unterscheidbaren Gruppen zusammen. Zu den Distichen der ersten Gruppe hat nun eben jene verwegene Recension des „Musen-Almanachs" Anlaß und Stoff geliefert; sie beziehen sich auf einzelne Aeußerungen des Kritikers, die mit komischer Uebertreibung wiedergegeben werden. Diese Beziehung hat zuerst Eduard Boas ausgespürt[12]); aber es gelang ihm nicht, für alle zu diesem Kreise gehörenden Epigramme die richtige Deutung zu finden. Auch die anderen Erklärer, die neben und nach ihm sich mit der Erläuterung der Xenien befaßten, haben die richtige Spur verfehlt. Es mag daher nicht ersprießlich sein, die Reihe dieser Distichen noch einmal im Zusammenhange zu überblicken. —

Mit vernichtendem Schlage sollten die Xenien alles treffen, was in der Litteratur und in den Kreisen des geistigen Lebens innerlich abgestorben, veraltet oder dem Veralten nahe war, und

[11]) Schiller an Goethe 8. August: „Schlegels Bruder ist hier; er macht einen recht guten Eindruck und verspricht viel."

[12]) Vgl. Schiller und Goethe im Xenienkampf 1, 164. — Da nur wenigen Lesern der Musen-Almanach für 1797 zur Hand sein möchte, so bediene ich mich im Folgenden, bei Anführung der einzelnen Xenien, der von Boas gebrauchten Zahlen.

dennoch ein Recht des Daseins und der Fortdauer, ja der Herrschaft sich anmaßte. Die Kritik, mit den blitzenden und scharfen Waffen der Poesie versehen, sollte sich hier offenbaren als die Kunst, „die Scheinlebendigen in der Litteratur zu tödten“[13]). Gestört und aufgescheucht aus ihrer behaglichen Selbstzufriedenheit wurden alle die treuen Anhänger des Herkömmlichen, die so bequem auf ihren breiten Pfaden einherwandelten und diese Pfade als die einzig rechten anerkannt wissen wollten; aus dem Felde geschlagen wurden die tapferen Führer der Mittelmäßigkeit, die auf ein verjährtes Ansehen pochten und denen die Natur einen instinctiven Widerwillen gegen alles genialisch Große zum unveräußerlichen Erbtheil angewiesen. Die Xeniendichter wandten sich gegen alle, die, mit kurzsichtigem Eifer, die wunderbaren Erscheinungen der Zeit verkennend, dem machtvoll fortschreitenden Geiste sich entgegenstemmten und ein aus irreleitenden Halbwahrheiten kümmerlich zusammengetragenes Kunstevangelium hartnäckig predigten. Die Xenien verkündeten unter Sturm und Wetter, daß unaufhaltsam der heitere Tag anbreche, mit dem die anerkannte Herrschaft der neuen Poesie beginne.

Indem nun so unter den Händen der Meister dieser neuen Poesie ein satirisches Gemälde der damaligen Litteratur wie von selbst entstand, mußte dafür gesorgt werden, daß kein irgendwie bemerkenswerther oder hervorstechender Zug hier fehle. Und welchen überschwänglichen Reichthum verschiedenartiger, ja widersprechender Erscheinungen brachte jene Zeit ans Licht! Die geistige Zeugungskraft der Nation schien sich wundersam vervielfältigt zu haben. Was sonst durch ansehnliche Zwischenräume von einander getrennt und auf verschiedene Epochen vertheilt ist, das stand dort in gedrängter Fülle nebeneinander.

Was sonst im langsamen Fortgange der Entwickelung nur allmählich zur vollen Eigenthümlichkeit seines Wesens heranwächst, das trat dort mit überraschender Schnelligkeit sogleich

[13]) So definirt Friedrich Schlegel das Wesen der Kritik. Charakteristiken und Kritiken 1, 241.

in bestimmt ausgebildeter Gestalt hervor, zeigte sein wahres Wesen und wirkte nach den Gesetzen seiner Natur. So mußte denn dort auch Altes und Neues in seltsamer Nähe sich begegnen. Wenn die überwundenen Vertreter abgebrauchter Grundsätze und einseitig beschränkter Meinungen ihren schon verlorenen Platz zu räumen noch zögerten, so regten sich neben ihnen schon die jugendlichen, etwas vorlauten Verkündiger einer neuen, nach vielseitiger Ausbildung strebenden Lehre, die durch den Schein des Tiefsinns anlocken, durch den Reiz kühner Seltsamkeit bestechen und ihren Jüngern eine freie, weite, ja unbegrenzte Aussicht über die nahe an einander liegenden Gebiete der Kunst und Wissenschaft eröffnen sollte. Wenn jene Liebhaber der Alten ihr schwaches Auge unverwandt auf eine abgelebte Vergangenheit gerichtet hielten, so sahen diese Propheten des Neuesten mit ungeduldig vorwärts drängendem Blicke schon über das gegenwärtige Zeitalter hinaus, dessen Wesen sie noch nicht ergründet, dessen Gehalt sie sich noch nicht angeeignet hatten. Auch diese Jungen und Jüngsten mußten in den Xenien ihr Abbild wiederfinden. Neben der Ueberreife mußte sich die Frühreife zeigen, neben der ängstlichen, mattherzigen Schlaffheit die kecke, nicht immer begründete, Zuversicht, neben dem Trivialen das „entsetzlich Geistreiche". Und als einen Häuptling dieser „Neuesten," der für die ganze noch nicht eben zahlreiche Schar gelten konnte,[14]) wählte Schiller mit sicherem Griffe den jungen Friedrich Schlegel; er ließ diesen in seiner Eigenschaft als Kritiker hervortreten und gab folgende

„Neuste Kritikproben (302).
Nicht viel fehlt dir, ein Meister nach eignen Begriffen zu heißen,
Nehm' ich das Einzige aus, daß du verrückt phantasirst."

Dies Distichon bezieht sich auf eine ungeschickt verletzende Aeußerung in jenem Aufsatze über den Musen-Almanach, der

[14]) „Doch dießmal ist er von den Neusten;
Er wird sich gränzenlos erdreusten."
Goethe im zweiten Theil des Faust.

zufolge Schillers Poesie zwar an philosophischem Gehalte hochgeschätzte wissenschaftliche Werke übertreffe, und er selbst als Dichter, Redner, Denker und als kraft- und würdevoller Mensch Bewunderung verdiene, aber trotzdem die einmal zerüttete Gesundheit seiner Einbildungskraft nicht wieder herstellen könne.

Dieser verheißungsvollen Probe allerneuester Kritik schließt sich eine zweite an:

„Lieblich und zart sind deine Gefühle, gebildet dein Ausdruck,
Eins nur tadl' ich, du bist frostig von Herzen und matt."

Hier lenken nun die Erklärer unsern Blick von Friedrich Schlegel ab, und belehren uns, dies Epigramm solle einen namenlosen Kritiker treffen, einen Mitarbeiter an der Bibliothek der schönen Wissenschaften, der dem Goetheschen Gedichte „Der Besuch"[15]) Kälte und Mattigkeit vorgeworfen habe. Wir prüfen genauer die kritischen Sätze, die den Unwillen der Dichter erregt haben sollen; wir finden aber nicht den geringsten Anlaß zu einem strafenden oder spottenden Epigramm. Der Kritiker rühmt an jenem Gedichte das feine zarte Gefühl, den glücklichen Ausdruck, und schließt seinen Lobspruch auf das „liebliche Gemälde" mit den Worten, in denen Winckelmann die Grazien im Palast Ruspoli schildert: „Ihre Miene deutet weder auf Fröhlichkeit noch auf Ernst, aber sie ist der Ausdruck einer stillen Zufriedenheit, dergleichen der jugendlichen Unschuld eigen zu sein pflegt." — Wo findet sich nun hier ein Tadel des Dichters? Wo wird hier der Vorwurf frostiger Schwäche erhoben oder auch nur von fern angedeutet? Und diese harmlose, wohlgesetzte und wohlgemeinte Aeußerung soll den Dichter zu jenem Epigramm angetrieben haben? Undenkbar! Der löbliche Mitarbeiter an der Bibliothek der schönen Wissenschaften bleibt unversehrt von diesem Witzespfeil.

Aber gegen wen ward dieser denn gerichtet? Vielleicht erhalten wir Aufschluß durch das folgende Distichon, dessen Verbindung mit dem vorigen schon durch den Titel erhellt:

[15]) „Meine Liebste wollt ich heut beschleichen" im Musen-Alm. für 1796. S. 13.

„Eine dritte (304).
Du nur bist mir der würdige Dichter! es kommt dir auf eine Platitüde nicht an, nur um natürlich zu seyn."

Also wiederum ein kritischer Spruch, der nur verstärkt und mit derberer Betonung vorgetragen wird, damit er sich recht deutlich in seiner Abgeschmacktheit darstelle. Und wer hat diesen Spruch gethan?

Die Erklärer verweisen uns hier auf die Beurtheilung, die der Schillersche Musenalmanach, zugleich mit denen, die Voß und der Werneuchener Pastor Schmidt herausgegeben, im dritten Stücke des Journals „Deutschland" erfahren hatte. Es ist allerdings nicht recht glaublich, daß Schiller den Verfasser dieser Recension, die sich weder durch einsichtige, noch absonderlich thörichte Bemerkungen unter den Kritiken gewöhnlichen Schlages hervorthut, der satirischen Geißel gewürdigt haben soll. Indeß, da der Dichter einmal, und zwar mit gutem Grunde, der Reichardtschen Zeitschrift gram war, so mag er immerhin einen, an sich unverfänglichen, Satz herausgegriffen und ihn absichtlich in ungünstigem Sinne gedeutet haben, um diese Deutung dann, epigrammatisch zugespitzt, in einem Xenion auszusprechen. Suchen wir also nach einem derartigen Satze!

In jener Recension werden Goethes venetianische Epigramme, die als sich für ein bestehendes Ganzes am Schlusse des Musen-Almanachs für 1796 erschienen, den derben, aus heimischem Boden entsprossenen Erzeugnissen des märkischen Pastors vergleichend gegenübergestellt; und nach Angabe der Erklärer soll der Kritiker zu Gunsten dieses letzteren die Entscheidung fällen. Dieser in seiner blöden Beschränktheit verwegene Recensent werde demnach durch jenes Epigramm verhöhnt, weil das ländliche Fabrikat des behaglich in der Platitüde schwelgenden Sängers ihm mehr zusage, als die zu genialischer Freiheit geborene Poesie Goethes, die, wie vom Hauche italischer Lüfte emporgehoben, alle vielgestaltigen und vielfarbigen Erscheinungen des Lebens in leichtem Fluge umschwebt und berührt.

Man muß bekennen, daß, auf dieſe Weiſe ausgelegt, das Epigramm als ein ziemlich mißrathenes erſcheint. Es trifft nicht recht; ihm fehlt die rechte Spitze, die Schiller doch ſonſt energiſch genug hervorzutreiben verſtand. Jedoch ſelbſt der meiſterlichſte Epigrammatiſt kann nicht immer in gleich glücklicher Stimmung ſein; dieſe leichten Dichtungen ſind Geburten des Augenblicks, und auch von der Gunſt und Ungunſt des Augenblicks abhängig;[16]) unter ſo viele Diſtichen von durchdringender Schärfe darf daher auch wohl ein ſtumpferes ſich einſchleichen.

Damit aber die erwähnte Auslegung nur irgendwie ſtattfinden könnte, müßte der Recenſent, auf den das Diſtichon zielen ſoll, entweder vernehmlich ausſprechen, oder durch ſeine Worte errathen laſſen, daß er Schmidt, als den Würdigeren, des Kranzes werth halte, und daß er ihm, dem Sänger vaterländiſcher Natur und Sitte, den Rang zuerkenne vor dem zügelloſen Dichter der venetianiſchen Epigramme. Und ferner müßte dieſer Recenſent merken laſſen, daß, auch nach ſeiner Meinung, die Schmidtſche Naturbeſchreibung zuweilen in das Platte falle. Er müßte etwa ſagen: „Freilich iſt es zu bedauern, daß dem trefflichen Werneuchener Sänger für ſeine dichteriſche Naturbegeiſterung nicht immer der edelſte Ausdruck zu Gebote ſteht, daß die kümmerliche Naturumgebung, in die er gebannt iſt, auch ſeinen Blick im Engen und Kleinen gebannt hält, ſo daß die Darſtellung das Niedrige und Triviale gelegentlich nicht vermeiden kann. Aber dafür behauptet er auch um ſo entſchiedener den Vorzug der Natürlichkeit. Und welche durchaus würdige Gegenſtände der Dichtung ſind dieſe Bilder ungeſchminkter Einfachheit und unverfälſchter ländlicher Einfalt! Wer möchte mit dem Dichter zürnen, wenn er bei ihrer Ausführung auch hie und da unvermeidlich an das Allzugewöhnliche oder Platte ſtreift!“ —

---

[16]) „Sie wollen ſich ihr urſprüngliches Recht als glückliche Einfälle nicht nehmen laſſen.“ Schiller an Goethe 22. Januar 1796.

Solche und ähnliche Bemerkungen müßten in der Recenſion mit beſtimmten Worten oder andeutungsweiſe vorgetragen werden; Schillers Epigramm würde dann, freilich nicht die gewohnte treffende Witzesſchärfe, aber wenigſtens einen faßlichen Sinn erhalten.

Von ſolchen Bemerkungen findet ſich jedoch in der Recenſion nichts, aber auch gar nichts. Der verdienſtvolle Boas und alle, die ihm mit mehr oder minder ſelbſtändigem Verdienſte nachgefolgt ſind, haben, von wunderlicher Selbſttäuſchung befangen, dasjenige, was ſie zu ihrer Deutung des Epigramms bedurften, in die Recenſion geradezu hineingeleſen. Die Parallele zwiſchen Schmidt und Goethe wird freilich, wie ſie an ſich abgeſchmackt iſt, ſo auch mit lächerlichem Ungeſchick durchgeführt; aber nirgends zieht Goethe hier den Kürzeren. Der Recenſent, der ſich offenbar auf ſeinen unparteiiſchen Ueberblick etwas zu gute thut, begnügt ſich, umſtändlich die Materialien herzuzählen, die jeder der beiden Dichter verarbeitet: — dort in der Lagunenſtadt die unüberſehlichen Manigfaltigkeiten eines in wechſelnder Fülle ſtets regen Lebens; hier die beſcheidenen, unanſehnlichen Reize, die ſich auf dem ſandigen Boden der Mark entfalten.[17]) Der Beurtheiler meint es mit Goethe gar nicht übel. Nachdem er den Inhalt der venetianiſchen Epigramme hergerechnet hat, ruft er bewundernd: „Welch eine ungeheure Welt! und das alles eingeſchloſſen in reine antike Formen!“ — Und ſo wenig er Goethe in irgend einem Sinne zurückſetzt oder ihm den Preis der Natürlichkeit abſpricht, eben ſo wenig giebt er zu verſtehen, daß er

[17]) Ich kann auch keineswegs mit Boas glauben, daß Goethes Gedicht „Muſen und Grazien in der Mark“ (zuerſt im Muſen-Almanach für 1797 S. 68) durch dieſe Recenſion veranlaßt worden iſt. Hier bedurfte es wahrlich nicht der Anregung aus zweiter Hand. Goethe brauchte nur unmittelbar mit flüchtigem Blicke auf die Naturherrlichkeiten zu ſchauen, welche die märkiſche Muſe aufſchloß, und er war zu ſeinem köſtlichen parodiſchen Scherz hinlänglich angeregt, und auch zugleich mit hinlänglichem Stoff verſehen. — Vgl. Tieck in der Vorrede zu ſeinen „Kritiſchen Schriften“ S. VIII.

die märkischen Grazien in einem idealischeren Schmucke zu erblicken wünsche, oder daß er ihre allzunahen Berührungen mit den Plattheiten des alltäglichen Daseins zwar bedauere, aber, um des höheren und würdigeren Zweckes der Natürlichkeit willen, gern entschuldige. Nichts von alledem! Jeder der beiden Dichter wird in der ihm eigenen Sphäre als musterhaft anerkannt. — Und wo bleibt nun der Inhalt des Schillerschen Epigramms? Will man dies mit jener vergleichenden Kritik in eine gewaltsame Verbindung bringen, so wird ihm in der That jeglicher Inhalt entzogen.

Aus inneren Gründen ergiebt sich also, daß die bisher angenommene Deutung der beiden Xenien (Nr. 303 und 304) verwerflich ist. Und zu diesen inneren Gründen gesellt sich entscheidend ein äußerer, sobald wir auf das folgende Distichon blicken:

„Schillers Würde der Frauen (305).
Vorn herein liest sich das Lied nicht zum besten, ich les' es von hinten Strophe für Strophe, und so nimmt es ganz artig sich aus."

Hier wird, wie Boas dargethan hat, abermals Friedrich Schlegel getroffen; auch das unmittelbar sich anschließende Xenion gilt ihm; und er hatte diese epigrammatischen Gaben reichlich verdient durch seine oberflächlichen, vorwitzig spöttelnden Aeußerungen über Schillers „Würde der Frauen" und „Pegasus in der Dienstbarkeit."[18]) Diese Aeußerungen sind in der selben Recension enthalten, die auch schon zum Xenion Nr. 302 den Anlaß gegeben. — Und nun überblicken wir die fünf Xenien (von Nr. 302—306), und müssen fragen: Wie? Zuerst wendet sich der Dichter gegen Friedrich Schlegel, dann nimmt er einen schuldlosen Bibliothekar der schönen Wissenschaften aufs Korn, kehrt sich dann gegen einen eben so unschuldigen Recensenten, der Goethe und Schmidt gleichmäßig bewundert, und lenkt hierauf wieder zurück zu Friedrich Schlegel, dem noch

[18]) So hieß das Gedicht im Musen-Almanach für 1796. S. 62.

mehrere Gaben zugedacht sind! Wie kommt es, daß die satirische Muse des Dichters hier so sprungweise hin und her fährt und das völlig Ungleichartige äußerlich an einander reiht? — Die Xenienbichter lieben es, eine Reihenfolge von Epigrammen zusammen zu ordnen, und sie unter die übrigen einzelnen Distichen als ein künstlerisch geschlossenes Ganzes hinzustellen. Aber nur was einen innerlichen Bezug zu einander hat, wird auf diese Art auch äußerlich verbunden. Und in wie auffälliger Weise wird nun hier dieser innere Zusammenhang unterbrochen? Denn will der Dichter hier nicht offenbar etwas von dem „Neuesten" spottend vorzeigen? Jene Recensenten aber, denen die beiden mittleren Xenien (303 und 304) gelten sollen, ihnen gebührt wahrlich weder der Vorwurf, noch der Ruhm, den „Neuen" anzugehören. Sie gehen gemächlich einher in den längst ausgetretenen Geleisen; sie wagen keinerlei selbstwillige Ausschreitung, unternehmen keine auffälligen Geistessprünge; für sie gelten noch die von den alten ästhetischen Behörden längst approbirten Grundsätze: sie müssen sich demnach in der Nähe Friedrich Schlegels gar unbehaglich fühlen, und dürfen mit vollem Rechte seine Genossenschaft von sich abwehren.

Aeußere und innere Gründe leiten also mit gleicher Entschiedenheit zu der Annahme, daß Friedrich Schlegel auch die zweite und dritte Kritikprobe geliefert hat, die der Dichter in den beiden mittleren Xenien ausstellt. Und warum sollten diese zweite und dritte nicht aus demselben Vorrathe entnommen sein, aus dem die erste, aus dem auch die vierte und fünfte (305 und 306) gewählt worden? Man beschaue sich die zweite Probe noch einmal:

„Lieblich und zart sind deine Gefühle, gebildet dein Ausdruck,
Eins nur tadl' ich, du bist frostig von Herzen und matt."

und höre nun, wie Friedrich Schlegel in der oftgenannten Recension sich kritisch ausläßt:

S. 351. „Ebenso vollkommen (nämlich: wie einzelne Epigramme Schillers) in einer durchaus verschiedenen Art, ist „Das

innere Olympia", ein didaktiſches Epigramm, von allen Gedichten der Ungenannten vielleicht das vollkommenſte. Fehlte es dieſen Dichtern nicht faſt immer an *ſinnlicher Stärke*, oft an *Lebenswärme*, ſelbſt bei glänzender Farbengebung wie in *Parthenope*, ſo könnten ſie auf den erſten Rang Anſprüche machen: denn dieſe *Zartheit des Gefühls*, Biegſamkeit des *Ausdrucks* und Bildung des Geiſtes, ſind des größten Meiſters werth." —

In der That ein echt Schlegelſcher Wahrſpruch! Ein Prunkſtück neueſter Kritik! Dieſe Gedichte wären des größten Meiſters würdig — aber leider! es fehlt ihnen nur eben die Hauptſache, wodurch ein Gedicht zum Gedicht wird; es fehlt ihnen an „ſinnlicher Stärke und Lebenswärme" (*froſtig von Herzen und matt*). Wer zweifelt, daß wir in dieſen Worten die Quelle des bisher ungedeuteten Epigramms gefunden haben? — Die ungenannten Poeten aber, die Schiller durch dies Diſtichon an dem neuen Kritiker rächt, wer ſind ſie?

Der Muſen-Almanach für 1796 bietet uns eine beträchtliche Zahl eigenthümlich anziehender Gedichte, deren Verfaſſer nicht genannt, ſondern, wie es in derartigen Sammlungen ſo häufig geſchah, durch Chiffern bezeichnet ſind. Durch ihren übereinſtimmenden Charakter weiſen uns aber die Gedichte ſelbſt darauf hin, unter dieſen verſchiedenen Chiffern nur *einen* Autor zu ſuchen; und dieſer Eine iſt *Herder*.

Schillers Beziehungen zu Herder waren damals äußerlich noch ungeſtört und hatten ſeit der Gründung der „Horen" eine Zeitlang ſogar den Schein von Herzlichkeit angenommen. Zu dem Muſen-Almanach für 1796 hatte Herder mit ſchöner Freigebigkeit aus dem Schatze ſeiner ethiſchen Poeſie eine ſehr reiche und willkommene Beiſteuer geboten. Wenn Schiller für dieſen ſeinen erſten Almanach einen glücklichen Erfolg vorausſah, und zuverſichtlich hoffte, daß er neben ſeinen älteren Genoſſen und Mitbewerbern ſich ſtattlich darſtellen würde, ſo rechnete er dabei

vorzüglich auch auf das Gewicht, die Bedeutung und den Reichthum der Herderschen Beiträge[19]).

Schiller gedachte denn auch, diese Bedeutung durch ein äußeres Zeichen gleichsam zu beurkunden. Er hatte, dankbaren Sinnes, anfänglich die Bestimmung getroffen, daß Herders Gedicht Parthenope an der Spitze der Sammlung erscheinen sollte. Wilhelm v. Humboldt, der im Sommer 1795 in Berlin den Druck des Almanachs überwachte, wünschte diese Bestimmung geändert zu sehen[20]), und wir können es ihm nicht verargen, daß er jenen Ehrenplatz für Schillers Macht des Gesanges bewahrt wissen wollte — ein Gedicht, das ihn besonders nahe berührt und tief ergriffen hatte, und das mit symbolischer Bedeutsamkeit die Periode der wiederbeginnenden

[19]) Schiller an W. v. Humboldt 21. August 95: „Die Epigramme, meine eigenen und Herders Beiträge geben dem Almanach ein entscheidendes Uebergewicht, wie ich hoffen kann, über seine Mitbewerber;" — an Körner 17. August: — „ich denke, daß er unter seinen Brüdern keine schlechte Figur machen soll. Von Goethe allein sind über hundertundfünfzig zusammengehörende Epigramme darin, von Herder auch über zwanzig Stücke und von mir etwa fünfzehn kleine und große Gedichte." — Herders Chiffern sind D (neun Stücke), E (zwölf Stücke) und P (Parthenope. Ein Seegemählde bei Neapel. S. 124). Auch die nach Sarbievius gearbeitete kleine Ode S. 54 gehört zu Herders Beiträgen. Ob wir ihm auch das Gedicht „Uneigennützige Freundschaft" (S. 31) zuzuschreiben haben, das bei Humboldt (an Schiller S. 134), so großes Gefallen erregte? Jedenfalls finden wir hier Herders zart andeutende, musikalisch weiche Manier sehr glücklich angewandt. [Siehe den Anhang zu diesem Aufsatz.] — Uebrigens wußten die damaligen Leser wohl, wen sie hinter diesen Chiffern zu suchen hatten. Im dritten Stücke „Deutschlands" S. 401, in der Gesamtrecension der Musen-Almanache von Voß, Schiller und Schmidt, heißt es: „Die mit D und E bezeichneten sinn- und gefühlvollen Gedichte, die die Meisterhand eines unserer Lieblingsdichter verrathen" u. s. w.

[20]) An Schiller S. 180: „Indeß kann ich mich noch nicht entschließen, es (nämlich: Die Macht des Gesanges) von der Spitze wegzunehmen, und gegen die mystische Parthenope, die gar nicht so sehr meine Liebschaft ist, auszutauschen; und Sie müssen mir dießmal meinen Ungehorsam schon nachsehen." — Humboldt hatte diesem Gedichte zuerst nur einen getheilten Beifall gegeben (an Schiller S. 164), bekannte aber hernach (S. 272), daß er gegen dasselbe „nicht gerecht genug gewesen." —

Schillerschen Dichtung einzuleiten schien. Immerhin aber hätte Herders Parthenope keinen unwürdigen Eingang zu dieser Sammlung gebildet, in der sich die ganze Vielseitigkeit der Goetheschen, die geistige Hoheit und großartig aufstrebende Kraft der Schillerschen Poesie darstellen sollte. In jenem Gedichte verkündet Herder nach seiner Weise ein Liebesevangelium, das ihm durch die Nymphe Parthenope offenbart wird. Er feiert die beseelende Liebe, die, in alle Tiefen hinab, in alle Höhen hinauf dringend, aus allem Geschaffenen mit erquickenden und erleuchtenden Strahlen wiederglänzt, die alle Creatur mit unzerreißbarem Bande umschlingt, die auch dem Menschenherzen innewohnt, es sicher leitet und ihm für den verlorenen Frieden der Unschuld Ersatz bietet. Das Gedicht ist ein Nachklang der glückseligen, kaum durch leise Wehmuth getrübten Stimmung, die ihn während seines neapolitanischen Aufenthaltes, in den ersten Wochen des Jahres 1789, erfüllte. Der Anblick Neapels und der umgebenden Natur überwältigte ihn mit einem Entzücken, wie es ihn während der übrigen Zeit seiner italienischen Reise nur allzuselten beglückte. Aus dieser liebestrunkenen Stimmung entsprang das Gedicht. Aber dem, was der Mensch so voll und ganz empfunden, vermag der Künstler nicht die volle und ganze Gestalt zu geben: die formenbildende Kraft läßt ihn im Stich. Auch hier, wie fast überall in Herders Dichtungen, entbehrt die Darstellung der festen Umrisse; sie ist nicht zu voller Klarheit gediehen; ein Halbdunkel drängt sich störend hinein, das der Dichter nicht etwa mit Absicht über seinen Stoff verbreitet, sondern das, gegen seinen Willen, aus seiner unsicheren Behandlung des Gemäldes entsteht. Auch hier mag man in Mitgefühl und Ahnung erfassen, was der Dichter sagt und zeigt; aber man sieht und hört es nicht deutlich genug. Unsere Phantasie wird von ihm zwar in Bewegung gesetzt, jedoch nicht sicher gelenkt und beherrscht. Aber Lebenswärme, wie Friedrich Schlegels Vorwurf lautet, wird hier wahrlich nicht vermißt. Sie ist vielmehr durch das Ganze reich

ergoſſen und athmet aus dem ſüßen Wohllaut der, trotz einzelnen Härten, ſanft dahinwallenden Verſe. Herder hat die ottave rime nie wieder mit gleichem Glücke, wie hier, gebraucht. Als er dieſe Verſe bildete, ſchwebten ihm unbewußt Goethes Stanzen aus den „Geheimniſſen“ im Sinne; der erſte Vers:

„Ermüdet von des Tages ſchwerem Brande“

muß uns den Anfang des Goetheſchen Gedichts zurückrufen:

„Ermüdet von des Tages langer Reiſe.“

Ueberhaupt mag die „Parthenope“ als ein Herderſches Gegenſtück zur Goetheſchen „Zueignung“ gelten, die der Dichter ja urſprünglich zur Einleitung der „Geheimniſſe“ beſtimmt hatte, und die während der Zeit ſeines innigſten Zuſammenlebens mit Herder entſtanden war.

Von entſchiedenerem Kunſtwerthe, als dieſer Natur- und Liebeshymnus, ſind die Epigramme, von denen Herder eine beträchtliche Anzahl im Muſen-Almanach und in den Horen erſcheinen ließ.[21]) Durch ſeine Beſchäftigung mit der griechiſchen Anthologie, welche für die deutſche Litteratur ſo ſchöne Früchte trug, war ihm dieſe anſcheinend begrenzte und doch ſo dehnbare und ſo vielſeitiger Anwendung fähige Dichtungsform beſonders werth geworden; ja, er hatte ſie ſich vollſtändig zu eigen gemacht. Sie bot ſich ihm von ſelbſt dar, um einen ethiſchen Gedanken, den Ausdruck einer menſchlich-ſittlichen Empfindung oder eines begeiſternden Naturgefühls in ſich aufzunehmen. Nirgends zeigt der Dichter ſich in ängſtlicher Abhängigkeit von den griechiſchen Vorbildern. Dieſe Form ſcheint ſich frei und natürlich mit ſeinen Gedanken zuſammenzufinden. Und zu dieſer natürlichen Freiheit ſtimmt auch die Behandlung des Verſes: ſie iſt etwas leicht und loſe, aber von einer einſchmeichelnden Gefälligkeit, die uns über manche unbehülfliche und unſichere Wendung des nicht

[21]) Herderſche Epigramme finden ſich in den letzten drei Monatsſtücken der Horen von 1795 und im erſten Stücke des folgenden Jahrgangs.

immer ſtreng durchgearbeiteten Ausdrucks hinwegſehen läßt. Was Herder in dieſer Form giebt, gehört ganz dem ſittlichen Leben der neueren Zeit, ganz ſeiner eigenen reichen Empfindungswelt an; aber doch iſt es, als ob eine geiſtige Grazie, die über dieſen köſtlichſten Gebilden des Herderſchen Dichtergeiſtes ſchwebt, uns an Hellas mahnen, uns nach Hellas weiſen müßte[22]).

[22]) In einem zierlichen Bilde hat Herder ſelbſt die Art ſeiner Epigrammendichtung veranſchaulicht:

„Zwo Gattungen des Epigramms.
Dir iſt das Epigramm die kleine geſchäftige Biene,
Die auf Blumen umherflieget und ſauſet und ſticht.
Mir iſt das Epigramm die kleine knospende Roſe,
Die aus Dornengebüſch Necktar-Erfriſchungen haucht.
Laß uns beide ſie denn in Einem Garten verſammeln,
Hier ſind Blumen, o Freund; ſende die Bienen dazu."
Horen 1796. 1. 28.

Dieſe Epigramme müßten, ſorgfältig geordnet, den vornehmſten Platz unter Herders Gedichten einnehmen; aber man hat ſie in nachläſſig ungeſchickter Weiſe zerſtreut und den Augen des Leſers faſt entzogen [ſ. aber jetzt Bd. 29]. Einige ſind in die Gedichtſammlung aufgenommen; andere aber, und darunter mehre der ſchönſten (z. B. Das innere Olympia, Das Orakel) ſucht man an dem ihnen gebührenden Platze vergebens. Nur ein glücklicher Zufall iſt es, wenn man ſie endlich findet. Und wo ſind ſie verborgen? Im zehnten Theile der Werke zur Litteratur und Kunſt. Dort ſind ſie in einer „Nachleſe zur griechiſchen Anthologie" untergebracht. Der Herausgeber ertheilt uns die Nachricht, daß die meiſten hier zuerſt aus Herders Handſchrift erſcheinen. Er hat alſo von dieſen Gedichten den erſten Druck nicht gekannt, und um die Verwirrung vollkommen zu machen, werden in dieſer „Nachleſe" einzelne Epigramme als ungedruckte mitgetheilt, die auch im zweiten Bande der Gedichte ſtehen (z. B. Der Schmetterling auf einem Grabmal 2, 29 und 10, 127). — In dieſer Nachleſe finden wir auch das Diſtichon Der Skrupel, das im zwölften Stücke der Horen von 1795 S. 61 mit Schillers Namen erſchien, aber aus deſſen Gedichtſammlung ausgeſchloſſen blieb. (In Fuldas Trogalien zur Verdauung der Xenien wird dies Diſtichon traveſtirt.) — Zum Ueberfluß hat ſich auch eine Goetheſche Strophe unter Herders Gedichte verirrt, die Strophe aus der Claudine: „Liebe ſchwärmt auf allen Wegen" u. ſ. w. Sie ſteht bei Herder 1, 158. (Zu dem Epigramm „Der Skrupel" vgl. jetzt Goedeke in der hiſtoriſch-kritiſchen Ausgabe Schillers 17, 95. 440. und Vollmers Note im Briefwechſel zwiſchen Schiller und Cotta S. 141.

Schiller konnte diesen Dichtungen Herders schon deshalb nicht recht abgeneigt sein, weil sich an ihnen eine unverkennbare Aehnlichkeit mit seinen eigenen Producten dieser Art zeigte.[23]) Herder, wie Schiller, deutet mit Wort und Blick stets auf die inneren Gesetze und Mächte des sittlichen Lebens. In Herders wie in Schillers Natur finden wir die so seltene und so fruchtbare Vereinigung von Reflexion und Gefühl, von dichterischem Anschauungsvermögen und speculativem Geiste, von umfassender Phantasie und kühner Gedankenkraft. Daß trotzdem zwischen ihnen beiden ein fundamentaler Unterschied bestand, daß jene Eigenschaften bei dem einen nicht in gleich hohem Grade vorhanden und nicht in gleichen Verhältnissen gemischt waren, wie bei dem anderen, das kann bei Dichtungen so geringen Umfanges nicht immer entschieden merkbar hervortreten. Wo Herdern der poetische Wurf am glücklichsten gelungen ist, da möchte es, ohne die Hülfe äußerer Zeugnisse, schwer fallen, seinen Vers von dem Schillerschen zu unterscheiden. Selbst den nächsten Geistesfreunden Schillers, selbst einem Wilhelm von Humboldt konnte über die Autorschaft mancher Epigramme ein Zweifel entstehen.[24]) Auf den ersten Blick ist die Aehnlichkeit eine täuschende[25]); sieht man

---

[23]) Schiller nimmt Herders Beiträge zum Musen-Almanach in Schutz gegen Körners schroffes Urtheil. Brief vom 7. Januar. 96.

[24]) Ja, selbst der entschiedene Irrthum war nicht immer zu vermeiden. Im zehnten Stücke der Horen von 1795 erschienen zwei Epigramme: Der rauschende Strom S. 67 und Leukothea's Binde S. 152. Humboldt schreibt an Schiller S. 298: „Die beiden kleinen Epigramme füllen ihren Platz gut aus. Vorzüglich hat mir Leukothea's Binde gefallen. Beide sind wohl von Ihnen, oder wenigstens doch das letztere." — Beide waren Herders Eigenthum. Aber glaubt man nicht in der That, Schiller'sche Worte zu vernehmen, wenn man liest:

„Lerne die Lehren der Schule; doch, gleich der Leukothea Binde,
Bist du am Ufer, so wirf sie in die Wellen zurück."

Als Humboldt eine Sendung von Gedichten, für den Musen-Almanach bestimmt, erhalten hatte, schrieb er (S. 141): „Anfangs war ich versucht, Sie unter dem E zu suchen. Vorzüglich hielt ich das Orakel und das innere Olympia (— dasselbe welches auch von Schlegel ausgezeichnet wird —) nicht bloß Ihrer werth, sondern auch in Ihrem

dann scharf zu, so erkennt man, besonders in den breiter ausgeführten Epigrammen, Herders Hand an einer gewissen weiblichen Zartheit, die zuweilen in Schwäche ausartet; und überhaupt zeigt sich, sobald man nicht bei dem einzelnen Epigramm stehen bleibt, sondern eine größere Anzahl von diesen Producten beider Dichter zur Vergleichung herbeizieht, die Energie des künst-

---

Charakter." — Und eben so erkannte Humboldt mit Recht in Schillers „Tanz" eine Annäherung an die Kunstweise, eine Verwandtschaft mit den Lieblingsideen Herders.

[55]) Wie Schillers nächste Freunde hier nicht immer vor Irrthum sicher waren, so ließen sich auch die Nächsten Herders durch den Schein der Aehnlichkeit täuschen. In den „Erinnerungen aus dem Leben Herders" wird 3, 147 der Gedichte Erwähnung gethan, die „gegen den Mißverstand und stolzen Egoismus vieler kritischen Philosophen" gerichtet sind; dann heißt es: „Folgendes hat sich später noch gefunden" — und welches Gedicht folgt nun? Kein anderes, als Schillers wohlbekannter „philosophischer Egoist." — Ferner lesen wir 3, 186 die Anmerkung: „Einen seiner Grundsätze über die Wirkung auf die Menschheit drückt er im folgenden Gedichte aus (das in der Sammlung seiner Gedichte fehlt):" — und dies in der Sammlung fehlende Gedicht besteht aus Schillers köstlichen Versen „An einen Weltverbesserer." — Beide Schillersche Gedichte sind zuerst gedruckt im neunten Stück der Horen von 1795. Wie kam es nun, daß sie in Herders Handschrift unter dessen Papieren sich fanden? Auch dies läßt sich erklären. Wir wissen, daß Schiller im Sommer 1795 mehrere seiner, in so rascher Aufeinanderfolge entstandenen Dichtungen, insbesondere die für den Almanach bestimmten, vor dem Druck Herdern mittheilte. Auch den beiden obenerwähnten Gedichten war zuerst ein Platz im Almanach zugedacht (vergl. Schiller an Humboldt 7. Septbr. 95). Da Herder in ihnen seine theuersten Ueberzeugungen in einer ihm zusagenden Weise ausgedrückt fand, so behielt er sie in Abschrift zurück. Auf diese Art geriethen sie unter seine Papiere; auf diese Art wird es auch begreiflich, daß die Gedichte hier noch mit den Lesarten des ersten Drucks erschienen, ohne die später vorgenommenen sehr glücklichen Verbesserungen. — Es kann uns wohl ein Lächeln entlocken, wenn wir wahrnehmen, wie uns die Gedichte des Mannes, dem Herder eine zu entschiedene Hinneigung zu den Grundsätzen der kritischen Philosophie vorwarf, hier als Herdersche Protestationen gegen eben diese Grundsätze dargeboten werden. Auch der kurzsichtigste Beobachter mag an einem solchen Beispiele erkennen, wie Schillers Genius von den Banden eines ausschließenden Systems sich beständig frei erhalten hat.

lerischen Vermögens bei Schiller auch hier durchaus höher gesteigert. Selbst bei diesen kleinen Gebilden vermag Herder es nicht immer zu verhüten, daß der Umriß ins Ungewisse schwanke; die Linien sind manchmal gar zu leicht, und dünn gezogen; die Gedanken springen oft nicht in der scharfen Bestimmtheit hervor, in der sie vor dem Geiste des Dichters gestanden, weil dieser den einzig treffenden, den wirklich erschöpfenden Ausdruck nicht gefunden hat[26]). Die Epigramme jedoch, die der Musen-Almanach brachte, gehören zu den erlesensten Erzeugnissen Herderscher Dichtung. Reich ausgestattet mit Lebensfülle und Lebenswärme, gingen sie aus seinem Geiste hervor; wenn Friedrich Schlegel diese Eigenschaften an ihnen vermißt und nur um dieses angeblichen Mangels willen diesen Gedichten den höchsten Rang vollkommener Meisterstücke absprach, so verdiente er, daß Schiller, zu seiner Verspottung, diesen Ausspruch reproducirte. —

In den beiden Xenien 302 und 303 hatte Schiller also dem jungen Kritiker vorgehalten, wie dieser über ihn selbst und über Herder geurtheilt. Aber in jener Recension des Musen-Almanachs war doch gewiß auch Goethe nicht leer ausgegangen. Stellt sich nicht ganz natürlich die Vermuthung ein, daß Schiller in dem nun folgenden Xenion einen Schlegelschen Ausspruch über Goethe wiedergegeben? Man setze das Distichon:

„Du nur bist mir der würdige Dichter! es kommt dir auf eine Platitüde nicht an, nur um natürlich zu seyn."

neben folgende Worte Schlegels:

S. 358. „Schiller und Goethe neben einander zu stellen, kann ebenso lehrreich wie unterhaltend sein, wenn man nicht blos nach Antitheſen haſcht, sondern nur zur bestimmteren Würdigung eines großen Mannes, auch in die andere Schale

---

[26]) Wilhelm v. Humboldt spricht einmal über den Unterschied, der, ungeachtet aller Aehnlichkeit, dennoch zwischen den Herderschen und Schillerschen Epigrammen obwaltet; doch muß man erwägen, daß diese Aeußerung unmittelbar an Schiller selbst gerichtet ist. (Briefwechsel S. 177.)

der Wage ein mächtiges Gewicht legt. Es wäre unbillig, jenen mit diesem, der fast nicht umhin kann, auch das geringste in seiner Art rein zu vollenden, der mit bewundernswürdiger Selbstbeherrschung, selbst auf die Gefahr uninteressant und trivial zu sein, seinem bestimmten Zwecke treu bleibt, als Dichter zu vergleichen." —

Auch dieses Xenion ist nun nach Inhalt und Beziehung erklärt. Vor allem behält Goethe, wie Friedrich Schlegel meint, die Art und Natur des Gegenstandes, den er sich einmal zur Darstellung gewählt hat, fest im Auge; er entfernt sich nie von der natürlichen Wahrheit der Dinge; und um dieser höchsten Pflicht des darstellenden Dichters treu zu bleiben, kommt es ihm nicht darauf an, seine Poesie, wenn es der Stoff zu verlangen scheint, selbst mit dem Unbedeutenden und Platten in Berührung zu bringen. Es gilt hier nicht zu erörtern, ob in diesem Urtheil ein Körnchen Wahres enthalten sei; wir müssen hier nur darauf sehen, wie gelegen dem Xenienbichter dieser Ausspruch kam. Dieser Ausspruch brauchte nur um einen Ton verstärkt zu werden, und er war dem Dichter alsdann ein bequemes Mittel, um dieser neuen, so anspruchsvoll sich gebärdenden Kritik zu beweisen, wie sehr es ihr an innerer Consistenz und Folgerichtigkeit mangle. Denn dieser selbe Dichter, dem hier ohne Scheu das Wort „trivial" entgegengehalten wird, dieser selbe Dichter war ja, nach Schlegels Ansicht, der Verkünder und Urheber einer neuen herrlichen Epoche der Kunstbildung; vornehmlich in seinen Werken sollte, nach eben dieser Ansicht, der deutschen Poesie die Verheißung einer großen, reichen Zukunft und die Gewähr edler Selbständigkeit gegeben sein. Hatte doch erst wenige Monate zuvor Friedrich Schlegel der deutschen Lesewelt einen Abschnitt aus seinem Werke über „Die Griechen und Römer" vorgelegt, der einer Schilderung des Goetheschen Dichtercharakters gewidmet war, — einer Schilderung, in der die meisten der damaligen Leser nur den maßlosen Ausdruck einer parteiischen, ins Ueberschwängliche gesteigerten Bewunderung er-

blickten[87]). In der Meinung Vieler war Friedrich Schlegel seitdem zum geschworenen, unbedingten Lobredner Goethes gestempelt. Und nun wagte selbst dieser Lobredner, dieser Vertreter der neuesten Kritik, die offenbar die Tugend der Conse-

---

[87]) Und doch klang auch in diesen prächtig tönenden Hymnus ein wohlberechneter Mißlaut hinein. Wir finden da die Worte: „So gefällt er sich auch zu Zeiten in geringfügigem Stoff, der hie und da so dünne und gleichgiltig wird, als ginge er ernstlich damit um — wie es ein leeres Denken ohne Inhalt gibt — ganz reine Gedichte ohne allen Stoff hervorzubringen." — (Die Griechen und Römer 1797 S. 79.) Zahlreiche und umfängliche Documente setzen uns in den Stand, genau zu verfolgen, wie Friedrich Schlegel in den verschiedenen Perioden seiner Thätigkeit Goethes Dichtung und den Dichter selbst ansah und beurtheilte. Stellt man diese Documente der Zeitfolge nach zusammen, so läßt sich an ihnen deutlicher, als an manchen anderen kritischen Arbeiten Schlegels, der jedesmalige Standpunct seiner — darf ich sagen? — Ueberzeugungen und die allmälige Umwandlung seiner Sinnes- und Anschauungsart nachweisen. Den Anfang macht die im Text erwähnte Schilderung des Goetheschen Dichtercharakters; in der Mitte liegen die Aufsätze, die einen vorzüglichen Schmuck des Athenäums bilden, — die Charakteristik des Meisters (1, 2, 147) in der manche Leser der Ironie, die dort vorhanden sein soll, wohl vergeblich nachspüren, und der „Versuch über den verschiedenen Stil in Goethes früheren und späteren Werken" (im Gespräch über die Poesie 3, 2, 170), ein für jene Zeit höchst bemerkenswerther Versuch, die Universalität des Goetheschen Dichtergeistes, durch einen zusammenfassenden Ueberblick seines damals noch nicht abgeschlossenen künstlerischen Bildungsganges, aus dem verschiedenen Charakter seiner Werke darzuthun; — er möchte schon damals glücklicher ausgefallen sein, wenn nicht Friedrich, eben so wie sein Bruder — hierin sind einmal beide einstimmig — die geschichtliche Bedeutung und den künstlerischen Werth der Goetheschen Jugenddichtung zu gering angeschlagen hätte. — Den Uebergang zu seiner spätern Welt- und Kunstanschauung bezeichnet sehr bestimmt die in den Heidelberger Jahrbüchern 1808 veröffentlichte geistreich sophistische, mit vollkommener Virtuosität geschriebene Recension, an der Schleiermacher sich so sehr ergetzte (an Brinckmann 29. März 1808), und über die Goethe selbst im Briefe an Reinhard vom 22. Juni sich mit wohlabgemessenen Worten äußert. Wie dann in den Vorlesungen über die Geschichte der Litteratur das Bekenntniß über Goethe lauten mußte, das ließ sich nach der ganzen Tendenz dieses Unternehmens schon im voraus ziemlich genau bestimmen. —

quenz verachtete, sich so rücksichtslos an seinem erkorenen Lieblinge zu vergreifen!

Gewiß wird man dem Xeniendichter das Zugeständniß machen, daß er die Proben aus dem Bereiche neuester Kritik für seine Zwecke trefflich auszuwählen verstanden. Schiller, Herder und Goethe hatten durch ihre Beiträge dem Musen-Almanach reichen Schmuck und köstlichen Gehalt verliehen — und die junge Kritik, zwischen Bewunderung und Tadel schwankend, von der Sucht nach Paradoxen verführt, erging sich bei der Würdigung dessen, was diese Männer geleistet, in solchen unzulänglichen, launenhaften Aeußerungen, die sich gegenseitig selbst aufzuheben schienen! Und ferner — was hier den eigentlichen Ausschlag gab — Schiller, Herder und Goethe konnten mit Recht auch in ihren eigenen Augen als die Führer des Zeitalters gelten; jene jungen Geister aber, die über das Zeitalter schon keck hinauszustreben sich vermaßen, gaben durch solche Urtheile den vollgültigen Beweis, daß sie unfähig waren, diesen Führern sicheren Schrittes nachzugehen, geschweige sie zu überholen; sie gaben durch solche Urtheile wider sich selbst das unzweideutige Zeugniß ab, daß sie, weit entfernt, über den gegenwärtigen Standpunct der künstlerischen und litterarischen Bildung sich erheben zu können, vielmehr das Größte, Edelste und Beste, was diese Gegenwart aus ihrem fruchtbaren Schoße geboren, noch nicht sicher erfaßt, noch nicht zu ihrem vollen Eigenthum gemacht hatten. Wir sehen nun, — eben die Proben hatte Schiller herausgegriffen, die von dem ganzen Verfahren und Bestreben dieser jugendlich Vordringenden einen entschieden ungünstigen Begriff erwecken mußten.

Und wir sehen nun auch, wie diese gegen Friedrich Schlegel gerichtete Xenienreihe, deren Zusammenhang auf eine so unerklärliche Weise zerrissen schien, sich zu einem ununterbrochenen Ganzen schicklich aneinander fügt. Zur Einleitung dient ein allgemein gehaltener Spruch über den verschiedenartigen Betrieb

des litterarischen Handwerks (301)[28]). Dann wird Schlegel selbst in den Kreis vorgefordert, um seine Bemerkungen über Schiller, Herder und Goethe vorzutragen (302—4); da er indeß gegen Schiller am schwersten sich vergangen, so wird ihm dann zur gerechten Strafe noch aufgegeben, seine unreifen Einfälle über „Würde der Frauen" und „Pegasus im Joch" zu recapitulieren. Nachdem er so durch seine eigenen Aeußerungen sich hinlänglich charakterisirt hat, wird er mit zwei Distichen entlassen (307—8), in denen Schiller diesem Charakterbilde mit energischer Hand die letzten vollendenden Striche hinzufügt. In dem abschließenden Xenion:

„Etwas wünscht' ich zu sehn: ich wünschte einmal von den Freunden,
Die das Schwache so schnell finden, das Gute zu sehn!"

spricht er die Ahnung aus, die sich ihm später vollkommen bestätigte, daß nämlich diesem ganzen Kritikergeschlechte, das seinen Scharfsinn, seinen „entsetzlichen Witz"[29]) mit so viel Selbstgefälligkeit zur Geltung brachte, das mit anscheinender Leichtigkeit die gewagtesten Geistessprünge vollführte, doch die selbständig schaffende Geisteskraft abgehe. Je ausschließender Schiller sich der künstlerischen Production zuwandte, um so entschiedener fühlte er sich zur Mißachtung der vornehmthuenden Unfruchtbaren berechtigt, die, wie er meinte, hinter blendendem Geistesschimmer nur ihr dauerndes Unvermögen verbargen. Und ihm,

---

[28]) Das Xenion 300 („Seht wie artig der Frosch nicht hüpft"), als dessen Verfasser Goethe angenommen wird, kann sich zwar auf tausend und aber tausend Recensionen beziehen, wie sie zu allen Zeiten geschrieben worden sind und geschrieben werden, — auf jene nach landläufiger Manier zugestutzten Kritiken, in denen Lob und Tadel so ungeschickt zusammengestellt sind, daß sie einander aufreiben müssen. Der Platz, der dem Epigramm hier ertheilt ist, läßt indeß vermuthen, daß dieser allgemein giltige Spruch insbesondere eben auf Schlegels Beurtheilung des Musen-Almanachs zielen soll, die ja auch der hier gegebenen Charakteristik der herkömmlichen Recensentenweise in so vorzüglichem Grade entspricht. (Vgl. jetzt Erich Schmidts Anmerkung zu Xenion 421 im achten Bande der Schriften der Goethe-Gesellschaft.)

[29]) Schiller an Goethe 19. Juli 1799.

der den schweren Ernst und die erhebende Wonne des künstlerischen Schaffens so ganz kannte, ihm, der in jedem einzelnen Falle das Höchste, das ihm erreichbar schien, von sich forderte und es nur als Preis des unablässigen Ringens seiner gesamten Kräfte erlangte, ihm war es wohl verstattet, geringschätzig die vorschnellen Tadler abzuweisen, die wenigstens nicht aus eigener Erfahrung Einsicht in das Wesen und Wirken des Genius gewonnen hatten. Im Anklang an jenes Xenion ruft er später einmal im Drange der Arbeit aus: „Wüßten es nur die allzeit fertigen Urtheiler und die leichtfertigen Dilettanten, was es kostet, ein ordentliches Werk zu erzeugen!“[80])

Der Meister der neuesten Kritik hat nun von seiner Art und Kunst eine so gründliche Probe abgelegt, daß er für jetzt vom satirischen Schauplatze zurücktreten mag. Damit aber durch den Gegensatz sein Charakter noch deutlicher ausgeprägt erscheine, wird gleich nach ihm der Chor der Alten, der wehmüthig gestimmten Anhänger des Hergebrachten vorgerufen, um in den „Jeremiaden aus dem Reichsanzeiger“ (309—18)[81]) mit possirlichen Trauertönen den Verfall jeder löblichen poetischen Sitte, das rettungslose Dahinschwinden des einst so sanft glänzenden goldenen Zeitalters der Litteratur zu beklagen. Nachdem kaum Friedrich Schlegels kecke Sprüche verklungen sind, vernehmen wir ein Schmerzenslied, das wohl verdiente, von allen Insassen des Nicolai-Weißeschen Lagers empfindungsvoll nachgesungen zu werden. Durch diese Anordnung der einzelnen contrastirenden Gruppen suchten die Dichter gewissermaßen Ersatz zu bieten für

---

[80]) An Goethe 31. Mai 1799. — Diese Betrachtung war auch Goethen geläufig. Schon Jahre zuvor hatte dieser, während des zweiten Aufenthalts in Rom, aus der Fülle der gesammelten Anschauungen hieraus, ruhig, ohne polemischen Seitenblick, die Ueberzeugung geäußert, daß „doch im Grunde Niemand einen rechten Begriff von der Schwierigkeit der Kunst habe, als der Künstler selbst.“ (29, 161.)

[81]) Unter dem Gesamttitel „Jeremiade“ hat Schiller diese prächtigen, ohne Commentar allgemein verständlichen Epigramme verdientermaßen in den zweiten Band der Gedichte (S. 191—193) aufgenommen.

den unausgeführt gebliebenen Plan, den sie ursprünglich mit so lebhafter Neigung erfaßt hatten und den sie endlich nur gezwungen und ungern fahren ließen — für den Plan nämlich, die Xenien zu einem wohlgefügten und wohlgegliederten Ganzen kunstgemäß auszubilden.

Indem wir nun die vielseitige Kraft des satirischen Dichters bewundern, der die entgegengesetzten Sinnesarten und Bestrebungen der Zeitgenossen mit gleich treffender Schärfe zu zeichnen vermag, können wir uns doch eines leisen Bedenkens nicht erwehren, das seinen Ausdruck in der Frage findet: Ist hier dem jungen Friedrich Schlegel nicht zu viel geschehen? Und zwar zu viel im doppelten Sinne: — verdienen seine Aeußerungen eine so eingehende Beachtung? verdienen sie eine so verletzende Zurückweisung? Mehr als ein halb Dutzend Epigramme — ist das nicht ein zu reichlicher Lohn für die auf wenigen Seiten einer Zeitschrift verübte kritische Ungebühr? Und wäre noch die Zeitschrift ein seit langen Jahren fest begründetes, einflußreiches Institut, wäre noch der Kritiker ein Mann von weit verbreitetem Ansehen gewesen! Aber keins von beiden; die Zeitschrift, die sich nur ein Jahr hindurch mühselig erhielt, gehörte nicht zu den Journalen, aus denen zahlreiche Leserkreise ihre Meinungen zu schöpfen pflegten; und der Kritiker selbst, wenn er auch Anlage und Lust so wohl zum Revolutionär wie zum dictatorischen Gesetzgeber verrieth, hatte es bis dahin doch noch nicht zu weitreichendem Einflusse, zu richterlichem Ansehen gebracht. Weshalb also die geschärfte Rüge, dieser auszeichnende Tadel?

Schiller hatte seine zureichenden Gründe, diese dem jungen Kritiker bereitete Auszeichnung für wohlverdient und zweckmäßig zu halten. Schon vor längerer Zeit war Friedrich Schlegel für ihn der Gegenstand einer nicht unfreundlichen Aufmerksamkeit geworden. Der junge Mann war damals in einem schwierigen Proceß des Werdens begriffen; er schien noch den Weg zu suchen, auf dem eine gedeihliche und bequemere Ent-

faltung seiner Anlagen gelingen konnte. Er war reich an Ideen, die, wie sie durch die geistige Bewegung des Zeitalters angeregt waren, so auch fördernd auf diese zurückwirken und mit treibender Kraft sie beschleunigen sollten; er war reich an Plänen, die seine Thätigkeit anspornen und zugleich in einer bestimmten Richtung festhalten mußten. Aber dieser Ideenreichthum war noch nicht vollkommen bewältigt, diese Pläne schienen noch nicht gereift; und sie waren so umfassend und weitaussehend, daß es zweifelhaft erscheinen konnte, ob man gerade ihm ihre Vollführung zutrauen durfte. Vor allem aber ward es ihm schwer, den Gedankengehalt, den er in sich trug, übersichtlich darzulegen oder in gefällige Form zusammenzufassen; es ward ihm schwer, in der Mittheilung seiner Anschauungen bis zur völligen Klarheit vorzudringen. Indeß selbst diese Schwierigkeit deutete auf den Ernst seines Strebens. Das Formtalent, das seinem älteren Bruder schon von der Natur vergönnt war, sollte sich bei ihm als das mit eigenen Kräften gewonnene Ergebniß einer selbständigen Geistesbildung entwickeln[82]). Er nahm es schwer mit sich und mit seinen Aufgaben, er begnügte sich nicht mit dem Schein, er drang auf das Wesen; vor aller Flachheit schien sowohl sein Wille wie seine Neigung ihn für immer bewahren zu müssen.

Dies alles war dem Blicke Schillers nicht entgangen. Dem

---

[82]) Daß er sich als einen Denker von tieferer philosophischer Bildung dem formgewandten Bruder gegenüberstellte, deutet er ziemlich unbefangen an, indem er an Schiller (12. Decbr. 1795) schreibt: „Ich bin sehr begierig auf meines Bruders Briefe über die Poesie. Wenn er die metaphysischen Untersuchungen ganz zu vermeiden gewußt hat, so erwarte ich viel Gutes." — Die hier angedeutete Befürchtung war allerdings nicht ohne Grund. Diese zuerst in den Horen gedruckten Briefe wurden zwar noch in den „Charakteristiken und Kritiken" zugelassen; im Vorwort aber legte der Verfasser über das Einseitige und Mangelhafte der hier begonnenen Untersuchungen ein freimüthiges Bekenntniß ab. Warum er später diese Briefe aus der Sammlung seiner kritischen Schriften (1828) ausschloß, sagt August Wilhelm im Briefe an Tieck vom 3. Septbr. 1837.

philoſophiſchen Dichter, der Ernſt und Kraft des Willens immer höher ſchätzen lernte, mußte dieſe beharrliche in ihren Tiefen arbeitende Natur wohl einige Theilnahme abnöthigen. Er hatte Acht auf Schlegels ſchriftſtelleriſche Verſuche. Dieſe ſchreckten ihn allerdings zuweilen durch ihre innere und äußere Unfertigkeit dermaßen ab, daß er beſorgte, dem ſchwerfälligen Autor möchte doch das eigentliche Talent zum Schriftſteller verſagt ſein.[33]) Dennoch behielt eine hoffnungsvollere Meinung die Oberhand. Schiller glaubte, daß man berechtigt ſei, ſich von Friedrichs Leiſtungen Vortreffliches zu verſprechen, wenn es dieſem nur erſt gelungen ſein würde, den noch in ihm beſtehenden Kampf zwiſchen Form und Gehalt zu glücklichem Ende zu bringen und Leichtigkeit der Behandlung, Sicherheit und Klarheit der Darſtellung als Preis dieſes Kampfes ſich anzueignen. In dieſem Sinne ſprach Schiller ſich wiederholt aus;[34]) und auch ein Wohlwollender hätte ſich kaum anders ausſprechen können.[35]) Im Ganzen, darf man ſagen, betrachtete Schiller Fried-

[33]) Der im 5. Stück des Merkur von 1795 (S. 79—92) enthaltene Aufſatz „Ueber die Grenzen des Schönen" erweckte ihm dieſe Beſorgniß, die auch ein jetziger Leſer wohl noch begreiflich finden wird.

[34]) Und zwar nicht nur gegen den Bruder im Briefe vom 29. October 95, ſondern ſchon viel früher, im Anfange dieſes Jahres, gegen Körner. Dieſem ſchreibt er am 5. Januar: „Auch von ihm erwarte ich mit der Zeit, wenn ſeine Ideen, an denen er ſehr reich iſt, mehr Klarheit erhalten haben, und die Form über den Stoff erſt Meiſterin geworden iſt, viel Vortreffliches."

[35]) Nachdem Schiller den in der Berliniſchen Monatsſchrift (Juli und Auguſt 1795) veröffentlichten Aufſatz über die Diotima geleſen, den Wilhelm ihm als die reifſte unter den bis dahin bekannt gemachten Arbeiten Friedrichs bezeichnet hatte, gab er zu, daß hier eine merkliche Verbeſſerung anzuerkennen ſei, fürchtete aber dennoch, daß der Verfaſſer von „einer gewiſſen Schwerfälligkeit, Härte und ſelbſt Verworrenheit" ſich nie ganz befreien würde. (An Humboldt 17. Decbr. 95. Faſt dieſelben Ausdrücke kamen ſchon vor in dem Briefe an Körner vom 4. Juli. —) Daß Schiller dies fürchtete, darf uns wohl nicht befremden, wenn wir erwägen, daß ſelbſt Schleiermacher im Jahre 1800 (an Brinckmann 22. März) noch von Friedrichs „ſich immermehr verlierender innerer Unfertigkeit und ungeordneter Fülle von Gedanken und Anregungen" ſpricht.

richs Sein und Streben mit günstigen Voraussetzungen; und der wohlmeinende Körner unterließ es nicht, diese zu bekräftigen und durch ein zur rechten Zeit gesprochenes, bald entschuldigendes, bald erklärendes Wort seinen Schützling dem Freunde zu milder, schonender Beurtheilung zu empfehlen.

Friedrich seinerseits schien diese Empfehlungen durch sein Verhalten gegen Schiller durchaus rechtfertigen zu wollen. Unverhohlen, mit jugendlicher Wärme gab er kund, wie innig und dankbar er den Mann bewundere, „der um die Wiederherstellung der Kunst einen zweifachen Lorbeer verdient habe"; man konnte glauben, daß gerade er unter den Jüngeren am besten befähigt sei, Schillers Natur in ihrer Einheit und Einzigkeit zu erfassen und die in den Werken des Philosophen und Dichters sich vollziehende Verbindung zwischen streng speculativem Sinne und poetischem Darstellungsvermögen in ihrer tiefen und herrlichen Nothwendigkeit zu begreifen. Mit dem, was Schiller in den Untersuchungen über naive und sentimentalische Dichtung für die Philosophie der Kunst leistete, kam er auf Friedrichs eigenem Forschungsgebiete diesem fördernd entgegen; sieht man von den nächsten Geistesfreunden Schillers ab, so war unter der damaligen Generation nicht leicht Jemand so vorbereitet, wie eben Friedrich Schlegel, auf die dort niedergelegten und angeregten Betrachtungen einzugehen; ihre schöpferische Bedeutung, ihre folgenreiche Wichtigkeit für die Gestaltung einer auf geschichtlichem Fundament aufzubauenden Kunstphilosophie hat er gewiß, wenn auch nicht völlig erkannt, so doch deutlicher als andere geahnt; und gewiß war es ein Lob, aus vollem Herzen gesprochen, wenn

---

„Dies ist ein Zustand," fährt Schleiermacher fort, „durch den er nach seinem ganzen innern Wesen, der Art seiner Bildung, und der Größe seines Zieles und seiner Ansichten nothwendig hindurch mußte, und ich glaube nach vielen Anzeichen ihn nun am Ende desselben zu sehen." — Diese Worte wurden geschrieben, nachdem Schleiermacher das ihm sehr zusagende „Gespräch über die Poesie" gelesen hatte.

er bekannte, daß „die Philosophie der Kunst durch Schiller in wenigen Monaten um viele Jahre älter geworden sei.“[86])

Auch schien es sein Wunsch, persönlich freundschaftliche Beziehungen mit Schiller herbeizuführen. Schon im Herbst 1794 hatte er diesem durch Körners Vermittelung einen Aufsatz für die „Thalia“ angeboten; es war ihm nicht lieb, daß Schiller die Arbeit, die er allerdings in seine Zeitschrift aufzunehmen versprochen hatte, hernach an den Herausgeber der „Berlinischen Monatsschrift“ abtrat.[87]) Als die „Horen“ begründet wurden, konnte Friedrich zwar nicht mit dem rüstigen Eifer, den sein Bruder entwickelte, in die vorderste Reihe der Mitarbeiter eintreten; als Schiller ihn aber in diesen Kreis einlud, begrüßte Schlegel diese Aufforderung mit lebhafter und, wie man annehmen darf, unverstellter Dankbarkeit[88]); zugleich sprach er sich bei diesem Anlasse über das Mißfällige und Ungenügende seiner Arbeiten so unumwunden aus, daß selbst der unfreundlichste Kritiker diesen Tadel kaum hätte überbieten können. Vielleicht mochte es scheinen, daß dieser junge Autor die edle Pflicht der Selbsterkenntniß etwas gar zu streng ausübe; aber noch hatte Friedrich keinen Grund zu dem Argwohn gegeben, daß hinter dieser mit so absichtsvoller Stärke ausgedrückten Bescheidenheit ein noch stärkeres Selbstgefühl sich verberge. Mit Offenheit und Vertrauen äußerte er sich gegen Schiller über seine Pläne, die ihm aus dem Studium der antiken Poesie aufgegangen waren; er verbreitete sich über die Schwierigkeiten und Hinder-

[86]) Vgl. Friedrichs Briefe an Schiller vom 12. Decbr. 95 und 2. Mai 96.

[87]) Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 2, 207. 211. 216. 217. 227. In den beiden letzten Heften der Berlin. Monatsschrift vom Jahre 1794 erschienen die Aufsätze „Von den Schulen der griechischen Poesie“ und „Vom ästhetischen Werth der griechischen Komödie“. — Außer Körner bezeigte damals auch Wilhelm von Humboldt für Friedrichs Autorschaft ein thätiges Interesse. Siehe in demselben Bande des eben genannten Briefwechsels S. 180. 183. 185.

[88]) Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 268. 272. Im Briefe an Humboldt vom 17. December 95 wiederholt Schiller den Wunsch, Friedrich möchte etwas Brauchbares für die Horen liefern.

niſſe der langſam vorſchreitenden Ausführung und wünſchte, daß Schiller dem Ausgeführten eine kritiſche Prüfung gönnen möchte. Endlich überwand er auch ſeine Zaghaftigkeit ſo weit, daß er die Ehre der Mitarbeiterſchaft an den „Horen“ durch einen Aufſatz zu erſtreben wagte, der unglücklicher Weiſe Schillers Meinung von ſeinen Fähigkeiten nicht höher ſtimmen konnte[89]).

Solchergeſtalt hatten ſich die perſönlichen Beziehungen zwiſchen Schiller und Schlegel entwickelt, als jene Recenſion des Muſen-Almanachs in die Welt geſandt ward.

Der jugendliche Autor ſchien hier plötzlich ſein Weſen umgewandelt zu haben; oder vielmehr, er hatte ſich der unbequemen Hülle der Beſcheidenheit entledigt und zeigte, ſei es mit Abſicht oder halb unbewußt, ſeine angeborene und ſchon bis zu einem anerkennenswerthen Grade ausgebildete Geiſtesart. Aus dieſer Beurtheilung, mochte ſie ſich zu Lob oder Tadel wenden, blickte ohne Scheu eine unbehagliche Anmaßung hervor; verſteckter und offener Spott war hier, nicht kärglich, ausgeſäet; der Kritiker erſchien durchaus von dem Hange beherrſcht, ſeltſam aufgeſtutzte Gedanken in möglichſt auffallender Form vorzubringen.

War das der ungewandte, verzagte Schriftſteller, der, wie

---

[89]) Es war dies der Aufſatz über Caeſar und Alexander. Schiller verweigerte die Aufnahme dieſer „welthiſtoriſchen Vergleichung“, obſchon ſie in den Horen, wo Archenholz und Woltmann als Hiſtoriker prangten, immerhin ein Unterkommen hätte finden dürfen. Schlegel würdigte ſie ſpäter eines Platzes im vierten Bande ſeiner Werke. Ob er dieſer Jugendarbeit vorher einige Verbeſſerungen angedeihen laſſen, vermögen wir natürlich nicht zu beſtimmen; aber auch ſo wie ſie jetzt daſteht, rechtfertigt ſie Schillers Verwerfungsurtheil. Schlegel ſelbſt ſpricht in der ſpäter beigegebenen Anmerkung von „der jugendlichen Schwerfälligkeit der Behandlung und des Ausdrucks.“ Aber damit iſt der Tadel bei weitem nicht erſchöpft. Unter allen damaligen Arbeiten Schlegels iſt dieſe die geringfügigſte. An geſchichtlichem Gehalt iſt ſie gänzlich leer, und von überraſchender Dürftigkeit iſt das hier vorgetragene Raiſonnement, in dem Schlegel nachträglich Anſätze zu ſeiner hiſtoriſch-philoſophiſchen Betrachtungsweiſe entdecken wollte. Vgl. die Anmerkungen auf S. 263 und 91 des vierten Bandes mit der Vorrede S. V.

Körner rühmte, für jede Bekehrung sich zugänglich und dankbar bewies, der, mit allem Nachdrucke einer wirklichen Ueberzeugung, seine wohlerkannten Mängel eingestanden und beklagt hatte? War das der warme Verehrer Schillers, der für das Haupt des Dichters und Denkers einen zwiefachen Lorbeer bereit hielt?

Man mag nun ermessen und sich deutlich genug vorstellen, welchen Eindruck Schiller von dieser unerwarteten kritischen Kundgebung empfangen mußte! Eben weil er von Schlegels geistigem Vermögen nicht gering gedacht hatte, mußte dieser Eindruck doppelt widerwärtig sein. Eben deshalb aber konnte ihn auch Schlegels Spott und Tadel nicht ganz und gar gleichgültig lassen.

Und dieser Tadel richtete sich zum Theil gegen die Erzeugnisse, die seinem Geiste, seinem künstlerischen Empfinden damals noch so lieb und nahe waren, gegen die Gedichte, in denen, wie er es zu bezeichnen pflegte, „er noch am Ufer der Philosophie hingesteuert war." Wir wissen und erkennen jetzt, wie Schiller in diesen Gedichten, mit denen er seinen Wiedereinzug in das Reich der Poesie feierte, die Herrschermacht und bildende Kraft der Phantasie auf einem ihr scheinbar fernliegenden Gebiete, auf dem Gebiete des Gedankens, energisch bewährt hat; wir wissen, wie viele von den Ideen, welche ihm die theuersten waren, hier nicht etwa bloß mit dichterischem Gewand bekleidet, sondern in die Freiheit und helle Weite der künstlerischen Anschauung herübergeführt, und, ohne von ihrem selbständigen Gehalt etwas einzubüßen, der Poesie innigst anvermählt wurden, so daß sie in dieser überraschenden Verbindung eine neue Kraft erhielten und zugleich jedem Gemüthe faßlich und vertraut nahe rückten; wir wissen ferner, mit welcher „verstandenen Bewunderung"[40]) jeder der nächsten Freunde Schillers diese Dichtungen aufnahm, in denen der Poet die Doppelnatur seines Geistes nur offenbarte, um deren untrennbaren inneren Zusammenhang zu be-

[40]) Humboldt an Schiller S. 149.

zeugen. Und nun, nachdem Goethe, Humboldt, Körner ihr Urtheil gesprochen, trat Friedrich Schlegel an ihn heran, um mit jugendlicher Kunstweisheit ihm gelehrt und lehrhaft darzuthun, daß in dem Gedichte „Der Tanz" ein Ton gewählt worden, der die Weitschweifigkeit des Ovid mit der Schwerfälligkeit des Properz vereinige.[41]) — Der zuversichtliche Kritiker theilte ihm ferner mit, daß er von den „Stanzen an den Leser" — gemeint ist das Gedicht: Die Muse schweigt, mit jungfräulichen Wangen u. s. w. — zwar die erste Strophe wunderschön, die beiden folgenden aber unschicklich finde und in ihnen nichts als eine leere Verbeugung erblicke. Den „Idealen" spendete er zwar Lob und Bewunderung im Ueberfluß; aber das Lob ward doch bis zu einer bedenklichen Höhe gesteigert, wenn er sich schließlich dahin vernehmen ließ, daß er, um einige kleine Flecken aus diesem Gedichte getilgt zu sehen, gerne die „Würde der Frauen" hingäbe.[42])

---

[41]) „Ueberhaupt scheint die Elegie," setzt er dann hinzu, „welche ein sanftes Ueberströmen der Empfindungen fordert, Schillers raschem Feuer und gedrängter Kraft nicht angemessen. Seine kühne Männlichkeit wird durch den Ueberfluß, wozu selbst der Rhythmus lockt, wie verzerrt." — Es ist schon ein absurdes Mißverständniß, daß der Kritiker, doch nur aus Rücksicht auf das Metrum, ein Gedicht, wie den Tanz, unter den gewöhnlichen engen Begriff der Elegie bringen will.

[42]) Die Worte lauten: „Um die Knoten der Liebe und die Säule der Natur aus den Idealen zu tilgen, gäbe ich gern die Würde der Frauen." — In der ursprünglichen Fassung jenes Gedichts schloß die vierte (jetzt die dritte) Strophe mit den Versen:

„So schlangen meiner Liebe Knoten
Sich um die Säule der Natur,
Bis durch das starre Herz der Todten
Der Strahl des Lebens zuckend fuhr."

Durch die später vorgenommene Aenderung (So schlang ich mich mit Liebesarmen u. s. w.) ward das Mißfällige in Wort und Bild beseitigt. — Die feindselige Gesinnung gegen die Würde der Frauen theilte Friedrich Schlegel mit Tieck, der sie in einer wenig beachteten und auch wenig beachtenswerthen Recension des Musen-Almanachs kundgab. Diese Beurtheilung ward, als ein Product Bernhardis, im Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks abgedruckt und ist jetzt auch in Tiecks Kritischen Schriften 1,87 fgg. zu lesen.

Zwischen diese gehaltleeren Einfälle waren dann einige feine, richtige Bemerkungen hineingestellt.[43]) Aber dadurch ward das Vergehen des Kunstrichters nur noch erschwert. Denn wenn dieser in einzelnen Aeußerungen ein so feines Verständniß verrieth, und dennoch in den meisten Fällen den Dichter und dessen Zwecke so gröblich verkannte, so durfte man leicht zu der mißtrauischen Vermuthung geführt werden, daß dies Verkennen weniger aus Mangel an Gefühl und Einsicht als aus einem absichtlichen Nichtverstehen entsprungen sei. —

Mochte nun Schiller sich diesem Mißtrauen hingeben oder mochte er die Fehlgriffe des Kritikers aus der mangelhaften Entwickelung eines sich überhebenden Geistes ableiten, in jedem Falle — das wird uns jetzt einleuchtend geworden sein — mußte er sich bewogen fühlen, den vermessenen Aufkömmling in seine Schranken zurückzuweisen; in jedem Falle mußte er es der Mühe werth erachten, es diesem vorwitzigen Adepten der kritischen Kunst durch eindringlichen Spott zum Bewußtsein zu bringen, wie wenig er noch von den inneren Geheimnissen dieser Kunst erlauscht habe. Friedrich hatte muthwillig diese satirische Rüge herausgefordert. Selbst der freundlich gesinnte Körner vermochte gegen die Züchtigung nichts einzuwenden; und der eigene Bruder mußte bekennen, daß sie wohl angebracht und wohl verdient gewesen[44]).

---

[43]) So hebt er z. B. in Uebereinstimmung mit Schillers Freunden das Epigramm „Columbus" besonders hervor; den Schluß der „Ideale," der selbst Körnern keine volle Befriedigung gewährte, der aber, wie Schiller sagte (an Humboldt S. 186), „schlechterdings nicht anders sein durfte", findet Schlegel durchaus tadellos; wenn er in der „Macht des Gesangs" die dritte Strophe tadelt und von einem „nicht reif gewordenen Gleichnisse" spricht, so kann er hier Körners Meinung für sich anführen, die er auch vielleicht im Gespräch vernommen haben mag; vgl. Körner an Schiller 3, 283. — Was Jean Paul an den „Idealen" auszusetzen fand, erfährt man aus der dritten Abtheilung der Vorschule der Aesthetik, Werke (1861) 19, 65.

[44]) Körner schreibt (3, 262): „Daß du auch Friedrich Schlegel gezüchtigt hast, kann ihm nicht schaden;" — doch bittet er zugleich den

Vielleicht stimmte Friedrich selbst im Geheimen diesem Bekenntniß bei; vielleicht gab er zu, daß er die Pfeile des Spotts, die aus dieser ersten gegen ihn gerichteten Xenienreihe so dicht ausflogen, selbst auf sich herabgezogen habe. Aber wollte er auch, was freilich seiner Natur widersprochen hätte, diesen gerechten Lohn ohne Murren hinnehmen, so mußte er um so entschiedener darauf beharren, daß er die Angriffe, die sich im weitern Verfolg der Xenien gegen ihn erneuerten, keineswegs verschuldet habe.

Zwar darüber durfte er dem Xeniendichter nicht zürnen, daß dieser auch bei dem Besuche der classischen Unterwelt seiner nicht vergessen hatte. Friedrich konnte es wohl als eine schmeichelhafte Aufmerksamkeit gelten lassen, daß er und der Bruder hier als Nepoten Lessings zu Ehren kamen[45]); und wenn dann be-

Freund, den jungen Unbescheidenen nicht ganz aufzugeben. — August Wilhelm sagt in der Antwort auf Schillers Absagebrief vom 31. Mai 1797: „Wenn meine dringendsten Vorstellungen etwas gefruchtet hätten, so hätte er seinen Brief über den Almanach von 96. gar nicht drucken lassen. Daß diese Manier zu urtheilen, mit einigen spottenden Einfällen erwidert ward, fand ich sehr natürlich und billig, und hätte von Herzen gewünscht, daß er es dabei hätte bewenden lassen. Er kannte den Grad meiner Anhänglichkeit an Sie, und es war also mit jener Zeit eine ausgemachte Sache unter uns, daß er sich nie gegen mich über irgend etwas äußerte, was Sie auf das entfernteste betraf."

[45]) Ich nehme es für ausgemacht, daß in dem Xenion 341: „Du verkündige mir von meinen jungen Nepoten" u. s. w. Achilles-Lessing und nicht etwa Johann Elias Schlegel der Fragende ist. — Zur Erläuterung der Xenien, welche die Nekyia im eilften Buche der Odyssee parodiren, pflegt man die homerischen Verse in der späteren Vossischen Uebersetzung anzuführen. Um aber den parodischen Witz dieser Xenien herauszuheben, muß man die Verse aus der ältesten Vossischen Uebersetzung der Odyssee von 1781 herbeiziehen [wie denn auch im 8. Bande der „Schriften der Goethe-Gesellschaft" durchweg geschehen ist]. Diese hatte Schiller vor Augen; an den Wortlaut dieser Uebersetzung schloß er sich, wie es ja auch das Wesen der Parodie erfordert, so eng wie möglich an. Wenn z. B. im Xenion 343 Achilles sich nach dem alten Peleus-Gleim erkundigt:

„Melde mir auch, ob du Kunde vom alten Peleus vernahmest,
Ob er noch weit geehrt in den Kalendern sich liest? —"

so citiren die Erklärer dazu die steifen gravitätischen Verse der späteren Vossischen Uebersetzung:

richtet ward, daß diese Nacheiferer des großen Kunstrichters bei ihren kritischen Kampf- und Wagestücken ihr Geschoß zuweilen ziellos ins Blaue entsendeten, so durfte er auch daran kein ernstliches Aergerniß nehmen. Scharf und verletzend mußten ihn aber die Xenien treffen, in denen einzelne Sätze aus seinem Werke über „Die Griechen und Römer" mit satirischer Lust unbarmherzig parodirt wurden. Sie bilden eine reiche Gruppe (von Nr. 320—331); der kühne Witz des Dichters feiert hier die schönsten Triumphe. Das angeblich Uebertriebene oder Abgeschmackte der Schlegelschen Behauptungen wird mit sinnlicher Anschaulichkeit dem Leser vors Auge geführt; ich erinnere beispielsweise nur an den mit erleichterter Brust aus der Tragödie hinweghüpfenden Griechen (326); — der prägnante bildliche Ausdruck, der in dieser Xenienreihe vorherrscht, reizt und befriedigt die Aufmerksamkeit in ungewöhnlichem Grade; der Poet hat die Stacheln seiner Verse so fein und scharf zugespitzt, als ob er recht geflissentlich dafür Sorge tragen wollte, daß sie sich der Erinnerung der Hörer so tief und fest wie möglich einsenkten; und so konnte es denn auch nicht ausbleiben, daß der Spruch über die mit so kurzem Gedärm versehenen geschwindschreibenden Sonntagskinder alsbald zu dem Ansehen einer sprüchwörtlichen Wahrheit gelangte.

Aber ich will hier nicht Schiller als den Meister der epi-

„Sage mir auch, was von Peleus, dem Tadellosen, du hörtest:
Ob er annoch ehrvoll bei den Myrmidonen gebietet?"

Diese Erklärer mußten also annehmen, daß Schiller ganz zwecklos, oder vielmehr seinem Zwecke geradezu entgegen, die Verse zum Behufe seiner Parodie erst selbst übersetzt habe. Aber nein, er giebt ganz genau die alten Vossischen Verse wieder:

„Melde mir auch, wo du Kunde vom großen Peleus vernahmest,
Ob er noch weitgeehrt die Myrmidonen beherrsche."

Schiller ließ die späteren Vossischen Arbeiten nicht gelten; nur die alte „Odüssee" hielt er stets lieb und werth (an Körner 4, 79); an dies herrliche und liebliche Meisterstück deutscher Sprache und Kunst knüpften sich für ihn, wie wir aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte wissen, die schönsten Erinnerungen aus dem Sommer 1788 (vgl. an Körner 1, 335).

grammatiſchen Kunſt preiſen, obſchon ich glaube, daß er als ſolcher noch nicht den verdienten Kranz empfangen hat. Hier ſei nur die Frage in Betracht gezogen, ob damals dem kaum veröffentlichten Buche Friedrich Schlegels ein ſolcher vervielfältigter ſatiriſcher Bewillkommnungsgruß gebührte.

Zuverſichtlich darf man antworten: nein! Grade bei Schiller und deſſen großem Freunde verdiente das Buch eine wohlwollende Aufnahme zu finden. Keineswegs hätten die beiden Dichter, welche die Bildungsverhältniſſe ihres Zeitalters bis tief auf den Grund durchſchauten, den jungen Verfaſſer auf ſeiner Bahn überall mit durchgehender Billigung begleiten können; aber ſie durften nicht läugnen, daß die von ihm betretene Bahn ſich in der Richtung hinzog, auf die ſie ſelbſt hingedeutet und hingeleitet hatten. Mit einem Worte: die Tendenz des in dieſem Buche begonnenen Unternehmens mußten ſie rühmend anerkennen, wenn auch die Ausführung oft genug die Probe nicht beſtehen konnte.

Hat alſo Schiller hier, im Bewußtſein der Uebermacht, ein noch nicht zur vollen Entwickelung ſeiner Kräfte gediehenes, aber einem richtig erkannten Ziele mit ernſtem Willen zuſtrebendes Talent mit den Streichen der Satire niederhalten und zurückſchlagen wollen? Auch hier müſſen wir mit gleicher Zuverſicht ein Nein ausſprechen.

Man rückt ſchon das ganze Verhältniß aus dem richtigen Geſichtspunct, wenn man Schlegels Buch, wie es kurz nach dem Erſcheinen der Xenien als ein zuſammenhängendes Werk in die Litteratur eintrat, mit den Schillerſchen Epigrammen unmittelbar in Verbindung bringt. Dieſe Epigramme gelten allerdings dem Buche; unmittelbar hervorgerufen wurden ſie aber nicht durch das Buch, ſondern durch einen vorläufigen Auszug aus den erſten zehn Bogen dieſes Buches, der, zum ſchweren Schaden des Verfaſſers, in dem ſechsten Hefte der Zeitſchrift „Deutſchland“ erſchien,[46]) — in dem ſelben Hefte, das auch die unſelige Recenſion des Muſen-Almanachs ans Licht gebracht hatte.

[46]) Der Auszug, der ſich bis auf S. 152 des Buches erſtreckt, wird

Daß wir aus diesem Auszuge und nicht aus dem Buche selbst die Erklärung der Schillerschen Epigramme zu entnehmen haben, das hat schon Boas mit unbefangenem Blicke eingesehen und richtig nachgewiesen. Der gegen diesen Nachweis leichtfertig erhobene Widerspruch konnte nur von denen ausgehen, die weder das Schlegelsche Buch in seiner ersten Gestalt, noch die Reichardtsche Zeitschrift je gesehen hatten.

Und daß wir diese Beziehung der Schillerschen Epigramme zu jenem vorläufigen Auszuge entdeckt haben, — was gewinnen wir hierdurch? Wir lernen hierdurch begreifen, wie Schiller zu seinen Epigrammen angereizt ward, wir lernen einsehen, daß — wenn mir der paradoxe Ausdruck gestattet ist — Schlegel ein Unrecht erlitt, ohne daß Schiller ihm ein Unrecht that; beide, der angreifende Satiriker wie der angegriffene Autor, beide sind gerechtfertigt. —

Schlegels Buch war die Frucht des ernsten Strebens seiner Jugendjahre. Er selbst bezeichnete es in späterem Alter als „den Anfang und die Grundlage aller seiner Arbeiten und Studien über das classische Alterthum.“[47]) Er hatte es nicht voreilig unternommen. Ganz dem Alterthum zugewandt, innerlich beglückt in der Nähe der classischen Welt, emporgehoben durch den Verkehr mit den Geistern, die jene Welt beherrschten, hatte er schon früh den Gedanken einer Arbeit gefaßt, die gar wohl die Mühen eines ganzen Lebens lohnen konnte. Er wollte für die Geschichte der alten Litteratur ein Winckelmann werden. Was Herder schon vor Jahrzehnten verlangt und erhofft hatte,[48])

in der Zeitschrift S. 393 mit folgenden Worten eingeleitet: „Wir haben von dieser wichtigen Schrift, die zur Michaelismesse erscheinen wird, zehn Bogen vor uns liegen, und eilen unsern Lesern einen kleinen Vorschmack davon zu geben, indem wir die Hauptsätze ausheben und sie mit vielen der schönsten Stellen vorlegen.“ — Zum Schlusse heißt es dann (S. 415): „Und hiermit sey's genug. Jeder Freund der Kunst und Literatur wird gewiß der Erscheinung dieses wichtigen Werkes mit Sehnsucht entgegensehen.“

[47]) In der Vorrede zum fünften Bande der Werke.

[48]) Schon 1767, in der zweiten Sammlung der Fragmente über die

das sollte durch ihn zur Erfüllung kommen. Was er unternahm, war durch die Zeit gefordert. Auf ein Werk, wie er es im Sinne trug, wiesen die edelsten Bestrebungen hin, die seit Winckelmann und Herder in unserer Litteratur rege geworden. Er durfte hoffen, durch ein solches Werk unmittelbar fortzuleiten, was jene Geister begonnen hatten.

Den Grundgedanken dieses Werkes, das freilich bei dem damaligen Stande der philologischen Studien und, bekennen wir es nur, bei der Beschaffenheit des Schlegelschen gelehrten Wissens im Einzelnen nur ungenügend hätte ausfallen können — den Grundgedanken faßte er unstreitig in seiner ganzen Weite und Tiefe. Sein Blick war auf das Alterthum gerichtet, aber um sich von dort heller und schärfer auf die Gegenwart zurückzuwenden. Wenn eine geschichtliche Darstellung vom Werden, Sein und Vergehen der antiken Dichtkunst der Entwickelung der neuen Litteratur förderlich werden sollte, so mußte vor allem das Verhältniß der modernen zur antiken Kunstbildung untersucht und festgestellt werden.

Diese Aufgabe hatte Schlegel in seinem Erstlingswerke über „Die Griechen und Römer" kühn ins Auge gefaßt. Die große Erscheinung der antiken Poesie sollte in ihrer Gesetzmäßigkeit, in der harmonischen Verbindung ihrer Theile, als ein

---

neuere deutsche Litteratur (S. 273) hatte Herder die denkwürdige Frage gethan: „Wo ist aber noch ein deutscher Winckelmann, der uns den Tempel der griechischen Weisheit und Dichtkunst so eröffne, als er den Künstlern das Geheimniß der Griechen von ferne gezeigt?" — Und er fährt fort: „Diese Geschichte der griechischen Dichtkunst und Weisheit, zwei Schwestern, die nie bei ihnen getrennt gewesen, soll den Ursprung, das Wachsthum, die Veränderungen und den Fall derselben nebst dem verschiedenen Stil der Gegenden, Zeiten und Dichter lehren, und dieses aus den übrig gebliebenen Werken des Alterthums durch Proben und Zeugnisse beweisen. Sie sei keine bloße Erzählung der Zeitfolge, und der Veränderungen in derselben, sondern das Wort Geschichte behalte seine weitere griechische Bedeutung, um einen Versuch eines Lehrgebäudes liefern zu wollen." — Herder braucht hier fast dieselben Worte, mit denen Winckelmann die Vorrede zur Geschichte der Kunst eröffnet.

Ganzes, zur Darstellung kommen. Es sollte deutlich werden, daß die alte Dichtung in ihrer durch innere Nothwendigkeit bestimmten geschichtlichen Entwickelung selbst als ein herrlich zusammenstimmendes Kunstwerk dastehe, in dem das eine Gesetz der Schönheit waltet. — Wie kann es anders sein, als daß diese Darstellung überall vom Hauche der lebendigsten Begeisterung emporgetragen wird! Aber diese Begeisterung ist nicht künstlich erweckt, sie ist nicht leer und gegenstandslos. Daß sie von Einsicht und Kenntniß, von wahrem Gefühl für das Große begleitet ist, zeigt Schlegel, sobald er aus dem Gesamtbilde der alten Litteratur die einzelnen Dichtergestalten hervorhebt, um gleichsam das Auge des modernen Lesers an sie zu gewöhnen. Manches würdig ausgesprochene, aus tieferem Einblicke in das Wesen der antiken Kunst hervorgegangene Urtheil mußte damals überaus anregend wirken; auch noch in unseren Tagen kann man sich erquicken an den frischen und treffenden Worten, die uns hier oft genug begegnen[49]). Und wenn der Verfasser den Ton der Begeisterung auch noch so hoch stimmt, so sagt er doch im Grunde nicht mehr, als z. B. Goethe sagt, wenn er in der Einleitung zu den Propyläen die Griechen als ein Volk preist, „dem eine Vollkommenheit, die wir wünschen und nie erreichen, natürlich war, bei dem in einer Folge von Zeit und Leben sich eine Bildung in schöner und stätiger Reihe entwickelt, die bei uns nur als Stückwerk vorübergehend erscheint.“ —

Dieser harmonischen Erscheinung der antiken Poesie wird nun die abschreckende und, wie man fürchten könnte, unheilbare Verworrenheit, das gestaltlose Chaos der neueren Litteraturen entgegengehalten. Schlegel müht sich ab mit Schilderung der drückenden Nachtheile, die auf dem Geistesleben der neuen Zeit lasteten, der Hindernisse, unter denen die neue Menschheit sich vergebens hervorzuarbeiten ringt, und die in allen Litteraturen ein freies und edles Aufstreben zur Schönheit hemmen. Auch

[49]) Ich verweise vornehmlich auf die mehrfachen Aeußerungen über Sophokles und auf die Bemerkung über Virgil S. 221.

hier fehlt es nicht an einem richtigen Hauptgedanken. Aber die Beobachtungen, die dieſer vielfach überladenen Schilderung zum Grunde liegen, ſind einſeitig, willkürlich und mangelhaft. Mit ſchwerem Nachdrucke werden hier Meinungen vorgetragen, die Schlegel ſelbſt ſpäter bei gereifter Erfahrung auf das entſchiedenſte verwarf[50]). Aber ungeachtet ſolcher zahlreichen und leicht

[50]) Man vergleiche die auf S. 35—37 mitgetheilten Bemerkungen über die Künſtlichkeit des Reims, „der in der ſchönen Kunſt immer eine fremdartige Störung bleibt", mit der geradezu entgegengeſetzten Anſicht, die in der Recenſion der Goetheſchen Werke geltend gemacht wird. — Es verſteht ſich daß ich hier überall nur auf die erſte Ausgabe der Abhandlung „Ueber das Studium der griechiſchen Poeſie", nicht auf den ſpäteren Abdruck derſelben im fünften Bande der Werke Rückſicht nehme. Wer Schlegels Jugendarbeiten nur aus den „ſämmtlichen Werken" kennt, geräth auf jeder Seite in Gefahr, dem jungen Schlegel Anſichten und Ausdrücke unterzuſchieben, die der längſt katholiſch gewordene Schlegel wohlbedächtig und ängſtlich ſeinen früheren Schriften eingefügt hat, um ſeine ehemaligen Meinungen den Geſinnungen, zu denen er ſich ſpäter bekannte, wenigſtens ſcheinbar anzunähern. So hat man aus Unkenntniß dieſes Verhältniſſes, zur Erläuterung des Xenion Nr. 328:

„Endlich iſt es heraus, warum uns Hamlet ſo anzieht,
Weil er, merket das wohl, ganz zur Verzweiflung uns bringt."

auf eine im fünften Bande der Werke enthaltene Note hingedeutet, in der Schlegel ſich folgendermaßen vernehmen läßt (S. 64): „Dieſer vollkommene Zuſammenhang (im Hamlet) wurde auch durch das Urtheil eines großen Dichters anerkannt. Aeußerſt treffend iſt alles, was in Goethes Meiſter darüber und über den Charakter der Ophelia, ſowie über alles Einzelne im Hamlet geſagt wird. Nur die Idee des Ganzen, ſo wie dieſer Gattung überhaupt, iſt nicht berührt; nämlich die Idee von dieſer eigenthümlichen tragiſchen Weltauffaſſung, welche auf dem alle Tiefen der Seele durchſchneidenden ſkeptiſchen Gefühl über die ewig unauflösliche Diſſonanz des in ſeinen innerſten Fugen zerrütteten Menſchenlebens beruht." — Man hat ſich durch dieſe Note zu der unglücklichen Vermuthung beſtimmen laſſen, Goethe könne wohl, um ſich an Schlegel zu rächen, jenes Xenion verfaßt haben. In der erſten Ausgabe jedoch lautet dieſe Note ganz unſchuldig: „Es war mir eine Ueberraſchung, dieſen vollkommenen Zuſammenhang durch das Urtheil eines großen Dichters anerkannt zu ſehen. Aeußerſt treffend ſcheint mir alles, was Wilhelm in Goethes Meiſter darüber und über den Charakter der Ophelia ſagt, wahrhaft göttlich ſeine Erklärung, wie Hamlet *wurde*. Nur vergeſſe man auch nicht, was er *war*." (S. 56.) Dieſe Note fehlt in dem Auszuge. Hätte der Xeniendichter ſie aber auch in dem Buche

erkennbaren Fehlgriffe verläugnet Schlegel nicht den Sinn für die scharf ausgeprägten Eigenthümlichkeiten, die in der Kunst- und Dichtungswelt der neueren Zeit hervortreten. Man würde ihm hartes Unrecht thun, wenn man ihm die Schuld aufbürdete, daß er, in einseitiger Befangenheit dem Alterthum hingegeben, vor den großen Offenbarungen des Menschengeistes in der neueren Poesie sein Gemüth verschließe, daß er von den manigfaltigen Wundern der modernen Dichtung sein Auge abwende. Um eine solche Anklage auf das gründlichste zu widerlegen, brauchte er nur auf alles das hinzuweisen, was er mit einer, so vielen Zeitgenossen damals noch unfaßlichen und unerschwinglichen, Begeisterung über Dante, Shakespeare, Goethe und vornehmlich auch über Schiller[51]) selbst geäußert hatte. Eine einseitige Verherrlichung der alten Poesie auf Kosten der neueren lag keineswegs in seiner Absicht. Er wollte darthun, wie weit unsere Litteratur seit ihrer, mit Klopstocks Auftreten erfolgten, Wiedergeburt sich selbständig, aus innerem Triebe, den Alten genähert habe; er wollte den Punct bezeichnen, wo die neuere Litteratur, zu ihrem Heile, sich am innigsten mit der antiken berühren müsse; er wollte den Zweck angeben, den die Zeitgenossen beim Studium der classischen Poesie zu verfolgen hätten.

Schon ehe das Werk den Lesern übergeben war, hatte

---

selbst gelesen, so hätte sie ihn in dieser Fassung unmöglich zu einer rächenden Satire anstacheln können. Man sieht hier zugleich ein Beispiel von der Art und Weise, wie Schlegel bei der Rectification seiner ehemaligen Arbeiten zu Werke ging.

[51]) Es ist nur Gerechtigkeit gegen Schlegel, wenn man die damals zum Preise Schillers geschriebenen Worte heute dem Leser wiederführt (S. 248): „Ihm gab die Natur die Stärke der Empfindung, Hoheit der Gesinnung, die Pracht der Phantasie, die Würde der Sprache, die Gewalt des Rhythmus, — die Brust und Stimme, welche der Dichter haben soll, der eine sittliche Masse in sein Gemüth fassen, den Zustand eines Volkes darstellen, und die Menschheit aussprechen will.“ — Man bedenke, daß diese Worte um die Mitte der neunziger Jahre geschrieben sind! — Das gleich darauf folgende Urtheil über Wieland ist sogar lobend bis zur Ungebühr.

Schlegel Schillers Aufmerksamkeit dafür zu gewinnen gesucht. Da sich das Erscheinen des Buches verzögerte, ließ er die ersten Bogen an Schiller gelangen[52]), der, wie Schlegel selbst zu verstehen giebt, es mit Interesse aufnahm. Ueber den Werth seiner Arbeit äußerte sich der Autor mit einem wahren Ueberfluß von Bescheidenheit, oder vielmehr, er kehrte sein hochmüthiges Selbstbewußtsein gegen seine eigene Arbeit hervor, indem er das Bekenntniß abgab, daß dieser „unreife Versuch" ihn mit „Ekel und Unwillen" erfülle. Er sprach die begründete Furcht aus, daß für die meisten Leser „das Ganze, und noch weit mehr die erste Hälfte den Schein einer Partheyschrift" haben würde, „da es doch ein Richterspruch sein sollte." Er wies dann auf die Einleitung und auf das Ende hin, wo einiges, wie er sagte, gutgemacht sei. Aber mochte er auch noch so triftige Gründe haben, seinem Buche viel Böses nachzureden, seine Selbstverurtheilung darf uns nicht abhalten, zu bekennen, daß hier, zum ersten Male seit Herders großen Jugendarbeiten, wieder ein kräftiger Anstoß zu fruchtbarer Behandlung der Litteraturgeschichte gegeben war.

Und gewiß hätte Schiller auch diese Anerkennung nicht zurückgehalten, gewiß hätte er in Schlegels historischen Betrachtungen eine Verwandtschaft mit seinen eigenen ästhetischen Untersuchungen zugegeben, wenn das Buch ihm gleich als ein Ganzes entgegengekommen wäre. Wenigstens hätte er das Buch mit dem entschiedensten Vorurtheile ansehen, es mit mißgünstig spähenden Blicken durchmustern müssen, um die anscheinenden Widersprüche herauszufinden, die er in den Xenien mit so köstlichem Witze bloßgestellt hat.

Nun aber bekam Schiller in unglücklicher Stunde — er hatte eben die Recension des Musen-Almanachs gelesen — den Auszug zu Gesichte. Die einzelnen Schlegelschen Kraftsprüche, alle der ersten schwächeren Hälfte des Buches entnommen, standen

---

[52]) Schiller hatte also diese ersten Bogen vor Augen; daß er aber für die Xenien nur den Auszug benutzt hat, geht aus den Xenien selbst unwidersprechlich hervor.

hier, unvorbereitet und innerlich unverbunden, hart nebeneinander gerückt. Das Ganze erhielt das Ansehen einer Sammlung von kecken Aphorismen, in denen ein frühreifer Geist sich seiner unverdauten Weisheit entlud. Schiller glaubte hier die selbe Manier wiederzuerkennen, die sich schon in der Recension des Musen-Almanachs abstoßend und widerwärtig genug gezeigt hatte, — den selben Hang zum Paradoxen, die selbe Anmaßung und, bei allem Schein der Tiefe, das selbe Unvermögen, in den eigentlichen Kern der Gegenstände zu dringen. Er sah — was Schlegel eben befürchtet hatte — in dem Urheber dieser Sprüche einen beschränkten Verehrer des Alterthums, der seine engherzige, kurzsichtige Parteilichkeit bis zum Lächerlichen trieb, der „dem hitzigen Fieber der Gräcomanie" unrettbar verfallen war. Aus den gewagten Sätzen, die hier in die engste und gefährlichste Nachbarschaft gebracht waren, schienen die grellsten Widersprüche hervorzublicken. Wenn Schiller auf S. 399 des Auszuges las:

„Charakterlosigkeit scheint der einzige Charakter der modernen Poesie, Verwirrung das Gemeinsame ihrer Masse, Gesetzlosigkeit der Geist ihrer Geschichte und Skepticismus das Resultat ihrer Theorie" —

wenn er diesen umfassenden Urtheilsspruch in Betrachtung zog und dann gleich hernach (auf S. 379) von dem Autor vernahm, daß „nichts die Künstlichkeit der modernen ästhetischen Bildung besser erläutern und bestätigen könne, als das große Uebergewicht des Individuellen, Charakteristischen und Philosophischen in der ganzen Masse der modernen Poesie," — so wuchsen diese scheinbar sich widersprechenden Sätze wie von selbst zu dem lustigen Xenion zusammen:

„Völlig charakterlos ist die Poesie der Modernen,
Denn sie verstehen blos charakteristisch zu sein."

Nun begründet es freilich schon an und für sich keinen wirklichen Widerspruch, wenn man sagt: eben weil in der ganzen Masse der modernen Poesie alles Einzelne in einseitiger Richtung

dem Charakteristischen zustrebt und nicht einem durchgehenden Bildungsgesetze gehorcht, eben deshalb zeigt die Gesamterscheinung der modernen Poesie nicht, wie die der antiken, einen allumfassenden, festbestimmten, sich stets gleichbleibenden Charakter. In dem Buche selbst aber, wo jene beiden Sätze um mehr als dreißig Seiten von einander getrennt stehen und sorgfältig unter einander vermittelt werden, — in dem Buche selbst verschwindet auch jeder Schein des Widerspruchs. Nachdem Schlegel die Charakterlosigkeit der modernen Poesie proclamirt hat, ist er sogar vorsichtig genug, einschränkend hinzuzusetzen (S. 19): „Es ist einleuchtend, daß es in strengster und buchstäblicher Bedeutung keine Charakterlosigkeit geben kann." —

Indem ich den Auszug mit dem Buche selbst vergleiche, muß ich eines sehr bezeichnenden Wortes von August Wilhelm gedenken, das auf Friedrichs schriftstellerische Eigenthümlichkeit ein richtiges Licht wirft. „Das Fragment", heißt es in dem Briefe an Windischmann, den Böcking den Schlegelschen Werken einverleibt hat (8,291), „das Fragment war ihm schon früh ein hypostasirter Lieblingsbegriff geworden und ist es immer geblieben. Eine Jagd auf den Schein des Paradoxen ist unverkennbar. — — Wenn er aber zusammenhängend und ausführlich schrieb, dann verfuhr er ganz anders schon in der früheſten Periode. Vollends aber in der letzten versäumte er niemals, ehe er vor dem Publikum auftrat, conciliatorische Filzschuhe anzulegen." — Dies trifft vollkommen zu, und ist unmittelbar auf jenen Auszug anzuwenden. Denn dort ward die erste Hälfte des Schlegelschen Buches, nachdem die Bindeglieder herausgenommen waren, in solche Fragmente aufgelöst, die schon eine Familienähnlichkeit mit den aphoristischen Sätzen verrathen, durch die Friedrich hernach in der ehrbaren und ernsten deutschen Litteratur so viel absichtlichen Anstoß gegeben hat. Die conciliatorischen Filzschuhe sind hier abgelegt, und der sonst so behutsam Wandelnde tritt mit keckem Fuße hart und unangenehm dröhnend auf.

Wenn also Schiller den anspruchsvollen Schriftsteller satirisch abfertigte und ihm zurief, daß er die würdige Sache, für die er kämpfe, zum Spott und Gelächter mache, so ist der Dichter in gewissem Sinne gerechtfertigt; aber begreifen wird man es auch, daß Schlegel, der sich in seinem Wollen und Streben verkannt und sein Thun geschmäht sah, einen nie wieder schwindenden Groll faßte.

Dieser machte sich alsbald Luft in einer Recension des Xenien-Almanachs, in welcher der Schlegelsche Witz, vornehmlich gegen Schiller gerichtet, mit meisterhafter Gewandtheit sein ernstes Spiel treibt.[53]) Nur die Rücksicht auf Goethe bewirkte, daß man später im Athenäum, wo die Xenien in dem „literarischen Reichsanzeiger" einen nicht unwürdigen Epilog erhielten, von offener Feindseligkeit gegen Schiller abstand.[54]) Während

[53]) Die den Xenien selbst gewidmete Stelle kann man bei Boas lesen (2,35), der aber das Schlegelsche Geistessiegel auf dieser Recension nicht erkannt hat. Dies ist ihr indeß so deutlich aufgeprägt, daß man Friedrich unbedenklich als den Autor annehmen müßte, auch wenn er nicht durch Wilhelms Zeugniß äußerlich als solcher bestätigt würde. Dieser schreibt an Tieck (15. Januar 1830): „Ich erinnere mich unter andern, daß seine Anzeige der Xenien ein Meisterstück von Witz war." — Vollkommen ausgebildet zeigt sich Schlegels Manier auch in folgenden Worten der Recension, die Schillers einzelne Beiträge zum Musen-Almanach für 1797 berühren: „Die untadeliche Sittlichkeit in den von der Weiblichkeit handelnden Gedichten (S. 88—91), die sichtbare Kunst in Pompeji und Herkulanum, die versteckte Klugheit in den politischen Gnomen (S. 82. 83), der glänzende Schmuck, die elegante Pracht des Ausdrucks in der Klage des Ceres, verdienen wirklich nicht blos im Allgemeinen bewundert, sondern aufs genaueste entwickelt zu werden; wozu wenigstens hier der Ort nicht ist." — Friedrich Schlegels gereimte Epigramme gegen Schiller mögen zur Ehre seines Witzes der Vergessenheit theilhaftig werden, die er ihnen später mit so gutem Grunde wünschte.

[54]) August Wilhelm schreibt an Schleiermacher (1. November 1799): „Wenn wir mit Schiller übel umgehen, so verderben wir unser persönliches Verhältniß mit Goethe, woran mehr gelegen ist, als an allen Teufeleien der Welt." — Mit Freuden liest man jedes Wort, das uns die hohe und rührende Freundschaft der beiden Einzigen von neuem bestätigt. —

Wilhelm, den man noch im Herbst 1797 in litterarischen Kreisen zur „Schillerschen Partei" rechnete,[55]) die persönlichen Beziehungen mit Schiller durch Goethes Vermittelung gerne wiederhergestellt hätte, unterließ Friedrich offenbar jeden Versuch der Annäherung. Konnte er einmal im Laufe der nächsten Jahre nicht umhin, den Schillerschen Namen und die Schillerschen Werke zu erwähnen, so geschah dies mit einer Ironie, die sich gar nicht verstecken sollte.[56])

Daß Schiller einen persönlichen Widerwillen gegen das Brüderpaar nie hat überwinden können und wollen, wissen wir aus zahlreichen Aeußerungen. Obschon er das Einzelne ihrer Leistungen nicht unbillig beurtheilte und besonders in Friedrichs Natur den Ernst und die Tiefe anerkannte, so muß man doch wohl zugeben, daß er die Summe ihres Könnens und Thuns unterschätzte und ihre hohe Bedeutung für die Fortbildung unserer Litteratur nicht nach vollem Verdienste gewürdigt hat.

Damals, als Friedrich Schlegel die Recension des Musen-Almanachs und die Abhandlung über das Studium der griechischen Poesie schrieb und hierauf von den Xenien so schwer getroffen ward — damals gab es noch keine sichtbar ausgebildete neue, noch keine romantische Schule. Und doch kann man behaupten, daß Schillers ganzes Verhältniß zu dieser Schule, wie es sich in der Folgezeit gestaltete, durch den hier geschilderten Vorgang, wenigstens äußerlich, bestimmt worden ist.

Was ich hier in engen Umrissen darzustellen versuchte, gehört der Vorgeschichte der romantischen Schule an. Damit es aber einem jeden möglich werde, sowohl die Vorgeschichte dieser Schule wie die Geschichte selbst ihrem ganzen Umfange nach aus den Quellen kennen zu lernen, scheint es endlich geboten, Hand

---

[55]) Vgl. die zwischen Friedrich Jacobs und Schütz gewechselten Briefe in der Briefsammlung des Letzteren 1, 199 u. 245.

[56]) Siehe Europa 1, 59.

anzulegen zur Ausführung eines Werkes, das schon lange nicht mehr unausgeführt sein sollte. Es scheint geboten, für Friedrich Schlegels Schriften das voll und ganz zu leisten, was für die Schriften August Wilhelms schon so trefflich geleistet worden. Und zwar wird eine nach strengen Grundsätzen geordnete Sammlung von Friedrichs Werken für die Litteraturgeschichte noch ergiebiger ausfallen und dieser das werthvollste Material zuführen.

Schon bald nach Friedrichs Tode beschäftigte sich Wilhelm mit dem Gedanken, aus den früheren Arbeiten des Bruders eine Auswahl zu treffen[57]) und, wie er es ganz schicklich bezeichnete, „dem früheren Friedrich gegen den späteren ein Denkmal zu setzen." Denn, in der That, Friedrich hat alles aufgeboten, um sein eigenes Jugendbild aus der Litteraturgeschichte auszulöschen. Es ist unmöglich, in den „sämmtlichen Werken," mit deren Bearbeitung er seine so vielfach gewundene litterarische Laufbahn abschloß, den jungen Friedrich Schlegel zu erkennen, der die Grundsätze und Doctrinen der romantischen Schule am selbständigsten ausgebildet und am unerschrockensten vertreten hat. Dieser Friedrich Schlegel muß für die Litteraturgeschichte wiedergewonnen werden.

Friedrich befand sich in einer unbehaglichen Lage, als er die Sammlung seiner Werke vornahm. Sein Geist war nicht frei und seine Lebensstellung nicht unabhängig genug, daß er es über sich vermocht hätte, in dieser Sammlung unbefangen ein getreues Abbild seiner wundersamen Geistesentwickelung und

[57]) Brief an Tieck vom 15. Januar 1830. — Auf diesen Plan, der den Angehörigen Friedrichs wohl nicht zusagen mochte, kam er auch 1834 in dem Briefe an Windischmann zurück, dem ein unvollständiges Verzeichniß von Friedrichs älteren Arbeiten beigegeben ward (Werke 8, 288 fg.) Es sei hier angemerkt, daß die Note zu Nr. 9 auf S. 289 nicht die Recension von Goethes Werken, sondern die überaus witzige Anzeige der von Büsching und v. d. Hagen herausgegebenen Volkslieder betrifft. Uebrigens hat sich Friedrich bei dieser Anzeige nicht anonym gehalten. Im Inhaltsverzeichnisse sind, wie bei den anderen Recensionen, die er in den Heidelberger Jahrbüchern drucken ließ, die Buchstaben Fr. S. angegeben.)

Geiſtesumwandlungen zu geben. Er wollte ſeinen Leſern nichts vorlegen, was zu den Ueberzeugungen, die er damals predigte, in einem unverſöhnbaren Gegenſatze ſtand. Nun gab es aber unter den Erzeugniſſen ſeiner jüngeren Jahre gar manche, die ſich gegen jede, auch nur ſcheinbare Annäherung an ſeine ſpäteren Grundſätze mit unüberwindlicher Hartnäckigkeit ſträubten, manche, die von dem nun verpönten Geiſte des jungen Friedrich Schlegel ſo durch und durch erfüllt waren, daß dieſer Geiſt auch durch die gewaltſamſten Proceduren nicht mehr wegzubannen war. Hier blieb alſo keine Hülfe übrig; dieſen widerſpenſtigen, unverbeſſerlichen Hervorbringungen ward der Zutritt in den Kreis der ſämmtlichen Werke verſagt; und ſo entzog uns denn Friedrich eine ganze Reihe von Arbeiten, die für die Erkenntniß ſeines eigenen Bildungsganges wie für die Entwickelungsgeſchichte der romantiſchen Schule von eingreifender Bedeutung ſind.

Die andern Erzeugniſſe, deren völlige Aufopferung nicht unbedingt nöthig ſchien, wurden von ihrem Urheber — und dies iſt erſt recht geeignet, den ſchwankenden Litterarhiſtoriker irre zu führen, — einem ſorgfältigen Umbildungs- und Läuterungsproceß unterworfen. Die früheren Schärfen und Härten wurden, ſoviel es irgend thunlich war, gemildert; die ehemaligen Anſichten ſo vielfach bedingt und beſchränkt, daß ihr eigentlicher Gehalt darüber verloren zu gehen drohte. War es nicht möglich, die früheren Worte zu der ſpäteren Meinung herüberzuzwingen, ſo trug der Autor die in ſeinem letzten Lebensabſchnitte errungene Geſinnung halb kühn, halb ängſtlich in das Werk ſeiner Jugendzeit hinein, unbekümmert darum, daß nun der urſprüngliche Grundton dieſes Werkes auf eine ſeltſame Weiſe verſtimmt ward. — Man kann ſich der Theilnahme nicht erwehren, indem man den Autor während ſeiner langen und mühſeligen Arbeit beobachtet, wie er, der Vielgewandte, alle ſtiliſtiſchen Rettungsmittel zu Hülfe nehmen muß, um den Geburten ſeines jugendlichen Geiſtes eine Art von zweifelhafter Fortdauer zu ſichern. Bleibt auch ihr inneres Weſen unangetaſtet, ſo wird

doch ihr äußeres Ansehen umgewandelt. Wer würde in der Rede über die Mythologie, wie sie im fünften Bande der Werke steht, noch das kühne Manifest der Romantiker erkennen[58])!

Möge also der Wunsch nach einer kritischen Herstellung der Werke Friedrich Schlegels hier nicht vergebens ausgesprochen sein! Auf allen Gebieten des litterarhistorischen Wissens die Kenntniß und das Studium der unverfälschten Quellen zu fördern — dieser Aufgabe müssen wir vor allem genügen, wenn unsere Litteraturgeschichte sich endlich zu der Würde einer strengen und ernsten Wissenschaft erheben soll.

---

[58]) Man sehe hier besonders, wie er dem unbequemen Namen Spinoza aus dem Wege geht! — Wer sich von dem ganzen Proceß dieser Umbildung eine genügende Vorstellung verschaffen will, muß ihn durch alle früheren Arbeiten hindurch verfolgen. Manchmal werden ganze Seiten eingeschoben (vgl. Die Griechen und Römer S. 257 mit den Werken 4, 94), oft nur die Worte durch gelinde Modificationen der späteren Sinnesweise des Autors annehmlich gemacht. Nicht selten gewährt diese Mühsal der Umarbeitung dem vergleichenden Leser einen komischen Eindruck. In dem Vorworte zum Epitaphios des Lysias, dessen Uebersetzung Schlegel in Wielands Attischem Museum veröffentlicht hatte, fand sich der Satz (1, 216): „In der Urgeschichte der Menschheit sind sogar einige abergläubische Gebräuche, welche dem Denker kindisch scheinen müssen, die ersten Zeichen ihrer höhern Bestimmung.“ — Dieser harmlose Satz fand später keine Gnade mehr und ward in den Werken 4, 167 auf folgende Weise zurechtgerückt: „In der Urgeschichte der Menschheit sind manche eigenthümliche und zum Theil sonderbare Todes- und Grabes-Gebräuche, welche dem Vernünftler ohne Zweck und Bedeutung scheinen, die ersten Zeichen einer höhern Bestimmung.“ — Zu welchen Fehlgriffen ein Litterahistoriker verleitet wird, der den Unterschied zwischen der früheren und späteren Gestalt der Schlegelschen Werke nicht kennt oder nicht beachtet, — das mag man an dem traurigen Beispiele von Cholevius lernen; vgl. dessen Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen 2, 397.

Anhang

zu Seite 242.

(Vergl. in Suphans Herder den fünften [29] Band der von Carl Redlich herausgegebenen Poetischen Werke S. 170. 728.)

Wer Herders Parthenope kennen lernen will, muß sie im Musen-Almanach für 1796 aufsuchen. Das Gedicht findet sich freilich auch in der Sammlung von Herders Poesien (Werke zur Litteratur und Kunst 4, 17). Dort steht es, wie mit verändertem Titel (Am Meer, bei Neapel, 1789), so auch in vielfach veränderter Form; und überdies ist es um zwei Strophen verkürzt. Die natürliche Voraussetzung wäre nun, daß, nachdem es im Musen-Almanach erschienen war, Herder selbst es für die Sammlung seiner Gedichte noch einmal überarbeitet habe. Doch diese Voraussetzung muß uns schon als unhaltbar erscheinen, sobald wir nur erwägen, daß Herder selbst nie eine umfassende Sammlung seiner Gedichte veranstaltet hat. Und sollte er sich während seiner letzten, so vielbeschäftigten, Jahre, ohne äußeren Anlaß, zur Ausfeilung und Umarbeitung eines schon gedruckten Gedichtes bequemt haben? Wohl schwerlich! — Völlig zu Schanden aber wird jene Voraussetzung, sobald wir die beiden Formen des Gedichtes vergleichen. Nicht blos sind im Musen-Almanach die einzelnen Lesarten die bei weitem vorzüglicheren; das ganze Gedicht erscheint hier reicher, voller ausgearbeitet und innerlich abgerundeter; der Grundgedanke ist hier nachdrücklicher betont und alles Einzelne entschiedener auf ihn bezogen Es stellt sich bei der Vergleichung als unzweifelhaft heraus, daß wir im Musen-Almanach die völlig ausgebildete Gestalt des Gedichtes, in den Werken den früheren Entwurf vor uns haben. Als man das Gedicht in die Werke aufnahm, gab man es in der Form, in der es sich unter Herders älteren Papieren fand, ohne auf die schon längst im Druck vorhandene spätere Umarbeitung dieser älteren Form Acht zu haben. Man gab das Unvollkommene, und das Vollkommene ward zurückgedrängt. — Diese Behauptung klingt unglaublich, ich gebe es zu; aber ich wage sie dennoch auf die Gefahr hin, daß sie einst aus Herders Papieren

widerlegt werde. Und wieviel Unglaubliches haben nicht unsere Classiker, hat nicht vor allem Herder in den sogenannten Gesamtausgaben der Werke erdulden müssen! — Um jene Behauptung endgültig zu erhärten, müßte, was hier nicht des Ortes ist, eine ausführliche Vergleichung beider Formen des Gedichtes vorgenommen werden. Aber auch schon durch Zusammenstellung einzelner Lesarten könnte man das Sachverhältniß klar machen. Man überblicke folgende Beispiele:

Herders Werke (Gedichte 2, 17):

2,7. Die schlanke, schöne Königin der Bäume,
Die Pinie hob mich in goldne Träume.

5,1. Die Liebe nur ist Schöpferin der Wesen,
Ihr Herz und Geist, ist ihre Lehrerin,
Und Lehre. Willt du rings im Buche lesen,
Das um dich liegt, lies diesen Inhalt drin;
Und will dein Geist, und will dein Herz genesen,
So folge rein der hohen Führerin.

8,1. Und sieh, wie dort der ganze Himmel trunken
Sich spiegelt in des Meeres Angesicht;
In Amphitritens Silberschoos versunken
Wallt dort und zittert noch der Sonne Licht.

Musen-Almanach:

— — — — — — — — — —
Die Pinie rauschte mich in goldne Träume.

Nur Liebe war die Schöpferinn der Wesen,
Und ward der Liebgebohrnen Lehrerin.
Willst du den Sinn des großen Buches lesen,
Das vor dir liegt; sie ist die Seele drinn.
Und will dein Geist, und soll dein Herz genesen,
So folge treu der hohen Führerinn.

Schau, wie umher der ganze Himmel trunken,
Sich spiegelt in des Meeres Angesicht!
In Amphitritens heil'gen Schooß gesunken,
Wie wallt, wie zittert dort der Sonne Licht!

Jeder Kenner der poetischen Technik wird hier ohne Weiteres die erste Form von der später verbesserten zu unterscheiden wissen. Anzumerken ist noch, daß die beiden in den Werken fehlenden Strophen zu den schönsten des Gedichtes gehören; Herder wird sie wohl nicht muthwillig zum Schaden des Ganzen hinausgeworfen haben. — Möge dies eine Beispiel ahnen lassen, wie viel für die Kritik der Herderschen Werke zu thun ist. Die Gesamtausgabe dieser Werke ist, wie sie jetzt vorliegt,

für die wissenschaftlichen Zwecke des Litterarhistorikers völlig unbrauchbar. Vergebens suchen wir in ihr das vollkommene geschichtliche Bild Herders mit allen seinen charakteristischen Zügen. Keiner unserer großen Autoren ist einer kritischen Wiederherstellung so bedürftig, wie Herder; keiner hat durch eine solche Wiederherstellung soviel zu gewinnen wie Er.

VII.

Caroline.

(1871, December.)

Wenn das gedruckte Wort um so anziehender wirkt, je kräftiger auch in ihm der Hauch des unmittelbaren Lebens sich regt, so darf dieses Werk, dem ein einfacher Mädchenname[1]) zum Titel dient, den anziehendsten Büchern beigezählt werden, die jemals vor das Auge eines empfänglichen Lesers gekommen sind. Hier wird in den Kreis unserer Bildungs- und Litteraturgeschichte eine Frauengestalt eingeführt, die, sobald sie sich zeigte, das Merkziel vieler Betrachter werden mußte. Und sie zeigte sich hier zum ersten Male, denn nur ihren Namen kannten wir vorher: von ihren Erlebnissen war blos eine unvollständige, vielfach verworrene Kunde zu uns gedrungen; von der auszeichnenden Eigenthümlichkeit ihres Geistes, dessen Einfluß gerade die bedeutendsten Personen ihrer wechselnden Umgebung am tiefsten empfunden, war kein vollkommen klares Bild zu gewinnen; und auch das scharfsichtigste Auge vermochte nicht den Nebel zu durchdringen, mit dem die schmähliche Nachrede männlicher und weiblicher Zeitgenossen, so wie die irrigen Angaben späterer Schriftsteller diese Gestalt umgezogen hatten.

Der Nebel ist nun gefallen, und es zeigt sich uns ein Wesen, auf das reichste mit allem Schmucke geistiger und körperlicher Anmuth ausgestattet; wir empfangen das Abbild eines Seelenlebens, dem wir in allen seinen Regungen, wie unstät diese auch wechseln mögen, mit immer gleich gespannter Theilnahme folgen müssen; es enthüllt sich eine Natur voll von

[1]) Caroline. Briefe an ihre Geschwister, ihre Tochter Auguste, die Familie Gotter, F. L. W. Meyer, A. W. und Fr. Schlegel, J. Schelling u. a. nebst Briefen von A. W. und Fr. Schlegel. Herausgegeben von G. Waitz. Zwei Bände. Mit den Porträten von Auguste Böhmer und Caroline Schlegel. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1871.

hinreißender Gewalt der Empfindung, der sie selbst erliegt, und zugleich voll dämonischer Kraft, mit der sie alle, die sich ihr hingebend nähern, im festen Banne hält — eine Natur, in welcher die übermächtige Leidenschaft die Klarheit der Einsicht weder verdunkeln noch die Deutlichkeit der Erkenntniß zerstören kann — eine Natur endlich, die, von kecker Wageluſt getrieben, sich in die Gefahr der Verirrung rücksichtslos hineinstürzt, und wenn auch nicht unbefleckt, so doch mit ungeschwächter Geistes- und Gemüthskraft aus ihr hervorgeht. Man muß wohl auf der Hut sein, um durch die Betrachtung solcher Eigenschaften und Vorzüge, wie sie selten in einer Persönlichkeit zusammengetroffen sind, sich die Klarheit des sittlichen Urtheils nicht trüben zu lassen.

Und doch reicht sie einem gewissenhaften Beobachter selbst den sittlichen Maßstab für ihre Beurtheilung. Denn ihre Briefe sind ein fortwährendes Selbstbekenntniß. Nicht nur was sie sinnt und thut, wird hier offen ausgesprochen; sie weist uns auch auf die Beweggründe ihres Verhaltens hin und läßt uns auf den Grund ihrer Handlungen sehen. Nach welcher Richtung sie auch durch ein leidenschaftliches Wollen und Verlangen getrieben wird — Klarheit über sich selbst bleibt ihr stets ein Bedürfniß. Ihre Briefe gleichen bald bewegten Monologen, in denen das Gemüth nur mit sich allein verkehrt, bald erscheinen sie als rückhaltlos vertrauliche Mittheilungen, als lebhafte Gesprächsäußerungen, mit denen sie sich an Gleichgestimmte wendet, oder an solche, die sie in den Kreis der eigenen Stimmungen und Anschauungen hineinziehen möchte. In beiden Fällen vernehmen wir von ihr die Wahrheit. Denn andern eine Täuschung vorzuspiegeln verschmäht sie, und daß sie sich selbst ein Geheimniß bleibe, das duldet ihr scharfer Verstand nicht. Die Leidenschaft führt sie nie zum Selbstbetrug. So lange der erregte oder bängliche Zustand dauert, in den sie durch eigene Schuld oder seltsame Wendungen des Geschicks versetzt worden, ist sie ganz in den Empfindungen befangen, die

ihn begleiten müſſen; ſobald aber der Zwang dieſes Zuſtandes gelöſt und ſie ihrer natürlichen Freiheit wiedergegeben iſt, ſpricht ſie ſich ſelbſt das Urtheil, das wir, die nach ſo langer Zeit gleichfalls zum Urtheilen aufgerufen werden, nur in ſeltenen Fällen verſchärfen müſſen. Sie ſpricht es freilich nicht im Tone büßender Reue aus; ſie kann den Zuſtand, dem ſie nun entronnen iſt, klar auffaſſen und bezeichnen, weil, wie ihr Selbſtgefühl ſie glauben macht, ſie ſich mit ihrer geiſtigen Kraft auch wirklich über ihn erhoben hat, und ihn von der gewonnenen Höhe deutlich überſchaut. Sie konnte das Labyrinth, das ſie anlockte, nicht vermeiden; hat ſie ſich aber hinausgerettet, ſo genießt ſie wenigſtens den Vortheil, zu erkennen, wie ſie hineingerathen, und ihr Auge entwirrt nun die verſchlungenen Pfade, auf denen ſie ſo ängſtlich umhergetrieben worden.

Ohne Zweifel bildet die Geſamtheit dieſer Briefe für Carolinen eine Rettung, und zwar eine ſolche, die ſie ſich ſelbſt verdankt. Hier ſpricht kein Anwalt, der uns mit allen beſtechenden Mitteln klügelnden Scharfſinns und gewandter Beredſamkeit zu ihren Gunſten einzunehmen ſucht. Sie ſelbſt erklärt ſich uns, und dadurch erklärt ſie auch ihr Thun. Mit unbefangen prüfendem Blicke können wir der Entfaltung ihres Weſens folgen. Ueber die einzelne That freilich muß das ſittliche Urtheil unverrückbar feſtſtehen. Aber wir denken nun nicht mehr daran, das Einzelne aus dem jetzt offenbar gewordenen Zuſammenhange ihres ganzen Lebens zu reißen und es einer geſonderten Betrachtung zu unterwerfen: vielmehr aus dieſem Zuſammenhange heraus lernen wir das Einzelne begreifen; es ordnet ſich vor unſerm geiſtigen Blicke den Geſetzen unter, die das geſamte Werden und Sein dieſer mit ſo verhängnißvollen Gaben ausgeſtatteten Perſönlichkeit bedingen. Für eine ſolche Natur iſt ſchon viel gewonnen, wenn nur die Geſetze innerer Nothwendigkeit, nach denen ſie ſich lenken und beſtimmen muß, erkannt und anerkannt werden. Sie findet daher meiſt ein billigeres Urtheil bei einer wohlunterrichteten Nachwelt, die mit

Hülfe von Documenten, die den Zeitgenossen entzogen bleiben, in das Innere der Verhältnisse bringt und in die seltsame Verbindung von That, Schicksal und Charakter klar hineinsieht. Die Masse der Mitlebenden hingegen, die nur das Aeußere wahrnimmt, wie es vereinzelt an die Oberfläche tritt, kann das Bild eines solchen Daseins nur verschoben und verdunkelt erblicken; sie glaubt sich daher berechtigt zu schonungsloser Anklage, zu herben Schmähungen, zu offenen oder versteckten Angriffen, und wir begreifen, daß Caroline von ihnen nicht verschont bleiben konnte.

Vielfach hat man sich beschwert: der ruhmwürdige Herausgeber des vorliegenden Werkes habe diejenigen Briefe und Briefstellen, welche über die bedenklichste Lebensperiode Carolinens unerfreuliche Zeugnisse enthalten, von der Veröffentlichung ausgeschlossen. Inwiefern er das reiche Material, das er durch eifrige, andauernde Thätigkeit gewonnen, einer mehr oder minder strengen Sichtung unterworfen, vermögen wir nicht zu bestimmen; auf jeden Fall haben wir die Beweggründe zu ehren, durch die er sich in seinem Verfahren leiten ließ. Und glücklicherweise sind die auffälligsten Lücken, die in Folge jener Enthaltsamkeit des Herausgebers in unserer Kenntniß der Personen und Zustände zurückbleiben mußten, vor kurzem ausgefüllt worden durch die umfassende Darstellung von Carolinens Lebens- und Schicksalsgange, mit dem Rudolf Haym das Novemberheft der „Preußischen Jahrbücher 1871" beschenkt hat. Der Mann, der in einem aufschlußreichen, von dem edlen Ernste der wahren Geschichtschreibung durchdrungenen Werke für die historische Betrachtung und Behandlung der romantischen Schule zuerst ein breites und sicheres Fundament gelegt — dieser Mann war vor allen berufen, uns auch über Werth und Gehalt dieser Briefsammlung zu belehren, die uns unmittelbar auf den Schauplatz versetzt, der von den Stiftern und Führern der Romantik belebt wird. Er hatte durch seine Kenntniß eines noch lange nicht vollständig ausgenutzten handschriftlichen Materials eine deutliche

Einsicht auch in diejenigen Verhältnisse erworben, über die sich in Carolinens Briefen, wie sie jetzt vorliegen, nur unsichere Andeutungen finden; und er war in der Mittheilung des wirklichen Sachverhalts durch keine Rücksicht beschränkt.[2]) Allen, die jetzt nach ihm über Caroline sich öffentlich vernehmen lassen, hat Haym ihre Aufgabe ungemein erschwert; denn er hat ihnen kaum etwas wesentliches zu sagen übrig gelassen; aber freilich schützt er sie auch vor den Mißgriffen, die früher bei Beurtheilung der Charaktere und Zustände schwer zu vermeiden waren. Jetzt ist man durch Hayms Verdienst vor der Gefahr behütet, die Leser mit täuschenden Vermuthungen in die Irre zu führen.

Eine Lücke freilich — und dem Litterarhistoriker wird sie bei Durchmusterung dieser Correspondenz vielleicht am em-

---

[2]) Hayms Abhandlung muß in jedem Sinn als ein gehaltreicher Nachtrag zu seiner „Romantischen Schule" gelten. Auf S. 29 (des einzelnen Abdrucks) erwähnt der Verfasser mit freundlicher Anerkennung auch einiger berichtigenden Bemerkungen, die ihm von mir mitgetheilt worden. Da sie A. W. Schlegels schriftstellerische Thätigkeit, und zwar die frühere Periode derselben betreffen, so mag ihnen auch hier ein Plätzchen verstattet werden. Schlegels Beurtheilung des Bürgerschen „Hohen Liedes", auf die eine Stelle in Friedrichs Briefe vom 11. Februar 1792 hindeutet, ist nicht ungedruckt geblieben; sie erschien als ansehnliches Probestück des jugendlichen Kritikers, im „Neuen deutschen Museum," Februar und März 1790, und mußte demnach im siebenten Bande der sämmtlichen Werke der 1791 gedruckten Kritik der Schillerschen „Künstler" voraufgehen. Ferner können „Schlegels Briefe über Poesie, Sylbenmaß und Sprache" nicht, wie Haym annahm, unter den Einwirkungen der grundlegenden Abhandlung Schillers über naive und sentimentalische Dichtung entstanden sein, denn das elfte Horenstück von 1795 brachte die beiden ersten jener Briefe zugleich mit dem Aufsatz über das Naive; und bedürfte es hier noch eines Beweises, so thun Schlegels Aeußerungen in seinem Briefe an Schiller vom 19. Januar 1796 unwidersprechlich dar, daß er bei Ausführung jener Arbeit, der erfolglosesten vielleicht die er je unternommen, diese wichtigste und wirkungsreichste der philosophischen Schriften Schillers nicht vor Augen gehabt hat. (Durch J. Minors dankenswerthe Bemühung ist die Beurtheilung des Hohen Liedes neuerdings bequem zugänglich geworden: sie findet sich nun in der Zeitschrift für die österr. Gymnasien 1894 Heft VII.)

pfindlichsten auffallen — eine Lücke hat auch Haym nicht auszufüllen vermocht; es fehlen alle Briefe zwischen Schlegel und Caroline aus der Zeit, die ihrem Ehebündniß voranging. Wir entbehren also das unterhaltende Schauspiel, das diese beiden, so gründlich verschiedenen Naturen in ihren, zum großen Theil mißlungenen, Annäherungsversuchen darbieten müßten; und — was viel ernstlicher zu bedauern ist — wir entbehren dadurch zugleich bedeutsame und aufklärende Zeugnisse über Schlegels Bildungsgang; denn ohne Zweifel muß auf ihn, bildsam, beweglich und empfänglich wie er war, die überlegene Frau, die ihn ihre ganze Herrschermacht empfinden ließ, mit den lebendigsten Anregungen eingewirkt, ja sie muß in seine künstlerische Entwickelung mit treibender Kraft eingegriffen haben. Jetzt lassen uns nur gelegentliche Aeußerungen das Verhältniß, wie es sich zwischen beiden gestalten mußte, wenigstens in schwachen Umrissen erkennen.

Aber dessen, was uns nun einmal entzogen bleibt, gedenkt man kaum, wenn man die Fülle des Inhalts überblickt, die sich in diesen zwei Bänden vor uns ausbreitet, und wenn man sich der Betrachtung des reichen Lebens- und Zeitbildes hingiebt, das hier mit scharf charakteristischen Zügen uns so deutlich anspricht.

Caroline Michaelis wuchs, während der siebenziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Göttingen unter Verhältnissen auf, die eine rasche und vielseitige Ausbildung ihrer wundersamen Geistesanlagen begünstigen mußten. Sie gehörte einer Familie an, der im Universitätskreise eine hervorragende Stellung gebührte. Der Vater, der mit Hülfe sprach- und culturgeschichtlicher, sowie ethnographischer Studien, das rationelle Verständniß der Bibel und eine hellere Einsicht in das gesamte orientalische Alterthum zu befördern strebte, stand als ein ruhmvolles Haupt der Georgia Augusta in verdientem Ansehen; er hat, wie es scheint, nicht vermocht die Geistesentwickelung der Tochter zu leiten, oder ihr Gemüt an sich zu fesseln;[8]) und

[8]) Daß die Tochter sich dem Vater nicht innig anschließen konnte,

eben so wenig fühlte sich diese zu der Mutter, der sie während ihres ganzen Lebens eine kindliche Anhänglichkeit bewahrte, durch ein entschiedenes Herzensbedürfniß hingezogen. Doch für alles, was ihr von den Eltern versagt blieb, bot ihr reichlichen Ersatz theils das geistig bewegte Leben der Universitätsstadt, das sie von allen Seiten umgab, theils der innige Verkehr mit den Freundinnen, unter denen sie sich als Herrin und Königin fühlte — ein Rang, der ihr vielleicht nur von Therese Heyne, der Tochter des berühmten Philologen, der späteren Gemahlin Forsters, streitig gemacht ward. Diese stand neben ihr gleich einem räthselvollen Wesen, das Caroline nicht zu erforschen und auszudeuten vermochte, von dem sie sich bald in bitterem Zorn abwendet, und zu der sie doch wie durch eine geheime Zauberkraft wieder hingetrieben wird. Mit den wechselnden Eindrücken, die sie von der fast eben so sehr gehaßten wie geliebten Freundin empfängt, wechselt auch ihr Urtheil über deren aus so verschiedenen Elementen seltsam gemischte Natur. Sie will, was in dieser edel und bedeutend ist, nicht unterschätzen, aber sie schilt auf ihre Falschheit, und will ihr auch nicht die geringste Gutherzigkeit zuerkennen. In gleicher Weise sagt es Therese in späteren Jahren gerade heraus: daß sie Carolinen ein bloßes Kunstgefühl zugetraut und an der Existenz ihres Herzens gezweifelt habe. Vielleicht wurden diese beiden Naturen eben

---

wird begreiflich, wenn man diesen aus seiner von ihm selbst verfaßten „Lebensbeschreibung“ (Rinteln und Leipzig 1793) kennen lernt. Was er als Gelehrter den bedeutendsten seiner Zeitgenossen galt, erfährt man am zuverlässigsten aus Eichhorns „Bemerkungen über J. D. Michaelis' literarischen Charakter,“ die sich im Anhang zur Lebensbeschreibung finden. Uebrigens sucht man in dieser Autobiographie vergebens nach einer auch nur flüchtigen Erwähnung Carolinens. Der alte Herr beschränkt sich darauf, seiner drei noch lebenden Töchter summarisch zu gedenken; namhaft macht er nur den Sohn Gottfried Philipp, denselben, der von Caroline in früheren Jahren so manches ernste Wort heilsamer Mahnung empfängt, und ihr die schwesterliche Fürsorge dadurch auf das schönste vergalt, daß er ihr hernach, in der bedrängtesten Lage ihres Lebens sich als kräftiger Helfer erwies.

durch das getrennt, was sie, bei aller Verschiedenheit in Anlage und Ausbildung, gemeinsam besaßen; ohne Zweifel findet Therese den richtig bezeichnenden Ausdruck für die zwischen ihnen waltenden Beziehungen, wenn sie unumwunden erklärt: sie seien Rivalinnen gewesen von Kindesbeinen an.

Gleichsam zur Entschädigung für dieses unselig schwankende Verhältniß, das auf Carolinens Leben wie ein schweres Mißgeschick lastete, war ihr ein sehr fester Halt gegeben in der Freundschaft mit Luise Gotter. Bei dieser Frau, die mit allen sanfteren weiblichen Tugenden geschmückt war, fand Caroline innige Hingebung, gewiß auch bewundernde Anerkennung ihrer geistigen Uebermacht und eine stetige, durch alle Wechsel des Geschicks unwandelbar sich behauptende, Treue. Ihr vertraut sie sich denn auch schon in früheren Jahren an. Wie Caroline als Mädchen fühlte, wie sie — wenn auch nicht dachte — so doch wenigstens zu denken glaubte, erfahren wir aus den Briefen an Luise. Sie findet eine rechte Lust in dem ungehemmten Austausch ihrer Ansichten und Empfindungen. Und diese Ansichten sind gemäßigt, diese Empfindungen verlieren sich nicht ins Ueberschwängliche; ihre Gedanken deuten auf eine entschiedene Geistesreife, lassen sich aber nicht zu verwegenen Flügen verleiten. Jedes Wort bezeugt die Lebhaftigkeit ihres Geistes. An der so mächtig sich regenden Litteratur nahm sie freudigen und feurigen Antheil. Vom Oberon fühlt sie sich vollkommen befriedigt, über Friederike Münters Tagebuch macht sie die treffendsten Bemerkungen, und der vaterstädtische Musenalmanach ist alljährlich für sie eine wichtige Erscheinung. Es beweist die angeborene Reinheit ihres Kunstsinnes, daß sie schon damals Goethe, der nach ihrem Urtheil, „so ganz herrlich, so hinreißend schön schreibt," vor allen mitstrebenden Dichtern auszeichnete; das Leben, das sich in seinen Schöpfungen entfaltete, erschien ihr vertraut und natürlich. Als er selbst in Göttingen (September 1783) erschien, war sie schon zufrieden mit seinem Anblicke und beklagte nur, daß sie seiner Gegenwart nicht länger

froh geworden.[4]) Angeregt durch seine Nähe, konnte sie sich nicht versagen „ein bißchen zu schwärmen"; aber diese Schwärmereien blieben frei von jedem tragischen Anstriche. Sie unterschied, wenigstens mit ihrem Gefühl, sehr wohl die Poesie, die unwillkürlich aus der Wahrheit des Lebens erblüht, von derjenigen, die man mit ängstlichem Bemühen in das tägliche Dasein hineinzwingt. Sie tadelt es an Friederike Münter, daß diese „sich in den sehr poetischen Schwung geworfen," und ist offenbar nicht geneigt, sich ihr nachzuschwingen.

Wenn Caroline aus der Litteratur die manigfachsten Anregungen, ja ihre unentbehrliche Nahrung zog, so spürte sie doch keinen Drang, das Feld der litterarischen Thätigkeit selbst zu betreten. Der poetische Ruhm, dessen Philippine Gatterer genoß, die Glorie der Gelehrsamkeit, die Dortchen Schlözers Haupt umstrahlte, erregten nicht ihren Neid, sondern ihren lebhaften feinen Spott. Nimmt man alle ihre Aeußerungen zusammen,[5]) so möchte man glauben: diesem Wesen müsse ein bescheiden glückliches, im gleichmäßigen Flusse ruhig verlaufendes Dasein zu Theil werden. Die Klarheit eines gesetzten Verstandes scheint selbst in die dunkleren Gebiete der Leidenschaft hineinzuleuchten. Die tieferen Herzensbedürfnisse, wenn sie sich melden, werden nicht gerade unterdrückt, aber doch auch nicht absichtlich genährt.

---

[4]) Goethe muß damals in Göttingen sehr freundliche Eindrücke zurückgelassen haben. Er hatte sich vorgenommen, wie er an Frau von Stein (2,341) schreibt, alle Professoren zu besuchen; und Caroline berichtet denn auch: „Alle unsere schnurgerechten Herren Professoren sind dahin gebracht, den Verfasser des Werther für einen soliden, hochachtungswürdigen Mann zu halten." —

[5]) Vor allem bemerkenswerth erscheint die folgende: „Es ist wahr, Dortchen hat unendlich viel Talent und Geist, aber zu ihrem Unglück, denn mit diesen Anlagen und den bizarren Projecten des Vaters, die sie zu der höchsten Eitelkeit reizen werden, kann sie weder wahres Glück noch Achtung erwarten. Man schätzt ein Frauenzimmer nur nach dem, was sie als Frauenzimmer ist" (1, 309). Diesen letzten Satz hätte sich Caroline selbst in manchen Situationen ihres Lebens zur Mahnung vorhalten sollen.

Natürlich kann es nicht fehlen, daß in den vertraulichen Bekenntnissen auch mancherlei Herzensangelegenheiten zur Sprache kommen. Wer der „Komödiant“ gewesen, den Caroline später in einem Briefe an die Tochter Auguste (1,273) scherzhaft als ihre erste Liebe bezeichnet, ist nicht mehr zu ermitteln. Um so bekannter ist der Name eines andern Mannes, der dem fünfzehnjährigen Mädchen seine zarten Huldigungen widmete, und auf einen solchen Verehrer durfte sie wohl stolz sein: es war Blumenbach. Schmerzlich gedenkt sie im September 1778 ihres vorjährigen Geburtstages, an dem er ihr seine liebevolle Aufmerksamkeit durch ein Bouquet bewiesen, und wehmüthig citirt sie die Strophe, welche jener Blumengabe zum Geleite gedient.[6]) Allein Wehmuth und Schmerz scheinen sich bald verloren zu haben. Ein zärtliches Verhältniß, das sie später längere Zeit hindurch beschäftigte, wird ohne jeden Aufwand von Empfindsamkeit, ja mit einem gewissen kühlen Gleichmuthe behandelt. Sie will vor allen romanhaften Gesinnungen behütet bleiben. Manche ihrer Aeußerungen scheinen eher aus dem Buche eines etwas altväterischen Sittenlehrers, als aus einem erregbaren Mädchenherzen zu stammen. Es kostet sie wenig Ueberwindung, alles, was sie bis dahin für echtes Gefühl hielt, als Hirngespinnst und Täuschung abzuweisen; sie glaubt in der Freundschaft volles Genügen finden zu können, und ist sicher, niemals sich „wirklich zu verlieben.“

So wird es denn begreiflich, daß die Einundzwanzigjährige bereit war, ihre Hand einem Manne zu reichen, der ihre volle Achtung verdiente und erhielt, ihr Herz aber nie besessen hat,

---

[6]) Man darf aber nicht etwa glauben, in der Strophe 1, 801 ein poetisches Jugendproduct des großen Naturforschers zu besitzen. Caroline, damals wohl noch keine so perfecte Kennerin Goethes wie später, scheint nicht zu wissen, daß die Verse: „Den kleinen Strauß, den ich dir binde“ u. s. w., als Widmung an Lili dem Singspiele „Erwin und Elmire“ vorgedruckt waren, das 1775 im Märzhefte der Jacobischen Iris erschien.

und ihrem Geistesleben fremd blieb. Am 15. Juni 1784 fand ihre Hochzeit mit dem Bergmedicus Böhmer statt. Die junge Frau entwirft selbst eine Beschreibung der Feierlichkeiten, von denen ihr Ehrentag begleitet war; ihre lebhafte Schilderung versetzt uns ganz in das poetisch aufgestutzte Familienleben, wie es sich bei uns seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in den höher gebildeten Bürger- und Beamtenkreisen entwickelt hatte.

Caroline blickte in eine Zukunft, die ihr ein mäßiges Glück zu verheißen schien. Mit dem Gefühle einer heitern Ergebung folgte sie ihrem Manne nach Clausthal. Dort verbrachte sie nun vier Jahre eines in häuslicher Beschränkung und äußerer Ruhe gleichförmig vorübergehenden ehelichen Lebens. Man konnte dieses Leben kein glückliches, man durfte es kein unglückliches nennen. Wenn in der ersten Zeit bei Caroline das Gefühl des schmerzlichen Entbehrens überwog, so strebte sie doch bald darnach, sich zu einer freieren Anschauung ihres Zustandes zu erheben; sie wollte nicht für mitleidswürdig gelten. Von ihren früheren Verbindungen war sie getrennt; blickte sie auf ihre Umgebung, so gewahrte sie nichts, was zu der Weise ihres inneren Lebens freundlich gestimmt hätte. Um die geistige Oede, in die sie gebannt war, zu bevölkern, ergab sie sich einer rastlos nach allen Richtungen schweifenden Leselust. Das bücherreiche Göttingen mußte seine Schätze nach Clausthal senden, in dessen Schneeregion sich Caroline oft wie abgesperrt von jedem heitern Dasein fühlte. Jacobis Spinoza und Herders Gott, Schriften von Garve und Moritz, fremdländische und einheimische Romane — alles wird begierig verlangt, ergriffen und verschlungen; um die stürmisch trüben Winterabende zu kürzen, ist auch ein „großes dickes Historienbuch“ erwünscht. Aber während sie so ihren Geist mit der verschiedenartigsten Nahrung gleichsam überfüllt, reifen in der Stille die gesamten Kräfte ihres Wesens zur Vollendung, die edlen wie die unheilvollen. Obgleich sie während der Zeit ihrer Ehe aus einem dumpfen Zustande halber Unbewußtheit nicht herauskam, so fühlte sie

doch, daß jetzt erst ihre Persönlichkeit das feste, dauernde Gepräge, ihr inneres Leben seine volle Ausbildung erhalten hatte.

Das zeigte sich denn auch deutlich genug, sobald sie wieder selbständig geworden. Am 4. Februar 1788 starb Böhmer. Lebhaft äußerte sich ihr Schmerz beim Tode des Mannes, gegen den sie, wie es scheint, nie ein Wort des Vorwurfs zu richten gehabt, und dem sie eine Art von zärtlicher Freundlichkeit nicht hatte versagen können. Aber das freudige Gefühl der wieder erlangten Freiheit mußte jede andere Empfindung besiegen.

Mit ihren beiden Töchtern, deren keine die Mutter überleben sollte, begab sie sich zurück nach Göttingen in das Haus ihrer Eltern. Indeß schon im Juni 1791 verließ sie wieder — und zwar ohne Bedauern — die Vaterstadt, und für die beiden folgenden Jahre war Marburg ihr Aufenthaltsort, wo ihr ältester Bruder Fritz eine medicinische Professur inne hatte.[1]) Sie hoffte dort der Erziehung ihrer Kinder sich unter günstigeren Umständen widmen zu können. Aber bald hatte sie den schmerzlichen Verlust des jüngsten bitter zu beklagen, und die lieblich emporblühende Auguste blieb der einzige Gegenstand ihrer immer wachsenden mütterlichen Zärtlichkeit.

In Marburg konnte sie keine feste Heimath finden. Das Zusammenleben mit dem Bruder, den sie einst bei seiner Rückkehr aus Amerika mit so enthusiastischer Liebe begrüßt hatte, ward in hohem Grade unerfreulich. Sie fühlte sich von Widerlichkeiten aller Art bedrängt. Ueber das Einzelne der Vorkommnisse versagen die Briefe jeden Aufschluß, nur der Eindruck, den Caroline davon empfing, wird aus ihren bittern Worten deutlich. Erst jetzt glaubte sie von Erfahrungen sprechen zu können. Und was muß sie hier erfahren, was gesehen und erduldet haben, wenn sie dem jüngeren Bruder Philipp sagen

[1]) J. D. Michaelis nennt ihn in seiner Autobiographie als den einzigen Sohn aus seiner ersten Ehe. Er war neun Jahre älter als Caroline.

mochte: niemand könne mit mehr Elendigkeiten umringt sein als sie!

Aber unter diesen von außen auf sie eindringenden Kümmernissen schien ihr Geist eine erhöhte Spannkraft zu erlangen; die vielseitige Entfaltung ihres Wesens ward beschleunigt.

Freier und entschiedener in ihrem Denken, kühner und leidenschaftlicher in ihrem Wollen, so war sie aus der gezwungenen Einsamkeit wieder in die Welt getreten. Der Druck, den sie, während er auf ihr lastete, in seiner ganzen Schwere wohl kaum empfunden hatte, war nun von ihr genommen; und wie der Gefangene an den Kerker, dem er entronnen, so dachte sie zurück an die freudenlose Enge, von der ihr Leben umschlossen gewesen.

Die Zukunft lag vor ihr wie ein wogendes Meer, auf das sie wohl mit ängstlicher Scheu hinblickte, auf das sie aber doch mit muthwilliger Lust sich hinauswagen wollte. Sie verlangte nach dem Schauspiele wärmerer Leidenschaften, als unsere gemäßigte Zone aufkommen läßt, und sie schien nur der Gelegenheit zu harren, selbst ein solches Schauspiel aufzuführen, in dem ihr eine beherrschende Hauptrolle gebührte.

Wer damals in ihre Nähe kam, ward ergriffen und befangen von dem Glanz und Reiz ihrer Erscheinung. Sie schien zu schwelgen im Vollgenusse der Macht, die ihr über die Gemüther verliehen war; vielleicht ward sie sich dieser Macht jetzt erst ganz bewußt, und sie trug kein Bedenken, sie in unbeschränktem Maße auszuüben. Sie trug ebenso wenig Bedenken, sich der Gefahr, die ein solches Spiel mit der Leidenschaft andern bereiten konnte, selbst preiszugeben. Vergessen war die frühzeitige Weisheit, die in ihren Mädchenbriefen so zuversichtlich dargelegt worden. Mit der Leidenschaft, oder vielmehr mit der Sehnsucht nach Leidenschaft, brach aus ihrem Innern auch ein trotziges Selbstgefühl hervor, das sich bisher kaum in einigen unbestimmten Aeußerungen leise angekündigt hatte. Es erhob ihren Geist, wenn sie sich dachte, daß sie das Schicksal, dem sie allein und unbeschützt gegenüber stand, bezwingen könne. Die

Waffe aber, mit der sie diesen Kampf gegen das Geschick siegreich ausfechten wollte, war — wie sie selbst es aussprach — ihr Herz, ihr glühendes, überfülltes, in Schmerz wie in Freuden schwelgendes Herz. Sie ahnte nicht, sie wollte es nicht wissen, wie leicht diese Waffe in der Stunde drängender Gefahr versagen könne. Sie hoffte und rechnete auf sich, sie rechnete auf kein Wunder; denn sie fühlte sich selbst fähig, Wunder zu thun.

Manigfaltiger wurden nun ihre Verhältnisse zu den Männern, die sie in ihrer Umgebung antraf oder an sich heranzuziehen suchte. Wenn sie früher in den Mittheilungen an die Freundin und die Schwester uns das Abbild ihrer inneren Zustände gab, so finden wir jetzt für mehrere Jahre die vornehmste Quelle ihrer Geistes- und Herzensgeschichte in den Briefen an einen Mann, den sie sich gern zu ihrem Bruder heranbilden wollte. Wer F. L. W. Meyer als den Biographen des großen Schröder kennt, der wird höchlich verwundert sein, zu erfahren, daß der Verfasser dieses stoffreichen, für die deutsche Theatergeschichte überaus ergiebigen, aber ordnungslosen und selbst für den eifrigen Freund der Bühne schwer zu bewältigenden Buches — daß dieser mühselige Schriftsteller einst von Carolinen zu der ehrenvollen Stellung eines „Bruders im Geiste“ berufen worden. Um einigermaßen zu begreifen, wie die scharfsichtige Frau die versteckte Spur einer solchen Verwandtschaft ausspähte, muß man sich erinnern, daß Meyer für seine Zeitgenossen ein anderer war als für uns. Eine durch Feinheit und natürliche Würde gewinnende und imponirende Erscheinung zeichnete ihn höchst vortheilhaft aus; ein Hang zum Sonderlingsleben, der ihm angeboren war, den er aber auch wohl geflissentlich zur Schau trug, verstärkte den Eindruck seiner Persönlichkeit, besonders in den Augen der Frauen, durch den Reiz des geheimnißvoll Anziehenden; und wenn er seine Kraft in poetischen Spielen und litterarischer Vielthuerei zersplitterte, so war sein Charakter wie seine Bildung doch so gediegen, daß er der Freundschaft und des Wohlwollens der Besten würdig schien. Die

aus seinem Nachlasse herausgegebenen Briefe zeigen ihn denn auch in einem schönen, für ihn ehrenvollen Verkehr mit bedeutenden Männern und edlen Frauen. Caroline vertraute sich ihm mit unbedingter Offenherzigkeit an. Die Briefe an ihn zählen, ihrem geistigen Gehalte nach, zu den kostbarsten Stücken der vorliegenden Sammlung. Vielleicht lesen wir sie nur deshalb mit geringerem Interesse als die an Schlegel und Schelling gerichteten, weil der Mann, zu dem Caroline hier so frei und unbefangen spricht, uns so gleichgültig läßt. Indem sie ihn zu ihrem Bruder erkor, bewies sie, daß sie ein richtiges Urtheil über sich fällte, wenn sie neben treffendem Scharfsinn sich die „unschuldigste Begränztheit" zuschrieb. Wie konnte sie die Kluft übersehen, die sie von diesem Manne schied, der bei aller Neigung zum Sonderbaren doch so behutsam war, dessen Geist bei aller Feinheit doch so schwächlich blieb? Wenn wir die Episteln lesen, in denen sie ihr inneres Leben ihm enthüllt, werden wir unwillkürlich versucht, uns die Miene des Unbehagens vorzustellen, mit welcher der vermeintliche Bruder gewiß oft genug diese mächtigen Geistes- und Herzensoffenbarungen entgegengenommen hat.

Außer diesem Bruder, der sich vorsichtig in der Ferne hielt, zeigt sich uns nun auch ein Geliebter, auf den Caroline den ganzen Ernst, die ganze Macht ihrer Leidenschaft wandte. Der verschollene Name dieses Mannes, Tatter, ist erst durch einige Briefe, die man aus Meyers Nachlaß veröffentlichte, den Späterlebenden wieder in Erinnerung gebracht worden. Das wenige, das wir von Tatter wissen, spricht durchaus zu seinem Gunsten. Als Erzieher und Reisebegleiter fürstlicher Personen stand er in höfischen Diensten; aber er ward darum kein Hofmann; er behauptete in seiner Lebensführung wie in seinen Anschauungen und Gesinnungen eine edle Selbständigkeit. Caroline war bereit, sich ihm unterzuordnen; sie erblickte in ihm die gediegene Kraft würdiger und selbstbewußter Männlichkeit. Offenbar strebte er, ihrer drängenden Leidenschaft, die er nicht

unerwiedert ließ, doch mit maßvollerer Haltung zu begegnen, und befestigte dadurch seine Macht über das Gemüth einer Frau, die nur denjenigen lieben konnte, dessen Herrschaft sie unbedingt anerkennen mußte.

Neben diesem Bruder und diesem Geliebten mußte ein jüngerer Freund, der damals zuerst Carolinen nahe trat, sich mit einer minder beneidenswürdigen Stellung begnügen. A. W. Schlegel legte um jene Zeit in Göttingen, als philologischer Schüler Heynes und poetischer Jünger Bürgers, den Grund zu seiner wissenschaftlichen und künstlerischen Ausbildung. Auch er konnte der Geistesmacht Carolinens nicht widerstehen; auch er fühlte sich gebannt von dem Zauber jener blauen Augen, deren sie selbst gelegentlich nicht ohne schalkhaftes Wohlgefallen gedenkt. Sein Gefühl war echt, und es fand den lebhaftesten poetischen Ausdruck. Sie mag die dichterischen Verherrlichungen, die ihr gewidmet wurden, mit jener lächelnden und gelassenen Huld erwiedert haben, mit der erfahrene Frauen in solchen Fällen einen jugendlichen Verehrer bald anzuziehen, bald fernzuhalten pflegen. Sie ließ es sich gefallen, für seine Herrin zu gelten und auch wohl die Herrin gegen ihn zu spielen. Von seiner ursprünglichen Begabung schien sie nicht eben groß zu denken, und sie zweifelte, daß er mit allem Mühen und Streben jemals ein hochgestecktes Ziel erreichen werde. Sie sagte ihm manch hartes Wort, und wußte ihn dann doch wieder anzuziehen und mit sanft schmeichelnder Rede zu beschwichtigen. Jeden ernsteren Anspruch aber, mit dem er etwa hervortreten mochte, lehnte sie beharrlich ab; daß aus ihnen beiden „nichts werde", davon blieb sie überzeugt, und wenn im Verwandten- oder Freundeskreise halb ernst, halb scherzend über ihre Verbindung gesprochen ward, wies sie mit einem stark ironischen Worte jede derartige Möglichkeit in die weiteste Ferne.

Und doch sollte dieser verschmähte Freund sich in der Stunde der ernstesten Prüfung als der einzig Standhafte, der einzig Treue kräftig bewähren.

Denn nun nahte für Caroline die Zeit, in der sie erfahren sollte, inwiefern ihr Herz eine dauerhafte Schutzwaffe sei gegen die Mächte des Schicksals, die sie selbst zum Kampfe aufrief. Die Marburger Verhältnisse waren für sie nicht länger zu erdulden. Im August 1791 entzog sie sich ihnen und kehrte wiederholt, ungern, auf einige Monate in das väterliche Haus zurück. Unsicher über die Wahl ihres Aufenthaltsortes, wandte sie sich auch nach Gotha zu der treuesten Freundin, Luise Gotter. Dort eröffnete sich ihr noch einmal die Aussicht auf eine gesicherte Zukunft, auf ein heiter beruhigtes Dasein. Ein in hohen Würden stehender Theolog, der Generalsuperintendent Löffler, ein Mann von Geist und Bildung, warb um ihre Hand. Die Gothaer Freunde konnten nicht anders als diese Werbung unterstützen, und Caroline ließ nicht etwa von vorn herein entschiedene Abneigung merken. Sie erwog das Für und Wider; ihrem eigenen Geständnisse zufolge würde Tatter seine Zustimmung gegeben haben, wenn sie sich zu einem Ja entschlossen hätte; dennoch war es wohl vornehmlich der Gedanke an diesen Freund, der ihr das Nein eingab. Sie fühlte, daß sie an einem Scheidewege stand; sie wählte, was ihr Freiheit schien. Im März 1792 that sie den verhängnißvollsten Schritt ihres Lebens: sie ging nach Mainz.

Dort war sie schon im Jahr vorher mit Therese Forster wieder zusammengekommen; einen glücklichen Monat hatte sie damals im innigen Verkehr mit ihr verlebt, und die alte halb widerwillige Neigung hatte sich von neuem befestigt. Schwankend, wie immer, blieb ihr Urtheil über die Jugendfreundin, die wieder mit derselben Gewalt, wie ehedem, sie an sich gezogen hatte; aber es lautete doch günstiger als je. Voll Theilnahme, ja Bewunderung erblickte sie Theresen wohlthätig wirkend an der Seite eines Mannes, dessen charakterlose Schwäche sie ohne Schonung verdammte. Nun, während ihres dauernden Aufenthaltes in Mainz, trat sie mit dem Forsterschen Hause in eine Art von Familiengemeinschaft, und ihr Urtheil ward bald anders

gestimmt. Forster erschien ihr in einem günstigeren Lichte. Wie schwach, wie haltlos er war, wie er unter seiner eigenen Schwäche litt und seine Nächsten leiden ließ, das mußte sich ihr täglich von neuem aufdrängen; aber auch die edleren Seiten dieses Wesens, in dem widerstrebende Eigenschaften sich fortwährend bekämpften, boten sich nun ihrem Blicke dar. Sie sah auf ihn mit einer zwiespältigen Empfindung: sie liebte ihn eben so ungemein, wie sie ihn geringschätzte. Vor allem hatte er jetzt den stärksten Anspruch auf ihr Mitgefühl. Denn um diese Zeit brach vollends der unsichere Boden, auf dem sein eheliches Verhältniß gegründet war. Therese sagte sich los von dem Manne, dem sie weder mit ihrem Geiste noch mit ihrem Herzen je angehört hatte; in der ersten Hälfte des Decembers 1792 ging sie von ihm. Caroline blieb an Forsters Seite, und ihre Nähe war ihm tröstlich. Die Sorge für ihn schien sie ganz hinzunehmen. Mit lebhaftem Eifer ging sie auf sein politisches Thun und Streben ein; sie träumte mit ihm den schönen, schlimmen Traum, an dessen Verwirklichung er mit schwächlichem Idealismus glaubte.

Die Franzosen herrschten in Mainz, und Carolinens Lage ward immer bänglicher. Wenn sie sich auch bewußt war, an Forsters Seite einer edlen Pflicht zu genügen, so mußte sich doch das Verlangen mächtig regen, aus diesem Drang der Verhältnisse befreit zu werden. Mit der Bitte um Befreiung wandte sie sich an Tatter, dessen Anwesenheit sie noch vor wenigen Monaten beglückt hatte. Aber der geliebte Mann war nicht zur That bereit; der Hülfeflehenden, die jedem seiner Befehle gehorcht hätte, gab er nichts als Worte des Bedauerns. Da fühlte sie ihr Verhältniß zu dem Manne, der in der Stunde der Prüfung so schlecht bestand, gelöst für immer; sie fühlte sich frei von den Fesseln einer Neigung, der sie sich mit aller Gluth ihrer Leidenschaft überlassen hatte. Ohne zu ahnen, welche Gefahr für sie aus einem längern Verweilen entstehen könne, blieb sie noch ferner als Forsters moralische Kranken-

wärterin zurück; durch seine anziehenden Eigenschaften ließ sie sich immer wieder mit seiner mitleidswürdigen Schwäche versöhnen, und bewährte in seiner Pflege die „allerfreiwilligste, uneigennützigste Ausdauer.“ Zugleich aber suchte sie — es ist dies ihr eigenes Wort — Zerstreuung, und fand dieselbe in der Hingebung an einen Franzosen, einen Mann, der offenbar durch kein Band geistiger Verwandtschaft mit ihr verknüpft war. Dahin also war sie durch das kecke Vertrauen auf ihr Herz geführt worden! Dieses Vertrauen blieb nach wie vor unerschüttert; vielleicht aber dürfen wir hoffen, daß Caroline, wenn in späteren Jahren das widrige Bild dieser Mainzer Zustände vor ihr auftauchte, sich nicht mit dem ihr geläufigen Sophismus zu rechtfertigen suchte: die Sünde liegt nicht in den Handlungen. —

War das Vergehen schwer, so war es die ihr auferlegte Sühne nicht minder. Am 24. März ging Forster nach Paris, und Caroline mußte nun endlich aus den Mauern der unglückseligen Stadt heraus. In Gesellschaft einer Freundin, deren Ruf den ihrigen nicht verbessern konnte, verließ sie Mainz; aber in Frankfurt ward den Frauen Halt geboten; ein Befehl aus dem deutschen Hauptquartier verurtheilte sie zu strenger Haft auf der Festung Königstein. Dort mußte sie acht furchtbare Leidenswochen verbringen, bis man ihr endlich in Cronberg wenigstens eine mildere Haft gönnte. Obgleich sie in Mainz den thörichten Extravaganzen der Revolutionäre fern geblieben, und seit dem Januar sogar gänzlich von politischen Dingen sich abgewandt hatte, ward sie doch als Freundin Forsters der thätigen Theilnahme an den demokratischen Bestrebungen verdächtigt. Der Anklage fehlte indeß jeder rechtsgültige Beweis. Auf die nachdrückliche Verwendung ihres jüngeren Bruders Philipp mußte im Juli ihre Befreiung erfolgen.

Aber gerade jetzt war sie mehr als je der treuen, ausdauernden Fürsorge eines hingebenden, aufopferungsfähigen Freundes bedürftig. Und als einen solchen erwies sich Schlegel,

der Mißachtete, Zurückgestoßene. Wie er früher der gefeierten Herrin seines Herzens seine sauberen Verse gewidmet hatte, so widmete er jetzt der hart Bedrängten, die unter den Folgen ihres eigenen Thuns so schwer litt und büßte, seine ganze jugendliche Thatkraft. Der Geliebte hatte sich selbst von Carolinens Seite hinweggewiesen; Meyer genügte nur sehr unvollkommen den ihm zugemutheten brüderlichen Pflichten, und wich immer weiter in den Hintergrund zurück, bis er endlich ganz in der Ferne blieb. Schlegel aber machte sich mit dem Gedanken vertraut, die verlorene Ehre der von allen Seiten Geschmähten, Verleumdeten und Angefeindeten wiederherzustellen. Halb mit Bedauern, halb mit Bewunderung sehen wir zu, wie er sich opfermuthig in dieses bedenkliche Abenteuer stürzt. Zuversichtlicher und entschlossener als je bietet er ihr seine Hand, und nun kann sie ihn, dem sie so viel, dem sie alles verdankt, nicht mehr zurückweisen.

Jetzt lag Schlegeln die Pflicht ob, die Fürsorge für die gemeinsame Zukunft zu übernehmen. Es folgten einige Jahre der Ungewißheit, in denen manigfache Pläne in seinem Kopfe sich kreuzten. Aber endlich schlug er den Weg ein, auf den sein früh entwickeltes und früh bekundetes Talent, so wie die eingeborne Neigung ihn unweigerlich hintrieb: er ging im Frühling 1796 nach Jena, und begründete dort durch eine stetig fortgeführte, vielseitige, immer weiter umhergreifende und doch auf einen Punct gerichtete Thätigkeit seine Stellung in der Litteratur seiner Zeit.

Gleich nachdem er die Jenaischen Verhältnisse mit eigenen Augen kennen gelernt und günstig gefunden hatte, schloß er (1. Juli 1796) das Bündniß mit Caroline. Als sie ihm nach Jena folgte, fand sie endlich wieder einen Platz, auf dem sie sich heimisch fühlen, auf dem sie mit Ehren erscheinen durfte.

So lebte sie denn nun im Kreise der werdenden Romantik, und auch hier fiel ihr, wie von selbst, eine Herrscherrolle zu. Sie schien ganz aufzugehen in der lebhaften, leidenschaftlichen

Theilnahme an der geistigen Bewegung, die damals von Jena und Weimar aus das ganze Bildungswesen unseres Volkes ergriff. In der litterarischen Atmosphäre, in die sie hier versetzt war, an der Seite eines Mannes, der in reger schriftstellerischer Production das eigentliche Element seines Daseins fand, ward auch sie zu ähnlicher Thätigkeit angeregt. Obgleich ausgestattet mit allen Gaben, die ihr unter den weiblichen Autoren ihrer Zeit einen der ersten Plätze, wo nicht den ersten, zusichern mußten, hatte sie doch keineswegs den Drang empfunden, als Schriftstellerin hervorzutreten. Hierin war sie den Grundsätzen ihrer ersten Jugend treu geblieben. Auch jetzt äußerte sich ihre Thätigkeit nur gelegentlich; sie ward durch den Augenblick hervorgerufen und bedingt. Wie es das Bedürfniß forderte, oder wie Laune und Lust sie antrieb, griff Caroline in die kritischen Arbeiten ihres Mannes ein, und ihre Recensionen wie ihre Beiträge zum „Athenäum" geben das günstigste Zeugniß für ihre Fähigkeit zur Kritik und zur höhern Kunstbeurtheilung. Mit der liebevollsten Aufmerksamkeit, hülfreich und ermunternd, begleitete sie vornehmlich die auf Shakespeare gerichteten Arbeiten Schlegels. In der Abhandlung über Romeo und Julie, in der zuerst der Versuch gemacht ward, ein Shakespearesches Werk als organisches Ganzes darzustellen und den nothwendigen Zusammenhang der Theile bis ins Einzelne nachzuweisen, in diesem Aufsatze, der, nachdem Goethe in Wilhelm Meister auf den richtigen Weg gedeutet, die höhere Kritik Shakespeares eigentlich eröffnete, sind, wie wir nun erfahren, die treffendsten Gedanken, die seelenvollsten Aussprüche Carolinens Eigenthum. Bei der Uebersetzung war sie auf andere Weise mitthätig. Sobald ein Drama in Schlegels Handschrift vollendet war, hatte sie die Aufgabe, eine reinliche Abschrift für den Druck herzustellen, die Schlegel alsdann noch einmal seiner Durchsicht unterzog. Eine solche Abschrift des Romeo hat sich noch erhalten und bezeugt Carolinens bescheidene, aber eifrige Mitwirkung an der großartigsten und erfolgreichsten Leistung, die der deutschen Uebersetzungskunst

während der höchsten Blüthezeit unserer classischen Litteratur gelungen ist. Auch in den gleichfalls noch erhaltenen Schlegelschen Entwürfen zur Uebersetzung dieses Dramas wird Carolinens Hand nicht selten sichtbar; und ganz eigen berührt es uns beim Durchblicken dieser Blätter, wenn die leichten und doch kräftigen Schriftzüge des Mannes plötzlich abbrechen, und die Scene, in der die Liebenden für immer scheiden — „Willst du schon gehn? Der Tag ist ja noch fern" — in der weicheren Handschrift der Frau sich darstellt.

Als Schlegels Gattin betheiligte sich Caroline aber nicht allein an dessen Arbeiten; sie fühlte sich mit allen Interessen der romantischen Schule eng verknüpft. In den ernsten Kämpfen und lustigen Händeln der verwegenen Genossen hat sie rüstig mitgestritten und witzig mitgespielt. Als Schiller jenen imperatorischen Brief schrieb, durch den er die Schlegel für immer aus seiner Nähe bannte, versuchte auch sie ein begütigendes Wort der Bitte dreinzureden, empfing jedoch eine so derbe und verletzende Zurückweisung, daß man es ihr schon etwas weniger verargen muß, wenn sie fortan mit einem ins Komische ausschweifenden Hasse den Dichter verfolgte, dessen Geist ihr immer fern und fremd geblieben war. Sicherlich hat sie durch ihre Einwirkung dazu beigetragen, daß der natürliche Gegensatz zwischen Schiller und den Romantikern unnöthigerweise verschärft ward. Gleichermaßen stimmte sie kampfesmuthig für den Vernichtungskrieg, den die Schule gegen Wieland beschlossen hatte; und man lese nur, wie sie den armen Huber, der sich gegen die Romantik vergangen, heftig anfährt, wie entschieden sie die Schlegel vertheidigt und die Bedeutung, die ihnen zukommt, preisend hervorhebt.

Aber wenn sie auch für ihre Freunde kräftig einstand und als deren Mitstreiterin galt und gelten wollte, so hielt sie doch manchen Irrthum von sich ab, dessen diese sich nicht erwehren konnten. Ihr Urtheil, wenn auch zuweilen durch Leidenschaft verblendet, hatte doch nichts von seiner Klarheit und Schärfe

verloren. Den Druck der „Lucinde“ mißbilligte sie; was sie über Tiecks Dichtweise sagt, kann noch jetzt nicht besser gesagt werden. Friedrich Schlegels wahren eigenartigen Werth hat sie selbst in der Zeit nicht verkannt, da sie in ihm einen feindselig verhärteten Gegner erblickte; und wenn sie manchen Dichtungen ihres Mannes einen unverhältnißmäßigen, vielleicht nicht immer ganz aufrichtigen Beifall schenkte, wenn sie insbesondere seine satirischen Poesien nach Verdienst erhob, so wußte sie doch ganz deutlich, auf welchem Gebiete er das Höchste zu leisten berufen war, und wies ihn immer wieder auf seine Uebersetzung Shakespeares hin. Niemand hat wohl in jenen Jahren wahrer und tiefer als sie den Verlust empfunden und beklagt, den unsere Litteratur durch die vorzeitige Unterbrechung dieser Arbeit erlitt.

So schien sie ganz dem Kreise anzugehören, in dem es ihr, wie sie gelegentlich rühmte, „ausgelassen gut“ erging. Aber hatte dieses Herz nun seinen dauernden Frieden, seine volle Befriedigung gefunden? Sie hatte Schlegel nie geliebt, und er war auch gewiß der letzte Mann, den ein Weib wie Caroline lieben konnte, obwohl sie über seinen kleinen Schwächen seine großen Eigenschaften nie übersah. Wir wissen, unter welchen Verhältnissen die Verbindung geschlossen worden. Die Macht unseliger Zustände hatte Carolinen ihm entgegengeführt; seiner aufopfernden Großmuth durfte sie den ersehnten Lohn nicht versagen. Aber auf einem so schwankenden Grunde konnte keine feste Vereinigung gestiftet werden; wie locker sie war, mußte sich zeigen, sobald der Mann erschien, den Caroline als denjenigen erkannte, der ihr von Gott und Natur zum Herrn gesetzt sei.

Gegen Ende des Jahres 1798 war der junge Schelling in den Jenaischen Freundeskreis eingetreten. Unter allen Mitgliedern dieses Kreises hatte Caroline zuerst die volle Macht seiner Natur erkannt; sie ward ganz von ihr durchdrungen. Und *er* — wie sollte er ihr Widerstand leisten, wenn sie entschlossen war ihn zu gewinnen? Noch immer umgab sie der

Glanz der Schönheit, noch immer war sie vom Reize siegender Anmuth begleitet. Ihre schmeichelnde Stimme tönte so verlockend wie je, und Goethes Zauberwort klang von ihren Lippen noch immer so süß und hinreißend wie ehemals, wenn sie mit Iphigeniens Versen auch den widerstrebenden Hörer entzückt und bezwungen hatte.[8]) Und daß ihre Geisteskraft nicht gebrochen, die Gluth ihrer Leidenschaft nicht gedämpft war, sondern nur reiner und heller emporloderte, das erfuhr Schelling, sobald sein Herz sich gegen sie öffnete. Er fühlte sich in seinem innersten Sein und Wollen von ihr verstanden, und durch das Bewußtsein dieses Verständnisses, das zum gegenseitigen Einverständniß ward, fühlte er sich erhoben. Caroline hatte in ihrem Innern keinen geheimen Widerstreit der Empfindungen zu schlichten, um sich ganz ihm zuzuwenden. Ihr Verhältniß zu Schlegel war innerlich auseinander gefallen, ehe es äußerlich gelöst ward. Sie schloß sich nur um so inniger an Schelling, und er sich um so vertrauensvoller an sie, je mehr die übrigen Freunde durch bedenklichen Zwiespalt von einander getrennt wurden.

Dennoch bedurfte es einer schmerzlichen Katastrophe, um jene äußere Lösung herbeizuführen. Im Juli 1800 verlor Caroline die einzige Tochter Auguste, die schon für den romantischen Kreis zu einer Art von lieblichem Idol geworden, und nun als eine früh emporgehobene Heilige dichterisch gefeiert ward. In der leidenschaftlichen Trauer der Mutter, welche die Sehnsucht nach der Verlorenen fort und fort in den rührendsten Tönen aussprach, offenbarte sich zugleich die leidenschaftliche Hingebung an Schelling. Eine Zeitlang suchte sie sich zu täuschen über Art und Gehalt der Empfindung, mit der sie den Hochgeliebten umfaßte. Aber die Wahrheit brach durch. Gerade

[8]) Mit Friedrich Schlegels Aeußerungen vom 29. September 1793 und 27. Februar 1794 vergleiche man Wilhelms Worte in den Betrachtungen über Metrik (Sämmtl. Werke 7, 196): „Aber sage mir im Ernst, ist dir denn jemals Goethes Iphigenie, etwa von Carolinen vorgelesen, monotonisch vorgekommen? Nun so helfe dir Gott und Sanct Klopstock!“

in jenen herben Schmerzenstagen hatte sich Carolinens Gemüth von Schlegel vollends entfremdet abgewandt. Das Bündniß mit ihm, für beide Theile unerträglich geworden, durfte keinen von beiden ferner beengen. Geraume Zeit bestanden die alten gewohnten Verhältnisse noch fort, ehe man das entscheidende Wort sprach. Und es ward ohne Groll gesprochen: Caroline hat Schlegel immer als den redlichsten, den reinsten der ganzen Freundesschaar bezeichnet. Nachdem die Trennung erfolgt war (17. Mai 1803), ward Caroline (am 26. Juni) Schellings Weib.

Und nun wird dieses wunderbar bewegte Leben durch sechs Jahre beseligter Ruhe beschlossen und gekrönt. In der Vereinigung mit Schelling empfand sie die Bestimmung ihres Daseins erfüllt. An der Brust dieses Starken hatte dieses stürmische Herz endlich die geweihte Ruhestatt gefunden. Nur ihm gehört ihr Dasein; die Stolze, Selbstbewußte, die ehemals nur in einer unbedingten Freiheit sich gefallen wollte — sie erblickt jetzt den Gipfel der Seligkeit in der innigen Hingebung an den Mann, dem sie die Herrschaft über sich willig zugesteht. Alle litterarische Vielgeschäftigkeit ist abgethan; es ist ein Ereigniß für sie, wenn sie einen Brief schreibt. Schon früh hatte sie in seiner Philosophie das herrschende poetische Element herausgefunden. Nun ist er ihr der Prophet, der ihr zum Gefährten gegeben worden, um die Geheimnisse des Seins ihr mit begeistertem Worte auszulegen; sein Geist ist ihr der nie versiegende Quell, aus dem ihr alles Herrliche und Tröstliche zuströmt. Was Schelling aber in ihr gefunden und besessen, das sprach er, schmerzdurchschüttert, mit der ganzen Gewalt seines eindringenden Wortes aus, nachdem ein sanfter Tod (7. September 1809) sie von ihm abgelöst hatte.

Ein Gefühl, ähnlich dem, welches nach ihrem Hinscheiden ihre Nächsten erfüllte, will auch uns beschleichen, wenn wir an den letzten dieser Briefe gelangt sind. Der flüchtige Lebensüberblick, den ich allein dem Leser hier bieten konnte, vermag vielleicht kaum eine Ahnung hervorzurufen von der wundersamen

Eigenthümlichkeit, die Carolinens Erscheinung auszeichnet. Die volle Anschauung derselben kann nur aus den Briefen selbst gewonnen werden, die mit den bewegtesten Seelenlauten, mit wahren Naturstimmen des Gefühls und mit den kräftigsten Geistesworten zu uns sprechen. Der Menschen- und Herzenskenner findet sich, so oft er auch zu ihnen zurückkehrt, hier immer von frischem angeregt zur Betrachtung und Ergründung der ewigen Räthsel, die jedem neuen Geschlechte immer neu aufgegeben werden.

Wie bedeutend aber auch der in diesen Briefen niedergelegte menschliche Gehalt erscheinen mag — der rein geschichtliche Werth, den wir ihnen zuerkennen müssen, ist nicht geringer anzuschlagen. Diese Sammlung verdiente in der That von einem der ersten Meister deutscher Geschichtsforschung den Kennern der Litteratur dargeboten zu werden*) Nur allmählich wird

---

*) Es sei vergönnt hier einige Berichtigungen und Erläuterungen anzufügen, die einer zweiten Ausgabe zu gute kommen mögen — Unter den Epigrammen in Schillers Musenalmanach, die 1,168 erwähnt werden, sind nicht die Xenien, die im Almanach für 1797 erschienen, sondern Goethes Venetianische Epigramme zu verstehen; der Brief ist ja vom 10. Februar 1796 datirt. — Mit dem Haimon auf S. 147 des ersten Bandes ist kein anderer gemeint als Haman in Gotters travestirtem Trauerspiel „Esther", über das Schlegels Recension in dessen Sämmtl. Werken 10,93 Auskunft giebt. — Auf S. 160 wird offenbar angespielt auf Friedrich Schlegels Abhandlung über die Grenzen des Schönen, die 1795 im Deutschen Merkur erschien, und über die Schiller sich gegen Körner 3,273 so mißfällig äußert. Der Hercules, den der Herausgeber S. 205 nicht zu deuten weiß, sollte ursprünglich seinen Namen der Schlegelschen Zeitschrift geben, die hernach unter dem minder vermessenen Titel Athenäum in die Welt gesandt ward. Auf S. 207 denkt Friedrich an die Briefe über Shakespeares komischen Geist, die Wilhelm der neuen Zeitschrift zugesagt hatte. Die ὀαριστύς, von der Friedrich S. 241 meint: Reichardts sieben Töchter brauchten sie ja nicht zu lesen, ist das im Athenäum 3,218 übersetzte für weibliche Ohren allerdings wenig geeignete „Liebesgespräch." Der Director 2173 ist natürlich Iffland, der in einem der antiken Kunstweise angenäherten Schauspiel wie „Jon" nicht so recht an seinem Platze war. Zu der Note 2,169 bemerke ich, daß in der vor mir liegenden ersten Ausgabe des „Jon" der citirte Vers lautet:

man den hier aufgehäuften Stoff durch gründliche Unterſuchung und in kunſtgerechter Darſtellung ausnutzen und verarbeiten können. Vielleicht nur der Litterarhiſtoriker, der oft aus kümmerlichen Andeutungen, aus weit zerſtreuten Nachrichten ſich das Bild der Zeiten und Zuſtände hervorſchaffen muß — vielleicht nur er hat die richtige Schätzung für die manigfaltige Ausbeute, die aus der reichen Fülle deſſen, was hier ſo bequem uns vorliegt, zu gewinnen iſt. Wir ſehen hier in das innerſte Getriebe der Romantik; wir ſehen, wie ihre Führer von den bewegenden Kräften der Mitwelt getragen werden, und wie ſie ſich gegen den Zeitſinn auflehnen, ihn zu bekämpfen ſtreben und zu beſiegen hoffen. Man darf ſagen: jene Zeit ſelbſt ſpricht hier zu uns; und vielleicht jetzt erſt ſind wir befähigt, mit ruhiger Aufmerkſamkeit ihre Stimme zu vernehmen und, frei von leidenſchaftlichem Vorurtheil wie von einſeitiger Vorliebe, eine der großartigſten Epochen deutſcher Geiſtesbildung unbefangen zu würdigen.

„Ob meiner offenbarten Vorgenoſſenſchaft.“ Der vom 21. Juni 1802 datirte Brief Nr. 293 (2,222) kann nicht an jenem Tage geſchrieben ſein; denn hier erzählt Caroline: ſie ſei nach Lauchſtädt gegangen, um dort ſich an dem Goetheſchen Vorſpiel und andern merkwürdigen Aufführungen zu erfreuen; die Lauchſtädter Bühne ward aber erſt am 26. Juni mit Goethes „Was wir bringen“ eröffnet. Sonnenberg (2,304) iſt der unglückliche Dichter des „Weltendes“ und „Donatoas“, über den J. G. Gruber ſchrieb, und deſſen auch Goethe in den Tag- und Jahresheften, 31,62, aber unter dem falſchen Namen Bielefeld, gedenkt. „Angeſehn,“ wo wir jetzt „abgeſehn“ ſagen würden, ſchreibt Caroline 2,168, wie von den früheren Schriftſtellern oft, und von Goethe faſt durchgehends geſchrieben worden; und in den Schlußworten des Briefes Nr. 331 (2,290) ſpielt ſie auf einige Verſe in Shakeſpeares „Wie es euch gefällt“ an, die auch von Tieck im Poetiſchen Journal 1,29 citirt werden. Doch genug dieſer kritiſchen Kleinkrämerei. Bei den Schwierigkeiten, die von der Bearbeitung einer ſo weitſchichtigen Briefmaſſe unzertrennlich bleiben, ſind derartige Unſicherheiten und kleine Verſehen, die der Herausgeber vielleicht ſelbſt ſchon als ſolche erkannt und berichtigt hat, kaum zu vermeiden.

VII.

Zur Kenntniß

Jacob Grimms.

(1891.)

Wenige Monate waren vergangen, seitdem die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm der Aemter, die sie an der Göttinger Hochschule bekleidet, gewaltsam enthoben worden. Jacob lebte und arbeitete wieder in dem heimischen Kassel. Dort empfing er, am sechsten April 1838, den Besuch von Moriz Haupt, dem Philologen, der in seinen Forschungen griechisch-römisches und deutsches Alterthum mit gleicher Sicherheit umfaßte. Er erschien, begleitet von Karl Reimer, dem würdigen Leiter der Weidmannschen Buchhandlung. Sie brachten den Brüdern einen wichtigen Antrag. Sie wollten die beiden Erforscher des vaterländischen Alterthums bestimmen, ihre schon so großartig bewährte Doppelkraft auf die Abfassung eines deutschen Wörterbuchs zu wenden.

Gegen den Vorschlag schienen schwere Bedenken sich zu erheben. Dennoch ward er mit freudiger Zustimmung begrüßt. Unwiderstehlich lockte das Große der Aufgabe. Die Bereitwilligkeit, sie zu unternehmen, fand in den damals gepflogenen Verhandlungen entschiedenen Ausdruck.

Auf sechs oder sieben starke enggedruckte Bände war der Umfang des Werkes berechnet; es sollte sich dem gerühmten Vorbilde des italienischen Wörterbuches der Crusca selbständig anschließen; man dachte die Einrichtung so zu treffen, daß auch Ausländer es nutzen könnten. Die Brüder durften das Selbstvertrauen hegen, den Stoff, der in Ueberfülle vor ihnen sich ausbreitete, in einer gemessenen Reihe von Jahren zu bemeistern.

Aber Jahr um Jahr verfloß. Zwar mancherlei ward vorbereitet und zugerüstet: umfassende Sammlungen wurden

angelegt. Doch vergebens harrte man auf den Beginn des verheißenen Werkes. Große Arbeiten hielten Jacobs Thätigkeit angespannt. Der erste Band der deutschen Grammatik ward für die dritte Ausgabe (1840) ganz neu gestaltet; die Sammlung der Weisthümer begann. Die deutsche Mythologie erhielt bei ihrem zweiten Erscheinen (1844) eine viel reichere Ausstattung; bald hernach ließ er auf breitester Grundlage den gewagten Bau der Geschichte der deutschen Sprache emporsteigen (1848). Inzwischen war ihm und dem Bruder durch königliche Huld in Berlin eine Stätte erweiterter Wirksamkeit bereitet worden. An jene gewichtigen Leistungen schloß sich eine schwer übersehbare Masse von Aufsätzen, von kleineren Schriften, deren manche zur Bedeutung selbständiger Werke heranwuchsen. Und hätten selbst solche Arbeiten noch Muße für das Wörterbuch gegönnt, so schienen doch die Mächte der Zeit den Beginn eines derartigen Unternehmens kaum zu begünstigen. Das Jahr 1848 war herangekommen mit seinen aufregenden Hoffnungen, denen so niederschlagende Enttäuschungen folgten. Auch Jacob Grimm widmete sich dem Dienste, den das Vaterland zu fordern schien. Sein Aufenthalt in der Paulskirche hätte wohl seine Gedanken von allen umfassenderen wissenschaftlichen Plänen abziehen können.

Dennoch blieb jener große Plan dem Geiste der Brüder stets gegenwärtig; der Zeitpunct der Ausführung schien näher zu rücken. Ein Bild des Ganzen, wie es ihnen vorschwebte, hatte Wilhelm in lichten, festen Zügen entworfen, als er im Herbste 1846 den in Frankfurt versammelten Germanisten eingehende Kunde gab von dem Unternehmen, das man im Süden wie im Norden des Vaterlandes mit der gleichen warmen Theilnahme willkommen hieß und mit treuer Thätigkeit förderte. (Kleinere Schriften von Wilhelm Grimm, Berlin 1881, Bd. 1, S. 508—520.) Drei Jahrhunderte der deutschen Sprachentwickelung sollte das Werk umfassen. Anheben sollte es mit Luther, aus dem die unverkümmerte Gewalt des neugeborenen

deutschen Wortes erschütternd hervorbricht[1]), und es sollte mit Goethe schließen, weil in ihm das sinnlich-geistige Leben der Sprache, lauter und edel, am reichsten und ungebundensten sich entfaltet.

Fürs erste mußte man sich an den Hoffnungen genügen lassen, die Wilhelms Bericht erweckte. Aber endlich, allen äußeren Störungen und inneren Hemmnissen zum Trotz, waren die Vorbereitungen in der Stille so weit gediehen, daß im December 1851 die Weidmannsche Buchhandlung den Beginn des Druckes öffentlich melden konnte. Einige Wochen nachher erfolgte die von einer Druckprobe begleitete Ankündigung des Deutschen Wörterbuches. Ueberall, wo deutscher Sinn waltete, wurde die lang gehegte Erwartung zur lebhaftesten Spannung gesteigert. In jenen Tagen, da der Deutsche auf eine vielfach umdüsterte Gegenwart und in eine trübe Zukunft blickte, mußte die Erscheinung eines solchen Werkes eine wahrhaft tröstliche Helle verbreiten. Es erhob sich wie ein mahnendes Denkmal jener durch Sprache und Litteratur erhaltenen und gepflegten Einheit, die alle Spaltungen im Gesamtleben unseres Volkes glücklich überdauert hatte. Es mahnte an diese Einheit und verbürgte sie zugleich für kommende Zeiten. — „Das deutsche Volk erhält an diesem Buche ein Nationalwerk im höchsten und umfassendsten Sinne des Wortes" — dieser, dem Litterarischen Centralblatt Zarnckes entnommene, Satz (1852, S. 207) bezeichnet mit vollkommen treffendem Ausdruck, was Deutschland in berechtigter Zuversicht erhoffte.

Inzwischen hatte Jacob am vierten Januar 1852 — es war sein 67. Geburtstag — den ersten Bogen zur Correctur erhalten. Zu Anfang des Mai konnte die erste Lieferung ans

[1]) „Er ist's, der die deutsche Sprache, einen schlafenden Riesen, aufgeweckt und losgebunden; er ist's, der die Scholastische Wortkrämerei, wie jene Wechslertische, verschüttet." Herder in der dritten Sammlung der Fragmente (Suphan 1,372). — „Luthers Prose ist eine halbe Schlacht; wenige Thaten gleichen seinen Worten." Jean Paul in der „Vorschule der Aesthetik" (Werke, Berlin 1861, 18, 276).

Licht treten; sie reichte auf 240 Spalten bis zum Goetheschen Worte Allverein. Die Urtheilsfähigen waren einhellig in Kundgebungen der Dankbarkeit, der Bewunderung. „Eine der größten nationalen Unternehmungen, die in Deutschland je erschienen sind" — so lautete der Ausspruch des Litterarischen Centralblattes (1852, S. 330). In einem, noch jetzt beachtenswerthen, Aufsatze der „Grenzboten" (1852, 2, 1—4) hatte man kurz zuvor gelesen: „Dieses Unternehmen ist ein Ereigniß in der deutschen Litteratur"; und um diese Behauptung, der jetzt wohl jeder Deutsche beistimmt, für die damaligen Leser zu erhärten, wird sowohl die Anlage als der letzte Zweck dieses „größten litterarischen Unternehmens der neuesten Zeit" einsichtsvoll erörtert.

Aber nicht allen, die sich des endlich erscheinenden Buches bedienen wollten, war die Einsicht in seinen unvergleichbaren Werth verliehen; nicht alle mochten sich zur Erkenntniß des Zweckes erheben, dem es vornehmlich gewidmet war; manche fühlten sich durch eine so ungewohnte Ausbeutung des Sprachschatzes überrascht und enttäuscht; solche, die ein bequemes Handbuch zu schleuniger Befriedigung ihrer sprachlichen Bedürfnisse verlangten, fühlten sich gestört und belästigt durch die Massen von Gelehrsamkeit, die über dem Ganzen lagerten. Auch die vorlauten Kleinmeister drängten sich heran, die zu ihrer Selbstbefriedigung mit viel Behagen das Einzelne bekrittelten: bald vermißten sie ein Wort, das ihnen hochwichtig dünkte; bald beschwerten sie sich über die allzu große oder gar zu spärliche Zahl der Belegstellen und fanden die mitgetheilten nicht treffend genug. Daneben ließen sich die halbwissenden Großsprecher vernehmen, die einer wahrhaft großen Leistung gegenüber selten stumm bleiben. Sie verwarfen die ganze Anlage des Werkes; sie ereiferten sich über die lateinischen Ausdrücke, welche den einzelnen Wörtern zur Erklärung beigesetzt worden; sie tadelten den wissenschaftlichen Hochmuth der Brüder, die neuere und neueste Schriftsteller nicht nach Verdienst beachteten; sie läugneten

ihnen rundweg die Fähigkeit ab, ein für alle Kreise des gebildeten Deutschlands nutzbares Buch herzustellen.

Schon im Sommer 1852 mußte ein Mann wie Robert Prutz begründete Klage führen[2]) über die „halb leichtfertigen, halb böswilligen Besprechungen, welche dem Grimmschen Werke in einigen norddeutschen, besonders Berliner Zeitschriften zutheil geworden." Der Brüder schien sich eine etwas verdrießliche Stimmung zu bemächtigen. Was konnte es frommen, daß man ihnen Verbesserungen und Ergänzungen zu den bereits erschienenen Heften zudringlich mittheilte? Vielmehr sollte man für die noch zu bearbeitenden Buchstaben Sorge tragen und die aus den Schriftstellern gesammelten Belege so aufzeichnen und ordnen, daß sie für den unmittelbaren wissenschaftlichen Gebrauch tauglich würden. Eine öffentliche Bitte um solche wahrhaft ersprießliche Hülfsleistung richteten Jacob und Wilhelm an Bekannte und Unbekannte.[3]) Dankbar erwähnten sie, daß man überall

---

[2]) Deutsches Museum 1852, Bd. 2, 145. — Er selbst hatte dem ersten Hefte eine im wärmsten Tone gehaltene Anzeige gewidmet und nur weniges leise auszustellen gewagt: 1852, 1, 868—70. Auch das dritte Heft besprach er noch in demselben Jahre: 2, 627. — Es wäre wohl der Mühe werth, durch eine umfassendere Sammlung von Zeugnissen anschaulich zu machen, welche Aufnahme dem Deutschen Wörterbuche bei seinem ersten Hervortreten durch die Sprecher des Tages bereitet worden. — Feindseligkeiten, die sich in gewissen katholischen Kreisen regten, hatte gleich das erste Heft zu bestehen. In seiner Ausgabe des Berthold von Chiemsee (München 1852) ereiferte sich Dr. Wolfgang Reithmeier S. 617 auf das heftigste über die Erklärung des Wortes Ablaß. Die Begründer des Wörterbuches nennt er „Berliner Gelehrte", „Berliner Intelligenzen"; er meint, jedes Schulkind könnte sie beschämen; er bezichtigt sie „widersinniger Aufbürdungen und absurder Lügen". Im Vorworte S. XVII werden sie demgemäß beschuldigt, sie hätten „ihr Nationalwerk zu einer polemischen Tendenzschrift gemacht".

[3]) Vergl. Anzeigeblatt zum Litterarischen Centralblatt 1852, Nr. 12. — Die „Bitte" findet sich jetzt auch in Jacobs Kleineren Schriften 7, 603. Die Mithelfer werden aufgefordert, „ihren Blick abzuwenden von dem jähen Abgrunde des ganzen Werkes, an den die Verfasser ihr Auge gewöhnt haben".

in Deutschland rege Theilnahme an dem schweren Werke gezeigt; aber sie mußten beklagen, daß gerade die wirksame Unterstützung, die sie von den „sprachgelehrten Kennern" erwartet, ausgeblieben sei.

Während das Werk fortschritt, enthüllte sich immer deutlicher seine Eigenart; sie erzwang sich von allen, welche sie zu erfassen vermochten, bewundernde Anerkennung. Allerdings durften sich mit schmählichem Unglimpf zwei Gegner hervorwagen, deren Gebahren Jacob als einen „Frevel" brandmarkte, in welchem er zugleich mit Trauer ein „Zeichen unsrer öffentlichen Zerrissenheit" gewahrte. Ihre hämischen Angriffe, die selten zum Ziele trafen, bereiteten wohl für Augenblicke ein bitteres Aergerniß, konnten aber auf die Dauer die frische Arbeitslust nicht stören.

Der Buchstab A war vollständig, vom B die größere Hälfte ausgeführt. Da kamen in den letzten Wochen des Jahres 1853 Verfasser und Verleger überein, mit dem achten Hefte den ersten Band abzuschließen. Jacob schmückte ihn mit der herrlichen Vorrede, die so ergreifend austönt in dem Mahnruf an alle geliebten Landsleute, die heimischen wie die fortgewanderten, die angestammte, uralte Sprache zu lernen, zu heiligen und an ihr zu halten.

Am 2. März 1854 ward die Vorrede unterzeichnet. In kaum zwei Jahren hatte Jacob allein einen Quartband geliefert, der 1824 hohe enggedruckte Spalten in sich faßte. Noch fiel ihm vom B die geringere Hälfte zu — sie begann mit dem vielbelachten „Biermörder"; — dann mußte dem undeutschen C sein Recht werden. Für beides genügten 600 Spalten des zweiten Bandes. Jacob hatte die Bewältigung der ersten drei Buchstaben vollbracht.

Nun begab sich Wilhelm ans Werk. Er hatte sich das vom vierten Buchstaben beherrschte Gebiet ausersehen. Auf diesem schritt er, wie es seiner Geistesart gemäß war, sorgsam und umsichtig vorwärts. Obgleich das Muster, das, nach Uebereinkunft mit ihm, Jacob aufgestellt hatte, auch für ihn gültig

blieb, so folgte er doch in der Behandlung mancher Einzelheiten der eigenen Weise, welche von der des Bruders so vielfach abwich. Mehr als einen Käufer wollte es zwar bedünken, als dehnten sich die Pausen zwischen den einzelnen Lieferungen gar zu sehr in die Länge. Aber man mußte jedem Groll über die Zögerung entsagen, sobald man sich an dem Ergebniß dieser bedachtsamen Arbeit erfreute. Was Wilhelm bietet, ist fertig in jedem Sinne, es gleicht einer durchgereiften Frucht.

Gewiß bilden die Seiten des zweiten Bandes, auf denen der Buchstabe D abgehandelt wird, nicht den großartigsten, wohl aber den gefälligsten, den am meisten anmuthenden Theil des Wörterbuchs.

Jacob selbst hat in der Rede auf seinen Bruder (Kleinere Schriften 1,163–77) die Unterschiede nachgewiesen, die zwischen ihnen beiden obwalteten, und die auch im Umkreise des Wörterbuchs deutlich genug sich spüren lassen. In untadelhafter, aber niemals peinlicher Sauberkeit, allseitig abgerundet, in reichlicher, aber nicht überladener Ausstattung — so erscheint jedes Stück in Wilhelms Beitrag. An die Untersuchung des einzelnen Wortes fesselt uns der Feinsinn, das zarte dichterische Empfinden des Forschers. Immer ist er auf übersichtliche Anordnung bedacht. Er liebt es, die wichtigeren Belegstellen, besonders die den Dichtern entnommenen, in größerer Ausdehnung vorzuführen, damit man ihres Gehaltes um so eher inne werde. Die Leser theilen mit ihm das sinnige Behagen, mit dem er bei den Begriffsentfaltungen jedes lebensreichen Wortes verweilt und es durch alle verschiedenen Anwendungen, die es erfahren hat und erfahren kann, hindurch geleitet. An den großen Schriftstellern, vor allen an Luther und dem erkorenen Liebling Goethe, belauscht er auch die geheimsten Regungen des Sprachgefühls.[4])

[4]) Schön bezeichnet Gervinus die Vorzüge der Arbeit Wilhelms im Briefe an Jacob vom 14. März 1860 (Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm, Dahlmann und Gervinus 2, 138). Um an einem einfachen Beispiele zu gewahren, wie Wilhelm hörte und beobachtete,

Und wie scharf ist seine liebevolle Beobachtung auf das gerichtet, was man das Klein- und Stillleben der Sprache nennen kann! Wenn Jacob mit schöpferischem Tiefsinn in die Lebenswurzeln der Sprache dringt, so überblickt Wilhelm um so klarer und ruhiger die durcheinander spielende Fülle ihrer Lebenserscheinungen.

Es war das letzte köstliche Geschenk, das Wilhelm der Wissenschaft bieten sollte.[5]) Eben hatte er sich der übernommenen Arbeit, gleichsam bis zum letzten Satze, entledigt, als ihn der Tod hinwegnahm (16. December 1859). Auch den zweiten Band mußte der Ueberlebende als Vorredner einleiten. Sein Wort klang wehmuthsvoll, es bezeugte aber zugleich seinen mannhaften Sinn. Die noch immer ungebrochene Kraft des Fünfundsiebzigjährigen hatte nun allein das ungeheure Werk emporzutragen.

Ihm ward durch höhere Fügung vergönnt, noch einen ganzen Band, den dritten, vollständig herzustellen. Als er im vierten an das Wort Frucht angelangt war, da mußte der Nimmermüde rasten von seiner unvergleichlichen und unvergänglichen Lebensarbeit. Am Abend des zwanzigsten September 1863 beschloß Jacob Grimm sein Erdendasein. —

Wünschenswerth schien es, an diese hier nur flüchtig berührten Thatsachen zu erinnern, um eine richtige Vorstellung von dem Werthe der brieflichen Urkunden zu erwecken, die ich der Aufmerksamkeit aller Deutschen empfehlen möchte. Und warum sollten nicht auch Gelehrte anderer Völker, unter denen

---

durchmustere man genau den Artikel Doch! Will man auch diesem, vor etwa dreiunddreißig Jahren entstandenen Artikel einen Nachtrag beifügen, so könnte man hinweisen auf die Abhandlung von der Sprache der Poesie, die Klopstock im „Nordischen Aufseher" mittheilte (1, Stück 26; bei Back und Spindler 4, 25) und deren Werth Lessing so nachdrücklich betonte.

[5]) Da, wo er auf Spalte 1577 den Gebrauch von durch für fertig belegen wollte, hatte er noch heiteren Sinnes als Beispiel den Satz angeführt: „ich bin mit dem Buchstaben D im Wörterbuch bald durch".

Achtung vor deutscher Wissenschaft waltet, sich theilnehmend dem Eindruck überlassen, den die schlichte Beredsamkeit dieser Lebenszeugnisse hervorbringt? Denn diese Urkunden gewähren Einsicht in die Geschichte des deutschen Wörterbuchs.

In einem der jüngsten Hefte der „Zeitschrift für deutsches Alterthum“[6]) werden uns aus dem Briefwechsel zwischen den Brüdern Grimm und Salomon Hirzel ausführliche und doch noch viel zu kärgliche Mittheilungen geboten. Die hochwillkommene Gabe empfangen wir durch einen Mann, von dem wir gewöhnt sind, immer nur das Tüchtigste zu empfangen, durch Matthias Lexer. Nachdem er sich längst in umfassenden Arbeiten als meisterlichen Forscher gezeigt, hat er nun schon seit Jahren den ganzen Umfang seiner Leistungsfähigkeit, den streng gesichteten Reichthum seines Wissens in treuer Hingebung dem Grimmschen Wörterbuche gewidmet. Er war also vornehmlich befugt und befähigt, aus diesen Briefen diejenigen zur öffentlichen Mittheilung auszusondern, die über Personen und Verhältnisse, insofern sie zu dem großen Unternehmen des Wörterbuches in Beziehung stehen, ein erwünschtes Licht verbreiten können.

Eröffnet wird die Sammlung durch einen Brief Hirzels vom dreizehnten August 1842; er erzählt im Tone der Entrüstung, auf welche Weise damals ein Minister den berechtigten Wünschen eines Mannes wie Moriz Haupt entgegentrat. Es folgen Aeußerungen aus dem Jahre 1849, welche wohl die öffentlichen Zustände und Begebenheiten jener erregten Tage streifen; zumeist aber beziehen sie sich auf einen säumigen Arbeiter, der die Auszüge aus Schiller zu liefern übernommen. Am achtzehnten November 1850 sendet Jacob seine Festschrift über „Das Wort des Besitzes“ (Kleinere Schriften 1, 113 bis 144), in welcher er seinen großen Lehrer Savigny feiert und zugleich das Bild der eigenen ernsten und arbeitseligen Jugend

[6]) Vierunddreißigster Band. Anzeiger 16, 220—264. [Vergl. die Nachlese 17, 237 ffg.]

vor uns aufsteigen läßt, dem er dann eine mit frischer Laune entworfene Schilderung aus dem späteren Berliner Leben gegenüberstellt.

Der eigentliche Briefwechsel beginnt am dritten Januar 1852, unmittelbar vor Jacobs siebenundsechzigstem Geburtstage, und zugleich mit dem Drucke des Wörterbuches. Er schließt sieben Monate vor Jacobs Tode mit dem Entwurf eines Hirzelschen Briefes vom vierundzwanzigsten Februar 1863.

Aus diesen elf Jahren nun liegen uns neunundsiebzig Briefe vor, die wenigsten vollständig, die meisten in Bruchstücken beträchtlicheren oder geringeren Umfangs. Manchmal wird nur eine Reihe kurzer Sätze oder auch nur ein einziger Satz herausgehoben, der aber dann treffend und ergetzend wirkt. So enthalten die Nummern 58, 60, 61 nur einen Ausruf, eine Andeutung, ein kurzes Urtheil über die Bemühungen der Widersacher und Nebenbuhler, durch ihre Leistungen dem Wörterbuche Eintrag zu thun. Es sind vereinzelte Stimmungslaute, die eine ganze Unterhaltung ersetzen.

Am häufigsten läßt sich Jacob vernehmen. Wie überall, so spricht auch hier in seinen Worten seine Eigenart sich ungebunden aus; sie brechen mit Naturkraft aus dem Innern seines Wesens hervor und vermögen oft wundersam das Gemüth zu ergreifen. Spärlicher sind Wilhelms Briefe. In ihrer ruhigeren, gemessseneren Haltung erinnern sie doch mehrfach an die geistreiche Heiterkeit und Anmuth, die seinem Gespräche eigen waren. Selbst wenn Verleger und Drucker den Zögernden, Gewissenhaften allzu eifrig bedrängten, äußert er sein Mißbehagen nur in gedämpftem Tone.[7]) Die Briefe Hirzels wird man nicht lesen, ohne zu wünschen, er möchte häufiger das Wort ergreifen oder länger es behalten. Was wir von ihm hören, zeugt von

[7]) Ich deute hier auf die Nummern 35, 37 und 50 aus den Jahren 1855 bis 1857. Bezeichnend lauten die Worte vom 9. Jan. 1856 „Ich habe Ihre Stellung beständig vor Augen, arbeite ohne Unterlaß, aber mehr zu thun, so viel als mein Bruder, ist mir nicht möglich."

natürlichem, durch Leben und vielseitige Bildung entwickeltem Feinsinn. Als einen „fein urtheilenden Mann“ rühmte ihn schon Dahlmann im Briefe an Jacob vom zweiten März 1838. Ein sicheres Gefühl geistiger Vornehmheit begleitet seine Aeußerungen. Sein Scherz trifft Personen und Dinge nicht bloß auf der Oberfläche. Seinem ernsten Worte pflegt eine einfach überzeugende Kraft innezuwohnen.

Das briefliche Gespräch bewegt sich naturgemäß um das Wörterbuch, um dessen innere und äußere Geschicke. Muß aber in der Unterhaltung solcher Männer nicht auch manches Merkenswerthe auftauchen, das in nähere und fernere Gebiete der Wissenschaft, der Kunst und des Lebens hinausdeutet?

Da verficht Hirzel eine echte, ohne Grund angetastete Lesart in seinem Goethe[8]), oder er beklagt, daß es ihm zu schwer falle, das wohlbeleibte Buch, mit dem ein rechthaberischer Vielschreiber soeben wieder die Litteratur belastet, „hinunterzuwürgen“. Wenn in der großen Vorrede zum Wörterbuch (Spalte XVII) die „Sprachgewalt“ und kräftige Ausdrucksweise des Jeremias Gotthelf gerühmt wird, trägt er kein Bedenken, offen auszusprechen, was ihm an dem schweizerischen Landsmanne mißfällt; er meint, dieser treibe sogar mit seiner Sprache „Coketterie“. Jacob will das nicht zugeben, er weist den Tadel zurück, indem er doch dem Lobe eine angemessene Beschränkung hinzufügt. Sonst wird der mitlebenden Schriftsteller nur selten, und dann nicht eben rühmlich gedacht. Corrodi findet bei Jacob sehr freundliche Beachtung; aber der Dichter oder vielmehr die Sprache des „Quickborn“ wird ungnädig abgewiesen, obgleich beide in der Vorrede das geziemende Lob erhalten hatten[9]). Kinkel, Gutzgow

[8]) Ich will hier doch die Bemerkung nicht zurückhalten, daß ich im Einverständnisse mit Hirzel und im Gegensatze zur Weimarischen Ausgabe 1, 210 das altüberlieferte „Luftgesänge“ im sechsten Verse der ersten Walpurgisnacht als das „unzweifelhaft echt Goethische Wort“ anerkenne.

[9]) Spalte XV. — Er schreibt an Hirzel am 12. Januar 1858: „Ich wiederhole Ihnen mein öfter gethanes Geständniß, daß ich alles

— so nennt er ihn — Auerbach rechnet der Urheber der deutschen Grammatik „zu solchen Neueren, aus denen man nichts lernt". Allem, was sich auf die Weimarischen Großen bezieht, gilt seine Theilnahme; aber die Briefe der Schwester Knebels, diese Jahrbücher einer klatschlustigen Hof- und Stadtgesellschaft, erregen ihm Aerger: er nennt sie kurzweg „unausstehlich".

Beiden Brüdern leuchtete Goethe als das heil- und segenspendende Gestirn unserer Litteratur. Kaum erwähnen sie seines Namens, ohne unwillkürlich den Ausdruck der Liebe, der Bewunderung daran zu knüpfen. Wilhelm hatte von frühen Jahren her ihm treu und verständnißvoll angehangen; Jacob hatte sich ihm erst allmählich genähert und ihn dann mit immer steigender Innigkeit, ja mit der ganzen Gewalt seines Empfindens umfaßt. Den versammelten Germanisten hatte Wilhelm im Jahre 1846 zugerufen, nachdem er Goethe als den Ergründer der menschlichen Seele und den mächtigen Erwecker deutscher Dichtung gepriesen (Kleinere Schriften 1,510): „Es ist nicht zu erschöpfen, was er für die Erhebung und Läuterung der Sprache gethan hat, nicht mühsam suchend, sondern dem unmittelbaren Drange folgend". — Und hier in den Briefen ruft Jacob, in gerechter Mißachtung anderer gleichzeitiger Wörterbücher, dem Freunde Hirzel zu: „Wie viel tiefer schöpfen wir aus Goethes Fülle!" (am ersten Februar 1859). Sich dieser Fülle ganz bemächtigen zu wollen, wäre freilich ein erfolgloses Bestreben geblieben. Das hatte er, zwei Monate zuvor, gleichsam selbst bezeugt mit den Worten: „Wer kann diesen unvergleichlichen Schriftsteller für alle Worte ausschreiben?" (am dritten December 1858.) Gerade während der Arbeit am Wörterbuche hatte sich ihm der ungemessene Reichthum Goethescher Sprache aufgethan. Er be-

in Schweizermundart abgefaßtes mit größtem Vergnügen lese und verstehen lerne, während mir Sachen in niederdeutschem Dialect gleichgültig oder zuwider sind." — Zu der Aeußerung über „Quickborn" ist zu vergleichen der Schluß des Aufsatzes über die althochdeutschen Präterita in Jacobs Kleineren Schriften 7, 475, nebst seinem Brief an Gervinus, fünften Februar 1859. (2, 134.)

wunderte nicht nur ihre unverhüllt hervorleuchtende Schönheit; er hatte sich auch längst vertraut gemacht mit ihren bescheideneren, stilleren Reizen, die oft hinter dem einfachsten Ausdrucke sich bergen. Es zog ihn an, immer von neuem zu beobachten, wie sie regsam nach allen Seiten hin sich entfaltet, wie sie neben weicher, gefügiger Bildsamkeit die entschiedenste Kraft behauptet. In der Festrede zum zehnten November 1859 schilderte er, wie Schillers tiefsinniges Wort mit tönender Gewalt die Geister durchdringt und die Gemüther emporreißt; doch eben an jenem denkwürdigen Gesamtfeste der Nation verkündete er vor ganz Deutschland, daß die sprachbildende und sprachbezwingende Kraft des Goetheschen Genius über die eines jeden vaterländischen Dichters hinausrage.[10])

Selbst in der Grammatik, wo die Laute aller germanischen Sprachen aus allen Zeiten ihn umtönen, bewahrt er seinem Ohre die Empfänglichkeit für Goethesche Klänge. Sichtbare Lust bereitet es ihm, die Schönheit eines Faustischen Verses, die den meisten Lesern unbemerkt bleibt, gleichsam aus dem Versteck ans Licht zu ziehen.[11]) Auf ähnliche Weise ist ihm in den großen Abhandlungen jeder Anlaß willkommen, ein Citat aus Goethe vorzuführen. Die Schrift Ueber das Verbrennen der

[10]) Kleinere Schriften 1, 391: „Er schaltet in der Schriftsprache königlich. Seine Prosa wird zum mustergültigen Canon — — seine Poesie giebt bei jedem Schritt überall die reinste Ausbeute, für die Bearbeitung des deutschen Wortschatzes ist es gar nicht zu sagen, wie viel aus ihm allenthalben geschöpft und gewonnen werden könne oder müsse". — Es gehörte Jacobs Muth dazu, um an jenem Tage den Deutschen ins Gewissen zu reden: — „und der Dichter, der uns 1790 den Faust gab, wäre nicht der allerdeutscheste gewesen?" S. 389.

[11]) Man bemerke, wie er in der Grammatik 4, 422 liebevoll eingehend spricht über das Fehlen des Artikels in Fausts Worten: „Wie athmet rings Gefühl der Stille" (2691). Auf der folgenden Seite sind die Beispiele für präpositionale Formen und für Wiederholung des Pronomen zum großen Theil Goetheschen Liedern entnommen. — (Ueber alle Beziehungen des Brüderpaares zu Goethe belehrt uns jetzt gründlich Reinhold Steig in seinem anmuthenden Buche „Goethe und die Brüder Grimm". Berlin 1892.)

Leichen (Kleinere Schriften 2, 211—313), in welcher die Betrachtungen des Forschers sich unerschrocken in die Tiefen und auf die Höhen wagen, krönt sich herrlich mit der letzten Strophe der Braut von Korinth. Auch in diesen Briefen zeigt sichs, wie gern er bei seinen Arbeiten den Blick auf Goethe richtet. Eben ist die Abhandlung über den Personenwechsel in der Rede im Druck erschienen. Indem er sie an Hirzel sendet, beeilt er sich, zu Seite 6 (Kleinere Schriften 3, 242) eine Strophe des West-östlichen Divans nachträglich anzuführen, in der Goethe den eigenen Namen, der durch den Reim gefordert wird, durch den orientalischen Hatem ersetzt und verbirgt.[12])

Wilhelm läßt sich gleichfalls keine Gelegenheit zum Ausdrucke seiner stets gehegten Vorliebe entgehen. Einige Briefe Goethes, die Hirzel ihm mitgetheilt, bewegen ihn zu der Aeußerung[13]): „Wie schön tritt bei ihm die menschliche Milde hervor, wenn er auch einmal darauf los geschlagen hatte; Schiller hatte sie nicht." — Doch stimmt es ihn unmuthig, daß Goethe an seinen Deutschen so mancherlei vermißt, so mancherlei tadelt oder schilt. Gern hören wir, wenn Wilhelm sie gegen ihn vertheidigt:

---

[12]) Diese Strophe, deren Grimm sich zu spät erinnerte, ist natürlich die vorletzte des mächtigen Liedes: „Locken, haltet mich gefangen". Es findet sich im sechsten Bande der Weimarischen Ausgabe S. 168. Zu vergleichen ist auf Seite 421 die Note Konrad Burdachs, welcher den Divan so durchaus musterhaft behandelt und sich zugleich als einen der zuverlässigsten und feinsinnigsten Arbeiter auf dem Gebiete der neueren Litteraturgeschichte bewährt hat.

[13]) Wilhelm schreibt hier (am einundzwanzigsten November 1856): „Der an Reichardt, worin er das gute Verhältniß wieder herstellt, macht ihm Ehre." — Damit kann nur der Versöhnungsbrief vom fünften Februar 1801 gemeint sein, der zuerst in den „Blättern für literarische Unterhaltung" 1832 Nr. 143 erschienen war. — Deutet er dann im Folgenden auf den Brief an Reichardt vom achtundzwanzigsten Februar 1790? Es ist derselbe, den Goethe dem Briefe an den Herzog vom nämlichen Tage beifügte. Dies Schreiben enthält, nach des Dichters Ausdruck, einige Glaubens-Bekenntniß-Artikel. Es giebt uns allerdings einige unerfreuliche — darf man sagen: Wahrheiten? — über deutsches Theater und deutschen Geschmack zu vernehmen.

„was man den Deutschen vorwirft, hängt in vielen Stücken mit ihren guten Eigenschaften zusammen, und ist bei anderen Völkern nicht besser, ja es lastet viel schwerer auf ihnen;“ wenn er aber hinzufügt: „haben die Engelländer nicht erst von den Deutschen gelernt, den Shakespeare hochzuschätzen?“ — so müssen wir unsre Beistimmung ihm versagen. In dieser mehr gutmüthigen als hochmüthigen Selbsttäuschung waren ja ehedem viele der besten Deutschen befangen. Wir wissen jetzt, daß die Engländer nicht unserer Beihülfe bedurften, um die höchste Wundererscheinung ihrer Poesie liebend und staunend zu erfassen. Wir sind vielmehr zu dem Eingeständniß bereit, daß wir eine gesundere Anschauung vom Wesen und der Kunst Shakespeares erst wieder errungen haben, seitdem wir uns entschlossen, von den Volksgenossen des Dichters zu lernen, was sie allein uns lehren können.

Zieht uns dieser Briefwechsel an, wo er Gegenstände der Litteratur und Wissenschaft berührt, horchen wir achtsam auch auf dasjenige, dem wir nicht beipflichten können, so erfreuen uns doch nicht minder jene allgemein verständlichen Briefe und Briefstellen, in denen die rein menschlichen Verhältnisse zur Sprache kommen, durch welche diese Männer untereinander verknüpft sind und bleiben. Wie liebenswerth zeigen sie sich überall da, wo ihr Empfinden in einfachem, aber vollkräftigem Worte sich kundgiebt! Wie heimisch und traulich muthet uns dieser Familienkreis an, der sich um die Freunde zusammenschließt! Treulich sorgende Frauen, voll Einsicht und thätiger Klugheit, walten ihnen zur Seite, gleich Schutzgeistern des Hauses. Neben den ergrauenden Häuptern strebt ein tüchtiger vielversprechender Nachwuchs empor. In Zügen rührender Einfachheit verräth sich das wahre Familiengefühl, die wechselseitige Theilnahme, in der die Familienglieder, vom ältesten bis zum jüngsten, einander begegnen; aber kein schwüler Hauch der Empfindsamkeit darf an diese wohlgestimmten Gemüther heranwehen. In mild erquickendem Lichte erscheint auch hier die untrennbare Lebens-

gemeinschaft der beiden Brüder. Jeder beruht allein auf sich selbst und behauptet dem andern gegenüber seine volle Unabhängigkeit. Der Eigenheiten, die von jeher ihm zum Unterschied von dem Bruder angehaftet, bleibt jeder sich vollbewußt; jeder hält die Eigenschaften fest, die ihn auszeichnen, und kehrt sie unbefangen hervor. Aus den Grundtiefen ihres persönlichen Wesens war ihr Verhältniß zur Wissenschaft aufgestiegen; an dieser Wissenschaft, welche sie die ihrige nennen durften, hatte jeder gleichsam sein eigenes Selbst entfaltet. So kann es denn nicht fehlen, daß zwischen ihnen über manche Einzelfrage ein Zwiespalt der Meinungen sich hervorthut. Aber dadurch wird die Festigkeit ihres Bundes nicht gelockert. Durch die Verschiedenheit ihrer Naturen wird vielmehr die innere Eintracht ihres Bestrebens noch deutlicher bekräftigt. Jeder mit besonderen Gaben ausgerüstet, beide zu einem großen Lebenswerk unlösbar verbunden — so erscheinen sie auch hier. Jeder erfreut sich an den Vorzügen des andern; er ist beflissen, sie ins Licht zu setzen.

Als Wilhelm einst von schwerer Krankheit sich erhoben, hatte Jacob ihm als brüderlichen Willkommensgruß zum Wiedereintritt ins Leben den dritten Band seines grammatischen Werkes dargebracht. „Mir war," sagte er damals dem Genesenen, „als wenn ich es nur für dich geschrieben hätte und es, wenn du mir genommen würdest, gar nicht mehr möchte fertig schreiben." — Und als die Studenten Berlins am vierundzwanzigsten Februar 1843, am Geburtstage Wilhelms, die Brüder mit einem Fackelzug feierten, dankte ihnen der ältere am meisten, daß sie für diese Ehrenbezeigung den Tag gewählt, welcher dem das Leben gab, der ihm auf der ganzen Welt am nächsten sei. Solcher einfachen Herzensworte muß man sich erinnern, wenn man die Stimmung nachfühlen will, in der Jacob hier an Hirzel (am zwölften Januar 1860) über Wilhelms letzte Stunden Bericht erstattet. Hier wird im ruhigen, schlichtesten Worte die ganze Innigkeit und Einzigkeit dieser brüderlichen Genossenschaft noch

einmal offenbar. Bis auf alle Einzelheiten der täglichen Lebensführung hatte diese Gemeinschaft sich erstreckt. So klagt er: „Schmerzlich war das Aufschließen seiner Schubladen und Gefächer; da er unser Geld in Händen hatte, borgten wir während der Krankheit, um ihn nicht zu beunruhigen.“ — — Doch kein Auszug aus einem solchen Schreiben! Es will ganz gelesen und ganz empfunden sein.

Durchdringt ein kräftiger Familiensinn das Leben der Männer, die hier in diesen Briefen vor uns reden, so kann doch ihr Gemüth sich den großen Angelegenheiten ihres Volkes und Vaterlandes niemals entfremden. Auch durch die Erfahrungen, die sich ihnen seit dem Jahre 1848 aufgedrängt hatten, war die Theilnahme, mit der sie die öffentlichen Vorgänge zu begleiten pflegten, nicht erstickt worden. Ueber das häusliche Gehege, in dessen Schirm und Schutz sie sich heimisch und zufrieden fühlen, richten sie Blick und Sinn hinaus in die bewegte Welt; sorglich bedenken sie, was Deutschland bedroht und was ihm frommen mag. So wird Jacob durch die ereignißreichen und drangvollen Sommermonate des Jahres 1859 zu weitausgreifenden geschichtlichen Betrachtungen angeregt. Zugleich ergeht er sich in kühnen Wünschen für eine spätere Gestaltung der europäischen Staatenverhältnisse; er äußert gewagte Hoffnungen, an deren Erfüllung er glaubt, sollte sie auch erst in ferner Zukunft eintreten. Keineswegs will er für österreichisch gesinnt gelten (am siebzehnten Juni 1859); es wäre ihm lieb, wenn Preußen bei so günstigem Anlasse den Bundestag ins Nichts zurückschleuderte. Aber zu fest hängt sein Herz an allem, was deutsch war oder noch zu sein scheint, als daß er mit Gleichmuth oder gar mit freudiger Zustimmung gewahren könnte, daß Italien den Oesterreichern verloren geht. Er weidet sich an den glorreichen Erinnerungen aus Zeiten der sächsischen, fränkischen, schwäbischen Könige; es schmerzt ihn, daß dort, wo einst Fürsten aus deutschen Stämmen gewaltet, der Deutsche jedes Herrscherrecht einbüßen soll. Verdient Italien die Freiheit, zu

der es aufstrebt? Kann diese Freiheit ihm und der christlichen Welt zum Heile gedeihen, solange die Römer die katholische Kirche beherrschen und die ganze katholische Welt knechten? Müssen wir es ja doch auch sonst geschehen lassen, daß Kleinere sich unter die Obmacht der größeren Nachbarn beugen! Werden von Franzosen nicht leider auch Elsässer und Lothringer beherrscht? „Fühlt der Deutsche im Elsaß," ruft Grimm trauernd aus, „den Verlust seiner Freiheit nicht so schmerzlich wie der Lombarde, wer hat darüber zu klagen!" Will Italien zu wahrer Freiheit vordringen, so muß es den Muth bekunden, „ein Reich ohne Papst einzusetzen und durchzuführen." Soll aber Europa zu endlicher Ruhe gelangen, dann — so dichtet der Vierundsiebzigjährige hoffnungsvoll weiter — dann müßten Frankreich und Oesterreich den Entschluß fassen, sich dem Protestantismus zuzuwenden.

Gleichviel, ob Deutsche unserer Tage solchen Empfindungen und Wünschen sich zuneigen, solche Erwartungen theilen oder vor ihnen zurückschrecken — auf alle Fälle darf dieser Brief nicht bloß als Aeußerung einer rasch vergänglichen, nur vom Augenblick hervorgerufenen Stimmung gelten. Jacob Grimm redet hier vielmehr als Vertreter mancher der edelsten jenes Geschlechtes, dessen Sinn durch die Eindrücke der Befreiungskriege gebildet und gefestigt worden. Die damals begründeten Ueberzeugungen konnten ihnen durch keine Ereignisse der Folgezeit erschüttert werden. Wie sie damals, in den Tagen der erregten Jugend oder des erstarkenden männlichen Alters, über Staat und Vaterland, über den Gegensatz und die Ausgleichung kirchlicher Bekenntnisse, über das Verhältniß Deutschlands zu den anderen herrschenden oder beherrschten Völkern Europas, denken und fühlen gelernt, so dachten und fühlten sie auch noch als Greise. In die zweite Hälfte des Jahrhunderts hatten sie die Gesinnungen und Hoffnungen hinüber gerettet, denen ein neues, unter ganz verschiedenen Einwirkungen heraufgebildetes Geschlecht nicht immer beizustimmen vermochte. Wie manches von dem, was

sie erahnten und was dem zagenden Unglauben unmöglich schien, ist zur Wirklichkeit geworden! Wer mag bestimmen, ob nicht für manche andere ihrer Hoffnungen, die über den Bereich jeder Möglichkeit hinauszuschweifen schienen, dennoch in den Fernen einer Zukunft, die keines Sterblichen Auge durchmißt, die Erfüllung langsam, aber sicher, heranreift!

Doch von diesen Betrachtungen, zu denen der Brief vom siebzehnten Juni 1859 uns verlockte, werden wir abgezogen durch den Inhalt der meisten vorhergehenden und aller folgenden Briefe. Hier bildet überall das Wörterbuch naturgemäß den Mittelpunct, auf den alle Aeußerungen zielen.

Fast vergessen wir, daß es, genau betrachtet, nur Geschäftsbriefe sind, in denen ein Gelehrter mit seinem Verleger über ein bedeutendes wissenschaftliches Unternehmen verhandelt. Denn in diesen Aeußerungen tritt Jacobs innerstes Wesen unverhüllt und lebendig zu Tage. Er scheint die Schwierigkeiten zu erörtern, welche das große Unternehmen zu hemmen drohen; in Wahrheit jedoch macht er uns durch aufschlußreiche, gehaltvolle Mittheilungen zu Vertrauten seines Sinnens und Fühlens. Daß aber die Briefe diesen vertraulichen Ton anschlagen und demgemäß eine solche Bedeutung für eine tiefere Erkenntniß seines persönlichen Wesens gewinnen, das erklärt sich aus der Bedeutung der Persönlichkeit dessen, an den sie gerichtet sind. Im Verkehr mit einem Manne wie Salomon Hirzel mußte sich bei einem Manne wie Jacob Grimm der Ton der achtungsvollsten Freundschaft, der Anerkennung, des unbedingten Vertrauens von selbst einstellen.

Hirzels Name lebt fort im Verein mit den Namen der hervorragenden Schriftsteller, die gern ihre Werke seiner treuen Obhut anheimgaben, damit er sie den Zeitgenossen in würdiger Gestalt vorführte. Was Männer wie Freytag, Springer, Alfred Dove Treffliches über ihn öffentlich gesprochen, genügt vollständig, um sein Andenken bei allen denen frisch zu erhalten, die einer flüchtigeren oder dauernden Verbindung mit ihm sich

zu erfreuen hatten. Aber gerade diejenigen, denen es vergönnt war, am längsten in seiner Umgebung zu verweilen, die aus unmittelbarer Nähe sein Arbeiten und Thun beobachten oder gar, ein jeder nach seiner Weise, daran theilnehmen konnten, — gerade diese werden am entschiedensten wünschen, daß ein solches Charakterbild nicht in schwankenden Umrissen, sondern in bestimmt ausgeprägten Zügen lebensvoller Wirklichkeit auch für spätere Zeiten aufbewahrt bleibe. Sicherlich wird dieser Wunsch von neuem, und vielleicht stärker als zuvor, bei vielen Freunden sich regen, vor deren Blicke diese Briefe kommen. So mancher, dem vor Zeiten mit Recht oder Unrecht die öffentliche Aufmerksamkeit sich zugewandt, und nach dessen wirklicher Bedeutung man jetzt zweifelnd fragt, wird einer Nachwelt, die seiner zu achten sich kaum verpflichtet fühlt, mit zweckloser Umständlichkeit in ganzer Figur dargestellt. Bei Hirzels Persönlichkeit aber wäre die Mühe einer ausführlichen Lebensdarstellung wohl angebracht. Am dankbarsten würden wir eine überzeugende Selbstdarstellung empfangen. Eine umfassende Sammlung seiner Briefe, nach der Jahresfolge geordnet, würde uns seinen Bildungsgang vergegenwärtigen und seine nachherige ununterbrochene Wirksamkeit, wie seine ganze Sinnesart zu belehrender und ergiebiger Anschauung bringen. Hirzels Schreibweise giebt einen genauen Abdruck seines Wesens. Nicht leicht versagt ihm der treffende Ausdruck. Gar manche, die im Schreiben ihren Lebensberuf gefunden, könnten ihm die Sicherheit beneiden, mit welcher er seine Worte wählt und seinen Satz gestaltet.

Bei den meisten weckt der Name Salomon Hirzel die Erinnerung an einen Mann, dessen geistige Neigungen ganz auf Goethe gerichtet waren, und der manches Löbliche unternahm, um ähnliche Neigungen im Kreise seiner Freunde zu nähren und zu verbreiten. Man weiß von jener Sammlung, die lange als die einzige ihrer Art gelten konnte, in der das wissenschaftliche Hülfsgeräthe für eine strenge Behandlung und kritische Wiederherstellung des vielfach geschädigten Goetheschen Textes

trefflich geordnet vorlag; man weiß, daß der Besitzer bei festlichem Anlasse manche werthvolle Spende aus diesem Vorrathe unter die Befreundeten still vertheilte und überdies ein musterhaftes Verzeichniß seiner Schätze aufstellte, das dem Forscher zum sicheren Leitfaden diente; vor allem aber gedenkt man des aus jener Sammlung hervorgegangenen dreibändigen Werkes, das den Dichter im ganzen ursprünglichen Zauber seiner Jugendherrlichkeit erscheinen ließ.

Niemand wird läugnen, daß die gelehrten Liebhabereien gebildeter Männer wenigstens mittelbar der Wissenschaft zu gute kommen mögen. Eine Anerkennung weit höherer Art jedoch gebührt einem Manne, der, wie Hirzel, sich bestrebt, ein Studium, das viele nur als eine mehr oder minder ernste Liebhaberei getrieben und zu schätzen verstanden, in eine streng wissenschaftliche Richtung hinüber zu leiten. Seine Liebe zu Goethe hatte ihren natürlichen Grund in der Erkenntniß Goethes. In Uebereinstimmung mit den Besten des Jahrhunderts fühlte er, was Goethe seinem Volke geworden, und was sein Volk ihm schuldet. Gleich Männern, wie Dahlmann und Niebuhr, blickte er auf ihn als den „Ersten der Nation, ohne einen Zweiten und Nebenbuhler“[14]). Jene Liebe war frei von jeder beschränkenden Einseitigkeit; sie konnte sich bei ihm niemals in urtheilslose Abgötterei verlieren; sie konnte ihn ebenso wenig zu jener Wonne am Kleinlichen und Nichtigen verleiten, der sich der landläufige Goetheverehrer mit widerlichem Behagen

[14]) Worte Niebuhrs aus dem Sommer 1829. Man überblicke im dritten Bande der Römischen Geschichte die große Anmerkung Nr. 235. Aus dieser Anmerkung, in der jedes Wort für uns schon den Werth eines geschichtlichen Zeugnisses hat, sei der folgende Satz herausgehoben: — „schon blickt das dritte Geschlecht reifer Männer zu ihm hinauf als dem Ersten der Nation, ohne einen Zweiten und Nebenbuhler, und die Kinder vernehmen seinen Namen wie einst unter den Griechen den des Homerus.“ — Man vergleiche mit diesen Worten die Art, wie er in der zweiten Ausgabe des ersten Bandes der Römischen Geschichte S. 205, ohne Goethe zu nennen, Goethesche Verse anführt.

überläßt. Wie herzlich ward in seinem Kreise die Abgeschmacktheit alles dessen belacht, was man mit dem herkömmlichen Mißnamen der Goetheverehrung oder Goethekennerschaft zu belegen pflegt!

Hirzels Thun und Sinnen war durchaus auf ein wissenschaftliches Ziel gelenkt. Ihm galten die Schriften Goethes als die kostbarsten Urkunden unserer Sprache. So war er schon vor mehr als einem halben Jahrhundert darauf bedacht, für eine künftige, des Dichters würdige, Gesamtausgabe die wissenschaftlichen Mittel bereit zu legen.

Mit Fug konnte man ihn daher als das Haupt einer edlen Gemeinde betrachten, die sich im Geiste um Goethe zusammenfand. Aber nicht minder als im weiten Umfange der Goetheschen Welt hatte er sich auch in anderen Gebieten und früheren Zeitaltern der Litteratur, vornehmlich auch im Jahrhundert der Reformation, heimisch gemacht. Wohl kann ihm Jacob Grimm in der Nachschrift zum Briefe vom sechsten August 1858 vergnüglich zurufen: „Es ist prächtig, daß Sie alle Citate aus Goethe zu finden wissen.“ — Aber in der großen Vorrede zum Wörterbuch (LXVII) weiß er ihm ein umfassenderes Lob zu ertheilen. Indem er sich dankbar eines solchen Verlegers rühmt, der jeden Bogen vor dem Abdrucke durchliest, preist er an ihm nicht nur die gründliche Kenntniß Goethes, sondern die Vertrautheit mit der Sprache und den Dichtern, „die ihm lauter feine Bemerkungen einflößt.“

Wohin auch immer, sei es im Leben, sei es in der Wissenschaft, Hirzel seine Aufmerksamkeit wandte, da bewährte er seinen eindringenden Scharfblick. Im Verlaufe eines überaus thätigen Lebens hatte er durch deutliche Beobachtung der verschiedensten Menschennaturen und gesellschaftlichen Zustände eine angeborne Unterscheidungsgabe vielfältig ausgebildet. Auch die Bedeutendsten mußten den Werth seines Urtheils hoch anschlagen, das Gewicht seines berathenden Wortes anerkennen, und alle, die sich mit dem angemaßten Schein von Bedeutung zu umkleiden

ſuchten, hatten guten Grund, ſein Urtheil zu fürchten: denn vor dieſem konnte nichts Stand halten, was nicht im innerſten Kerne des Weſens tüchtig war. Wenn er auch manchmal im Geſpräch mit leichter ironiſcher Wendung ſich andern unterzuordnen ſchien, ſo fühlte man doch, daß er immer ſeine Selbſtändigkeit und oft genug ſeine Ueberlegenheit behauptete. Wir begreifen, daß er nicht Jedermanns Freund war noch ſein wollte. Um ſo feſter dauerten, um ſo herzlicher geſtalteten ſich die Beziehungen zu ſolchen, auf die er mit Verehrung blickte oder denen er ſeine unbedingte Achtung gönnte. Neben der Beſtimmtheit des Willens, neben der Sicherheit des Urtheils, beſaß er die echte Beſcheidenheit eines vornehmen, nach Selbſterkenntniß erfolgreich ſtrebenden Geiſtes, und zu ihr geſellte ſich eine wahrhaft thätige Liebenswürdigkeit, deren Eindruck Grimm mit den Worten wiedergiebt:[15]) „Sie ſind ſo freundlich und aufmerkſam, als man nur freundlich und aufmerkſam ſein kann, und das muß Ihnen angeboren ſein, denn ſo lange ich Sie kenne, waren Sie ſo.“

Wie ernſt auch Hirzel durchweg Leben, Geſchäft und Wiſſenſchaft faßte, ſo gereichte es ihm doch zu neckiſcher Luſt, nahe und ferne Freunde durch geiſtreich erſonnene Scherze anzuregen oder ſie mit unverſehenen, aber ihren Wünſchen ſtets entgegenkommenden Gaben zu überraſchen. In ſolchen „prächtigen Hirzelſtreichen,“ wie Grimm ſie einmal nennt, erwies er ſich wirklich erfinderiſch. So erheiterte und belebte er den ernſten geſchäftlichen Verkehr mit den Männern, deren Werke ſeinem Verlage das Gepräge wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Adels aufdrückten. Schon konnte er auf neunzehn Jahre einer freundſchaftlichen Verbindung mit Grimm zurückblicken, da ſchreibt ihm dieſer am einundzwanzigſten Februar 1857: „Seit 1838,[16]) wo ich Sie

[15]) Am neunzehnten Juli 1852. — Hirzel hatte ihm die ſechzigbändige Ausgabe Goethes geſchickt. Natürlich mußte Jacob nach ihr Verlangen tragen; auf ſie beziehen ſich ja die Citate des Wörterbuchs.

[16]) Grimm ſchreibt freilich: „Seit 1839“ — aber gegen dieſe Zeit-

persönlich kennen lernte, ist mir immer so viel Freundlichkeit und Güte von Ihnen erwiesen worden, und in einer Ihnen angebornen einnehmenden Art, daß ihr auch mein Wille entsprach, mich dafür dankbar zu zeigen, die Ausführung ist aber oft dahinter geblieben."

Dieser Satz gewährt eine deutliche Vorstellung von den Beziehungen, wie sie in Folge der gemeinsamen Thätigkeit am Wörterbuche zwischen Verfasser und Verleger entstanden waren. Er deutet auch leise auf die Mißhelligkeiten, die, von keinem der Beiden verschuldet, sich aus diesen Beziehungen ergaben und ergeben mußten.

„Rechtzeitig bildeten Sie den Plan zu einem deutschen Wörterbuch" — schreibt Jacob in dem letzten seiner hier mitgetheilten Briefe. Um die Ausführung dieses Planes, die das edle Brüderpaar übernommen, von seiner Seite wirksam zu fördern, hatte Hirzel seine ganze Thatkraft aufgeboten; er hatte diesem Werke gegenüber sich zu jedem Opfer verpflichtet gefühlt. Zuweilen drückte auf Jacobs Gemüth die Besorgniß, diese Opfer könnten vergeblich gebracht sein. In den ersten Monaten nach seiner Niederlassung in Berlin ward er mehrfach von einem Gefühl der Schwäche heimgesucht. Er glaubte eine Erschlaffung der körperlichen Kräfte zu spüren; ihn überkam die Ahnung eines nahen Todes; er sehnte sich, wie er mit biblischem Ausdrucke sagte, nach Auflösung in Gott. Da schrieb er — Tag und Stunde hat er genau vermerkt — am Samstag, achtzehnten September 1841, neun Uhr Abends rührende Worte nieder,[17] Aeußerungen eines letzten Willens, gerichtet an Bruder und Schwägerin, an Wilhelm und Dortchen. Und diese letztwillige Aufzeichnung fängt an mit den Worten: „Wenn auf meinen

bestimmung spricht sein eigenes untrügliches Zeugniß in Briefen an Dahlmann, Leipzig, fünften Juli 1838: „Reimers und Hirzel überhäufen mich mit Freundschaft" — und Cassel, am siebenten October 1838: „Sal. Hirzel ist bei seiner Rückreise aus der Schweiz heute und gestern hier."

[17]) Sie finden sich jetzt im achten Bande der Kleineren Schriften, S. 463.

Todesfall das Wörterbuch stocken müßte, so wünsche ich, daß dem guten Hirzel und Reimer ersetzt werde, was sie an Kosten gehabt haben." Seine bangen Ahnungen wichen bald vor der erneuten Lust am Leben und Arbeiten: — für ihn war ja beides eins und dasselbe. Doch weckte der Gedanke an das Wörterbuch meist ein stärkeres oder gelinderes Mißbehagen. „Mit bleiernem Gewicht," so bekennt er in einem Briefe an Gervinus vom einunddreißigsten Januar 1850, drücke ihn das übernommene große Werk; und ähnliche Klagerufe läßt er auch noch in späteren Jahren verlauten. Manche Arbeit, die seiner Neigung näher lag, mußte, wie er mit Schmerzen einsah, von diesem Werke der Pflicht in den Hintergrund gedrängt werden. Denn immer bedachte er die berechtigten Wünsche des Verlegers, der — so heißt es nachdrücklich in jenem selben Briefe an Gervinus — schweres Geld in das gesammelte Material gesteckt hatte und billig auf die Lösung harrte.

Als der Augenblick dieser allzu lange verzögerten Lösung endlich herannahte, mußte sich Jacob schweren Herzens zum Verzicht auf die Erfüllung eines ernst gehegten Lieblingswunsches entschließen. Seiner Absicht nach sollte ihm das Wörterbuch die Handhabe bieten zu einer gründlichen Säuberung unserer Druck- und Schreibweise, oder, wie er es im Briefe an Hirzel (am fünften Januar 1852) unbedenklich mit verpönten Fremdwörtern bezeichnet, zu einer Reformation unsrer Orthographie. In einem umfänglichen Schreiben „an die berühmte Weidmannsche Buchhandlung"[18]) hatte er die Nothwendigkeit begründet, endlich das wichtige Geschäft mit geziemendem Ernste anzugreifen und, zum Frommen unserer Sprache, die deutsche Schrift des ihr aufgedrungenen Unraths zu entlasten. Er gab im Einzelnen an, bis zu welchen Grenzpuncten er das Werk der Reini-

[18]) Aus dem ersten Bande der Zeitschrift für deutsche Philologie herübergenommen in den siebenten Band der Kleineren Schriften S. 218 bis 22. — Dies Schreiben ist zu vergleichen mit den Abschnitten 19 und 20 der großen Vorrede zum Wörterbuch.

gung und Befreiung fortzuführen gedachte. Das Schreiben stammt aus dem April 1849. Durch Ton und Inhalt deutet es auf diese Zeit der Abfassung. Bei allem, was Jacob zu wissenschaftlichen Zwecken ersann und unternahm, schwebte ihm stets leitend der Gedanke des Vaterlandes vor. So überließ er sich auch damals der Hoffnung, die vereinfachte und einheitliche Orthographie sollte, nachdem das „zerrissene, ermattete" Deutschland sich emporgerafft, gleichsam als Sinnbild der wiedergewonnenen Einheit dastehen. Er verweilte mit Befriedigung bei der Aussicht auf die Möglichkeit, daß der Beginn des Wörterbuchs mit „dem Beginn unseres umgestalteten öffentlichen Lebens zusammentreffe."

Die Zulässigkeit jenes reformatorischen Vorhabens ward, wie er vorausgesehen, von manchen Freunden bezweifelt. Der Verleger aber begnügte sich nicht mit kopfschüttelndem Zweifel, er fühlte sich zur nachdrücklichen Einsprache befugt, ja genöthigt. Er mußte besorgen, daß die weiteren Kreise des gebildeten Deutschland, an die das Wörterbuch sich wandte, nicht nur scheu und stutzig, sondern geradezu abgestoßen würden durch das ungewohnte Alte und Echte, das den meisten nur als Ausgeburt einer grillenhaften Neuerungssucht erscheinen konnte. Solchen nicht abzuweisenden Bedenken mußte Jacob sich fügen. „Ihren Einwänden zuliebe habe ich fast alle meine Vorsätze für die Reformation unsrer Orthographie aufgegeben" — ruft er Hirzel zu. Und dennoch ließ es sich nicht verhindern, daß beim Erscheinen der ersten Hefte, wie ältere Zeitgenossen sich gewiß noch entsinnen, verdrießliche Leser ihre Klagen ausstöhnten, über die unbehaglichen sogenannten lateinischen Lettern, über die kleinen Anfangsbuchstaben der Hauptwörter, über die unverständlichen Abkürzungen und manche sonstige Eigenheiten, die so fremdartig anmutheten. Schon war der Druck eingeleitet, da wollte Hirzel noch das ss, über das Jacob den Bann verhängt, gegen das erwählte sz in Schutz nehmen.[19]) Aber diesmal beharrte der

[19]) Ueber sz spricht Grimm ausführlich in den Kleineren Schriften 7, 481.

Urheber der deutschen Grammatik auf seinem Willen. „Machen Sie mir," ermahnt er den vorsichtigen Freund, — „machen Sie mir das Herz nicht schwer mit dem ss, das Sie ein altes gutes nennen. Für wie alt denn halten Sie es? Und gut ist es nicht, weil es eine Lüge in sich enthält."

Sowie nach Wegräumung solcher kleinen Anstöße der Druck in raschen und regelmäßigen Gang gebracht ist, wird Jacob von frischer Arbeitsfreudigkeit vorwärts getragen. Ein heller Ton der Hoffnung klingt durch die Briefe. Indem Hirzel den ersten Bogen zur Correctur sendet, wagt er die kecke Vermuthung, übers Jahr werde vielleicht der hundertste im Druck sein. Bei den ersten Lieferungen blickt man frohgemuth hinaus auf die sechzigste und letzte, die, wie man mit scherzhafter Verwegenheit annimmt, nach Verlauf eines Jahrzehnts an das Licht treten soll. Ungestörtes heiteres Einvernehmen waltet zwischen Autor und Verleger, denen gleich im Anfang Rudolf Hildebrand sorgsam und hülfreich zur Seite tritt. Jacob lobt die Brauchbarkeit der Auszüge, die Hirzel ihm liefert; er rühmt dessen zarte Hand, wenn sie Nachträge und Berichtigungen einfügt. Als der erste Band zum Schlusse gelangt ist, dringt Hirzel mit triftigen Gründen darauf, daß schon diesem ersten ein aufklärendes, von Lesern aller Art sehnsüchtig erwartetes Quellenverzeichniß beigegeben werde, dessen Mittheilung Jacob lieber auf den letzten Band verschoben hätte. Ebenso einsichtig wie liebenswürdig bringt der Verleger die Wünsche des größeren Publikums zur Geltung, als dessen „dankbaren Fürsprech" er sich selbst bezeichnet. Grimm fühlte sich zur Nachgiebigkeit bewogen; und so erschien der erste Band, ausgestattet mit dem Quellenverzeichnisse,[20]) bei dessen Anblick selbst der Unkundige ahnte, auf welcher tiefen und breiten Grundlage dieses ragende Denkmal der vaterländischen Sprache sich erhob.

[20]) Die später dem zweiten Bande beigefügte Fortsetzung des Verzeichnisses ward, nach Grimms eigenem Ausdruck, der „Güte und genauen Einsicht" Hirzels verdankt.

Auch einer künstlerischen Ausstattung, die den Brüdern angenehm ins Auge leuchten sollte, ward dieser erste Band theilhaftig. Aber Jacobs Sinn und Geschmack mochten sich mit ihr nicht befreunden. Seinem Bildnisse, das neben dem des Bruders erschien, wollte er durchaus keine Aehnlichkeit zugestehen. Den Schmuck, den Ludwig Richters spielende Einbildungskraft für das Titelblatt ersonnen, fand er unangemessen und bedeutungslos. Seinen Tadel ergießt er reichlich in einem wahrhaft belustigenden Briefe,[21]) in dem übrigens auch der freundlichen Sorgfalt Hirzels die gebührende Anerkennung gezollt wird.

So lange Jacob ununterbrochen an der Arbeit blieb, schien sich die Hoffnung, wenn auch nicht auf einen in bestimmbarer Zeit herbeizuführenden Abschluß, so doch auf ein rasches und reges Fortschreiten des Werkes zu erhalten. Ins Wanken gerieth diese Hoffnung etwa seit der Mitte des Jahres 1855, nachdem Wilhelm an Jacobs Stelle getreten war. Wie das Wörterbuch an äußerem Umfange wuchs, mehrte sich, zum Staunen aller Einsichtigen, sein innerer Reichthum. Hämische Versuche, ihm die Gunst der Deutschen zu entziehen, mußten kläglich fehlschlagen. Mancher wohlthätig ermunternde Zuruf drang zu den Ohren

[21]) In diesem ergetzlichen Briefe vom siebzehnten April 1854 gedenkt er des Titelblattes von Adelungs erster Ausgabe, auf dem „sehr hübsch ein Bär, der an seiner Tatze saugt, angebracht ist." Aber die Zier eines solchen Abzeichens hatten die Bücher des Breitkopfschen Verlages schon lange zuvor getragen. Ueber diesem höchst gebildeten Thiere schwebt der erläuternde Spruch: Ipse alimenta sibi. So prangt der Bär vor der zweiten und dritten Auflage der Critischen Dichtkunst Gottscheds (1742 und 1751) und vor den von Schwabe herausgegebenen „Belustigungen des Verstandes und des Witzes." Die schweizerischen Bekämpfer und Verächter der Leipziger Schule verfehlten nicht, an dem weisen Ungethüm, das sich selbst zur Nahrung dient, ihren Witz auszulassen. Im dritten Stück der sogenannten Zürcherischen Streitschriften S. 138, 139 wird der Bär, der an der Tatze saugt, als emblematisches Bild der eigenthümlich fruchtbaren und geistreichen deutschen Poeten und Redner aufgefaßt. — Der Breitkopfische Bär wird humoristisch erwähnt von Musäus, Physiognomische Reisen 1, 162. Vgl. Danzels Gottsched S. 68.

der arbeitenden Meister.[22]) Dennoch konnten die Freunde des Werkes, und vor allen der Verleger selbst, schwerer Sorge sich nicht entschlagen, wenn sie das hohe Alter der Verfasser in Betracht zogen, das zu der Unermeßlichkeit der begonnenen und immer weiter ausgreifenden Arbeit in einem gefahrdrohenden Mißverhältnisse stand. Offen und unbefangen, wie es seiner Gewohnheit entspricht, deutet Jacob selbst auf diese, mit jedem Tage näher herandringende Gefahr. Wäre ihm vergönnt gewesen, um ein Jahrzehnt früher zur Ausführung des reiflich erwogenen Planes zu schreiten, wer weiß, welches Wunder seine Thatkraft vollbracht hätte! Mit Recht konnte Gervinus einst ihm einen „maßlosen Fleiß" nachrühmen. Aber nun hätte selbst dieser Fleiß nicht mehr genügt, um das Ungeheure einer solchen Aufgabe zu bezwingen.

Und noch bedrohlicher meldete sich eine andere Gefahr. Während Wilhelm sorgsam und mit sicherem Erfolge, aber allzu gemächlich, seine Arbeit förderte, ward Jacobs Geist, der schaffenslustig nach allen Richtungen der vaterländischen Wissenschaft ausblickte, von dem Verlangen ergriffen, sich einmal wieder an

---

[22]) Jacob erwähnt am dritten März 1855 einer „hübschen und verständigen Anzeige" in den „Grenzboten". Ich fand sie dort im ersten Bande des vierzehnten Jahrgangs S. 304—306. Sie verdiente Jacobs Lob und verdient noch jetzt nachgelesen und beherzigt zu werden. Wohlthuend berühren uns noch heute Worte wie die folgenden, aus denen man zugleich ein geschichtliches Zeugniß vernimmt: „Und wenn wir ein Recht haben, mit Selbstgefühl auf das riesige Werk zu blicken, welches die Kunst unserer Gelehrten unternommen hat, so wird dieses Behagen noch durch den Gedanken vermehrt, daß ein solches Werk möglich war ohne die Unterstützung begünstigter Akademien und ohne außerordentliche Zuschüsse der Regierungen. Es ist die warme Theilnahme des Volkes selbst, welche das kostbare Unternehmen trägt und seine Fortsetzung möglich macht. Durch ganz Deutschland und tausende von Meilen über die Grenzen unserer engeren Heimath geht das Wörterbuch als ein Zeugniß dafür, daß die Deutschen, wo sie auch leben, ein Gefühl für das Gemeinsame, was sie mit ihren Landsleuten verbindet, nicht verloren haben, ein Zeugniß auch dafür, wie gerne sie stolz sind, wo sie ein Recht dazu haben."

wechselnden Gegenständen der Forschung thätig zu erfrischen. Denn auch für ihn, wie für jeden wahrhaft schöpferischen Geist, war Erfrischung nicht im Ausruhen, sondern im Wechsel der Thätigkeit zu finden. Hatte er doch einst an das großartige Werk der Deutschen Rechtsalterthümer Hand angelegt, um sich von der langen grammatischen Arbeit zu erholen! So wollte er sich auch jetzt, nach und während der abmüdenden Arbeit am Wörterbuche, durch eine Reihe anderer wissenschaftlicher Unternehmungen die allein ihm zusagende Erquickung verschaffen. Damals erzählten sich die Freunde scherzend, Jacob trage sich noch mit so vielen Werken, als es Musen giebt. Aber die Zahl der Entwürfe, die sich in seinem Kopfe drängten, überstieg noch die Musenzahl.

Am einundzwanzigsten Februar 1857 weiß er seinem Verleger eine Reihenfolge von elf Arbeiten vorzuführen, die ihn bald locken, bald bedrohen; die eine, die zum vollen Dutzend fehlt, würde sich auch noch leicht gefunden haben. Die Klage über den beginnenden Rückgang seiner körperlichen Kräfte kann er nicht völlig unterdrücken. In schlaflosen Nächten umlagern ihn die Gedanken an seine wissenschaftlichen Pflichten. Auf der linken Seite zu liegen ist ihm nicht mehr möglich; zuweilen merkt er, daß der Pulsschlag aussetzt. Das Auge, dem er fortdauernd die größten Anstrengungen zumuthet, hat von der gewohnten Schärfe nichts eingebüßt; aber das Gehör wird schwächer. Diese Beschwerden jedoch, die sich im Gefolge des höheren Alters einstellen, können auf ihn keine lähmende Wirkung üben. Ebenso beharrlich wie regsam treibt er sein Tagewerk. Er darf von sich bekennen: „Ich arbeite unablässig fort, alle Tage bis Abends elf Uhr, worüber Sie meine Hausleute verhören können.[22])

[22]) Er bestätigt hier also mit eigenem Worte die Schilderung, die zwei Jahre später Ranke in der ersten Plenarsitzung der historischen Commission zu München von seinem Wesen und Thun entwarf. Ranke bezeichnet ihn als den „Schöpfer der Wissenschaft der deutschen Sprache,

Unter den Werken, die seine Neigung entschiedener an sich zogen, nennt er ein Buch über Nibelungen und Heldensage, ein anderes über Geten und Gothen; er wünschte, die im vierten Bande der Grammatik herrlich begonnene Syntax weiter auszubauen; für die Märchen war seit langem vieles gesammelt und aufgehäuft, was er gern verarbeitet hätte. Am stärksten aber empfand er den Antrieb, als Rächer und Wiederhersteller Ossians hervorzutreten. Etwa ein Jahrhundert zuvor hatte der gaelische Sänger, der sich in Macphersons flüssigem Englisch vernehmen ließ, mit seinen dunkeln weichen Tönen und dem Farbengemisch seiner verschwimmenden Bilder Gemüth und Einbildungskraft der Menschen in romanischen wie in germanischen Landen erregt und sich unterwürfig gemacht. Dann war er durch den Einfluß einer erst zweifelnden, hernach rücksichtslos hohnsprechenden Kritik gänzlicher Geringschätzung verfallen. Der Sinn der Menschen hatte sich diesen Dichtungen völlig abgekehrt; nur eine unbeträchtliche Minderzahl von Gläubigen bewahrte die alte Hingebung. Grimm nun wollte den Kampf aufnehmen gegen eine hochmüthig verurtheilende Kritik, welcher er jedes begründete Recht zu ihrem verneinenden und vernichtenden Thun unbedingt abstritt. Durch eine überzeugende Beweisführung sollte sie für immer aus dem Felde geschlagen werden. Er hoffte, den Dichter, gegen den man sich so schmählich vergangen, in die Ehren und Würden wieder einzusetzen, die vordem ein Klopstock, Herder und Goethe, in Uebereinstimmung mit den großen Schrift-

---

der mehr als ein anderer Autor irgend einer Zeit tiefe und umfassende Gelehrsamkeit mit sinnvoller, selbst poetischer Durchdringung jedes Stoffes, ja jedes einzelnen Wortes verbindet, der in vorgerückten Jahren mit der Anstrengung eines jungen Mannes, der sich erst einen Namen erwerben will, Tag für Tag an dem großen Werke seines Lebens arbeitet." Abhandlungen und Versuche von Leopold von Ranke. Neue Sammlung. Herausgegeben von Alfred Dove S. 492. Mit Jacobs Brief vom einundzwanzigsten Februar 1857 vergleiche man den schönen, in seiner Einfachheit ergreifenden Bericht von Herman Grimm in den Kleineren Schriften I, 186.

ſtellern anderer Völker, ihm begeiſtert zuerkannt hatten. Nicht nur, daß die urſprünglichen Geſänge uns unverfälſcht überliefert ſeien, wollte er darthun; er wollte in ihnen auch den edelſten Gehalt einer reich entfalteten Poeſie nachweiſen.[24])

Hirzels Gleichmuth hatte eine harte Probe zu beſtehen. Jeder Plan, der in Jacobs Geiſte neu emportauchte, mußte das Wörterbuch gefährden. Beſonders die dräuende Schattengeſtalt Oſſians ſchien unheilvolle Störungen zu weiſſagen. Darf man es dem Verleger übel deuten, wenn er dem wiedererſtehenden Sänger Fingals von Herzen gram war? Grimm bittet ihn, den Oſſian nicht zu verwünſchen, ſei dieſer doch ſchon verwünſcht genug geweſen! Wir erfahren nicht, ob Hirzel gegen den Verwünſchten milder geſtimmt ward. Fürs erſte genügte ihm ſchon, wenn Jacob die Zeit, die er nicht im Oſſianiſchen Nebelbereiche verbrachte, dem Wörterbuche widmen wollte.

Aber Grimm war niemals geſonnen, ſich untreu gegen das Werk zu bezeigen, das ihm Mühe und Befriedigung, ja Luſt zu gleichen Maßen bereitete. Er wacht über ihm „mit der Liebe, wie ſie eine Mutter hat für ihr Kind“ (am fünften April 1857). Nie verſäumt er, für die ſchon bearbeiteten Buchſtaben Nachträge zu ſammeln, und für die ſpäteren, deren Ausarbeitung bevorſteht, immer reicheren Vorrath heranzuſchaffen. Selbſt in ruheloſen Fiebernächten erwehrt er ſich nicht der Gedanken an den ſorgenden Verleger und an den Buchſtaben C, auf den er zunächſt ſeinen Fleiß wenden muß. Hirzels Briefe pflegten ſonſt ihn anzuregen und zu erfreuen; jetzt bringen ſie ihm Schmerz und Verlegenheit. Möchte doch jener ſich entſchließen können, die Dinge in einem weniger ungünſtigen Lichte zu erblicken! Aber Hirzels Beſorgniſſe theilten ſich dem Freunde

---

[24]) Der ſiebente Band der Kleineren Schriften brachte den Anfang des Buchs über Oſſian (537—543). Gleich im Beginn dieſes Bruchſtücks lieſt man mit Verwunderung den Satz: „Nie ſeit dem Hohen Lied hatten Empfindung und Klage der Liebe, nie ſeit der Ilias männlicher Heldenmuth ſich ſo ergreifend vernehmen laſſen.“

Dahlmann mit. Auch dieser wünschte, daß, zum Ruhme des Grimmschen Namens wie zum Heil und Frommen der deutschen Wissenschaft, dem Wörterbuche die ungeschmälerte Neigung und die ungetheilte Kraft seines Urhebers erhalten bleibe. Obwohl sich Dahlmann in seinen letzten Jahren nicht häufig zu brieflicher Mittheilung aufgelegt fühlte, wollte er doch in diesem Falle nicht kargen mit seinem Worte, auf dessen Wirksamkeit er vertraute. Unter den Lesern und Benutzern des Wörterbuches hatte er sich als einen der eifrigsten und dankbarsten bewährt. Jeder neue Aushängebogen ward ihm besonders zugeschickt und mit stets gleicher Freude begrüßt, mit stets gleicher Aufmerksamkeit durchgeprüft oder vielmehr durchgenossen. In einem liebevoll eindringlichen Schreiben faßte er nun seine Befürchtungen und seine Wünsche zusammen. Er vermaß sich nicht, die Bedeutung jener anderen Pläne, die Jacobs Geist erzeugte, abschätzen oder gar unterschätzen zu wollen. Aber er legte dem großen Forscher das große Nationalwerk warm ans Herz. Er suchte ihm von neuem zum Bewußtsein zu bringen, daß er durch keine wissenschaftliche That so sicher wie durch Fortführung dieses Unternehmens den Dank des Vaterlandes sich verdienen und erwerben könnte.[25])

Auf diesen edlen Mahnbrief antwortet Jacob mit einem

---

[25]) Dieser Brief kam erst recht ans Licht, nachdem Jacobs Antwort im ersten Band des Briefwechsels zwischen Grimms, Dahlmann und Gervinus 1, 536 abgedruckt worden. Man muß ihn unter den Nachträgen 2, 526 suchen. Er zählt zu den liebenswürdigsten, die wir von Dahlmann besitzen. Wer des Glückes theilhaftig war, den herrlichen Mann zu kennen, glaubt ihn hier reden zu hören. Jacobs Antwort war übrigens schon früher zu lesen in Springers „Dahlmann" 2, 418. Trefflich, wie alles, was er berührt, hat Springer auch Dahlmanns Verhältniß zu den Grimms behandelt. Es ist als ein wirkliches Mißgeschick zu beklagen, daß Springers sach- und gehaltreiches, mit künstlerischem Sinn ausgeführtes Werk, das unter deutschen Lebensbeschreibungen seines Gleichen sucht, sich nicht unmittelbar nach seinem Erscheinen in die weitesten Kreise unsrer Lesewelt verbreitet und dort empfänglichen Sinn für die neuere Geschichte des Vaterlandes geweckt hat.

edlen Selbstbekenntniß. Er verhehlt nicht, daß er mit sich selbst in Widerstreit gerathen. Schwere Opfer muß er von sich heischen, wenn er den Plänen entsagen soll, um die seine Gedanken verlangend kreisen. Schmerzlich empfindet er vor allem die Unmöglichkeit, den Gang der grammatischen Forschung ferner zu leiten. Abschreckend ist die Aussicht, in seiner noch übrigen Lebenszeit für das Wörterbuch, falls er es zu Ende führen kann, fünfundzwanzigtausend Quartseiten Manuscript liefern zu müssen. Und wäre er nicht berechtigt, sich endlich einmal die Erholung zu verstatten, deren Nothwendigkeit seine Nächsten, und vornehmlich die Frauen seiner Umgebung, ihm fortwährend einschärfen? — Doch seine Wünsche sollen nichts wider seine Pflicht vermögen. Jene müssen zurückstehen, damit er dieser gehorche. Treulich auszuharren beim Wörterbuche ist sein Entschluß.

Bei seiner Sinnesart mußte er sich durch den Tod des Bruders noch stärker aufgefordert fühlen, diesen Entschluß durch die That zu bekräftigen. Gervinus, der, als jener Schlag ihn traf, in seiner Nähe weilte, nannte ihn damals einen unverwüstlichen Menschen. Der Schmerz um den Bruder konnte seinen wissenschaftlichen Heldengang nicht aufhalten. Obgleich es der Jüngere war, der vor ihm abgerufen worden, so wußte er sich doch den Gedanken des eigenen Endes fern zu halten. Der dritte Band des Wörterbuches, neunzehnhundertundvier Spalten in sich fassend, bezeugt uns, welchen Ertrag seine damalige Arbeit zu Tage förderte.

Dennoch ließen Hirzels Besorgnisse auf die Dauer sich nicht beschwichtigen. Sie mußten erwachen, so oft Jacob die Absicht verrieth, anderen Arbeiten für einige Monate den Vorzug zu geben. So sieht er sich im März 1861 gezwungen, einen beweglichen Bitt- und Klagebrief zu erlassen, um wo möglich den Einfluß abzuwehren, der sich feindlich gegen ihn und das Wörterbuch richtet. Zu seinem Schrecken wähnt er, „das Gespenst der verlorenen Jahre 55—58“ steige wieder vor ihm auf.

Hier stehen und wirken zwei freundschaftlich verbundene Männer neben einander. Jeden beseelt der Wunsch, sich dem anderen mit Rath und That willig und hülfreich zu erweisen, und doch können sie nicht hindern, daß ihre wechselseitigen Forderungen und Wünsche störend sich durchkreuzen. Diese Forderungen mit einander auszugleichen oder gar gründlich zu versöhnen, bleibt deshalb unerreichbar, weil sie bei keinem von beiden aus Willkür oder launenhaftem Belieben entspringen. Jeder beharrt nur bei dem, was er als Pflicht erkennen, als sein unveräußerliches Recht in Anspruch nehmen muß.

Dem Verleger war die peinliche Pflicht zugefallen, auf den ununterbrochenen und möglichst beschleunigten Fortgang des Werkes zu dringen. Ja, er mußte noch weiter blicken und sorgen. Er mußte sein Augenmerk auf die Vollendung des Ganzen richten, die von der wachsenden Ungeduld der Abnehmer nur allzu lebhaft herbeigewünscht ward. Auf ihm lastete die Wucht der geschäftlichen Verpflichtungen, die sich an ein solches Unternehmen anheften. Er fühlte sich auch der Nation gegenüber gleichsam verantwortlich. Diese hatte durch ihre beharrlich thätige Theilnahme das Werk gestützt und getragen. Sie hatte sich dadurch des Anrechts auf seinen vollständigen Besitz unzweifelhaft versichert.

Jacob Grimm aber mußte dem Herrschergebote seiner Natur unweigerlich folgen. Wohl erkannte er nach ihrer ganzen Schwere die Pflicht, die er gegen die Wissenschaft und das Vaterland übernommen, als er in den Dienst des Wörterbuches trat; er erkannte und vollbrachte sie, wie nur er vermögend war, sie zu vollbringen. Um sich jedoch während mehr als eines Jahrzehnts in den auch noch so sehr erweiterten Grenzen einer einzigen Arbeit einzuschließen, hätte er seine selbständige Geistesart zwangsweise unterjochen, hätte er seines Wesens sich entäußern müssen. Seine Forschbegier kannte keine Rast. So lange ein Lebenshauch durch seine Glieder zog, erhielt er die dichterische Grundstimmung seines Geistes klar und frisch; ja

mit zunehmenden Jahren äußerte sie sich noch ungebundener in Anschauung und Rede. Frei schweift sein Blick über Höhen und Weiten der Wissenschaft. Von wechselnden Aussichten ward er gelockt und gefesselt. Grimm nährte in sich untilgbar den Trieb, das Besondere zu erfassen, das Einzelne zu ergründen und längst begonnene Untersuchungen, die über ausgedehnte Gebiete sich verbreiteten, mit sinniger Geduld unermüdlich weiter zu führen. Ebenso tief aber war ihm die Sehnsucht eingeboren, sich in die Fülle neuer Erscheinungen zu versenken und das Bewußtsein der eigenen Kraft in der Bewältigung immer neuer Aufgaben anzufrischen. Wie hätte er dem Schalten seines Genius Einhalt gebieten können?

So standen sich in dem Verhältnisse zwischen Verfasser und Verleger gleichmäßig berechtigte, aber einander widerstreitende Forderungen und Wünsche unvereinbar gegenüber. Dem Edelsinn der beiden Männer ist es zu verdanken, daß der Verkehr, wie er nun einmal unter ihnen sich ausgebildet, auf geebnetem Pfade ohne Anstoß fortgeleitet ward. Niemals darf der Gegensatz, der zu beider Bedauern hervorgetreten, sich verletzend zuspitzen. Immer muß in den Worten Grimms der Ton herzlichen Vertrauens vorwalten; immer beobachtet Hirzel, wenn er dem Verehrten zuspricht, die zarteste Schonung. Selbst in den letzten Zeiten, als Jacob auch durch die vorsichtig leisen Mahnungen des Verlegers sich beängstigt fühlte, blieb er doch immer beflissen, den Zart- und Feinsinn zu rühmen, den er stets an dem Freunde geschätzt.

Dieser Adel der Gesinnung, den der Eine so wenig wie der Andere verläugnen kann, ertheilt auch den beiden letzten der hier vorgelegten Schriftstücke das aus auszeichnende Gepräge.

Im Februar 1863 war Hirzel nach Berlin gekommen, um mit Jacob über die künftigen Geschicke des Wörterbuches ernsten, aber freundschaftlichen Rath zu pflegen. Eben war man bis zu den ersten Bogen des vierten Bandes gelangt; der Buchstab F war angefangen, und Grimm hatte wenige Wochen zuvor seinen

achtundſiebzigſten Geburtstag gefeiert. Es ergab ſich die Nothwendigkeit, eine feſte Abkunft zu treffen im Hinblick auf die Zeit, da jenes Werk den Meiſter, der es ſo kühn aufzurichten begonnen, entbehren würde. Auf welche Weiſe ſollte die Fortſetzung geregelt, durch welche Mittel ſollte ſie geſichert werden? Schien es erſprießlicher, die erwählten Fortſetzer ungeſäumt zur Uebernahme der ſchweren und verantwortungsvollen Arbeit heranzurufen, oder ihnen, ſo lange der Meiſter ſelbſt noch wirkte, Friſt zur ſtillen Vorbereitung zu gönnen? Sollte Grimm nicht gleich jetzt einige jüngere Mitarbeiter ſich zugeſellen, damit fortan ihm nur die geiſtige Oberleitung des ganzen Unternehmens verbliebe?

Hirzel erachtete es um ſo zweckmäßiger, ſolche Beſtimmungen in mündlicher Verhandlung feſtzuſetzen, weil er hoffte, dadurch zur Erheiterung und Beruhigung ſeines großen Freundes beizutragen, den beim Gedanken an die ungewiſſe Zukunft des Wörterbuches ernſte Sorge beſchleichen mußte. Aber das Gegentheil erfolgte. Als der Verleger erſchien und ſeine ebenſo wohldurchdachten wie wohlgemeinten Vorſchläge zur Sprache brachte, ward Jacob von quälender Unruhe ergriffen. Schonend, wie immer, entſagte Hirzel allen ferneren Erörterungen, welche dieſe Unruhe erneuert oder geſteigert hätten. Anſtatt am folgenden Tage, ſeinem Verſprechen gemäß, ſich abermals einzufinden, verließ er Berlin, ohne ſeinen Beſuch zu wiederholen. Die Unruhe, die ihn befangen, konnte Jacob ſo bald nicht überwinden. Aber ſeine Empfindung verbot ihm, durch Schweigen jede weitere Verhandlung abzubrechen. Er ſtrebte nach Verſtändigung. So erließ er denn etwa eine Woche nach Hirzels Abreiſe ein umfangreiches Schreiben, in welchem er ſich, wie er es in ähnlichen Fällen zu bezeichnen pflegt, „ausſchüttete.“

Er ſtellt ſich ſelbſt dar, wie er das Studiengebiet, das er einſt ſich und anderen eröffnet hat, nach allen Richtungen hin überblickt und durchwandelt. In ſeinem Thun iſt nichts vereinzelt; alles lenkt ſich demſelben Ziel entgegen; alles greift zuſammen. Auch was weit von einander abzuliegen ſcheint,

berührt, durchdringt und fördert sich wechselsweise: denn alles entspringt aus einer und derselben Anschauung, die so umfassend sich ausdehnt, daß sie über das Ganze dieser von ihm begründeten Wissenschaft sich erstreckt. Auf diesem Wissens- und Forschungsgebiete, das er bewohnt und beherrscht, hat auch das Wörterbuch seinen unveräußerlichen Platz behauptet. Nie war er geneigt oder auch nur gesonnen, sich ihm abzuwenden; er darf betheuern, daß er es stets liebevoll im Auge behalten und jederzeit in der Stille alles herbeigetragen habe, um es zu ergänzen oder zu bereichern. Andere seines Alters würden sich zum Nichtsthun berechtigt glauben und sich mit Gewissensruhe der Trägheit überlassen. Er jedoch will wahrlich nicht feiernd die Hände in den Schoß legen. Nur ist er nicht gewillt, seines Geistes Freiheit jenem einen Werke vollständig aufzuopfern. Er will nicht gedrängt sein, unausgesetzt daran fortzuarbeiten. Und von ihm allein soll die Arbeit ausgehen. In Hildebrand, den er als sprachkundig und gewissenhaft rühmt, dessen Verdienste um das Wörterbuch er warm anerkennt, erblickt er den berufenen und vorzüglich befähigten Fortsetzer. Er ist bereit, vor diesem oder Lexer ohne Säumen zurückzutreten; sie mögen dann getrost und rüstig die Arbeit, der sie gewachsen sind, in unbeschränkter Selbständigkeit über sich nehmen. Soll er aber auch ferner des Wörterbuches walten, so muß er für sich allein dastehen, nur auf seine Kraft gestützt; von der thätigen Theilnahme Anderer müßte er eine Schädigung seiner Eigenart besorgen: diese aber will er bis zuletzt unverkümmert bewahren.

Die Selbstschilderung, die er unwillkürlich hier entwirft, krönt er mit dem Satze: „Meiner Natur entspricht zu lernen, nicht zu lehren.“ — Dieses Wort, ein halbes Jahr vor seinem Tode niedergeschrieben, enthüllt uns vielleicht das Geheimniß seiner Kraft. Thut doch ein Mann, der sonst nicht viele Züge der Verwandtschaft mit Jacob Grimm aufweist, thut doch Wilhelm von Humboldt ein ähnliches Bekenntniß, wenn er zu Welcker sagt: „Ich habe, so lange ich in Geschäften war, mehr

auf das Thun als die Thaten gehalten, und halte im litterarischen Leben mehr vom Lernen, als vom Hervorbringen.

Die gewaltigsten Lehrmeister, die unter den Menschen auftreten, sind wohl solche, die selbst immer lernend vorwärts schreiten. Sie wissen nichts von einem Stillestehen, von einem Ausruhen; für sie giebt es keinen Abschluß. So begnügen sie sich auch nicht mit der Wahrnehmung und Darstellung dessen, was als abgeschlossen ihnen vors Auge tritt. Verborgene Bezüge zwischen den Erscheinungen werden ihnen offenbar. Zu immer neuen Verbindungen verknüpfen sich die Dinge, deren Formen sie mit ihrer Anschauung umspannen, deren Wesen sie mit ihrem Erkenntnißvermögen durchdringen wollen. Alles zeigt sich ihnen in gesetzlichem, das heißt geschichtlichem Werden. Indem sie das Werden verfolgen, entdecken sie das Gesetz. Ihr Lernen ist ein fortwährendes Erkennen, ein immer sich erweiterndes Anschauen. Sie erhalten sich unausgesetzt regsam, weil sie stets empfänglich bleiben. Dem Drange ihrer Natur gemäß fahren sie nicht nur fort, zu lernen; sie tragen auch keine Scheu vor dem Umlernen.

Lehrer, die mit einer solchen Genialität des Lernens ausgerüstet sind, wehren sich gegen jede einengende Schulmethode. Nur selten sprechen sie ein letztes Wort, das eine weit angelegte Untersuchung gebieterisch abschließt; oft genug aber sprechen sie ein erstes, das die Forschung verheißungsvoll eröffnet. Nicht immer können sie daher ihre Schriften als etwas Fertiges hinstellen oder sie gefällig abrunden. Nicht immer gelingt es, die meist noch nie zuvor bearbeiteten Stoffmassen, die sich hier zusammendrängen, so günstig zu ordnen und so kunstgemäß zu gliedern, daß sie zu leichter Uebersicht sich auseinanderlegen oder zu müheloſem wissenschaftlichem Genusse einladen. Aber aus diesen Werken strömt die Fülle lebenskräftiger Anregung. Selbst aus dem vollen Leben der Wissenschaft hervorgegangen, deuten sie nach allen Ecken und Enden des wissenschaftlichen Gebietes, wo neue Lebenskeime aufsprießen und sich entfalten

können. Jene schöpferisch wirkenden Lehrer lernen und arbeiten vor unsern Augen. Sie lehren, indem sie uns an ihrem Lernen theilnehmen lassen.

Im Wesen Jakob Grimms waren die Fähigkeiten so glücklich gemischt, daß der Lust zu lernen der Trieb, sich durch Darstellung und Lehre mitzutheilen, das Gleichgewicht zu halten schien. So erwuchs in ihm einer der eigenartigsten und zugleich fruchtbarsten Schriftsteller. Dennoch mag die Freude am Lernen den Genuß am Hervorbringen überwogen haben. Und wenn ihn die Wonne des Lernens, wie mit dämonischer Gewalt, übermeisterte, dann ward sie wohl zuweilen auch ihm getrübt durch die Erkenntniß, die selbst dem reichsten und empfänglichsten Geiste aufgenöthigt wird. Denn selbst ein solcher muß zu der trüben Einsicht gelangen, wie eng begrenzt das Auffassungsvermögen bleibt, mit welchem der Mensch sich dem unbegrenzbaren Reichthum der Wissenschaft gegenüber stellt. Und wer, der aus innerem Drange den Mächten der Kunst und Wissenschaft dient, wer hat ihn nicht empfunden, den edlen Schmerz, der unvermeidlich uns ergreift bei dem Gedanken, daß wir in das Dunkel des Todes eingehen müssen, ehe wir so manches Hohe und Höchste, das der gottdurchdrungene Menschensinn geschaffen, uns aneignen konnten!

Als Jacob Grimm aufhörte zu leben und zu lernen, blieb doch das Wörterbuch von seinem Geiste nicht verlassen. Dieser wirkte fort in den Männern, die als seine Nachfolger hervorzutreten vollauf berechtigt waren. Verschieden nach Anlage, Geistesart und Arbeitsweise, konnten sie auch ihre Leistungen nicht alle dem nämlichen Maßstab unterwerfen.

Sie alle blicken zurück auf den großen Vorläufer, in dem sie ihren gemeinsamen geistigen Ahnherrn ehren. Aber jeder bringt an die Aufgabe, die ihm zugefallen, wie seine eigenen Kräfte, so auch seine eigenen Anschauungen und Ueberzeugungen heran, die er nicht nach einem Vorbilde, das ein für allemal gilt, zu regeln und zu modeln braucht. Jeder findet Anlaß

und Raum zur freien, ja zur behaglichen Darstellung seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit. Aber aus diesen Verschiedenheiten entspringt kein störender Gegensatz; sie ordnen sich vielmehr in dem weiten Rahmen des Wörterbuches friedlich nebeneinander. Das vielgliedrige Werk wird durch eine unverkennbare Einheit zusammengehalten. Und diese ergiebt sich aus dem einhelligen Bestreben aller, den übermächtigen Stoff bis zu dem Grade durchzuarbeiten und zu bewältigen, daß den höchsten Forderungen der Wissenschaft, die niemals zuvor in solcher Strenge aufgestellt wurden, überall gleichmäßig Genüge geschehe. Jedes neu erscheinende Heft[26]) bietet eine neue Gewähr für die unveränderliche Richtung und für den Erfolg dieses großartigen Bestrebens.

Seit nunmehr bald dreißig Jahren sehen wir die Jünger und Folger Grimms mit der Selbständigkeit, wie sie nur Meistern eigen ist, „ohne Hast, aber ohne Rast" fortarbeiten. Sie arbeiten getrosten, opferfreudigen Muthes. Und dieser darf ihnen nicht erschlaffen. Denn nur dieser kann sie emportragen. Wenn die Theilnahme des Volkes sie begleitet, so äußert sie doch selten sich so laut, so gutwillig und anregend, daß sie zu fernerer Thätigkeit reizen und spornen könnte. Diesen mühebeladenen Arbeitern wird der Dankeslohn kärglich zugemessen. Dagegen wiederholen sich bald in gedämpfteren, bald in sehr vernehmbaren Tönen die ärgerlichen Klagen über ein allzu gemächliches Vorrücken des Werkes. Und wohl dürfte niemand die wahren Freunde des Wörterbuches schelten, deren sich ein trüber Mißmuth bemächtigte bei der Vorstellung, daß von denen, die um die Mitte des Jahrhunderts einst die erste Lieferung begrüßten, nur so wenige des Tages froh werden, der festlich die letzte

[26]) Eben da ich diese Zeilen niederschreibe, kommt die fünfte Lieferung des von M. Heyne bearbeiteten achten Bandes vor meine Augen. Sie umfaßt die Wörter von Reiten bis Rind. Zu den bemerkenswerthen Artikeln gehören vor allen: Rennen, Rest, Rhein, Riese. — Doch wie mancher andere wäre noch herauszuheben!

heranbringt. Dennoch sollte man diesen Mißmuth zu bezwingen suchen. Mag sich die äußere Vollendung auch noch so lange hinzögern, vollkommenen Ersatz dafür bietet der beispiellose Reichthum, die beispiellose innere Gediegenheit des Werkes, durch die jeder seiner Theile schon den Werth eines vollendeten Ganzen erhält.

In seinen Briefen über den Nutzen der Geschichte gedenkt Lord Bolingbroke eines gelehrten Frömmlings, der die Gewohnheit angenommen, der göttlichen Güte für eine jede ihrer Gaben den besonderen Ausdruck seiner Erkenntlichkeit darzubringen. So hörte man, wie er der himmlischen Gnade auch dafür dankte, daß sie die Welt mit Lexikonmachern (makers of Dictionaries) versorgt habe. In der That, der Dank war wohl angebracht. Zu welchen Gefühlen der Erkenntlichkeit müßte uns Deutsche nun aber ein Blick auf unser Wörterbuch stimmen! Denn niemals gab es in der Welt Lexikonmacher wie diese, die auf dem Boden, den Jacob Grimm bereitet, sich zusammengefunden. Oder, um noch ernster zu reden, noch niemals wurde für irgend eine Sprache der Welt ein Schatzhaus auf- und ausgebaut, demjenigen vergleichbar, das für uns im Deutschen Wörterbuch sich aufthut. Bei einem anderen Anlasse mag dargelegt werden, wie der Ausdruck Wörterbuch durch dieses Werk einen ganz neuen Sinn, eine ungeahnt umfassende Bedeutung empfangen hat.

Littrés Dictionnaire muß als Leistung eines Einzelnen unser dankbares Staunen wecken. Nur wer das frühere, nach den Satzungen und unter der Obhut der Akademie festgestellte Wörterbuch kennt, vermag den Fortschritt zu würdigen, den dieser Einzelne durch geschichtliche Auffassung und Behandlung der gesamten Sprache und ihrer einzelnen Bestandtheile vollbracht hat. Auch in dem englischen Wörterbuche, das, unter Murrays Leitung erscheinend, zu beträchtlichem Umfange anwächst, wird die geschichtliche Betrachtungsweise, wie sie bei uns Deutschen schon lange durchgedrungen, sorgsam und erfolgreich zur Geltung gebracht. Aehnliche Erscheinungen, verwandte Bestrebungen treten

in unſerm Zeitalter, bei uns ſelbſt wie im Auslande, überall da hervor, wo die Lexikographie ſich ihres feſten Zuſammenhanges mit der vorwärts ſtrebenden Forſchung bewußt bleibt. Da gewahren wir überall Anzeichen eines neuen wiſſenſchaftlichen Lebens, das in Freiheit und Fülle ſich ausbreiten will. Und unverkennbar deutlich offenbart ſich die Einwirkung des Vorbildes, das ja aus dem Grimmſchen Werke jedem unbefangenen Forſcher entgegenleuchten muß.

Dieſes Werk aber, in ſich ſelbſt gefeſtet und gefugt, lehnt ſich an kein Vorbild. Jede Vergleichung mit dem Vocabularium der Cruſca, auf das man zuerſt als auf eine Art von Muſter hingezeigt, würden wir jetzt lächelnd abweiſen.[27]) Höchſtens den großen Philologen des älteren Frankreichs, deren Werke, gleich Cyklopenbauten der Gelehrſamkeit, in die folgenden Jahrhunderte hinüberragen, darf man das Recht zugeſtehen, neben unſern Landsleuten genannt zu werden.[28]) Aber auch bei ihnen

---

[27]) Man ſollte das Vocabolario dell' Accademia della Crusca nicht nennen, ohne der herrlichen Arbeiten zu gedenken, durch welche der ſprachmeiſterliche Dichter Vincenzo Monti die engſinnige Gewaltherrſchaft dieſes einſt unbedingt anerkannten Sprachtribunals zu erſchüttern ſuchte. Er kämpft für eine reichere und geſetzmäßige Entfaltung des Lebens der Sprache, die er aus dem Zwange der Schulfeſſeln löſen will. Er übt mit gleicher Sicherheit vernichtende wie auferbauende Kritik. Seine hier einſchlagenden Schriften, ebenſo unterhaltend wie belehrend, durch ſatiriſche Schärfe wie durch gewinnende Anmuth ausgezeichnet, ſind geſammelt in den zum Theil ſehr umfangreichen vier Bänden der Proposta di alcune correzioni ed aggiunte al Vocabolario della Crusca. Milano 1828—1831.

[28]) Außer auf Du Cange (1610—1688) deute ich hier vornehmlich auf Henri Eſtienne (Henricus Stephanus) und ſeinen 1572 erſchienenen Theſaurus der griechiſchen Sprache. Zugleich erinnere ich an die Worte Gottfried Hermanns aus dem Jahre 1818: „Tanto magis nos quidem saepe admirati sumus H. Stephanum, cuius lexicon et virtutibus, quae maximae in hoc genere sunt, ita eminet et tam immune est a vitiis, in quae facillime quis incidere potest, ut illud non modo vere Thesauri nomine dignum, sed plane divinum opus esse videatur. Ac nostra quidem sententia, qui vere rem aestimare voluerit, tantam fuisse H. Stedhano intelliget linguae Graecae

findet sich kein Vorbild oder Ebenbild. Denn in keinem jener früheren Werke ward den Quellen der Sprache, dem Urquell eines jeden Wortes so tief nachgegraben. Von dem marmornen Bildwerk rühmt der Dichter: „wir sehen und hören den Marmor"; — hier dürfen wir rühmend sagen: wir sehen und hören den Sprachgeist, wie er von einem Jahrhundert zum andern sein geheimnißvoll offenbares Werk vollbringt. Nach ewigen großen Gesetzen bildend und umbildend, waltet er im gesamten Leben der Sprache, das er in der Bewegung eines unaufhörlichen Werdens erhält, damit es niemals durch die Härte äußerer Satzungen erstarre. Jener Sprachgeist durchdringt das kunstvollste Satzgefüge wie das unansehnliche Wort, das der menschlichen Rede seinen unentbehrlichen Dienst gleichsam in der Stille bescheiden leiht. Denn vor einer solchen allumfassenden Anschauung der Sprache verschwindet der Unterschied zwischen Großem und Kleinem, zwischen dem Leichten und Gewichtigen, zwischen dem, was bedeutungsvoll, und dem, was geringhaltig erscheint. Wer in unser Wörterbuch sich einliest und einlebt, dem erschließt das einfache Urwort menschlicher Empfindung seine Naturtiefe; und vertraut wird er mit dem kühn schöpferischen Dichterworte, das nur als höchste Steigerung, als letzte Entfaltung des der Menschheit eingeborenen Sprachvermögens sich kundgiebt. Und sollen wir zürnen, wenn einer der Werkmeister, denen wir für die Fortsetzung verpflichtet sind — sollen wir wirklich zürnen, wenn er hie und da, in das Weben des un-

---

scientiam, quanta vix umquam ullo fuit in alio homine." — Opuscula 2, 219. — In den von Nettleship herausgegebenen Essays by Mark Pattison (Oxford 1889) findet sich 2, 67—123 ein hübscher Aufsatz: The Stephenses. — Stephanus zog leider aus seinem Thesaurus keinen irdischen Vortheil. In Folge der unvergoltenen Opfer, die das ungeheure Werk erheischt hatte, kam in seine Vermögensverhältnisse eine unheilbare Zerrüttung. Hierauf nimmt Pattison Bezug, wenn er S. 102 den bedenklichen Satz niederschreibt: „He forgot, or did not know, what experience has taught us, that it is an indispensable condition of a lexicon, that it should be in one volume".

ergründlichen Sprachgeistes sich versenkend und hingenommen von der Lust des Forschens und Beobachtens, aller Schranken zu vergessen scheint, über die selbst ein solches Werk sich nicht hinauswagen dürfte? — Wohl klingt es besorglich, wenn man hört, daß für den einen Buchstaben K ein mächtiger Band von 2916 Spalten erfordert ward. Wer aber, der aus diesem überquellenden Reichthum zu schöpfen versteht, möchte hier auch nur ein Tröpflein missen? — Die Artikel Geist, Gemüth, Genie können zuerst durch ihren Umfang schrecken. Aber man ermuthige sich nur zum Studium dieser — warum soll ich nicht sagen: Werke — und frage sich dann, ob jemals mit ähnlicher Ausdauer, mit ähnlichem Scharfblick und gleichem Feingefühl dem vielgestaltigen Leben eines einzelnen Wortes nachgespürt worden, ob die Sprach- und Wortgeschichte jemals selbst der litterarhistorischen Einsicht so unmittelbare Förderniß dargereicht habe! Warum sollten wir dem Manne, der solches, in treuer Hingebung an des Vaterlandes Sprache, geleistet, nicht jetzt schon den freudigen Dank reichlich spenden, den die Nachwelt, die erst in ferner Zukunft für ihn beginnen möge, ihm sicherlich nicht vorenthalten wird?

In welchem Theile des Wörterbuches wir uns aber auch heimisch machen, die große Gestalt seines Begründers können wir nie aus dem Auge verlieren. Und gern vergegenwärtigen wir ihn uns in der Haltung, wie er sich selbst einmal gezeichnet. Nachdem er in dem Werke, das er selbst für sein bestes erklärte, in der Geschichte der deutschen Sprache[29]) seinen Weg

[29]) Er sagt selbst in dem Lebensabrisse, der jetzt im achten Bande der Kleineren Schriften S. 459—461 wieder mitgetheilt ist: „Für sein Bestes hält er (vielleicht mit Widerspruch mancher Leser) die Geschichte der Sprache, obgleich sie, zu schnell niedergeschrieben, an mehreren Stellen der Nachhülfe bedarf." — Eine treffende Aeußerung über das Werk thut Ranke in der „Weltgeschichte" 4, 1, 252: „Man vertieft sich immer wieder gerne in dieses Buch, wenn man ihm auch nicht beistimmt. Es verknüpft Sprachgelehrsamkeit und Sagenkunde mit den ergiebigsten historischen Notizen und dem poetischen Hauch, der die Schriften Jacob Grimms überhaupt durchweht."

durch die dunkeln Urzustände germanischer Völker genommen und sich durch schwer begrenzbare und schwer zu lichtende Wissensgebiete in ungehemmtem Vordringen siegreich Bahn gebrochen, will er endlich ausruhen, um rückwärts gewandt die durchmessenen Weiten zu überblicken. Da führt er zu Anfang des dreißigsten Kapitels sich selbst mit den Worten ein: „Wie die alten Kämpfer, den Helm abbindend und an die Luft stehend, sich in den Ringen kühlten, will ich auch meinen Lauf einhalten und mich einmal verschnauben."

Man sieht, die Rast, die er sich verstattet, bildet nur die Vorbereitung zu neuem Thun. Und so, als ein Kämpfer, der nach durchlaufener Siegesbahn nur eines kurzen Ausruhens bedarf, und alsbald wieder zu neuen und vielleicht größeren Unternehmungen gerüstet dasteht, so erscheint er auch in dem Bande, mit dem jüngst die schon vor sechsundzwanzig Jahren (1864) begonnene Sammlung seiner Kleineren Schriften glücklich abgeschlossen worden.[80])

Die früheren sieben Bände, denen die vierbändige Sammlung der Schriften Wilhelms (1881—87) sich würdig zur Seite stellt, hatten in wohlgeordneter Folge die größeren und kleineren Arbeiten Jacobs vorgeführt, die neben den Hauptwerken als herrliches Geleite einhergegangen.

Schon im ersten Bande war eine ansehnliche Reihe wichtiger Urkunden seines eigenen Lebens zusammengestellt. Nun tritt der achte hier ergänzend hinzu. Er läßt uns überall Jacobs Persönlichkeit gegenwärtig bleiben, und somit gewinnt er auch einen natürlichen Bezug zu den Briefen, deren lebensgeschichtlicher Gehalt soeben dargelegt worden.

Dieser Band erweckt die Erinnerung an alle wissenschaftlichen Großthaten Jacob Grimms: denn er vereinigt in seiner ersten größeren Hälfte (3—392) die Vorreden, mit denen jener

---

[80]) Achter Band (herausgegeben von Eduard Ippel). Vorreden, Zeitgeschichtliches und Persönliches. Gütersloh, K. Bertelsmann. 1890.

die eigenen Werke oder die Schriften befreundeter Forscher wie mit einem leuchtenden Schmuck ausgestattet hat. Auf jede dieser umfangreicheren Vorreden paßt das Wort Pindars[31]) von dem „weithinstrahlenden Antlitz," das dem beginnenden Werke geziemt.

Wie diese Denkmäler schöpferischer Arbeit sich hier aneinander reihen, gewähren sie den Ueberblick über die Leistungen eines halben Jahrhunderts. Aus dem Jahre 1812 stammt das älteste dieser Schriftstücke, das kurze Vorwort zur Ausgabe des Hildebrands-Liedes und des Weißenbrunner Gebets; aus dem Jahre 1860 das jüngste, die Einleitung zum zweiten Bande des Wörterbuchs, kurz nach dem Hinscheiden Wilhelms niedergeschrieben. Zwischen diesen beiden äußersten Zeitpuncten — welch ein Reichthum häuft sich hier zusammen! Und doch ward aus triftigen Gründen manches Werthvolle zurückgestellt; so mußte z. B. den Vorreden zu den Lateinischen Gedichten des zehnten und elften Jahrhunderts (1838) und zu den beiden angelsächsischen Gedichten Andreas und Elene (1840) die Aufnahme versagt bleiben. Zum Ersatz dafür treffen wir auf manches, was in Vergessenheit zu gerathen oder aus dem wissenschaftlichen Verkehr zu schwinden drohte. So erscheint hier die spanisch geschriebene Vorrede zu der Sammlung altspanischer Romanzen, die Jacob aus dem überlieferten Wust romanzenartiger Dichtungen und Nachdichtungen als ursprüngliche, unverfälschte Erzeugnisse volksmäßiger Poesie mit richtigem Gefühle ausgesondert.[32]) Wir finden auch die lateinischen Vor-

[31]) *πρόσωπον τηλαυγές.* Olymp. VI, 4.

[32]) Die Vorrede trägt das Datum Cassel en Hassia, mes de Mayo 1812. Der Druck erfolgte 1815 zu Wien während des dortigen Congresses. Vergl. in dem Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit (Weimar 1881) die Briefe Jacobs 12. November 1814, 6. März, 18. März 1815 und Kleinere Schriften 4, 422—27. Den geziemenden Dank für diese, dem Freunde Görres zugeeignete Arbeit empfing Jacob erst, als Ferdinand Wolf und Konrad Hofmann ihm zugleich mit Emanuel Geibel ihre Primavera

rede zu den Hymnen (1830), die mit den schönen Worten über Franciscus Junius beginnt. Der serbischen Grammatik von Wuk Stephanowitsch (1824), den Russischen Volksmärchen von Dietrich (1831), dem Oberhof von Thomas (1841), dem von Liebrecht übersetzten Pentamerone des Basile (1846) hat Grimm Abhandlungen voraufgesandt, die manchen jüngeren Fachgenossen wohl hier zum erstenmal vor die Augen kommen. Indem er die Canzonen von Candidus „Der deutsche Christus" empfehlend einführt, weist er mit bewegtem Worte auf Klopstocks Messias-Dichtung zurück. Gewichtig und stoffreich zeigen sich die Vorreden zu Schulzes Gothischem Glossar (1847) und zu Merkels Ausgabe der Lex Salica (1850). Mit ganz besonderem Wohlgefallen aber begrüßt man hier die Einleitung zur ältesten Ausgabe des ersten Theiles der deutschen Grammatik (1819). Den späteren Bearbeitungen dieses Theiles ward sie nicht wieder einverleibt. Uns gilt sie jetzt als eine Urkunde von geschichtlicher Bedeutung. Durch sie erfahren wir, über welchen Wissensvorrath Jacob Grimm gebot, als er den Grund legte zur deutschen Grammatik.

Es kostet Ueberwindung, an solchen Schätzen nur mit einem flüchtig andeutenden Worte vorüber zu eilen. Diese Vorreden, diese einleitenden Abhandlungen, die sich bald in einem freier schweifenden Gange gefallen, bald gemessener einherschreiten — besitzen sie doch ein doppeltes Anrecht an unsere Aufmerksamkeit! Mit Nachdruck weisen sie zurück auf die entscheidenden Momente in der Entwickelung unserer deutschen Studien, so weit diese unter Jacob Grimms Einwirkung sich vollzog. Ferner geben sie uns in deutlich redenden Beispielen zu erkennen, wie die Sprache Grimms im Wandel der Jahrzehnte sich selbst gewandelt, sich ausgestaltet und zu immer schärferer Eigenart ausgebildet hat. Nie mangelt es dieser Sprache an Wucht und

y flor de romances (Berlin 1856) widmeten. Jacob wird hier gepriesen als „el primero que ha sabido escoger y apreciar los romances verdaderamente viejos y populares de los españoles".

eindringlicher Kraft. Zuerst aber bewegt sie sich, wie gehemmt von der Schwere des zu bearbeitenden Stoffes, etwas unbehülflich einher. So wie der werdende Meister seiner selbst immer sicherer wird, gewinnt auch die stets von innen heraus belebte Rede einen gleichmäßig leichteren Fluß; ein voller runder Ton klingt uns erquickend aus ihr entgegen. Wie unwillkürlich trifft das einzelne Wort unsere Einbildungskraft, während der Inhalt des deutlich gegliederten Satzes uns unmittelbar zum Verständniß gelangt. Zu welchem wohlthuenden Eindrucke Anschaulichkeit, Klarheit und fesselnde Kraft da zusammenwirken, das mag jeder Empfindende an sich selbst erfahren, wenn ihn die Einleitung zum Reinhart Fuchs (1835) ergetzt und erfrischt. In den späteren Jahrzehnten ersteht dann jene kühn aufsteigende, auch vor dem Schroffen nicht zurückschreckende Sprache, die immer entschiedener absticht gegen die ebene und gelindere Rede Wilhelms,[88]) der es doch auch keineswegs an strenger Fassung und Haltung fehlt.

Jacob gehört in den nicht eben weitgezogenen Kreis von Schriftstellern, die mit zunehmenden Jahren der Phantasie, wie dem Gefühl einen immer weiteren Spielraum gönnen. Je älter er wird, um so reicher wird seine Sprache an Wagnissen, die beim ersten Hören befremden können. Sie erhebt sich schwungvoll; sie bewegt sich in sprichwörtlich einfachen Wendungen; manchmal läßt sie unabsichtlich einen leisen, niemals störenden Anklang ans Alterthümliche vernehmen. Aus diesen schwerwiegenden Sätzen, die der Leser unserer Tage manchmal fügsamer und geschmeidiger wünschen möchte, scheint oft ein naives Dichtergemüth zu reden. Der Greis, den wir hören, blieb kindlich geartet. Nicht minder überraschend als die Unbefangenheit des Ausdrucks wirkt die Anwendung scharf treffender, meist

---

[88]) Jacob war sich dieses Unterschiedes wohl bewußt. „Wenn Wilhelm seine weichere Feder ansetzt“ — heißt es in der Vorrede zum Wörterbuch.

dem Naturleben entnommener Bilder, die niemals bloß zur Verzierung dienen, sondern die Anschauung beleben und zugleich umgrenzen. Verzärtelten Ohren klingt diese Sprache vielleicht nicht immer gefällig. Wer aber empfänglichen Sinn bewahrt hat für den starken Klang des deutschen Wortes, der kräftigt gern das eigene Sprachgefühl an der Sprachkraft Jacob Grimms.

Die Werke, aus denen sein Geist fort und fort anregend zu dem unsern spricht, sind herrliche Ausgeburten großartig umfassender Forschung. Aber auch dann entfalten sich die edlen Eigenschaften seiner Sprache, wenn er sich der Gegenwart und dem Leben des Tages zuwendet, wenn er über die Angelegenheiten des Vaterlandes berichtend, urtheilend oder mahnend seine Stimme erhebt. Das beweist von neuem die beträchtliche Reihe der Aufsätze und gelegentlichen Kundgebungen, die unter den Ueberschriften: „Zeitgeschichtliches und Persönliches" die zweite Hälfte dieses achten Bandes füllen. Auch diese Reihe zieht sich durch beinahe fünf Jahrzehnte. Sie beginnt mit einem gedrängten, vier Wochen nach der Leipziger Schlacht abgefaßten Berichte über die letzten Vorkommnisse im Königreiche Westfalen, über dessen Zusammenbruch und die Entfernung des leichtsinnigen und gutmüthigen Scheinkönigs Jerome. Und auf einer der letzten Seiten dieses Bandes begegnen wir den Worten huldigender Anerkennung, mit denen Grimm 1859 zu München in der Historischen Commission das schwer auszumessende, für alle Zukunft wirksame Verdienst Johann Andreas Schmellers feierte.[34]) Jacob äußert sein schmerzliches Befremden darüber,

[34]) Wie müssen Jacobs Aeußerungen einem jeden zusagen, dem es eine liebe Gewohnheit ist, sich an dem lebensreichsten und gemüthvollsten aller Wörterbücher, an dem Bayerischen, zu erquicken. „Ich bin nicht einer," heißt es in diesem Vortrage, „der das hohe Verdienst eines Kreitmaiers oder Westenrieders um Bayern verkleinern oder herabsetzen möchte, nur ich fühle, daß Schmeller größer war als sie und ein noch höheres Recht hat auf allgemeine Anerkennung. Ihm stand ein Genius zur Seite, der ihm zuraunte und eingab, was er unternehmen sollte und was er ausgeführt hat." — Der nun folgende Satz ward schon vor

daß Bayerns Hauptstadt damals dem Manne, der sieben Jahre zuvor allen Deutschen entrissen worden, noch kein öffentliches Zeichen des Andenkens gewidmet hatte.

Unter diesen Aufsätzen, die man als politische im besten Sinne bezeichnen darf, werden vornehmlich die ältesten den sinnenden und nachdenkenden Leser fesseln. Sie sind in den Jahren 1814 und 1815 entstanden, zur Zeit der Befreiungskriege und des Wiener Congresses. Meist erhielten sie den ihnen zukommenden Ehrenplatz im „Rheinischen Merkur." Um ihre ganze Bedeutung einzusehen, muß man sie zusammenhalten mit den Aufsätzen, durch welche gleichzeitig Görres in dem selben „Rheinischen Merkur" und Niebuhr im „Preußischen Correspondenten"[85]) die Gemüther der Deutschen zu erheben und ihre

---

Jahren in dem Prospectus zur zweiten Ausgabe des Bayerischen Wörterbuchs wiederholt. — Ich weiß nicht, ob Grimm irgend einem seiner mitforschenden Zeitgenossen eine wärmere und rückhaltlosere Bewunderung dargebracht hat, als unserm herrlichen und einzigen Schmeller. Man weiß oder sollte wissen, mit welchem Lobe Schmellers Hauptwerk von ihm in der Geschichte der deutschen Sprache S. 838 und dann in der Vorrede zum Deutschen Wörterbuche bedacht worden. Im Jahre 1858 spricht er von Schmeller als dem „unvergeßlichen, der die Poesie und Kraft der Volkssprache und alles dessen, was daran haftet, wie keiner erkannte." (Kleinere Schriften 7, 483.) Uebrigens waren alle hervorragenden Fachgenossen einig in der bewundernden Anerkennung Schmellers. Wilhelm Wackernagel nennt in der Vorrede zu seinem Altdeutschen Lesebuche das Bayerische Wörterbuch eine „Schatzkammer deutscher Gelehrsamkeit, deutschen Gemüthes." — Moriz Haupt kann in seiner Gedächtnißrede auf Grimm den Namen Schmellers, als des Mitherausgebers der Lateinischen Gedichte, nicht erwähnen, ohne hinzuzufügen: „So erscheint der Name auch dieses kaum noch in seinem ganzen Werthe anerkannten und der eigenen Bedeutung wenig bewußten, bescheidenen Mannes, der in der Geschichte der deutschen Sprachwissenschaft eine der ersten Stellen einnimmt, in Verbindung mit dem Jacob Grimms." Mauricii Hauptii Opuscula 3, 195.

[85]) Nachgelassene Schriften B. G. Niebuhrs nichtphilologischen Inhalts. Hamburg 1842 S. 315—384. — Mit Grimms Aufsatz über Sachsen, S. 402, ist zu vergleichen die großartige Schrift Niebuhrs: Preußens Recht gegen den sächsischen Hof. Berlin 1814.

Gedanken zu klären suchten. Aber auch für sich allein betrachtet, muß alles, was Grimm damals vorbringen und darlegen mochte, uns noch jetzt zu frischer Mitempfindung stimmen. Hier spricht überall die große Zeit uns an, und zwar aus dem Munde eines streng und edel gesinnten, weitherzigen Mannes, dem beschieden war, im befreiten Vaterlande die Wissenschaft vom vaterländischen Alterthum zu begründen. Er selbst nennt sie eine „volkwarme, bewegte Zeit" (S. 409); und indem wir von ihm angeregt werden, in sie zurückzublicken, fühlen wir uns oft genug zur Vergleichung damaliger und jetziger Zustände aufgefordert.

Wie warm belebt sich seine Rede, so oft er an das Elsaß denkt und mahnt! Die Bewohner des Elsasses nimmt er in Schutz gegen den Vorwurf undeutscher Gesinnung, den man mit Heftigkeit gegen sie geschleudert; er spricht von der Hoffnung der Deutschen im Elsaß, von der Sehnsucht der übrigen Deutschen nach dem Elsaß. In einem Berichte über den Congreß entwirft er in scharfen Umrissen Bilder der leitenden Persönlichkeiten, der Fürsten wie der Minister, die nicht immer in günstigster Beleuchtung sich darstellen.[86]) Nachdrücklich eifert er gegen die gerüchtweise verlautende Absicht, die Grafschaft Hanau mit Bayern zu vereinigen; unangetastet will er die herzlichen Beziehungen gewahrt wissen, die sich durch geschichtliches Herkommen und wechselseitig erwiesene Treue zwischen den Fürsten und Unterthanen der kleineren Staaten befestigt haben. Blickt er auf den großen Staat, der im Befreiungskriege die Führerschaft glorreich übernommen, so rühmt er von ihm: „Preußens eigent-

[86]) Heutigen Lesern ist dieser Artikel vielleicht der anziehendste. Der Reihe nach erscheinen hier Franz, Friedrich Wilhelm und Alexander, Metternich, Hardenberg, Humboldt, Stein, Graf Münster, Gagern. Vom Minister Humboldt wird gesagt, er sei „gescheidt und sehr viel wissend. Manche vermissen das Herzliche in seinem Wesen, das der Deutsche an seines Gleichen liebt, dafür ist ihm viel Licht gegeben. Von ihm sollen die letzten Verfassungspläne ausgehen, und er vertritt sie sonderlich; auch ist er unter allen am besten geeignet, den Franzosen auf ihren unterirdischen Schleichwegen entgegen zu miniren."

liche Stärke liegt in der Idee seiner Tugend, welche durch die That des Volkes gesprochen hat." (S. 410.) Ohne sich deutschthümelnder Einseitigkeit zu überlassen, dringt er doch darauf, daß der würdige Stolz auf das neugeschaffene Vaterland sich im Staat und im Familienleben auch äußerlich bekunde. Er will nicht ferner der französischen Sprache Raum gönnen, sich in Haus und Schule herrschend auszubreiten. Daß man dem Joche der französischen Kleidermode sich entziehe, scheint ihm wünschenswerth. Entrüstet weist er die flachköpfigen Tagesschriftsteller zurück, die ihren Hohn richten gegen den Vorschlag, „jede würdige Frau und Jungfrau von nun an nicht mehr mit den in Deutschland verrufenen Wörtern Madame und Mamsell zu benennen." (S. 411.)[87]) Verbannen möchte er alles Widerwärtige, das im deutschen Wesen sich eingenistet hat oder einnisten will. Das engsinnige Haften am Kleinlichen rügt er nicht minder scharf als das Großthun und Großsprechen, das gerade den Deutschen so schmählich entstellt. Der wieder errungenen Selbständigkeit soll man, seinem Wunsche nach, vor allem dadurch sich würdig machen, daß man zur wahrhaft deutschen Sitte zurückkehrt, deutscher Sinnesart und Lebensauffassung mit ungeheuchelter Innigkeit sich wieder anschließt. Mußte die Sehnsucht nach dem Kaiserthum damals unbefriedigt bleiben, so will er doch dem Volke die Hoffnung und Anwartschaft auf dieses hohe Gut nicht entreißen lassen. Da die Zeit der fürchterlichen Bewegung, die nun endlich abgeschlossen scheint, alles rechtlich

---

[87]) Schon in den Jahren der Revolution war die schwierige Frage: ob Demoiselle oder Fräulein und Jungfer? mit schicklichem Ernste mehrfach erörtert worden. Wie man sie damals behandelt hatte, zeigt in erheiternder Weise Wielands Aufsatz im „Neuen Teutschen Merkur" 1794, 2, 401—408: „Ueber den Vorschlag, unsere bisherigen Demoiselles künftig Fräulein zu betiteln." Bürgerstöchter mit dem Titel „Fräulein" zu beehren, erschien manchen allzu gewagt, weil „dadurch ein frevelhafter Eingriff in die Vorrechte des teutschen Adels geschehen würde, als dessen unverheurathete Töchter sich bisher in ruhigem, ausschließlichem Besitz des Prädicats Fräulein befunden hätten."

Bestehende mit Umsturz bedrohte, verlangt er jetzt um so entschiedener, daß alle in der Nation noch wirksame, erhaltende Kräfte geschont, genährt und zu erneuter, vervielfältigter, auf einen gemeinsamen Zielpunct gerichteter Thätigkeit aufgerufen werden. In diesem Sinne ist es zu verstehen, daß (S. 421) in demselben Augenblicke, da er den „Polizei- und Paßunfug" aufgehoben wünscht, er für eine fernere oder nähere Zukunft nicht nur weisen Rückschritt zu den alten, besseren Handwerkseinrichtungen, sondern auch die Einführung strengerer Kirchenzucht fordert.

Der Inhalt von allem; was Grimm in den Schicksalsjahren 1814 und 1815 für die Oeffentlichkeit sprach und schrieb, läßt sich zusammenfassen in dem Worte, das in Goethes „Epimenides" die Einigkeit den kämpfenden und siegenden Deutschen ans Herz legt:

„Der Geist, der alle Welten schafft,
Durch mich belehrt er seine Theuren:
'Von der Gefahr, der ungeheuren,
Errettet nur gesammte Kraft.'"

Manchmal glauben wir in seiner bewegten Rede auch noch einen unwillkürlichen Anklang an jenes andere Wort zu vernehmen, das, gleichfalls im „Epimenides," Goethe den endlich zu Vollbringung großer Thaten vereinigten Deutschen zuruft:

„Zusammen haltet euren Werth,
Und euch ist niemand gleich."

Die Mahnung, wie das daran geknüpfte verheißungsreiche Lob, beides gilt heute wie damals.

Spätere Aufsätze aus den Jahren 1832 bis 1838 bringen uns den Parteihader jener Zeit in Erinnerung, samt den Zwistigkeiten, welche die erhebende Säcularfeier der Göttinger Universität gleich einem widerlichen Gefolge nach sich zog.

Etwa zehn Jahre hernach wird abermals ein hellerer, vollerer Ton angeschlagen. Der Kampf für das Recht Schleswig-Holsteins beginnt; ihm folgte bald ein noch größerer: und als

dieſes Kampfes Preis erſtrebte man ein zur Freiheit wiedergeborenes, in Einheit erſtarktes Deutſchland. Wir ſehen Grimm ſich den edelſten Kämpfern zugeſellen. Die Reden, mit welchen er in die Verhandlungen des Frankfurter Parlaments eingegriffen, füllen den Raum nur weniger Seiten. Denn nicht oft fand er in der Paulskirche Anlaß, aus den Reihen der Genoſſen ſelbſtändig hervorzutreten.[88]) Wenn er ſich aber dazu gedrungen fühlte, wenn er mit ſeiner etwas ſchwach tönenden Stimme ſeine kräftigen Worte ſprach, dann bezeugte jeder Laut, der über ſeine Lippen trat, die Reinheit und Geradheit eines Sinnes, der ſich niemals in die Irrgänge des Parteilebens verlieren konnte. Sein Lehrbuch der Staatskunſt enthielt nur den einen Hauptſatz, der ihn verpflichtete, nach dem vollen Maße ſeiner Kräfte uneigennützig im Dienſte und zum Heile ſeines Volkes zu wirken.

Auch als er nach Berlin zurückgekehrt und ſeinen Arbeiten wiedergegeben war, behielt er einen aufmerkſamen Blick für die öffentlichen Zuſtände und ließ ſeine Theilnahme an den ſchwankenden Geſchicken deutſcher Staaten und Stämme nicht ermatten. Er konnte ſichs nicht verſagen, für die gefährdeten Anſprüche Schleswig-Holſteins auch ferner mit Wort und Werk einzutreten. Zum heftigſten Mitgefühle aber ward er hingeriſſen, als er erleben mußte, daß ein ſchmähliches Gewaltbeginnen ſeine heſſiſchen Brüder in ihren heiligſten Rechten kränkte. Doch in ſeinen Zorn über die rohe Willkür der Machthaber miſchte ſich ein Gefühl des Stolzes. War er, der ſtets mit unverhohlener Liebe auf ſein Heſſenland blickte, war er doch aus dieſem ſelben Stamme hervorgegangen, deſſen Abkömmlinge er jetzt ſo tapfer handeln, ſo ſtandhaft und männlich dulden ſah! Ihnen beizuſtehen, galt ihm als unabweisliche Pflicht. Und zu einer ſolchen

[88]) Der vielberufenen Rede über Adel und Orden entnehme ich gern den Satz (S. 442): „Ich bin aufrichtig dem Königthum zugethan; es giebt hochherzige Könige, und der König, dem ich diene, iſt des edelſten Menſchengefühls voll, er hat jederzeit Deutſchlands Wohl gewollt und wird nie etwas anderes wollen; ich darf feſt darauf vertrauen."

Pflichterfüllung rief er öffentlich alle Deutschen auf. Ihn bewegt es freudig, daß die Thaten seiner Hessen im Liede gefeiert werden. Wenn er sich an Achilles und Siegfried begeistert, um welche die Dichtung fernab liegender Weltalter den unvergänglichen Zauber gewoben, warum sollen dann die edlen Erscheinungen, die sich aus der trüben Gegenwart glänzend emporheben, nicht noch unmittelbarer ihm das Herz ergreifen?

Welche Wolken auch immer den deutschen Horizont verfinstern mochten, er blickte durch sie hinaus in eine lichte Zukunft. Aus seinen Arbeiten, die gleichsam seinen innigen Verkehr mit dem deutschen Geiste fortwährend unterhielten, erwuchs und bestärkte sich ihm stets von neuem das Vertrauen auf die unerstorbene Kraft, auf den sittlichen Adel seines Volkes. Niemals erlosch in ihm die Hoffnung auf ein Deutsches Reich, das in leuchtender Herrlichkeit wiedererstehen würde; niemals verzweifelte er an dem thätigen Gemeinsinn der scheinbar unter einander so verfeindeten Deutschen. In einer Zeit, da die Erwähnung einer deutschen Flotte Schmerz oder Spott hervorrief, gab er der stolzen Zuversicht Ausdruck, „es müsse noch einmal eine stärkere deutsche Hansa, als die alte war, sich auf dem Meere schaaren." Keinem mehr als ihm hätte man die Freude an dem endlich wieder auferbauten Reiche gegönnt.

Diesem Manne, der ganz in seines Volkes Vergangenheit versenkt scheint, bringt mächtig alles ans Gemüth, was in den gegenwärtigen Zuständen des Vaterlandes sich erfreulich oder bedrohlich hervorthut. Ja, er will sich und seine Werke gleichsam in die Mitte der lebendigen Gegenwart hineinstellen. Mehrfach deutet er an, daß die Wissenschaft, deren Wachsthum vornehmlich er geleitet, obwohl sie vor allem auf sich selbst ruht und in berechtigter Selbständigkeit nur ihre eigenen Zwecke und Ziele verfolgen soll, dennoch zugleich berufen ist, auf das geistige Gesamtleben der Nation fördernd einzuwirken. Denn auf dieses Gesamtleben bezog sich sein Forschen, sein Sinnen, sein Wünschen. Innig verwachsen mit der geliebten hessischen Heimath, fühlte

er sich doch dem ganzen Deutschland angehörig. In jedem Betracht hat das Wort, das er von sich aussagen durfte, seine volle Gültigkeit: „Ich habe stets das Vaterländische für das Höchste gehalten“ (an Gervinus, am einundzwanzigsten Januar 1847). Aber wenn er überall dem Vaterländischen den Vorrang einräumte, so mochte er doch nie den Werth der Geistesgüter, die von fremden Völkern uns dargeboten oder aus fernen Zeiten uns überliefert werden, engherzig mißachten oder herabsetzen. Seine treue, ausharrende Liebe zum Vaterlande erhellte ihm vielmehr den Blick und erweiterte seinen Gesichtskreis, so daß er die Bedingungen erkannte, unter denen der deutsche Geist zu seiner Vollkraft gedieh und unter denen allein er sich in seiner vollen Herrscherkraft zu behaupten vermag. „Die classischen Studien“[89]) — sagte er zur studentischen Jugend Berlins, die den Erforscher des vaterländischen Alterthums dankbar zu begrüßen kam — „die classischen Studien sind die Grundlage unsrer Bildung; sie zeigen uns immer das einfach Menschliche; zu ihnen kehren wir immer wieder, wenn wir uns an dem reinen Schönen erfreuen wollen. Die classischen Studien können nie verdrängt, ihr Werth soll nicht verringert werden.“ —

In der Zeit des Druckes und der Schmach, da dem oberflächlichen Blicke deutsche Kraft für immer gebrochen erschien, begann Jacob Grimm die Forschungen, die ihn hinabführten in die noch unergründeten Tiefen des germanischen Volks- und Geisteslebens. Die deutsche Poesie hatte damals das deutsche Volk sich selbst wiedergegeben. In dieses zersplitterte, durch feindselige Gewalten niedergetretene Volk hatte die Litteratur das lang entschwundene Bewußtsein geistiger Einheit zurückgerufen. Aus dieser Litteratur empfing auch die wissenschaftliche Forschung den Antrieb, in die Vergangenheit einzudringen, sie zu beleben und mit dem Leben der Gegenwart zu verknüpfen. Auch der jugendliche Jacob Grimm sog in vollen Zügen die Kraft in sich, welche aus dieser Litteratur hervordrang. Wir

[89]) Kleinere Schriften 8, 465.

wollen nicht vergessen, daß es ahnungsreiche Worte Ludwig Tiecks waren, welche den künftigen Schöpfer der deutschen Grammatik zum Genusse der Dichtung unseres Mittelalters heranlockten.

Dem Volke, das seiner selbst wieder gewiß und sicher geworden, mußte der Tag der Befreiung kommen. Der Schwung der Begeisterung, der es zu der befreienden That fortriß, mußte auch den deutschen Forscher ergreifen. Er ward von neuem der Wahrheit inne, die er hernach in der Rede über das Heimweh aussprach, daß „geistiges Aufblühen und politisches Erstarken eines Volks mit der Entwickelung seiner Sprache innig zusammenhänge".[40]) Alles, was er alsdann in der Folge der Jahrzehnte schuf, ist aus dem Geiste herausgeboren, der zur Zeit der Erhebung Deutschlands seine unzerstörbare Macht in ihm gewonnen hatte. Beklagen wir es nicht allzu sehr, daß er das letzte große Werk seines Lebens als Bruchstück hinterlassen mußte! Hat er doch selbst die Kräfte genährt und herangezogen, deren Thätigkeit den Verlust auszugleichen vermag!

Mit jedem seiner großen Werke hat Jacob Grimm das Reich der Wissenschaft vom deutschen Alterthum erweitert. Auch in Zukunft werden rühmliche Mehrer dieses wissenschaftlichen Reiches erstehen. Je mehr aber es sich ausbreitet und befestigt, um so entschiedener wird man wohl geneigt sein, die Gesamtheit der Leistungen Jacobs als ein untrennbares Ganzes zu erfassen. Man wird es verschmähen, einen eigentlichen Rangunterschied unter seinen Werken festzusetzen. Man wird vielleicht sagen: er arbeitete sein Leben lang an den verschiedenen Kapiteln eines einzigen Buches; aber dieses Buch war vielumfassend: es sollte die Geschichte des germanischen Geistes aufhellen, wie dieser sich in Sprache und Dichtung, in Glauben, Recht und Sitte schöpferisch kundgegeben.

---

[40]) Kleinere Schriften 5, 480. Damit ist zu vergleichen der lateinische Wortlaut 6, 413.

Regiſter.

Abbt, Thomas 66, 68.
Addiſon, Joſeph 49, 93, 109, 112, 117, 118.
Adelung, Joh. Chriſtoph 342.
Aeſopus 60.
Aiſchylos 160.
Alexander d. Gr. 177.
Anweil, Fritz Jacob v. 28.
Andreini, Giambattiſta 101, 102, 104.
Apollonius Rhodius 58.
Arber, Edward 19.
Archenholz, Joh. Wilhelm v. 259.
Arioſto, Ludovico 119.
Ariſtarch 93.
Ariſtoteles 11, 12, 73, 75.
Artois, Graf von (Karl X.) 173, 174, 180.
Arty, Abbé d' 168, 169.
Aſhe, T. 135.
Auerbach, Berthold 326.
Auguſtinus 9.

Bacon, Lord 188—193.
Baechtold, Jacob 3—7, 20, 21, 28, 31—34, 37, 38, 42—44, 48, 51, 56, 60, 61, 64, 105.
Bartoldy, G. W. 193.
Baſile, Giambattiſta 362.
Bath, Earl v. 85.
Baudouin 104.
Baumgarten Al. Gottlieb 66—68, 77.
Beaumarchais 174.
Becker, W. G. 160.
Bentley, Richard 89, 90, 93, 94. 118.
Bernard, Samuel 169.
Bernhardi, Auguſt Ferd. 261.
Bertelsmann, K. 360.
Beville, General v. 152, 153.
Bieſter, Joh. Erich 156.
Birk, Sixt, 6.
Blaarer, Ambroſius 28, 29.
Blümner, Hugo 67.
Blumenbach, Joh. Friedrich 294.
Boas, Eduard 232, 238, 239, 266, 274.
Bodemann, E. 52, 126.
Bodmer, J. J. 20, 21, 47, 48, 50—53, 55, 56, 58—65, 67, 71, 74, 76, 81—90, 92—100, 104—107, 109, 125—128, 132.
Bodmer, Hans 38, 85.
Böcking, Eduard 226, 273.
Böhmer, Joh. Franz Wilh. 295.
Böhmer, Auguſte 285, 294, 296. 308.
Böttiger, Karl Auguſt 35, 126.
Boileau 50, 118, 178, 219.
Boiſſière, Abbé de la 170.
Boiſſonade, J. F 68.
Bolingbroke, Lord, Henry St. John 356.
Bondeli, Julie v. 126.
Bondi, Georg 80.
Boner 100.
Boppe 100.
Boſſuet 9—12, 14, 17, 20, 26, 168.
Bourdaloue, Louis 16, 168.

Braunschweig, Karl Wilh. Ferd. Herzog von 143, 180.
Braunschweig, Leopold Herzog von 137—184.
Breitinger, Johann Jacob I. 7, 10, 18—20. — II. 47, 51, 52, 59, 61, 63, 67, 69, 73, 96, 99, 100.
Breitkopf, Bernh. Chr. 342.
Brinckmann, G. v. 250, 256.
Bucer, Martin 18.
Bürger, G. A. 154, 155, 289, 300.
Büsching, Joh. G. Gottlieb 156, 276.
Bullinger, Heinrich 6, 18, 26.
Burdach, Konrad 328.
Byron, Lord 59. 204, 206—212.

Cadell 210.
Cäsar 178.
Caffaro, Pater 9, 10.
Calepinus 67.
Calvin, Joh. 18.
Campbell, Thomas 208, 213.
Camper, Peter 195.
Candidus, Karl 362.
Cange 176.
Canitz, Friedrich Rudolf 74, 219 bis 221.
Carl August 109.
Carlyle, Thomas 135, 153.
Caroline Luise, Prinzessin 199.
Caroline 283—311.
Casella, G. 120.
Cato 177.
Cervantes 54.
Chateaubriand, Fr. A. de 15, 205.
Châtelet, Marquise du 168.
Chénier, André 181.
Chénier, Marie Joseph 181, 182.
Chodowiecki, Daniel 147, 156 bis 158.
Cholevius 278.
Christ, Wilhelm 122.
Cicero 177.
Clarke, Samuel 79.
Claudian 115, 117.
Coleridge, S. Taylor 135, 136, 205, 206, 213.
Coleridge, Sara 135.
Coligny, Graf von 170.
Collier, Jeremy 19, 20.
Condé 8.
Conti, Prinz von 8, 169.
Corneille, P. 8—12, 151.
Corrodi, August 325.
Cotta, J. G. 211, 245.
Courthope, William John 116.
Cowper, William 58.
Crabbe, George 208.
Cramer, Joh. Andreas 131, 132, 182.
Creuz, Fr. K. Kasimir 221.
Croker, John Wilson 210.
Cromwell, Oliver 88.
Cubières (Dorat-Cubières) 150, 151.
Curran 212.
Cyprianus, d. heil. 9.

Dahlmann, Fr. Chr. 321, 325, 335, 338, 347.
D'Alembert 12, 13, 172.
Daniel, Phrophet 190—193, 197.
Dante 54, 270.
Danzel, Th. Wilhelm 68, 72, 75—77, 342.
Daunou, Pierre Claude François 104.
Decius 177.
D'Hénin, Fürst 173.
Delille, Jacques 104.
De Maistre, Joseph 16.
De Pure, Abbé 12.
Desnoiresterres, Gustave 169.
Didot, Firmin 11.
Dietrich, Anton 362.
Diringshofensches Regiment 142.
Dohm, Chr. K. Wilh. v. 156.

Dorat, Claude Joseph 150.
Dove, Alfred 333, 345.
Drayton, Michael 120.
Drollinger, Karl Fr. 49, 50, 92,
Dryden, John 19. [221.
Du Cange 357.
Dunker, Inspektor 156.
Dupré de Saint-Maur 103.
Duvergier de Hauranne 15.
Dyce, Alexander 121.

Ebert, Johann Arnold 133, 134, 140.
Eckermann, Joh Peter 191, 209.
Eichhorn, Joh. Gottfried 291.
Elwin, Whitwell 116.
Engel, Joh. Jacob 156.
Engelmann. Wilhelm 147, 157.
England, Elisabeth v. 19.
Erasmus 31.
Ernesti, Joh. Aug. 67. 68.
Eschenburg, Joh. Joa. 56, 134, 156, 160.
Euripides 102, 104.
Eyring, Jeremias Nicolaus 68.

Faber, Basilius 67.
Fischart, Johann 32.
Fleming, Paul 42.
Forster, Georg 291, 302, 303.
Forster, Therese 301, 302.
Frankenberg, v. 152, 153.
Frankreich, Franz I. v. 25.
Freytag, Gustav 34, 333.
Friedrich der Große 82, 139—141, 150—154, 157, 161, 162, 178.
Friedrich, Karl Julius 158, 159.
From, Nathanael Friedrich 144, 146.
Fulda, Chr. Fürchtegott 245.
Funkelin, Jacob 6.

Gärtner, Karl Christian 140.
Gagern. Hans Christoph Ernst v. 366.
Garnier 151.
Garve, Christian 295.
Gatterer, Philippine 293.
Gazier, A. 10.
Gebler, T. Ph. v. 141.
Gedike, Friedrich 156.
Geibel, Emanuel 361.
Geisler, Adam Friedrich 144.
Gellert, Chr. Fürchtegott 82, 221.
Georg II. 67.
Georg IV. 212.
Gerhardt, Paul 42.
Germanicus 178.
Gervinus, Georg Gottfried 321, 326, 339, 343, 347, 348, 371.
Gesner, Joh. Matth. 67, 68.
Geßner, Salomon 33 45, 61, 62,
Gibbon, Ed. 26, 112, 210.
Gide 204.
Gildemeister, Otto 120, 212.
Ginguené, P. L. 102.
Gleim, Joh. W. L. 56, 263.
Glover, Richard 140.
Goedeke, Karl 51, 121, 245.
Görres, Joseph 361, 365.
Göschen, G. J. 108.
Goethe 27, 108, 109, 139, 146, 163—165, 167, 180, 185—222, 225, 226, 228—230, 232, 234 bis 238, 242—244, 248—253, 261, 263, 268—270, 274—276, 292—294, 305, 308, 310, 311, 318, 321, 325—328, 334—336, 345, 368.
Gosson, Stephan 19.
Gotter, Familie 285.
Gotter, Friedrich Wilhelm 310.
Gotter, Luise 292, 301.
Gotthelf, Jeremias 325.
Gottsched 59, 63—77, 81, 82, 84, 99, 220, 342.
Graffigny, Frau v. 14.
Grattan, Henry 212.
Grebel, Frau 126.

Grimm, Friedrich Melchior v. 169—71.
Grimm, Herman 345.
Grimm, Jacob 313—372.
Grimm, Samuel Hieronymus 51.
Grimm, Wilhelm 315—317, 319 bis 322, 324, 326, 328, 330, 342, 343, 360, 363.
Grimmelshausen, Hans Jakob Chr.
Grob, Johannes 42. [42.
Grosart, Alexander L. 135.
Gruber, J. G. 311.
Gryphius, Andreas 42.
Gutzkow, Karl 325.
Gwalther, Rudolf 18.

Hänselmann, Ludwig 149.
Hagedorn, Friedr. v. 49, 50, 60, 70, 86, 87, 90, 221.
Hagen, Friedr. Heinr. von der 99, 100, 276.
Halem, Gerhard Anton v. 53, 160.
Haller, Albr. v. 44, 50—52, 54, 57, 60, 61, 70 80, 97, 98, 121.
Hamann, Johann Georg 151.
Hammerich, J. F. 208.
Hardenberg, Karl August, Fürst v. 366.
Hardmeyer, Joh. Melchior 42.
Haschka, Lorenz Leopold 55—57.
Haupt, Moriz 315, 323, 365.
Hausen, Karl Renatus 144.
Haylay, John 101.
Haym, Rud. 68, 223, 288—290.
Hegner, Ulrich 38.
Heim, Ernst Ludwig 148.
Heinecke 64.
Heinrich IV. Kaiser 34.
Helmholtz, Hermann v. 198.
Hempel 125, 187.
Herder 27, 59, 66, 68, 80, 139, 163, 167, 241—248, 251, 252, 266, 267, 271, 279, 281, 295, 317, 345.
Hermann, Gottfried 357.
Hesiod 115.
Heyne, Christian Gottlob 76, 300.
Heyne, Moritz 355.
Heyne, Therese 291, 292, (vgl. Forster, Therese.)
Hildebrand, Rudolf 106, 341, 352.
Hirzel, Ludwig 98, 124.
Hirzel, S. 56.
Hirzel, Salomon 61, 285, 323 bis 326, 328, 330, 333—342, 346, 348, 350, 351.
Hobbes, Thomas 192.
Hölty, Ludwig Heinr. Chr. 144.
Hofmann, Konrad 361.
Homer 47, 48, 53, 58—60, 89, 94 bis 97, 107, 115, 120, 123, 125, 132, 187, 188, 225, 263, 335.
Horatius 73, 116, 130, 162, 164, 181.
Hottinger, J. J. 38.
Huber, Ludwig Ferd. 306.
Humboldt, Wilhelm v. 227, 231, 242, 246—248, 256, 258, 260 bis 262, 352.
Hundeshagen, R. C. 22.
Hurel, A. 11.

Iffland, Aug. Wilhelm 310.
Ippel, Eduard 360.
Iselin, J. R. 38, 61.
Jacobi, Friedr. Heinr. 227, 295.
Jacobi, Johann Georg 56, 57, 294.
Jacobs, Friedrich 275.
Jacobsen, Friedr. Johann 207, 208.
Jacobsen, Maria Eliza 208.
Jean Paul Friedrich Richter 231, 262, 317.
Jerôme 364.
Jerusalem, Joh. Friedr. Wilh. 140.
Jördens, Karl Heinrich 68.
Joseph II. 140.
Jud, Leo 28, 32.
Junius, Franciscus 362.

Kaliſcher, S. 198.
Kant, Immanuel 70, 71, 79, 227 bis 29.
Karadzić, Wuk Stephanowitſch 362.
Karl II. 116.
Karl IX. 182.
Karl X. 173.
Karſchin, Anna Luiſe 161.
Kemble, Charles 206.
Keßler, G. W. 148. 149.
Keßler, Johannes 34.
Keyßner, Guſtav 27.
Kinkel, Gottfried 325.
Klaus, Bruder 5.
Kleiſt, Ewald v. 51, 60, 61.
Klein, Kammergerichtsr. 156.
Klette, Anton 226.
Klopſtock 27, 47, 50, 52, 54, 58, 61, 68, 70, 85, 107, 131—136, 161, 182, 220, 270, 322, 345, 362.
Klopſtock, Johanna Eliſabeth 208.
Klotz, Chriſtian Adolf 60, 68, 144.
Knebel, Karl Ludw. v. 191.
Knebel, Henriette v. 326.
König, Joh. Ulrich 74, 80.
König, Eva 142.
Körner, Chriſtian Gottfried 35, 231, 232, 242, 246, 256—258, 260—262, 264, 310.
Kolroß, Johann 6.
Konrad von Würzburg 99.
Koſer, Reinhold 152.
Kottinger, H. M. 106.
Kotzebue, Auguſt Fr. F. v. 204, 205.
Kreittmayr, W. X. A. Freiherr v. 364.
Künzli, Martin und Regula 124.
Kulmus, Luiſe Adelgunde Victorie (Gottſched) 75.
Kyburtz, Abraham 51.

La Bruyère, Jean de 9.
Lachmann, Karl 14, 195.
Lachmann-Muncker 69.
La Harpe, Jean François de 180.
Lanſon, G. 17.
Lappenberg, Johann Martin 182.
La Roche-Aymon, Cardinal de 170.
La Roche, David 51.
Larroumet, Guſtave 17.
Lauder 84.
Lavater, Joh. Kaſpar 38, 55—57, 61, 62.
Lecky, W. E. H. 17.
Leerſe (Franz Lerſé) 134.
Leibniz, Gottfr. Wilh. v. 76—82, 195.
Leiningen, Fürſtin v. 156.
Lemaitre, Jules 12.
Leſſing 14, 33, 45, 53, 59, 60, 67, 69—71, 74, 78, 128, 141, 142, 148, 149, 159, 160, 182, 195, 205, 263.
Leſſing, Karl Gotthelf 142.
Liebrecht, Felix 362.
Liliencron, Rochus v. 21, 29, 31.
Liſcow, Chriſtian Ludwig 64, 65, 98, 99.
Littré, Emile 356.
Lockhart, J. G. 206.
Löffler, Joſias Fr. Chr. 301.
Longchamp 168, 169.
Longinus, Dionyſius 64, 72, 97, 134.
Lucian 130, 131.
Lucretius 124, 125.
Ludwig, heil. 167.
Ludwig IX. 169, 170.
Ludwig XIV. 12.
Ludwig XVI. 173.
Lulli, Giovanni Battiſta 12.
Luther 22—28, 31—34, 190, 191, 278, 316, 317.
Lyſias 278.

Macaulay, Thomas Babington 20, 59, 210.

Macpherson, James 345.
Magny, Constantin de 91, 119.
Maimon, Salomon 193.
Mallet, David 89, 90.
Manuel, Niklaus 4, 6.
Marat, Jean Paul 151.
Marie Antoinette 174.
Maria Theresia 141.
Marmontel, Jean François 172, 176—181.
Martha, C. 125.
Marty-Laveaux 11.
Massillon, Jean Baptiste 11, 168.
Masson, David 208.
Maturin, Charles 201—213.
Maugras 17.
Maury, Cardinal 170, 171.
Maximus Tyrius 111.
Medwin, Thomas 211, 212.
Meier, Georg Friedrich 66—68.
Meierotto, Joh. Heinr. Ludwig 156.
Meister, J. H. 171.
Mellish, Joseph Carl 208.
Mendelssohn, Moses 66, 78, 156.
Merck, Joh. Heinr. 195.
Merkel, Johannes 362.
Metternich, Fürst Clemens v. 366.
Meyer, F. L. W. 285, 298, 299, 304.
Meyer, Joachim 35.
Meyer von Knonau 61.
Michaelis, Caroline s. Caroline.
Michaelis, Fritz 296.
Michaelis, Gottfried Philipp 291, 296, 305.
Michaelis, Johann David 291, 296.
Milman, Henry Hart 112.
Milton 45, 48, 54, 58, 83—88, 90, 91, 93—107, 109—111, 113, 116—118, 120—126, 129, 131 bis 135.
Minor, Jacob 86, 224, 289.
Mörikofer, J. C. 7, 61—63, 65, 68, 70, 82—84, 88, 90, 107, 126.
Moland, Louis 101.
Molière 9, 10, 12, 16.
Monti, Vincenzo 357.
Moore, John 210, 212.
Moore, Thomas 206, 208, 212, 213.
Moreau, Jean Michel 173.
Moritz, Karl Philipp 295.
Morley, Henry 117, 136.
Morsolin, Bernardo 102.
Moscherosch, Johann Michael 42.
Müller, Johannes v. 35. 62, 180, 197.
Müller, Kanzler Fr. v. 210.
Münster, Graf 366.
Münter, Friederike 292, 293.
Murer, Jos 6, 104, 105.
Murner, Thomas 32.
Murray, John 206, 356.
Musäus, Johann Karl August 342.

Napoleon I. 14.
Nettleship, Henry 358.
Newton, J. 79, 192.
Newton, Thomas, Bischof 85—92, 94, 95.
Niclas 68.
Nicolai, Chr. Friedrich 27, 44, 45, 60, 84, 232, 253.
Nicole, Pierre 8.
Niebuhr, B. G. 335, 365.
Nodier, Charles 204.
Noël, Abbé 180.

Odinga, Th. 38.
Opitz, Martin 41.
Oscher 145.
Ossian 182, 345.
Ovid 261.

Paliffot, Charles 150.
Pattison, Mark 67, 104, 358.
Paulmy, Marquis de 174.
Pestalozzi, Johann Heinrich 62.
Peyer, Johann Konrad 51.
Pfeffel, Gottlieb Konrad 134.

Pindar 25, 58, 112, 361.
Platon 11.
Plutarch 16.
Pope, Alexander 49, 50, 58, 59, 92, 96, 101, 116.
Preußen, Prinz Heinrich v. 172.
Propertius 261.
Prutz, Robert 319.
Pyra, Immanuel 152.

Quinault, Philippe 10, 12.
Quincey, Thomas de 208.

Racine 9, 10, 12, 136.
Racine, Louis 91, 92, 103, 104, 119.
Ramler, Karl Wilhelm 158, 162.
Ranke, Leopold v. 23, 344, 345, 359.
Raucourt, Françoise Marie Antoinette 15.
Raumer, Friedr. L. Georg v. 148.
Redlich, Carl Christian 80, 148, 163, 279.
Reichardt, J. Fr. 225, 232, 236, 266, 310, 328.
Reicke, Johannes 71.
Reimer, Karl 315, 338, 339.
Reinhard, Karl Friedrich Graf v. 191, 250.
Reithmeier, Wolfgang 319.
Richter, Ludwig 342.
Riemer, Friedrich Wilhelm 191.
Rigault, Hippolyte 16.
Rintel, Wilhelm 157.
Rist, Johann 41.
Rode, Bernhard 158.
Roethe, Gustav 106.
Rogers, Samuel 208.
Roscommon, Earl von 116, 117.
Rost, Joh. Christoph 64, 65.
Rousseau, Jean Baptiste 182.
Rousseau, J. J. 12—14, 17, 125, 169, 198.
Rüte, Hans v. 615.
Ruf, Jakob 6, 105, 106.

Sachsen Weimar, Anna Amalie v. 139.
Saint-Hilaire, Auguste de 198.
Saint-Hilaire, Geoffroy 198.
Saint-Marc Girardin 17.
Saint-Roch, Pfarrer von 15.
Sainte-Beuve, Ch. A. 8.
Salat, Hans 31.
Salis, Joh. Gaudenz 62.
Sander, Christian L. 160.
Sankt Gallen, Kloster 3.
Sarbievius 242.
Sarrazin, Jacob 99.
Satyrane 135.
Sauer, August 51, 70, 124, 154, [201, 221.
Sauppe, Hermann 68.
Savigny, Friedrich Carl v. 323.
Schade, Oskar 31.
Schatz, Georg Gottlieb 160.
Schelling, Friedrich Wilh. Joseph 228, 285, 299, 307—309.
Schiller 35, 121, 161, 180, 182, 194, 204, 205, 225—231, 234 bis 243, 245—248, 251—266, 270—272, 274, 275, 289, 306, 310, 323, 327, 328.
Schiller, Charlotte 199, 264.
Schinz, Hans Rudolph 124, 132.
Schipper, Jacob 203.
Schlegel, A. W. 154, 226, 230, 255, 256, 263, 273—276, 285, 289, 300, 303—310.
Schlegel, Caroline s. Caroline.
Schlegel, Friedrich 223—278, 299, 307, 308, 310.
Schlegel, Johann Elias 263.
Schleiermacher, Friedrich Ernst Daniel 250, 256, 257, 274.
Schlözer, Dorothea 293.
Schloſſer, Johann Georg 134, 225, 227, 228.

Schmeller, Johann Andreas 364, 365.
Schmid-Auenstein 126.
Schmid, Erasmus 122.
Schmidt, Erich 252.
Schmidt, Fr. W. A. von Werneuchen 236, 237, 242.
Schneider, Eulogius 161.
Schöpflin, Johann Daniel 100.
Schopenhauer, Arthur 190.
Schröckh, Johann Matthias 112.
Schröder, Friedrich Ludwig 298.
Schütz, Christian Gottfried 275.
Schulze, Ernst 362.
Schulte, Aloys 36.
Schwabe, J. J. 63, 342.
Scott, Walter 206—208.
Sellar, W. Y. 125.
Servaes, Franz 80.
Servois, Gustave 9.
Seuffert, Bernhard 38.
Shaftesbury, Graf Anton v. 73, 74, 78—81, 133.
Shakespeare 87, 102, 121, 122, 133—135, 151, 182, 188, 204, 205, 270, 305, 307, 310, 311, 329.
Shelley, Percy Bysshe 210, 213.
Simler, Johann Wilhelm 42.
Sokrates 108, 112.
Sömmerring, Samuel Thomas 195.
Sonnenberg (Bielefeld), Frh. Franz v. 311.
Sophokles 268.
Southey, Robert 58.
Sozomenus, S. H. 112.
Spalding, Joh. Joachim 156.
Spenser, Edmund 120.
Spicker, Gideon 80.
Spieker, Chr. W. 144, 145.
Spinoza 278.
Spreng, J. J. 49, 92.
Springer, Anton 333, 347.
Stäudlin, Gotthold Friedrich 55, 161, 162.
Steig, Reinhold 327.
Stein, Charlotte v. 293.
Stein, Freiherr H. F. K. vom 366.
Stein, Heinrich v. 82.
Stephanus, H. (Henri Estienne) 357, 358.
Stephanus, Robertus 67.
Stephen, Leslie 79, 113.
Stern, Alfred 103.
Stolberg, Graf Friedr. Leop. v. 52, 53, 58.
Strehlke, Fr. 187, 188.
Stumpf, Johannes 34.
Suarez, Carl Gottlieb 156.
Sulzer, Joh. Georg 59, 61.
Suphan, Bernhard 59, 80, 139, 163, 166, 203, 224, 279, 317.

Tatter 299, 301, 302.
Taylor 204.
Teller, Wilh. Abr. 156.
Terrasse-Desmareilles 180.
Terry 206.
Tertullianus 9.
Theobald, Lew. 87.
Theokritos 164.
Theophilus, Bischof 112.
Thiers, Louis Adolphe 15.
Thomas, der heil. 9, 12.
Thomas, J. G. Chr. 362.
Thomson, James 107.
Tickell 85.
Tieck, Ludwig 226, 238, 255, 261, 274, 276, 307, 311, 372.
Tobler, Ludwig 30.
Tonson, J. 85.
Tourneux, Maurice 169, 171.
Tschudi, Aegidius 35—40.

Usteri, J. M. 22, 62.
Uz, Joh. Peter 50, 51, 124, 128, 220.

Vaulabelle, Ach. de 15.
Venzky, Georg 74.
Veuillot, Louis 16.

Villemain, M. 15.
Virchow, Rudolf 198.
Virgilius 47, 60, 76, 89, 96, 118, 125, 136, 164, 268.
Vollmer, Wilhelm 245.
Vollmöller, Karl 8.
Voltaire 13, 58, 91, 101, 103, 104, 118, 151, 152, 168—170, 173.
Voß, Joh. Heinr. 26, 53, 58, 236, 242, 263, 264.

Wachler, Ludwig 35.
Wackernagel, Wilhelm 36, 365.
Wagner, Friedrich 149.
Wagnière 169.
Waitz, Georg 285.
Walpole, Spencer 212.
Walzel, Oscar 226.
Warburton, William 110—113.
Warnstedt, Oberst v. 144, 149.
Warton, Joseph 101.
Waser, Hedwig 38.
Watt, Joachim v. (Vadianus) 34.
Wegele, Fr. X. 197, 198.
Weidmannsche Buchhandlung 315, 317, 339.
Weiße, Chr. Felix 60, 253.
Welcker, Fr. Gottlieb 352.
Welschinger, Henri 176.
Westenrieder, Lorenz v. 364.
Wettengel, Friedrich Traugott 160.
Wieland 33, 59, 61, 86, 106—113, 120—126, 128—133, 158, 159, 270, 278, 306, 367.
Wilhelm III. 19.
Wilson, Verity 87, 208.
Winckelmann, Joh. Joachim 71, 266, 267.
Windischmann, Karl Jos. Hieron. 273.
Wolf, Ferdinand 361.
Wolf, F. A. 89, 226.
Wolfe, Charles 201—213.
Wolff, Christian 72.
Woltmann, Karl L. v. 259.
Wolzogen, Caroline v. 229.
Wordsworth, W. 59, 135.
Wright, W. A. 188, 192.
Wyß, Georg v 36.

Xenophon 160.

Yart, Abbé 119.
Young, Edward 133, 134, 140.

Zachariä, J. Fr. Wilh. 113.
Zarncke, Friedrich 317.
Zellweger, Laurenz 63—65, 82, 85, 86, 100, 108, 125, 126.
Zelter, Karl Friedr. 27, 156, 157, 218.
Zesen, Philipp v. 41, 42.
Zimmermann, J. G. 33, 45, 52, 61, 62, 112, 126, 128, 133.
Zöllner, Joh. Friedr. 156.
Zschokke, Ernst 38.
Zwingli, Ulrich 21, 22, 24—26, 28, 30, 32, 40.

Von **Druckfehlern** wolle man gleich folgende verbessern:

S. 11 Z. 8 v. u. lies mystérieuse
S. 118 Z. 9 v. u. lies is statt it
S. 188 Z. 1 auch ich mir stets
S. 211 Z. 14 v. o. Den
S. 218 Z. 2 v. u. kund-
S. 222 Z. 1 den st. dem
S. 236 Z. 13 v. u. als ein für sich
S. 245 Z. 2 v. u. l. 11 st 17
S. 253 Z. 7. v. u. heraus
S. 263 Z. 22 seit jener Zeit
S. 299 Z 8 v. u. seinen st. seinem
S. 350 Z. 6. v. u. „aus" zu streichen.

Schriftenverzeichniß.

Von

G. Witkowski.

Die in den zweiten Band der „Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte“ aufgenommenen Abhandlungen sind mit * bezeichnet.

Alle Aufsätze, über deren Unterschrift nichts erwähnt ist, tragen den vollen Namen „Michael Bernays.“

1857.

Fichte und Beckers im Streit über Schellings Nachlaß. Frankfurter Museum. Hrsg. von Th. Creizenach. III. Jahrgang Nr. 13; 28. März. Gez.—r.—

1859.

Sechs Lieder, für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte componirt von Albert Dietrich. Op. 11. Winterthur, bei J. Rieter-Biedermann. Leipzig, bei Fr. Hofmeister. (1. Einzug. 2. Frühling. 3. An die Nacht. 4. Das Mädchen spricht. 5. Sommer. 6. Zauberbann.)

1860.

Festspiel zur Säcularfeier von Schillers Geburtstag. Bonn, Max Cohen und Sohn. 32 S. 8°.

Schellings Nachlaß. Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 172—175; 20.—23. Juni. Gez. B.

1862.

Iphigenie an der taurischen Küste. Von Anselm Feuerbach in Rom. Morgenblatt Nr. 48; 26. November, S. 1145—46. Nicht gez.

Betrachtungen am 28sten August. ebd. Nr. 49—50; 3. 10. December. S. 1154—1159; 1181—1184. Gez. B— — —s.

1863.

Griechische Götterlehre von F. G. Welcker. Dritter Band. Göttingen, Dieterich. S. 317—380: Register. Nicht gez.

Chronologisches Verzeichniß der Gedichte [Uhlands]. Ludwig Uhland. Vortrag von Otto Jahn. Gehalten bei der Uhlandfeier in Bonn am 11. Februar. Mit literarhistorischen Beilagen. Bonn, Max Cohen und Sohn. S. 217—231.

An eine Künstlerin. Die Veilchen sprechen. Morgenblatt Nr. 27; 1. Juli. S. 640—41. Nicht gez.

Zur Erinnerung an Johann Wilhelm Loebell. Köln. Ztg. Nr. 295; 24. October. Gez. B.

1864.

Verbindender Text für Beethoven's Musik zu Goethe's Egmont. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel. 11 S. 16°.

Ein Gedicht von Heinrich von Kleist. Morgenblatt Nr. 4; 22. Januar. S. 87—89.

Ueber Simrocks Uebersetzung der Edda. Dritte Auflage. Köln. Ztg. Nr. 85; 25. März. Gez. B.

Ueber den Charakter der Emilia Galotti. Brief an eine Freundin. Morgenblatt Nr. 13. 14; 25. März. 1. April; S. 294—298. 320—323.

Ueber: Die Frithiofs-Sage von Esaias Tegnér. Mit den Abendmahlskindern. Uebersetzt von Karl Simrock. Stuttgart, Cotta 1863. Köln. Ztg. Nr. 97; 7. April. Gez. B.

An Eduard Mörike, als die Nachricht verlautete, daß er eine neue Ausgabe seines „Maler Nolten" vorbereite. Morgenblatt Nr. 15; 8. April. S. 351—352.

Friedrich Haase. Eine Charakteristik. Köln. Ztg. Nr. 101; 11. April. Gez. B.

Shakespeare's Geburt. Ein Festspiel. Aufgeführt in Köln am 22. und 23. April 1864. Morgenblatt Nr. 23; 3. Juni. S. 529—534.

Ueber: Fünf Bücher französischer Lyrik, vom Zeitalter der Revolution bis auf unsere Tage, in Uebersetzungen von Emanuel Geibel und Heinrich Leuthold. Stuttgart, Cotta'scher Verlag 1862. Köln. Ztg. Nr. 194; 14. Juli. Gez. B.

Ueber: Gedichte von Karl Mayer. Dritte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Stuttgart, Cotta 1864. ebd. Nr. 213; 2. August. Gez. B.

Ueber: Robin Hood. Ein Balladenkranz nach altenglischen Volksliedern von Anastasius Grün. Stuttgart. Cotta 1864. ebd. Nr. 225; 14. August. Gez. B.

Der Schlegel-Tieck'sche Shakespeare. ebd. Nr. 256; 14. September. Gez B. Vergl. Jahrbuch der Shakespeare-Gesellschaft, 1, 396—405 und Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 265; 21. September.

Ueber: Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluß der nordischen von Karl Simrock. Zweite, sehr vermehrte Auflage. Bonn, Marcus, 1864. Köln. Ztg. Nr. 283; 11. October. Gez. B. Vergl. Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 302—305; 28.—31. October. Gez. B.

Ueber: Die verlorene Handschrift. Roman in fünf Büchern von Gustav Freytag. Leipzig, S. Hirzel 1864. Köln. Ztg. Nr. 304; 1. November. Nr. 350; 17. Dezember. Gez. B.

Zu Friedrich Welckers achtzigstem Geburtstage. ebd. Nr. 307; 4. November. Nicht gez.

Zu Schillers Gedicht: „Die unüberwindliche Flotte." ebd. Nr. 322; 19. November. Gez. B.

Ueber: Catilina. Trauerspiel in fünf Akten von Hermann Lingg. München 1864. ebd. Nr. 345; 12. Dezember. Gez. B.

Zur neueſten Literatur I: (Em. Geibel, Gedichte und Gedenkblätter. H. Lingg, Gedichte. Wilh. Müller, Ausgewählte Gedichte. E. Mörike, Anakreon. P. Heyſe, Novellen in Verſen. Lord Byrons Werke, überſetzt von Gildemeiſter, 1. und 2. Band.) ebd. Nr. 357; 24. Dezember. Gez. B.

1865.

Shakeſpeare ein katholiſcher Dichter. (Shakeſpeare von A. F. Rio. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Karl Zell.) Jahrbuch der deutſchen Shakeſpeare-Geſellſchaft. Im Auftrage des Vorſtandes herausgegeben durch Friedrich Bodenſtedt. Berlin, G. Reimer. Erſter Jahrgang. S 220–299.

Ueber die Compoſition des Hebbelſchen Demetrius. Deutſche Vierteljahrsſchrift. 1, 227—248.

Charakteriſtik von Guſtav Freytags Roman: Die verlorene Handſchrift. ebd. 2, 203–242.

Friederike Goßmann. Eine Charakteriſtik. Morgenblatt Nr. 2. 3; 8. 15. Januar. S. 25—29. 60–63. Nicht gez.

Zur neueſten Literatur II: (Paul Heyſe, Meraner Novellen. Turgenjew, Erzählungen. O. Roquette, Suſanne. Math. Raven, Eine Rolle Gold. K. Immermann, Die Epigonen. Grimmelshauſens Simplicianiſche Schriften.) Köln. Ztg. Nr. 47. 48; 16. 17. Februar. Gez. B.

Zur neueſten Literatur III: (Jacob Grimm, Kleinere Schriften erſter Band. Loebell, G. E. Leſſing. Briefe an Ludwig Tieck, hrsg. von Holtei.) ebd. Nr. 72. 73; 13. 14. März. Gez. B.

Ueber: Deutſches Wörterbuch. Fünften Bandes zweite Lieferung; ebd. Nr. 123; 4. Mai. Gez. B.

Zur neueſten Literatur IV: (A. Wilbrandt, Geiſter und Menſchen. Paul Heyſe, Dramen. Ida von Düringsfeld, Für dich. H. Rollett, Ausgewählte Gedichte. K. Simrock, Amelungenlied.) ebd. Nr. 139. 140; 20. 21. Mai. Gez. B.

Griechiſche Manuſcripte. Notiz aus dem „Reader“. ebd. Nr. 142; 23. Mai. Nicht gez.

Ueber: G. H. Pertz, Gneiſenaus Leben. Erſter Band. Berlin, G. Reimer. 1864. ebd. Nr. 169; 20. Juni. Gez. B. Zweiter Band. Nr. 347; 15. December. Gez. B.

Zur neueſten Literatur V: (Edm. Höfer, Erzählende Schriften. A. Böttger, Geſammelte Werke. L. Fürſt, Dornröschen. Lord Byrons Werke, überſetzt von Gildemeiſter, Band 3 und 4.) ebd. Nr. 196. 197; 17. 18. Juli. Gez. B.

Die Triumvirn in Goethes Römiſchen Elegien. An Otto Jahn. Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 203; 22. Juli.

Ueber: Zur Preußiſchen Geſchichte. Urkunden und Aktenſtücke zur Geſchichte des Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Erſter

Band. Hrsg. von Dr. B. Erdmannsdörffer. Berlin, Reimer. 1864. Köln. Ztg. Nr. 212; 2. August. Gez. B.

Ueber: Auf der Höhe. Roman von Berthold Auerbach. ebd. Nr. 246; 5. September. Gez. B.

Ueber: Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Stuttgart, J. G. Cotta 1865. Erster Band. ebd. Nr. 272; 1. October. Gez. B. Zweiter Band. 1866. Nr. 252; 10. September. Gez. B.

Ueber: Molière's Lustspiele, übersetzt von Wolf Grafen Baudissin. Leipzig, S. Hirzel 1865. ebd. Nr. 293; 22. October. Gez. B.

Zur neuesten Literatur VI: (Taine, Histoire de la littérature anglaise. Ebeling, Geschichte der komischen Literatur in Deutschland. Appell, Werther und seine Zeit. Gisbert Freiherr Vincke, Rose und Distel.) ebd. Nr. 307; 5. November. Gez. B.

Ueber: Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Erster Jahrgang. ebd. Nr. 325; 23. November. Gez. B.

1866.

Ueber Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 90 S. gr. 8°.

Ueber: Der letzte Komödiant. Roman in drei Theilen von Karl von Holtei. Breslau, Ed. Trewendt 1866. Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 1; 1. Januar. Gez. B.

Zur neuesten Literatur VII; (Keinz, Meier Helmbrecht und seine Heimath. Jörg Wickrams Rollwagenbüchlein, hrsg. von H. Kurz. Ayrers Dramen, hrsg. von A. von Keller.) Köln. Ztg. Nr. 5; 5. Januar. Gez. B.

Zur neuesten Literatur VIII: (A. F. von Schack, Heldensagen von Firdusi und Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien. Lord Byrons Werke, übersetzt von Gildemeister, Band 5 und 6. Lord Byrons sämtliche Werke, deutsch von A. Neidhardt.) ebd. Nr. 36; 5. Februar. Gez. B.

Zur neuesten Literatur IX: (Friedrich Bodenstedts gesammelte Schriften. Julius Grosse, Der letzte Grieche.) ebd. Nr. 80; 21. März. Gez. B.

Schillers Malteser und die Johanniter von Notter. (Die Johanniter. Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Fr. Notter. Stuttgart, Cotta.) ebd. Nr. 119; 30. April. Gez. B.

Zum 28. August 1866. ebd. Nr. 240; 29. August. Gez. B.

Zur neuesten Literatur X: (Wilhelmine von Hillern, Doppelleben. E. Pasqué, Die Komödiantenhexe. Turgenjew, Erzählungen.) ebd. Nr. 333; 30. November. Gez. B.

1867.

Gildemeisters Byron in neuer Auflage. Köln. Ztg. Nr. 60; 1. März. Gez. B.

Ueber: Schleiermachers Anfänge im Schriftstellern. Eine historische Skizze von R. Baxmann. Bonn, A. Marcus. Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 77. 78; 18. 19. März. Gez. M. B.

Ueber: Reinh. Köhler, Herders Cid und seine französische Quelle. Köln. Ztg. Nr. 154; 4. Juni. Gez. B.

Ueber: Ernst Curtius, Festrede, gehalten im Namen der Georg-August's-Universität zu Göttingen am 4. Juni 1867. ebd. Nr. 184; 5. Juli. Gez. B.

Ueber: Aus dem Nachlasse Friedrichs von Gentz. Erster Band. Wien. Karl Gerold, 1867. ebd. Nr. 200; 21. Juli. Gez. B.

Schiller und Racines Britannicus. ebd. Nr. 322; 20. November. Vgl. Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. Erster Band. S. 354—360.

Zur neuesten Literatur XI: (H. Lingg, Die Völkerwanderung. Heyse, Fünf neue Novellen und Novellen und Terzinen. O. Roquette, Dramatische Dichtungen. A. F. von Schack, Gedichte.) Köln. Ztg. Nr. 360; 29. Dezember. Gez. B.

1868.

Goethes Briefe an Friedrich August Wolf. Herausgegeben von Michael Bernays. Berlin, Georg Reimer. IV, 144 S. Lex.-8°

Ueber: Brutus und Collatinus. Trauerspiel von Albert Lindner. Berlin, Georg Reimer. Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 7. 8; 7. 8. Januar.

Zur neuesten Literatur XII: (Jacob Grimm, Kleinere Schriften, zweiter, dritter Band. K. Ettmüller, Herbstabende und Winternächte. J. E. Erdmann, Grundriß der Geschichte der Philosophie. C. H. Weiße, Kleine Schriften zur Aesthetik und ästhetischen Kritik, zusammengestellt von Dr. R. Seydel. Tennyson, Königs-Idyllen, übersetzt von W. Scholz.) Köln. Ztg. Nr. 27; 27. Januar. Gez. B.

1869.

Gibbons Römische Geschichte. Köln. Ztg. Nr. 164; 15. Juni. Gez. B.

Der Schlegel-Tieck'sche Shakespeare in neuer Ausgabe. (Shakespeares dramatische Werke nach der Uebersetzung von A. W. Schlegel und L. Tieck sorgfältig revidirt . . . unter Redaction von H. Ulrici, hrsg. durch die deutsche Shakespeare-Gesellschaft. Erster bis sechster Band.) ebd. Nr. 245; 4. September. Gez. B.

Ueber: H. Pertz, Gneisenaus Leben. Dritter Band. ebd. Nr. 258; 17. September. Gez. B.

* Friedrich Schlegel und die Xenien. An R. Haym. Die Grenzboten. 4, S. 401—420; 445—464.

1870.

Ein kleiner Nachtrag zu Bürgers Werken. Archiv für Litteraturgeschichte. 1, S. 110—115.

Ueber: Nikolaus Delius' Ausgabe der Shakespeare'schen Werke. Elberfeld. R. L. Friedrichs. Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 309. 310; 5. 6. November. Allg. Ztg. Nr. 311; 7. November.

Zur Erinnerung an Gotthold Ephraim Lessing. (Briefe und Actenstücke, hrsg. von Dr. O. von Heinemann. Leipzig, S. Hirzel.) ebd. Nr. 337, 338; 3. 4. December.

Ueber: „Wie wir wieder ein Volk geworden sind." Von Hermann Baumgarten. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, S. Hirzel 1871. ebd. Nr. 355; 21. December. Gez. M. B.

1871.

Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte. Von Ulrich von Hutten bis auf die neueste Zeit. Eine Mustersammlung hrsg. von Gustav Schwab. Fünfte neu vermehrte Auflage, besorgt von Michael Bernays. Leipzig, S. Hirzel. Vorwort S. XI—XVIII.

Shakespeares dramatische Werke, übersetzt von August Wilhelm von Schlegel und Ludwig Tieck, durchgesehen von Michael Bernays. Berlin, G. Reimer 1871—1873. 12 Bände. XIV, 330; 365, 404, 340, 304, 373, 304, 367, 341, 381, 418, 406 S. Nachwort Band 12, S. 407—414.

Ueber Heinrich Kruses Wullenwever. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. Leipzig, S. Hirzel 1871. Preußische Jahrbücher. 28. Band. S. 282—308.

Ueber: Wieland und die Weidmannsche Buchhandlung. Zur Geschichte der deutschen Literatur und des deutschen Buchhandels. Von Karl Buchner. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1871. Im neuen Reich. 1, S. 535. Nicht gez.

Ueber: Biographische Porträts von Varnhagen von Ense. Leipzig, F. A. Brockhaus 1871. ebd. 1, S. 555—556.

Ueber: Archiv für Litteraturgeschichte. Hrsg. von Dr. Richard Gosche. Leipzig, B. G. Teubner 1870. Erster Band, vier Hefte. ebd. 1, S. 687—688. Nicht gez.

Ueber: Tacitus' Geschichte der Regierung des Kaisers Tiberius. (Annalen, Buch I—VI.) Uebersetzt und erklärt von Adolf Stahr Berlin, J. Guttentag. 1871. ebd. 1, S. 963—968. Vgl. S. 1010.

Ein Brief Lessings an Erneſtine Reiske erläutert. ebd. 2, S. 25—30.

Shakespeare als Kenner des Wahnsinns. (König Lear. Psychiatrische Shakespeare-Studie von Dr. Carl Stark, derz. dirig. Arzt der Privatheilanstalt Kannenburg bei Eßlingen. Stuttgart, H. Lindemann. 1871.) ebd. 2, S 81—86.

Ein Brief Goethes an Karl August eingeführt. ebd. 2, S. 341—348.

Ueber: Historisches Taschenbuch, begründet von Fr. von Raumer, hrsg. von W. H. Riehl. V. Folge. 1. Jahrgang. Leipzig, F. A. Brockhaus 1871. ebd. 2, S. 676—680. Gez. Alfred Dove und Michael Bernays.

Ueber: Frau Rath. Briefwechsel von Katharina Elisabeth Goethe. Nach Originalen mitgetheilt von Robert Keil. Leipzig, F. A. Brockhaus 1871. ebd. 2, S. 805—807.

Zimmermanns „Merck", ein Beispiel dilettantischer Bücherfabrik. (Johann Heinrich Merck, seine Umgebung und Zeit. Von Dr. Georg Zimmermann. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer 1871.) ebd. 2, S. 809—816.

Zu Goethes Geburtstag. Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 241; 29. August.

* Ein unpatriotischer Vers Goethes. ebd. Nr. 256; 13. September.

Ein neues Drama. (König Erich. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, S. Hirzel 1871.) ebd. Nr. 310; 6. November.

* Ueber: Caroline. Briefe an ihre Geschwister, ihre Tochter Auguste, die Familie Gotter u. s. w. nebst Briefen von A. W. und Fr. Schlegel. Hrsg. von G. Waitz. Leipzig, S. Hirzel 1871. ebd. Nr. 349—351; 15.—17. December. Allg. Ztg. Nr. 352; 18. December.

1872.

Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare. Leipzig, S. Hirzel. VI, 260 S. gr. 8°. (S. 1—55 erschien gleichzeitig als Habilitationsschrift unter demselben Titel.)

Uhland als Forscher germanischer Sage und Dichtung. Im neuen Reich. 1, S. 81—96.

1874.

Theaterzettel zu Schillers „Wallenstein" vom 30. und 31. Januar mit einer Einführung. Anzeiger für die Königlichen Theater in München. 2 S. gr. 8.°

Theaterzettel zu Schillers „Tell" vom 20. März mit einer Einführung. Anzeiger für die königlichen Theater in München. 3 S. gr. 8°. Gez. gr.

Johann Heinrich Voß und der Vossische Homer. (Johann Heinrich Voß von Wilhelm Herbst. Erster Band. Leipzig, B. G. Teubner 1872.) Im neuen Reich. 2, S. 841—853. 881—897.

1875.

Der junge Goethe. Seine Briefe und Dichtungen von 1764—1776. Mit einer Einleitung von Michael Bernays. Leipzig, S. Hirzel. 3 Bände. XCVII, 411; 507, 720 S. 8°.

Zu Burkhardts klassischen Findlingen. Im neuen Reich. 1, S. 576—582.

1876.

Schiller auf dem Münchener Hoftheater. Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 207; 25. Juli. Nicht gez.

1877.

Zum achtundzwanzigsten August. Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 240. 241; 28. 29. August.

Das Festspiel in Baireuth und seine Recensenten. Blätter für literarische Unterhaltung Nr. 28—30; 12. 19. 26. Juli; S 433—436. 454—460. 469—472. Gez. Hermann Uhde. (Unter Mitwirkung von Bernays.)

Die Schule für Musik und Drama in Bayreuth. Der Sammler, belletristische Beilage zur Augsburger Abendzeitung Nr. 132; 3. November. Nicht gez.

1878.

Ein Brief aus München. Im neuen Reich. 2, S. 437—443. Nicht gez.

* Ueber ein Goethesches Motto. ebd. 2, S. 941—950.

1879.

Goethe. Allgemeine deutsche Biographie 9, S. 413—448. Gottsched. ebd. S. 497—508.

Hermann Uhde. Nekrolog. Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 171. 172; 20. 21. Juni. Nicht gez.

1880.

J. W. von Goethe. J. C. Gottsched. Zwei Biographieen. Leipzig, Duncker und Humblot. 144 S. 8°. Sonderabdruck aus der Allgemeinen deutschen Biographie.

1881.

Homers Odyssee von Johann Heinrich Voß. Abdruck der ersten Ausgabe vom Jahre 1781 mit einer Einleitung von Michael Bernays. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. CXX, VIII, 470 S. mit 4 Blättern der Vossischen Handschrift in Facsimile und 3 Tafeln nach der Ausgabe von 1821. gr. 8°.

Berichtigung einer Theaterkritik von Shakespeares „Cymbeline." Allg. Ztg. Nr. 109; 19. April.

1882.

Ein alter Aufsatz Friedrich Schlegels. Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 185—187; 4.—6. Juli.

Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in neuer Ausgabe. Allg. Ztg. Nr. 240; 28. August. Beil. Nr. 241; 29. August. Vgl. Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. Erster Band. S. 363—394.

Halm †. Allg. Ztg. Nr. 279; 6. October. Gez. M. B.

1883.

Ein Nachruf auf Richard Wagner, gehalten in der Universität München. Die Presse. Wien. Nr. 48; 19. Februar. Vgl. Karlsruher Zeitung 1891, Nr. 43; 13. Februar.

Rede auf König Ludwig II. von Bayern, gehalten am 17. März in München. Allg. Ztg. Nr. 79; 20. März.

1884.

An die Nacht. Gedicht. Münchener Bunte Mappe. Hrsg. von Max Bernstein. Originalbeiträge Münchener Künstler und Schriftsteller. Münchener Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann. S. 11. Componirt von Lassen.

Zu den zahmen Xenien. Goethe-Jahrbuch 5, S. 342—344.

Zum Studium des deutschen und englischen Shakespeare. Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 307—309; 4.—6. November.

1885.

Zu den Sprüchen in Prosa. Goethe-Jahrbuch 6, S. 336—338.

Berichtigung. ebd. S. 362.

* Zur Erinnerung an Herzog Leopold von Braunschweig. Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 270—273; 29. 30. September, 1. 2. October.

1887.

Der junge Goethe. Seine Briefe und Dichtungen von 1764—1776. Hrsg. von Salomon Hirzel. Mit einer Einleitung von Michael Bernays. Zweiter unveränderter Abdruck. Leipzig, S. Hirzel. 3 Bände. XCVII, 411; 507, 720 S. 8°.

Die Urschriften der Briefe Schillers an Dalberg. Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 226, 227, 230, 231; 16. 17. 20. 21. August. Vgl. Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. Erster Band. S. 395—449.

1891.

Shakespeares dramatische Werke. Uebersetzt von A. W. Schlegel und L. Tieck, durchgesehen von Michael Bernays mit Vor- und Nachwort. Neue Stereotypausgabe in 12 Bänden. Berlin, G. Reimer. XXX, 330; 365, 404, 343, 304, 378, 304, 367, 341, 381, 419, 494 S. 12°.

Vor- und Nachwort zum neuen Abdruck des Schlegel-Tieckschen Shakespeare. Preußische Jahrbücher. 68. Band. S. 524—569.

* Zur Kenntniß Jacob Grimms. Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 55 bis 58 (Beil. Nr. 46—49); 24.—27. Februar.

1892.

Prolog zu Mozarts Requiem. Dargestellt auf der Großherzoglich Badischen Hofbühne am 5. 9. 10. Dezember 1891. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 10 S. 16°.

Zur Lehre von den Citaten und Noten. Beil. zur Allg. Ztg. 160, 161, 170, 171, 173, 174, 177, 178 (Beil. Nr. 134, 135, 141, 142, 144, 145, 147, 148); 10. 11. 20. 21. 23. 24. 27. 28. Juni.

1895.

Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. Erster Band: Zur neueren Litteraturgeschichte. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. X, 454 S. gr. 8°.

Rede auf Scheffel. Gehalten am Tage der Enthüllung seines Denkmals in Karlsruhe, 19. November 1892. Biographische Blätter. 1, S. 68—81.

1896.

Berichtigung. Goethe-Jahrbuch 17, S. 263—64.

1897.

Berichtigung. ebd. 18, S. 294.

3 2044 019 993 153

SEP 24
SEP 24
APR 25 1922

WIDENER
SEP 24
FEB 10 1998
BOOK DUE